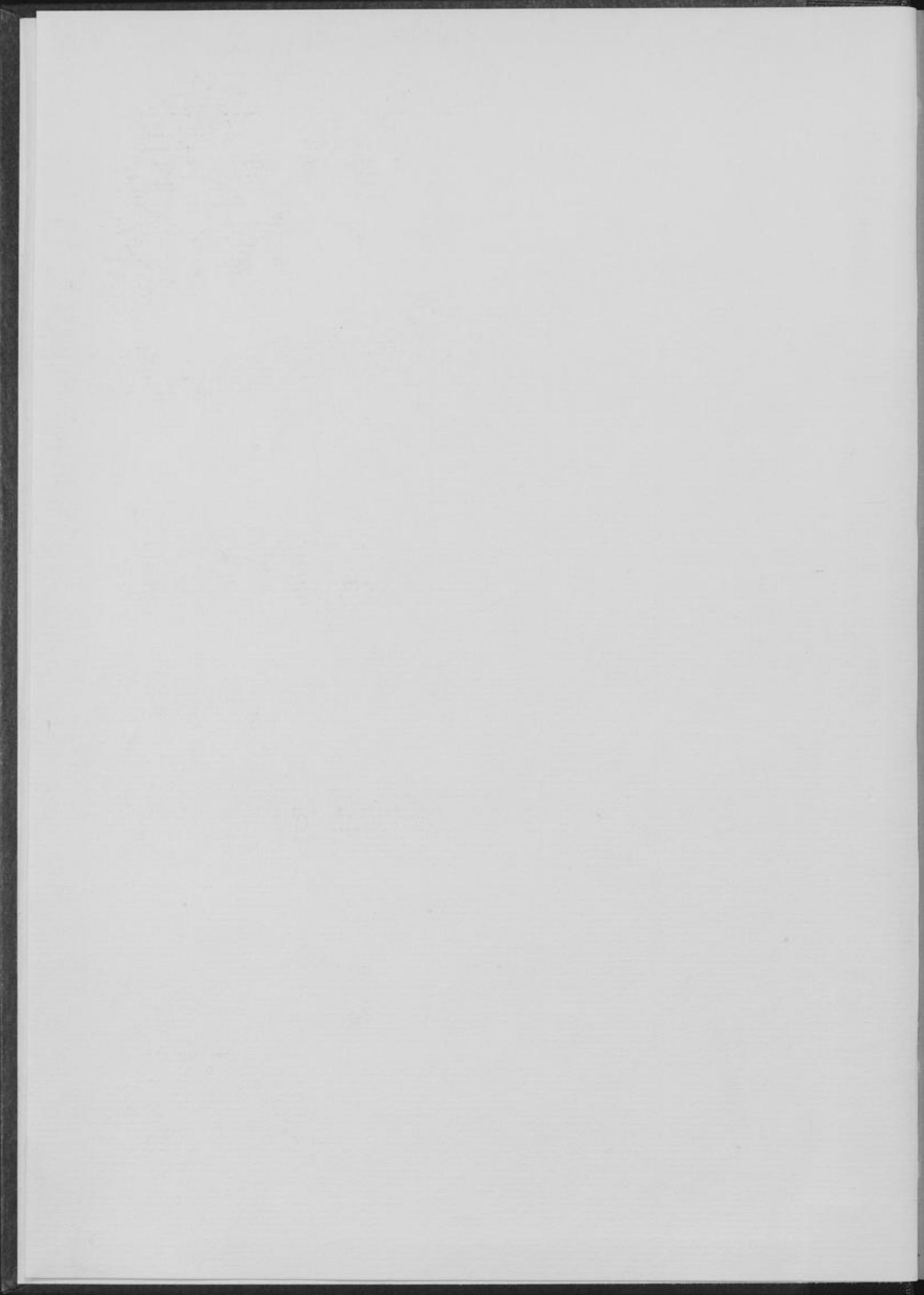


Waldorfer
Zeitschrift
11-12







Nr. 1.

Sonntag, 1. Januar.

Jahrgang 1911.

Der größere Mut.

Aus Straßburgs Belagerung.
Von Erica Grupe Lörcher (Straßburg).

(Nachdr. verb.)

Draußen auf den Wällen des belagerten Straßburg stand der Artilleriehauptmann Marcel. Während er zwischen den Geschützen hin- und herging, war es ihm, als läge Blei in seinen Adern, und gab er an den schweren Wallkanonen das Kommando: „Feuer“, so preßte ihm etwas die Kehle zu. Ein hartes, würgendes, unerbittliches Etwas: das Bewußtsein einer nahen Katastrophe. Er hatte manche Nacht hier draußen gestanden und fast über seine Kräfte ausgeharrt, um den Verlust gefallener Kameras zu decken. Stück für Stück war ihm von dem Glauben an die Unbesieglichkeit der berühmten Vauban'schen Festungswerke in diesen furchtbaren Nächten abgebröckelt. Nun gab es keine Hoffnung mehr auf Ersatz von Westen. Der Feind hatte seine Parallelen in den letzten Tagen mit einer unglaublichen Schnelligkeit vorgeschoben, in der letzten Nacht war er bis an den Rand des Grabens vorgedrungen, zwei Lunetten hatte man vor ihm räumen müssen. Die Wälle boten ein grauenhaftes Bild: die Kanonen waren an vielen Stellen demontiert, die Mannschaften fanden keine Möglichkeit mehr, sich auf der Brüstung zu halten, sondern mußten sich eingraben. Die Trefffähigkeit der feindlichen Granaten war so bedeutend, daß viele Geschütze aus ihren Lafetten hinausgeworfen lagen, daß die in den Schlund hereinfallenden Kugeln sie im Rohr zersprengt und zersplittert hatten. Und dort drüben die Bresche,

Hauptmann Marcel schloß für Momente die Augen. Eine — die furchtbare Bresche, über die der Sturm bevorstand. heiße Wallung überkam ihn: die Brust den feindlichen Geschossen hier zu bieten, mit dem Tod hier auf den Wällen allem Bevorstehenden aus dem Wege zu gehen: der Qual der Uebergabe, der Qual in seinem eigenen Hause. Aber gehörte nicht ein größerer Mut dazu, hier auszuharren?

Sein Haus war bedrohter denn je. Seit sechs Wochen sausten die Granaten in die Stadt. Aber seit gestern war den vorgerückten feindlichen Geschossen ganz augenscheinlich

eine andere Richtung gegeben, und mit dem Zischen der Granaten vermischte sich jetzt das Krachen der schweren, vernichtenden Mörserbatterien. Durch die regenfeuchte Nacht löhte der Flammenschein von mehreren Brandstätten in der Nähe seines Hauses, — und er dachte an seinen kleinen Knaben daheim, an Yvonne Debèle, die er zum Schutze seines Jungen, geistig umnachteten Weibes geholt hatte.

Zitternd stand in denselben Augenblicken, mit seinem Knaben in den Armen, Yvonne im Keller des Hauses. Eine ins Haus fallende Granate, die freipiert war, ohne zu zünden, hatte die beiden Frauen aufgeschreckt und Yvonne war, den Kleinen auf dem Arm seine Mutter an der Hand hinter sich zerrend, in den Keller geflüchtet. Als sie das Kind in den großen, offenen Korb gelegt, den sie längst zu seiner Aufnahme bereit gestellt hatte, umklammerte sie die Hand der Freundin: „Jeanne, du wirst nicht wieder nach oben gehen!“

„Ich will in meine schöne Wohnung hinauf!“ und der sonst so leere Blick der blauen Augen bekam etwas ungewohnt Zorniges, „hier im Keller ist es schrecklich!“

Da flehte die Jüngere: „Weil du nicht in den Keller wolltest, bin ich



Prosit Neujahr!

mit dir oben geblieben, trotzdem die Granaten unaufhörlich über unser Dach sausten. Eben ist ein Geschöß in das Haus gefahren. Jede Minute kann von neuem eine Granate unser Haus treffen und uns in Stücke reißen!" Und als die junge Frau ungläubig und heiser aufschrie, schloß Yvonne mit Bestimmtheit: „Du wirst hier unten bleiben. Ich habe den Keller seit Tagen so wohllich wie möglich gemacht, daß du es bequem hast! Sieh, wie gut der Kleine in seinem Korb liegt!"

Aber die Irre suchte sich loszuwinden, und als es ihr nicht gelang, biß sie Yvonne in die Hand.

„Ich will hier nicht bleiben, wenn ich oben eine schöne Wohnung habe —“

Yvonne schloß für Sekunden die Augen, um nicht in diesen zerfahrenen, irren Blick zu sehen. „Reinetwegen will ich diese eine Nacht hier unten bleiben. Aber zuerst will ich meine schöne Kristallvase herunterholen, die darf nicht verderben, wenn es oben wirklich gefährlich ist!" Und während sie mit der Freundin aufs neue rang, murmelte sie zwischen den zusammengebißnen Zähnen: „Nur wenn ich meine Kristallvase geholt habe, bleibe ich hier unten. Aber du darfst nicht mit hinauf. Du sollst nicht sehen, wo ich meine Vase versteckt habe, niemand soll es!"

Dann lief sie die Kellertreppe hinauf. Erschöpft blieb Yvonne zurück und horchte. Aber man hörte Jeanne nicht mehr. Ein Höllenlärm lag über der Stadt und verschlang jedes Geräusch. Wie unerbittliche, zischende, krachende Hiebe sausten die niederplagenden Geschöße rings in das Viertel, vom gegenüberliegenden Haus kam das Krachen von niederprasselndem Gebälk, von niederbrechenden Mauern.

Yvonne sank neben dem Korb seines Kindes in die Knie und wand verfürzt die Hände ineinander. Was alles war in den letzten Wochen auf sie eingedrungen! Von den Kranken im Hospital, die sie als Alleinstehende in dieser Zeit der allgemeinen Not pflegte, hatte Hauptmann Marcel mit der flehentlichen Bitte sie ins Haus geholt, sein krankes, junges Weib, seines kleinen Kind zu schützen, da die langjährige Haushälterin von den Plattern weggerafft war, und ihn sein Dienst fast jede Nacht auf die Wälle rief. Mit bangendem Herzen war sie seiner Bitte gefolgt, denn als Jugendfreundin von Jeanne war sie bei dem zunehmenden geistigen Leiden, das Jeanne seit der Geburt des Kindes überfallen hatte, immer mehr ins Haus des Hauptmanns gezogen worden, daß Hauptmann Marcel sie liebte, daß sie seine Liebe erwiderte. Und ihre stumme Liebe wuchs, je mehr sie seine Ruhe, seinen Stolz bewunderte, mit der er das Unglück einer liebevollen Ehe trug. So waren sie jetzt in enger Hausgemeinschaft nebeneinander gegangen. Sie wußte, daß auch Marcel in der stummen Frage mit sich rang, warum er Yvonne im Leben zu spät begegnet war.

Warum zu spät? Was stand diese Frau mit ihrem unnachteten Sinn zwischen ihnen, und hielt mit ihren irren Händen ihrer beider Schicksal auseinander?

Drüben über der Straße brach das Nachbarhaus krachend zusammen. Yvonne preßte das Gesicht in beide Hände. Es fiel ihr ein, daß die Freundin allein oben im Bereich der Geschöße, in Gefahr war. Sie raffte sich auf, um Jeanne nachzueilen. Aber dann zögerte sie. Warum sollte sie selbst sich bei dem Eigensinn der anderen in Lebensgefahr begeben? Aber wenn nun Granaten ins Haus schlugen, und Jeanne trafen? Wenn Jeanne getötet wurde?

Sie stöhnte auf bei dem Gedanken und schloß die Augen. Aber der Gedanke setzte sich fest und wurde zum heißen, flammenden Wunsche: wenn das Schicksal ihr diese Frau aus dem Wege nehmen würde —!

Da ließ ein furchtbarer Schlag das Haus bis in seine Kellermauern erzittern. Der Kleine schrie entsetzt auf. Aber Yvonne hatte keinen Blick für das Kind. Sie überwand eine Schwäche, die sie im Entsetzen wie eine Ohnmacht packen wollte, und schleppte sich mit wankenden Knien die Kellertreppe hinauf. Ein scharfer, unangenehmer Geruch schlug ihr entgegen, Geschöße hatten das Haus durchfahren, eine mächtige Kugel hatte vom Dach bis zum Erdgeschöß geschlagen. Das Treppengeländer lag zersplittert auf den Stufen, auf dem Vorplatz im ersten Stock ein Trümmerhaufen von durchschlagenen Wänden, eine Tür aus dem Rahmen gerissen und zu Boden geschmettert und an einer Wand eine mächtige, gährende Spalte. Aber nirgends Flammen oder Rauch. Sie schrie nach Jeanne, aber sie erhielt keine Antwort. In das Dunkel des Hauses, dessen Fensterläden von oben bis unten geschlossen worden waren, drang von einem Zimmer aus der matte Schein des herausdämmenden Tages. Yvonne trat näher; nur die Irre konnte in ihrem Bedürfnis nach Licht die Fenster und Läden so weit

aufgestoßen haben, — da erblickte sie Jeanne in einer Ecke vor einem Schrank am Boden, überfüllt von herumgewirbelten Granatsplittern. Unmittelbar neben ihr mußte die Granate geplatzt sein. Und als Yvonne in einem halberstickten Schrei näher trat, fand sie die junge Frau regungslos, verstümmelt am Boden — und in der Hand den Stiel einer zerplitterten Vase.

Von dieser Stunde an fand Yvonne keine Ruhe. Sie wagte Marcel nicht in die Augen zu sehen, nicht zu sagen, wie sie litt. Stumm und im Gefühl einer Schuld war sie neben ihm als Einzige in diesen furchtbaren Tagen dem Sarge zum Botanischen Garten gefolgt, unter dessen seltenen Bäumen die Toten der eingeschlossenen Stadt ein vorläufiges Grab fanden.

Doch sie war am Rande ihrer Selbstbeherrschung, als er ihr nach einigen Tagen danken wollte für ihre Selbstaufopferung, für ihre Pflege an seinem Kinde, für die Sorge, mit der sie sein kleines Leben in dieser schrecklichen Zeit der Entbehrungen, der Krankheiten, der Gefahren pflegte. In demselben Augenblick, als sie seine Hände ergreifen wollte, um von ihrer Gebaulensünde zu sprechen, neigte er sich über sie und strich ihr mit einer weichen Bewegung über das Haar.

Da verschloß sie ihre Worte. Da hielt sie still: Die einzige glückliche Stunde, die ihr in ihrem vereinsamten, nicht sonnenhellen Leben geboten wurde, nicht durch einen wehen Klang zu tören.

Während draußen die Schwüle eines Spätsommertages aufzog, saßen sie vor dem Korb des schlafenden Kindes im Halbdunkel des Kellers lange nebeneinander. Endlich schwiegen, wenigstens für Stunden, draußen die Geschöße!

Als er sah, daß Yvonne ihre scheue Zurückhaltung aufgab, sprach er von dem, was seit Monaten sein Herz bewegt hatte: von der Toten, und wie ihre geistige Unmachtung nur Mitleid in ihm geweckt hatte, grenzenloses Mitleid, keine liebevolle Trauer. Denn sie hatte seinem Herzen nie nahe gestanden. Die Unüberlegtheit einer rein aus äußerlichen Gründen geschlossenen Ehe hatte sich schwer an ihm gerächt. Und von seinen inneren Kämpfen sprach er, als neben dem Mitleid für sein Weib ein neues Gefühl für Yvonne emporwuchs. Sie hörte ihm regungslos zu, auch sie kannte die stummen Kämpfe nur zu genau!

Es war ihr, als reiste sie in dieser Stunde um Jahre. Und als Marcel sich erhob, weil der Dienst ihn an die Geschöße rief, war ein Entschluß in ihr wach geworden. Mit großen, nachdenklichen Augen sah sie ihn an, als wollte sie sich jeden Zug seines Gesichtes einprägen, in dem eine hohe, bleiche, scharf in den Haarwuchs sich zurückbuchtende Stirn von der Uebermüdung der furchtbaren durcharbeiteten Nächte sprach.

Als er sie zum ersten Male küßte, schlang sie den Arm um seinen Hals und gab seine Küsse zurück, in dem Vorwage, daß es der Abschied sei.

Sie wußte, daß er erst am nächsten Morgen zurückkehrte. Dann sollte er sie nicht mehr vorfinden. Bei seinen Worten war es ihr klar geworden, daß sie in den Tod gehen wollte.

Was in den letzten Tagen im einsamen Hindämmern im halbdunklen Keller an Selbstvorwürfen seit der Katastrophe ihr armes Herz und Sinnen zermartert hatte, drängte sie zu diesem Entschluß. War Jeanne nicht getötet worden, weil sie die Kranke nicht zurückgehalten hatte? Und sie hatte in denselben Momenten den Tod jener Frau herbeigewünscht, ersehnt! Nun war ihr durch den geliebten Mann in der Offenbarung seiner Liebe noch der überschwengliche Reichtum dieser Stunde zuteil geworden. Für diese Schuld, für diese Seligkeit gab es nur eine Sühne.

Allmählich überkam sie eine große Ruhe. Und während von fern wieder die Geschöße trachten, lag sie auf dem feuchten Kellerboden auf den Knien und schrieb auf einem Kistendeckel einen Brief an Marcel, den sie hinterlassen wollte.

Aber als sie den Kleinen emporhob, der ihr seine Hände entgegenstreckte, der ihr ahnungslos zusauchte, den sie mit ihrer Fürsorge gesund durch die Gefahren dieser Zeit hindurchgebracht, stürzten ihr die Tränen vom Herzen. Sie preßte seine Händchen an ihre nassen Augen und murmelte mit ersticker Stimme:

„Denselben Tod will ich suchen, wie deine arme Mutter ihn gefunden hat, die feindlichen Granaten sollen meinen Leib zerreißen. Heute nacht schlüpfte ich zum alten François auf den Wall, und dort oben will ich frei stehen! Und die Geschöße, die den Rasen zerwühlt haben, die Geschöße zersprengt, so viele von unseren tapferen Soldaten getötet —“

die werden auch mich dort oben finden — heute nacht, wenn es am furchtbarsten ist.“

Da hörte sie schwere, ungleiche Tritte die Kellertreppe hinabkommen. In der Silhouette erkannte sie Francois, den alten Burtschen des Hauptmanns, der draußen auf den Wällen neben seinem Herrn mit der Fähigkeit eines alten Kriegers gekämpft hatte. Yvonne ging auf ihn zu, sie sah ihn taumeln, als ob er verwundet sei.

„Es ist alles aus!“ sagte er da mit schwerer Stimme. „Mamselle Yvonne, es ist alles aus: wir kapitulieren! Man hat die weiße Fahne am Münster hochgezogen.“ Und als das junge Mädchen ihn mit stillen, ungläubigen Augen ansah, fuhr er fort: „Der Feind hat schon gesehen, was bei uns vorgegangen ist: hören Sie nur, das Schießen wird immer schwächer — er hat die weiße Fahne bemerkt!“

Yvonne hob den Kopf und horchte. Der furchtbare Lärm verringerte sich, das Zischen in der Luft verstummte, es begann ein Ausstöhnen der Schüsse — noch drei, noch zwei Schüsse — nun noch ein einziger, ein letzter ersterbender Knall ganz in der Ferne. Dann eine tiefe Ruhe. Sie horchte und horchte, jede Faser in ihr war gespannt. Aber kein Schuß war mehr zu vernehmen, kein Laut. Rings eine jabballiche Stille. Ein Schauer rann ihr über den Rücken. Wo blieben die Granaten, die ihr heute nacht den Tod bringen sollten?

Eine stumme Frage dümmerte in ihr auf: wollte das Schicksal ihre Sühne nicht annehmen? Und in dieser Frage begann ihre Ruhe zusammenzusinken. Sie hatte sich innerlich an dem Entschluß emporgereckt: heute nacht werde ich für meine Sünde sühnen. Mein Glück soll nicht über das Leben jener Frau hinweggehen.

Nun wurde sie unsicher. Ihre Gedanken suchten Marcel. Jetzt wollte sie ihm alles sagen. Alles. Aber, wann würde er kommen? Wenn die Stadt kapitulierte, was würde aus der Besatzung?

Stunde um Stunde verging. Der Hauptmann kam nicht. Draußen auf den Straßen war der ersten Stille der allgemeinen Ueberraschung ein furchtbarer Lärm, das Gedränge vorüberziehender Menschenhaufen gefolgt. Ganz in der Ferne klang, von tausend Kehlen gesungen, die Marseillaise. Dann wurde es wieder still, immer stiller. War es ein erleichtertes Aufseufzen nach der wochenlangen Qual, das durch die gemarterte Stadt ging, war es ein dumpfes Bangen vor den Umwälzungen des kommenden Tages unter der schweren Hand des Siegers?

Da kam Marcel spät am Abend. Sie war so bewegt, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Sie streckte ihm die Hände entgegen und sah im matten Schein der Petroleumlampe, daß er um Jahre gealtert schien. Als sie ihn zu einem Stuhl geleitete, ließ er sich nieder, als breche er zusammen, nachdem die Anstrengung, der feste Wille seine Pflicht zu tun, ihn bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten hatte. Da stand sie still neben ihm und ließ ihm die Hand, die er an seine Augen presste. So blieb er eine Weile stumm, und stumm verharrte auch sie, weil sie fühlte, daß er bis ins Innerste erschüttert war.

Dann begann er von der Qual dieses denkwürdigen Tages zu sprechen: von dem Entschluß des Gouverneurs, zu kapitulieren, weil die gelegte Bresche jede Stunde den Sturm erwarten ließ, von der Erregung, Empörung des Volkes, das auf einen Parlamentär schoß, das die weiße Fahne wieder vom Münsterurm herabholen wollte, das vor dem Haus des Gouverneurs mit geballten Fäusten von „Verrat“ schrie. Bis spät in den Abend hatte der Hauptmann in den Kasernen und Kasematten die Bestimmungen für die Truppen auszuarbeiten gehabt. Am nächsten Morgen sollte die Besatzung ausmarschieren, der Feind besetzte die Stadt. Jetzt in der Nacht wurde weit draußen vor den Toren Straßburgs die Kapitulation zwischen den Bevollmächtigten beider Heere vollzogen.

Yvonne hörte zu, ohne sich zu rühren. Sie verschlana jedes seiner Worte: er sprach immer nur von dem Schicksal der Stadt, dem Schicksal der anderen.

„Und du?“ fragte sie zuletzt, als er schwieg.

Und er gab halbersticht zurück:

„Ich werde morgen mit in die Kriegsgefangenschaft ziehen.“ Und als sie erschrocken nach seiner Hand griff fuhr er fort: „Wir alle hatten gehofft, der Besatzung würde freier Abzug gewährt. Aber unsere Kapitulation soll nach der von Sedan formuliert sein. So zieht unsere Besatzung in Kriegsgefangenschaft. Wir Offiziere haben die Möglichkeit, davon frei zu bleiben, wenn wir uns durch Unterzeichnung eines Reverses verpflichten uns während des Krieges nicht mehr aktiv zu beteiligen. Aber glaubst du, ich könnte hier bleiben

und sehen, wie der Feind unsere Stadt besetzt? Ich ziehe mit meiner Truppe in die Gefangenschaft, sie hat mit mir auf den Wällen in diesen schweren Wochen gekämpft, jetzt teile ich ihr Los. — Und du, Yvonne, du wirst bei meinem Knaben bleiben, bei keinem Menschen wüßte ich ihn besser aufgehoben als bei dir — bleibe bei dem Kinde, bis der Krieg zu Ende ist und wir später nach Frankreich hinüber können.“

Da fiel ihm auf, daß sie ihm mit großen, starren Augen zuhörte. Er fühlte, daß etwas Unausprechliches sie bedrückte. Und als er in Niedrang, halb erschrocken, halb stürmisch, gestand sie ihm alles.

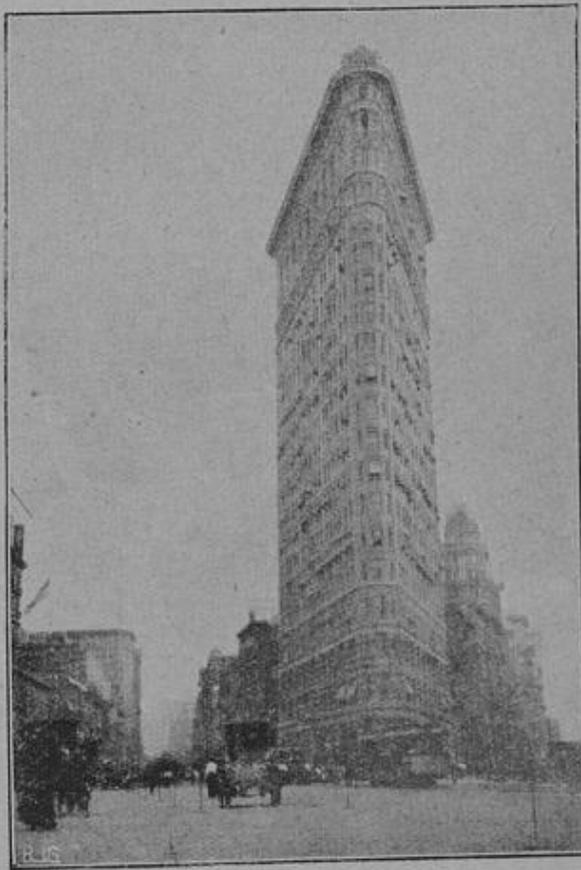
„Yvonne,“ wiederholte er immer von neuem, als sie gequält schwieg. „Yvonne, das wolltest du tun! Mit welchen Gedanken hast du hier in dieser tagelangen Einsamkeit dein armes Herz zermartert!“

Er zog sie neben sich nieder. Und in den Stunden dieser ersten seit Wochen stillen Nacht wurde es ihr unter Worten klar, daß der selbstgewählte Tod nicht die wirkliche Sühne für eine Schuld ist. Den Kopf an seine Brust geschmiegt, hörte sie ihm zu, zuerst wie ein unglückliches, dann wie ein zweifelndes, dann wie ein glaubendes Kind. Zum Sterben gehörte der Mut eines Augenblicks. Zum Leben gehörte ein täglich neuer Mut, die Selbstentäußerung eines täglich neuen Ringens. Wem nützte sie, wenn sie in den Tod ging? Verließ sie ihrem Wunsche nach Sühne nicht eine viel größere Weihe, wenn sie das Kind, das der Unglücklichen das geistige Leben gekostet, nun mit ihrer ganzen Liebe umgab und bei ihm blieb, anstatt es fremden, unbekanntem Händen zu überlassen?

So verbrachten sie aneinander geschmiegt in leisem Zwiegespräch die ganze Nacht, indes der alte Francois in einem Winkel des Kellers nach Wochen zum ersten Male in unge störter Nachtruhe in bleiernem Schlafe lag.

Als der Morgen hereindämmerte, war es für Yvonne, als begänne auch für ihr Leben ein neuer Tag, ein Leben klarer, zielbewußter Pflichterfüllung. Auch Marcel hatte sein inneres Gleichgewicht gefunden. Die Vergangenheit mit ihren schweren Schatten sollte versinken, und die Wünsche für die Zukunft sollten sie beide für die Anforderungen der Gegenwart stählen.

Er erhob sich. „Komm, Liebe, mit mir in den Morgen, ehe wir uns in den Kasernen versammeln!“



Das Bügeleisen von New-York.

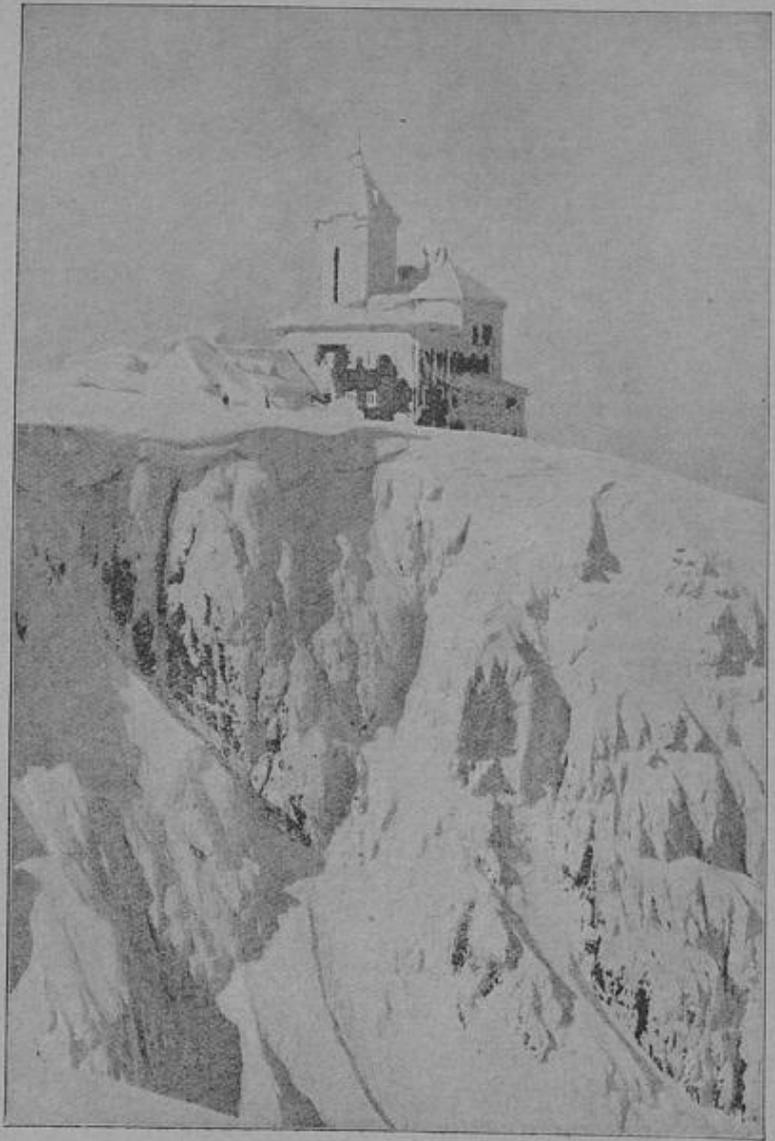
Ganz leise küßte sie den schlafenden kleinen Knaben, der nun ihnen beiden gehören sollte. Dann gingen sie Hand in Hand hinaus. Mit töflicher Frische schlug ihr nach dem wochenlangen Aufenthalt im dumpfen Keller die Morgenluft entgegen. Schweigend gingen sie durch die stillen Straßen. Alles lag nach wochenlang durchwachten, durchbangten Nächten vor den gewaltigen Umwälzungen des neuen Tages wie in bleiernem Schlafe. Keinem Menschen begegneten sie. Selbst die Feuerwehrrpatrouillen, die Mobilgarden, die unablässig die Straßen zur Eindämmung der Brandherde, zur Bewachung der Bürger durchzogen hatten, gönnten sich Ruhe.

Und schweigend gingen sie weiter, an all den zertrümmerten, verbrannten Häusern vorbei, den stummen, schauerlichen Zeugen durchringener, durchbeteter Stunden höchster Not. Als Marcel Yvonne zum Wall hinaufführte, gingen die ersten Wolkenschleier vor den Sonnenstrahlen auseinander und das Morgenlicht trug die mächtige, weiße Fahne, die sich am Münsterturm über der schweigenden Stadt blähte. Sie beleuchteten das Kreuz der Turmspitze, das schief in den Stangen des Blitzableiters hing. In furchtbarer Zerstörung dehnte sich der schwer betroffene Stadtteil hier aus, kaum ein Haus stand neben dem anderen. Auf den nackten, durchwühlten Wällen war kein Gras mehr zu sehen, wie tote Pfähle ragten entblätterte Bäume zum Himmel.

„Wir haben schwer gerungen!“ sprach er, indem er mit dieser Umschau Abschied von der geschlagenen, blutenden Stadt nahm. „Wenn mein kleiner Pierre einst groß ist, werde ich ihm sagen dürfen, daß Straßburg in Ehren gefallen ist.“

Mit einem kurzen, wehen, stummen Abschied trennte er sich dann von Yvonne. In der Ferne erwartete ihn ein schwerer Auszug; der Mannschaft, die man absichtlich im unklaren über ihr Schicksal gelassen hatte, mitzuteilen, daß sie in Kriegsgefangenschaft zog.

Doch als die Clairons zum Sammeln durch die Stadt klangen, fand Yvonne keine Ruhe im Haus. Sie wußte den geliebten Mann noch in der Stadt. So mußte sie ihn noch



Die Schnee gruben und die Schnee grubenbaude.



Abfahrt mit Hörnerschlitten vom Knast.

einmal sehen, wo sich ihr die Möglichkeit bot. Sie ging auf den Wall nach jenem Tor, durch das der Auszug erfolgte. Draußen auf dem Glacis sollte die Besatzung die Waffen strecken. Mit brennenden Augen sah sie die vorüberziehenden Soldaten, die Artilleristen, die Chasseurs, die Linientruppen, die Douaniers, die Gendarmes, die Turcos. Und mit brennendem Herzen verfolgte sie die zunehmende Unordnung, die Korps lösten sich auf, die Soldaten begannen ihre Flinten und Säbel zu zerbrechen, ihre Monturen zu zerreißen. Und Verwünschungen hallten durch die Luft: gegen ihre Generale, ihre Offiziere, die sich durch Unterzeichnen des Reverses ein leichtes Los schafften.

Da kam in kurzem Abstand von dem regellosen Auszug nun ein Trupp von Artilleristen in geschlossenen Gliedern, in festem leichtem Marschschritt in würdiger Haltung, sie wurden von ihrem Hauptmann geführt. Und all die Umstehenden deuteten mit Achtung auf jenen Mann, der es vorzog, mit seinen Soldaten das Kriegsglück zu teilen. Da beugte sich Yvonne weit vor und nahm das Bild dieser geliebtenzüge mit ihrem Ausdruck stummer Entschlossenheit in sich auf.

Als sie nach Hause zurückkehrte, trug sie den Knaben zum ersten Male ohne Gefahr in den Sonnenschein des milden Herbsttages hinaus. Da klangen die deutlichen Weisen des einziehenden Siegers jubelnd durch die Straßen.

Sie dachte an Marcel. Und während sie mit zitternder Hand lieblosend über das Kinder Gesicht strich, dachte sie mit wehem Herzen: „Es ist gut, daß er diese Klänge nicht hört — daß er von hier ging!“

Am Telephon.

Neujahrstizze von Friß Reutter.

(Nachdruck verboten.)

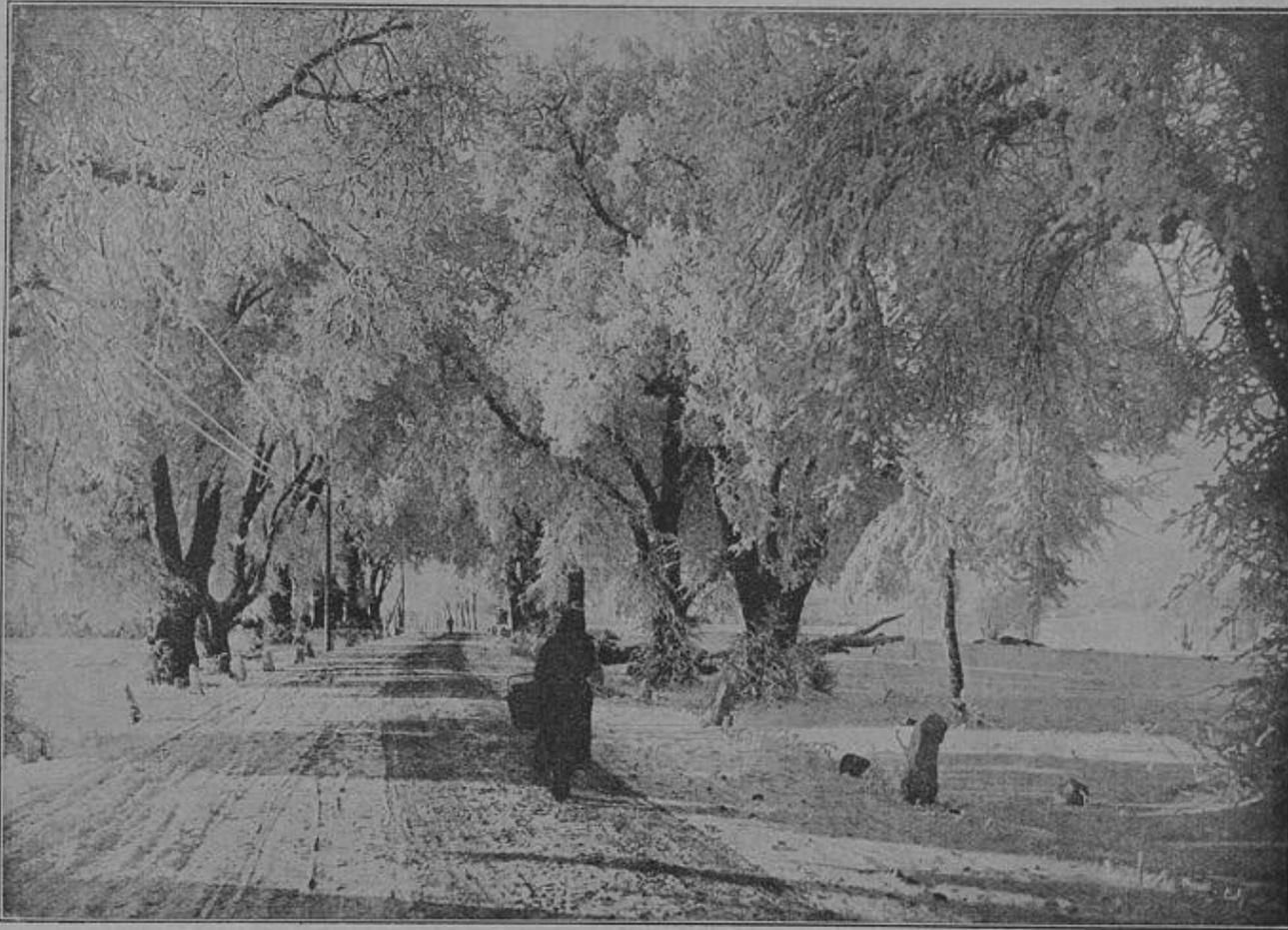
Das Telephon klingelte. Er stürzte auf den Apparat zu und griff hastig nach dem Hörer.

„Hier! . . . Nein, Fräulein. Herr Otto ist ausgegangen, wird auch heute nicht zurückkommen; aber ich werde ihm morgen die Kommission ausrichten, wenn ich ihm den Neujahrsbesuch abstatte. Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie auch beglückwünsche? . . . Gewiß, wir kennen uns nicht . . . aber Sie haben eine so hübsche Stimme . . . die mir so sympathisch ist . . . aha, Sie lachen, also sind Sie mir nicht böse. Für mich ist es immer ein wahres Vergnügen, Sie am Apparat zu treffen. Da muß ich Ihnen schon eine besondere Neuigkeit mitteilen. Herr Otto will mich nach dem Neujahr als Associé ins Geschäft aufnehmen . . . Sie finden, daß meine Stimme etwas zittert . . . das ist die

doch immer wieder zum Telephonfräulein des Hauses Billing u. Co. in Böttingen zurück. Er wußte herzlich wenig von ihr, außer, daß sie das Telephon besorgte und die Korrespondenz auf der Schreibmaschine erledigte und sich Marianne nannte. Er hatte dies eines Tages selbst von Herrn Billing am Telephon vernommen: „Ich werde auf einige Tage verreisen, aber Fräulein Marianne wird Ihnen den Auftrag brieflich bestätigen.“

Wie kristallhell die Stimme des Mädchens geklungen! Noch sumimte ihm ihr frohes, helles Lachen über das ihr gezollte Kompliment in den Ohren, und ein unbestimmtes Gefühl der Verwunderung beschlich ihn deshalb. War das nicht geradezu lächerlich?

Wenn er dagegen die etwas rauhe Stimme des Herrn Otto verglich: „Da nun für Ihre Zukunft gesorgt ist, werden Sie bald heiraten müssen. Und nichts leichter als das in Ihrer neuen Lage. Die Mitgift Ihrer Frau wird die Einlage der Teilhaberschaft sein.“ Da Heinrich bei diesen Worten eine leichte Bewegung nicht hatte unterdrücken kön-



Landstraße im Raukreif.

Freude, ja die Freude, Fräulein! Danke schön für Ihre Wünsche . . . und noch einmal, Ihnen meine besten Wünsche zum neuen Jahr. Auf Wiedersehen, Fräulein!“

Heinrich Tobler, der erste Beamte des Hauses Otto — Leder- und Fellhandlung — hing das Schallrohr wieder auf und setzte sich wieder vor sein Hauptbuch mit den kupferbeschlagenen Eden. Aber die Feder in die Hand zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn. Sein regelmäßiges Gesicht mit dem reinen Teint und dem schwarzen wohlgepflegten Schnurrbart lächelte still vor sich hin. Wie ungewöhnlich war dieses Telephongespräch gewesen! Aber am Silvester konnte man ja wohl ein wenig vom sonstigen feierlich-kalten Ton abweichen. Und dann war's ihm doch in diesem Augenblick so wohl zu Mut. Als er vor zehn Jahren ins Geschäft eintrat, hatte er sich kaum in den verwegensten Träumereien gedacht, Herr Otto würde ihn eines Tages zum Teilhaber machen.

Und ob er wollte oder nicht, so lehrten seine Gedanken

nen, blickte ihn Herr Otto forschend an und stellte ihm diese Frage: „Sind Sie vielleicht schon verlobt, ohne daß ich etwas weiß?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ antwortete Heinrich, „ich bin nirgends gebunden.“

„Am so besser also! Ich hoffe, daß sich meine Wünsche bald verwirklichen werden — zu Ihrem Glück — und zum Vorteil auch unseres Hauses Otto u. Tobler.“

Heinrich hatte seinem Chef voll Nahrung gedankt. Warum hatte sich aber bei dem Wort „heiraten“ sein Gedanke unwillkürlich der jungen Maschinenschreiberin im nicht allzu fernen Städtchen Böttingen zugewandt? Das fragte er sich noch, als er die Feder wieder ergriff und sich an die Arbeit machte, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Mit sich selbst ein wenig unzufrieden und beschämt über die Platterhaftigkeit seiner Phantasie, beugte er sich über sein Hauptbuch. Aber während er da in schöner Kundschrift die

Namen neuer Kunden eintrug, zitterte in seinen Ohren der fröhlich-helle Klang der jugendlichen Stimme nach.

Er vernahm diese entzückende Stimme noch am nächsten Morgen, als er seinen bisherigen Chef aufsuchte, um ihm seiner Gewohnheit gemäß zum Neuen Jahr Glück zu wünschen. Herr Otto stellte ihn bei dieser Gelegenheit auch den anderen Angestellten als seinen künftigen Teilhaber vor und Heinrich mußte eine Flut von Glückwünschen über sich ergehen lassen. Er drückte allen herzlich die Hand. Am Nachmittag war er frei, und mit energischem Schritt ging er den Bahnhof zu, um den Zug nach Böttingen zu nehmen.

Was wollte er eigentlich dort tun? Er wagte es nicht, sich diese Frage zu stellen. Beim Anblick des Bahnhofs zögerte er noch einen Augenblick. Aber er schüttelte energisch den Kopf, löste seine Fahrkarte und trat in den Wartesaal, der vom Geräusch der in die Ferien Reisenden angefüllt war.

Nach etwa anderthalb Stunden stand er vor dem Bahnhof des Städtchens mit den vielen Neubauten, den hohen Kaminen seiner Fabriken; denn Böttingen ist eine rege Industriestadt am Ufer der Thur geworden. In diesem Augenblick kam es Heinrich kaum in den Sinn, das sich seinen Blicken darbietende grandiose Winterpanorama mit den schneebedeckten Häuptern der Alpen im Hintergrund zu bewundern.

Er trat in eines der am Bahnhof liegenden Hotels ein und bestellte sich etwas zu essen. Nachdem der Magen befriedigt war, knöpfte er seinen Ueberzieher sorgfältig zusammen und trat hinaus in die freie Luft, um lebhaften Auges auf Abenteuer auszugehen. Das Blut floß warm durch seine Adern, denn er hatte sich eine halbe Flasche Bordeaux geleistet, um das glückliche Ereignis des neuen Jahres würdig zu feiern. Am heutigen Festtag waren die meisten Läden geschlossen, nur die Cafés und Wirtschaften waren voll Gäste, auf den Straßen begegnete ihm fast niemand. Der Wind hatte sich erhoben und hielt die Einwohner zu Hause zurück.

In dem abendlichen Halbdunkel begriff er auch bald, je schärfer ihm der Ostwind ins Gesicht blies, wie albern und absurd er eigentlich handle. Das schlechte Wetter schien seine Begeisterung merklich abzukühlen. Was wollte er hier? Er konnte doch keinen der Vorübergehenden mit der Frage anhalten: „Kennen Sie Fräulein Marianne, die Maschinenreiberin des Hauses Willing u. Co.? Sie hat die angenehmste Stimme, die ich je gehört. Ist sie ebenso lieb-reizend wie ihre Stimme?“

Ziellos wanderte er durch die Stadt und kam schließlich wieder auf die Hauptstraße zurück. Müde, niedergeschlagen und traurig erreichte er den Bahnhof, als er, die Augen aufschlagend, plötzlich zwei junge Mädchen auf dem gleichen schmalen Trottoir lebhaften Ganges ihm entgegenkommen sah. Schlanke, elegante Gestalten; in ihren Costüm tailleur trugen beide eine Pelzmütze auf dem Kopf und einen Pelz um den Hals. Also sicherlich zwei Schwestern. Bei ihrem Anblick fuhr es ihm wie ein Stich durchs Herz. Die Mädchen mit den blonden Haaren, mit den vom Ostwind geröteten Wangen, lachten und schritten lebhaft miteinander plaudernd rasch dahin wie wenn sie irgend ein fröhliches Gefühl teilten. Höflich trat Heinrich an einer mit Kellamen bedeckten Mauer etwas beiseite, um sie vorübergehen zu lassen. Das größere der Mädchen streifte ihn trotzdem unabsichtlich leicht mit dem Armel und bemerkte mit heller Stimme: „Pardon, Herr!“

„Fräulein Marianne!“ rief er.

Ueberrascht, bestürzt wandten sie sich rasch um. Heinrich hatte das Gefühl, als hätte er sich lächerlich gemacht. Aber er raffte sich zusammen und sprach: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie anrede, Fräulein Marianne; aber erlauben Sie mir auch, daß ich meine Glückwünsche von gestern jetzt persönlich wiederhole.“

Das Mädchen sah ihn stirnrunzelnd, fragend an: „Sie täuschen sich, Herr.“

„Durchs Telephon!“ fügte er hinzu.

Ueber das rosige Antlitz huschte ein leichtes Lächeln und das Mädchen schien ihn plötzlich verstanden und seine Kühnheit verziehen zu haben.

„Sie haben mir aber nicht gesagt, daß Sie heute nach Böttingen kommen würden.“

„Ich habe mich auch erst gegen Mittag zu der Reise entschlossen . . . in der heimlichen Hoffnung, daß ich vielleicht vom Zufall begünstigt derjenigen begegnen würde, mit der ich fast jeden Tag geschäftlich verlehre, mit der ich noch ge-

stern abend erst mich so famos unterhalten. Wie Sie sehen, war mir der Zufall günstig. So bleibt mir, Fräulein, nichts anderes übrig, als Sie um Entschuldigung zu bitten, Sie auf der Straße angerebet zu haben . . . und Sie zugleich um die Erlaubnis anzugehen, bald wieder zurückkommen zu dürfen.“

Er sprach diese letzten Worte mit einer vor Rührung fast ersticken Stimme. Sie beobachtete ihn ernst, als wolle sie im Grunde seine Seele lesen. Und das Examen fiel scheint's nicht allzu ungünstig aus. Aber auf seine Frage wollte sie jetzt nicht direkt antworten. Lächelnd wies sie auf eine an der Mauer hängende Anzeige, die vom Regen und der Sonne schon ziemlich verwischt war und zur letzten Flug-woche eingeladen hatte.

„Was steht da? Lesen Sie selbst: Jeder Fremde ist freundlich willkommen!“

„Ich danke Ihnen und ich werde mich der Anzeige erinnern. Auf Wiedersehen, Fräulein Marianne.“

Leichten Herzens, überschäumend vor Freude und Jubel, verneigte er sich vor den jungen Mädchen, und sein Auge folgte ihnen noch eine Weile.

„So,“ murmelte er bei sich selbst, „das ist ein erster Januar, wie ich ihn noch nie erlebt! Aber ich bin auch Herr Otto's Associé noch nicht ganz sicher!“

Sobald der Chef am andern Morgen ins Geschäft gekommen war, begab sich Heinrich zu ihm auf sein Privatbüro: „Ah, Sie sind's, Tobler; ich wollte Sie eben rufen lassen, um unseren Vertrag aufzusetzen.“

„Herr Otto, ich werde Ihnen mich so ehrenden Vorschlag nie vergessen. Aber ich kann ihn leider nicht annehmen. Sie rechnen darauf, daß ich wenigstens ein kleines Kapital ins Geschäft einlegen würde.“

„Gewiß, wenn Sie mal heiraten.“

„Aber,“ verzogte der Beamte mit leiser Stimme, „aber die, die ich liebe und die ich zur Frau nehmen möchte, hat wahrscheinlich nicht mehr Vermögen als ich.“

Das rundliche Gesicht des Chefs mit den wohl ausgeprägten scharfen Zügen verfinsterte sich: „Sie wollen mich wohl zum besten halten Tobler. Vorgestern erklärten Sie mir noch selbst, Sie seien nirgends gebunden und jetzt kommen Sie selbst und gestehen mir, daß Sie ein vermögensloses Mädchen lieben. Wissen Sie, das stört meinen ganzen Plan!“

„Herr Otto, ich will Ihnen alles erklären.“

Und offen und ohne jeden Rückhalt erzählte Heinrich seine Reise nach Böttingen. Plötzlich unterbrach ihn der Chef barsch, wie man es an ihm gewohnt war: „Also, kurz gesagt, geht Ihnen jetzt die Liebe vor das Geschäft. So erkläre ich mir jetzt auch Ihren besonderen Eifer, wenn's galt, nach Böttingen zu telephonieren. Dabei wollten Sie bloß die helle Stimme der Telephonistin hören. Nun ja, auch ich habe eine Liebesheirat gemacht und hatte sie bis heute nie bereut. Also, es bleibt dabei: wir reden mal über den Vertrag. Und was die Hand von Fräulein Marianne angeht — so will ich sie selbst für Sie erbitten. Ha, ha! Das neue Jahr fängt für uns gar nicht übel an. Aber der Daus! In eine derartige Geschichte hätte ich doch nie gedacht!“

Und Heinrich brachte im Ueberschwang seines Glücks nur diese einfachen Worte hervor: „O, Herr Otto, ich bin glücklich! Ich danke Ihnen!“

Die braune Handtasche.

Von Richard Decker.

(Nachdruck verboten.)

Die graustaubige Pappelallee hinab ging ein einsamer Wanderer.

Heiß brannten die Strahlen der Sommernachmittagssonne auf die Straßen nieder. Die braune Reisetasche, die der junge Mann in der Hand trug, sowie der ganze äußere Habitus ließen unschwer den Commis voyageur erkennen, im Volksmunde „Reiseunkel“ genannt, eine Spezies, die wohl allgemein bekannt sein dürfte. Das jugendfrische Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen unter der hohen Stirn hervorblickten, das dunkelblonde Haar und das wohlgepflegte Schnurrbärtchen gaben seiner Erscheinung etwas Sympathisches, Anheimelndes, das ihm in seinem Verufe sehr zustatten kam.

Seute mochten wohl eigenartige Gedanken das Gehirn des jungen Mannes quälen. Während seine Linse nachlässig die Reisetasche hin und her schlenberte, gestikulerte

die andere freie Hand in der Luft umber, als wollte sie Mücken jagen. Dabei redete er halblaut mit sich selbst, abgerissene ärgerliche Worte: „Berrückte Bande! — Ekelhaft, diese Philister! — Was will der dumme Kerl!“

So ging es eine Zeitlang fort, bis er an dem Hause eines Kolonialwarenhändlers angelangt war, der sich hier draußen, weit ab von der Stadt, niedergelassen hatte und auf die Kundschaft der zur Stadt fahrenden Bauern rechnete.

„Der Herr ist nicht zu Hause!“ wurde ihm Bescheid, als er in dem mit allen möglichen und unmöglichen Düften geschwängerten Laden stand.

„Das einzig Gescheite, was er machen konnte!“ murmelte er in sich hinein.

„Was gefällig?“ fragte das junge Mädchen, die Tochter des Hauses.

„O, ich meinte, es wäre schade, daß ich den Herrn im Augenblick nicht sprechen kann. Ist er vielleicht nachher zu sprechen?“

„Nein, heute nicht mehr, er ist verreist.“

„Na, dann also nicht. Auf Wiedersehen, schönes Fräulein. Grüßen Sie den Herrn Papa von mir. Sie kennen mich doch? Hans Evers, von Böller u. Co.“

„Danke, Herr Evers, ich werde es besorgen.“

„Adieu!“

„Adieu!“

So paßte es ihm; er hatte seine Pflicht und Schuldigkeit getan, und der Kunde bezog doch weiter, ob er kam oder nicht. Dies hatte aber keineswegs vermocht, ihn in eine bessere Stimmung zu bringen. Vielmehr schien er immer aufgeregter zu werden, nach den Reden zu urteilen, die er mit sich führte im Weitergehen.

Die Chaussee lief in einen Wald aus. Hans Evers bog von der Straße ab. Da, wo eine kleine schattige, mit hohem Grase bewachsene Lichtung war, warf er sich ins Gras. Die Tasche flog im weiten Bogen fort. Er sah nicht einmal hin, wo sie niederfiel.

Aus der Brusttasche seines Rockes zog er ein vollständig zernittertes Schreiben hervor. „So 'ne Blase!“ fing er wieder an. „Kaputärgern kann man sich! Wollen einem da Vorschriften machen! Da kennt ihr aber Hans Evers schlecht! Der läßt sich nicht ducken! Ich mache, was ich will. Als ob es den Chef was angeinge, was ich mit meiner freien Zeit anfang!“ Wieder sah er in den Brief und las: „Ich meine, es ist besser, wenn Sie Ihre Seele voll und ganz dem Geschäfte widmen und das Dichten lieber unterlassen. Offen gesagt, es hat mich etwas peinlich berührt, als ich die Gedichte in der Zeitung las. Sie wissen, ich meine es gut mit Ihnen, und darum glaube ich, Ihnen sagen zu dürfen, daß der alte Spruch wahr ist, daß niemand zwei Herren dienen kann“ — So'n Klotz! Er meint es gut mit mir! Hahaha! Der ist bange, daß ich ihm nicht genug Margarine verkaufe, diese Wagenschmiere! Soll doch sein Zeug selber fressen! — Ach was,“ sagte er schließlich, „was soll ich mich ärgern! Ich laß mir nicht dreinreden. Und damit Punktum! Vorläufig liege ich hier gottvoll!“

Das war allerdings richtig. Es war ein idyllisches Plätzchen, das er sich ausgesucht hatte. Hohe Buchen mit ihren dichten, schattigen Kronen umstanden den lauschigen Ort und rauschten in feierlich-leisem Wehen. Bunte Schmetterlinge gaukelten durch die Luft, um sich auf gelben, roten und weißen Blumen niederzulassen, die zahlreich zwischen dem üppigen Grase blühten. O, er hatte in jeder Stadt, in jedem kleinen Neste, wohin ihn sein Reisen führte, ein solches schönes Plätzchen zu finden gewußt.

Hans Evers war ein echtes, frisches Kind der Natur. Wenn seine Arbeiten getan, wenn er sich mit den verschiedenartigen, friedlichen oder brummigen Kolonialwarenhändlern und Bäckermeistern herumgeschlagen hatte, dann suchte er sein Plätzchen auf und schwärmte. Eine gnädige Muse hatte ihm die Gabe der Dichtkunst in die Wiege gelegt, und diese verführte ihm den trockenen Beruf eines Margarinereisenden.

Heute aber kamen ihm keine goldenen Träume zugeflogen, und so streckte er sich lang hin neben einem halbhohen Strauche und deckte seinen Panama über das Gesicht. Die einförmige Melodie der Buchen säufelte ihn in Schlaf.

Hans Evers mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, da raschelte im Walde das trockene Laub unter vorsichtigen Schritten. Es war ein alter Herr. Sein Haar war schon schneeweiß, die Knie vom Alter durchgebogen, eine mächtige Brille auf der Nase, die Botanisierrtrommel an der Seite, so schritt der Professor der Chemie und Naturkunde, Herr Schrader, mit gebeugtem Rücken, still und

in Betrachtung versunken, der Richtung zu, wo Hans Evers friedlich schlummerte. Plötzlich blieb der alte Herr stehen.

„Toni,“ rief er laut, „kommst du nach?“

„Einem Augenblick, Papa,“ antwortete eine helle Mädchenstimme, „ich habe hier so wunderbare Blumen gefunden und will mir einen Strauß pflücken.“

Der Alte brummte etwas vor sich hin und schritt langsam weiter.

Da stieß er an die von Evers fortgeschleuderte Reisetasche.

Der Herr Professor, der ein gut Teil der sprichwörtlichen Zersireuthheit seines Standes für sich in Anspruch nehmen durfte, besah die Tasche lange von allen Seiten. Dann ließ er sich langsam nieder. Ohne darüber nachzudenken, wie die Tasche dorthin gekommen sein mochte, versuchte er, sie zu öffnen. Es gelang ihm auch, nachdem er einige Zeit den Mechanismus nach verschiedenen Seiten versucht hatte.

Das erste, was ihm in die Hände fiel, waren lose beschriebene Blätter. Das Interesse des Herrn Professors wurde rege. Umständlich wischte er die große Brille mit einem Zipfel seines Rockes, da er sein Taschentuch nicht finden konnte, und prüfte dann die Schriftstücke. Noch mehr erstaunte er, als gleich das erste Blatt ein Gedicht war. Halblaut las er:

Mein Glück.

Ich habe auch, wie die andern,
Vom kommenden Glück geträumt,
Doch das war müde vom Wandern
Und hat zu lange gesäumt.
Ich dacht, es würde kommen,
Und wartete lange Zeit,
Nun hab' einen Ruf ich vernommen
Zur stillen Ewigkeit.
Nun wird an meinem Grabe
Dereinst mein Glück wohl steh'n,
Nicht lang', — am Wanderstabe
Wird bald es weitergeh'n.
Und wenn die Blumen blühen
Auf meines Grabes Rand,
Dann wird mit andern ziehen
Mein Glück durchs weite Land.

Er nahm ein zweites Blatt zur Hand, wieder ein Gedicht. „Ei, ei!“ sagte er, nachdem er auch dieses gelesen, „die Dinger sind ja ganz niedlich, ganz niedlich. Ein guter Fluß und überhaupt — wirklich nicht übel!“

Ein Blatt nach dem andern wanderte durch die Hände des Professors. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er es vollständig überhörte, daß hinter ihm die Schritte eines jungen Mädchens näher kamen. Erst, als sie sich bei ihm niederließ und fragte: „Was hast du da, Papa?“ fuhr er aus seinem Sinnen auf.

Die Tochter des Professors war ein Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren. Ein liches, graues Sommerkleid umflog ihre schlante biegsame Gestalt, und aus dem lieblichen, regelmäßigen Gesicht schauten zwei träumerische Augen, braun und lieb, wie zwei Rehauen.

„Was ich da habe?“ antwortete der Professor auf ihre Frage, „Gedichte, und zwar keine schlechten. Es sind einfache, schlichte Weisen, aber sie sprechen an. Wirklich nette Sachen, wenn auch nicht gerade etwas Hervorragendes.“

„Aber Papa, wie kommst du an die Tasche?“ fragte seine Tochter.

„Nun, sie lag hier,“ erwiderte der alte Herr, als sei das etwas ganz Selbstverständliches, und wandte sich wieder den Blättern zu.

(Schluß folgt.)



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtmetwiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Stechenpferd- Lilienthal- Milch-Seife

von **Brylcreme & Co.,** Radebeul
à 50 Pf. Ueberall zu haben.



Unsere Bilder.



— Das Bügeleisen von Newyork. Drüben, jenseits des „großen Teiches“, im vielgepriesenen Amerika, geht alles ins Ungemessene, nicht zuletzt das Bauen. Im ersten Augenblick mag uns Europäer das Gigantische an diesen „Wolkenkratzern“ imponieren, aber bei näherem Zusehen werden wir uns stets freuen, daß unsere Steinpaläste sich doch in bescheideneren Formen halten. Zum Vergnügen freilich baut der Yankee nicht gerade so hoch in den Himmel, das zeigt unser Bild auf Seite 3. Der feuere Boden zwingt dazu, und wenn er einmal gar knapp ist, dann entstehen ganz sonderbare, keineswegs schöne Formen, wie in unserm Falle. Daß man das Haus mit dem Namen „Bügeleisen“ belegt hat, zeugt von einem gesunden Volkswitz.

— Winterlandschaften führen wir heute unsern Lesern vor (Seite 4 und 5), die zeigen, eine wie große Künstlerin und Malerin Frau Holle ist:

Ei, ei, wer hätte das gedacht
Daß in einer einzig kurzen Nacht
Sich unsre liebe alte Erde
So ganz und gar verwandeln werde!

So haben wir schon als Kinder deklamieren gelernt. Wie damals freuen wir uns heute der wunderbaren Effekte, die ein frischer Schneefall fast in jedem Landschaftsbilde hervorzuzaubern versteht. Da grüßt uns an der Spitze des Berges der über Nacht in blendendes Weiß gekleidete, sonst so kaltgrau mit seinem schweren Gestein dreinschauende Bau einer Schughütte. Und die abfallenden Felspartien zeigen eine schier unnachahmbare Variation in den Schneegebilden, wie sie eben nur die Natur zu finden weiß. Gleich prächtig schafft Frau Holle im dunklen Walde vor allem, wenn das Immergrün der Nadelhölzer sie unterstützt. Aber auch dessen bedarf es nicht einmal für ihre Kunst; die schlichte im Sommer vielleicht langweilige Landstraße wird in einer Weise herausgeputzt, daß jeder Naturfreund seine Freude daran haben muß. Und in dem Gedanken steckt die Lehre, die uns die drei Bilder predigen: wir sollen den Winter nicht nur einen rauhen und harten Gefellen schelten! Gewiß, er mag's manchmal verdienen. Aber er bietet uns doch auch seine Reize; ja jede Jahreszeit tut das und jede sollen wir darum dankbar begrüßen als Gabe des allmächtigen Schöpfers, der diese Welt so schön gemacht hat in ihrem ständigen Wechsel.



Zur Unterhaltung.



Der durch seine Zerstreuung bekannte Hofrat Spielmann stellte einmal den Baron von Niedeisel dem Kaiser von Oesterreich mit den Worten vor: „Euer Majestät! der Baron von Steinesel.“ Lächelnd verbesserte der Vorgesetzte: „Ein Esel ist allerdings dabei, Euer Majestät, ich aber heiße Niedeisel.“

Der Wiener „N. F. Pr.“ wird von einem „Ohrenzeugen“ folgende charakteristische Antwort des Grafen Bismard erzählt. Als der Bundeskanzler im Sommer 1869 unerwartet bei einer Schießprobe in der Nähe von Berlin erschien und General Moltke ihn mit der Frage bewillkommnete: „Ah — Bismard — was machst denn du hier?“ — antwortete der Diplomat: „Nun, wenn ich Politik machen soll, muß ich doch wissen, wie ihr schießt.“

„Meister,“ fragte ein Lehrling seinen Lehrherrn, „wenn ein sehr kluger und ein sehr dummer Mensch in einem Zimmer sind und der kluge geht weg, wer bleibt da?“ — „Nun, natürlich der dumme.“ — „Leben Sie wohl, Herr Meister,“ sagte der Lehrling, und ging.

„Höre,“ sagte ein Meister zu seinem Gesellen, mit dem er in Streit geraten war, „wenn du meinst, du habest einen Esel vor dir, so bist du gerade am rechten.“

„Wie hoch schätzen Sie mich?“ fragte ein reicher Geldmäkler, der gern mit seinem Reichtum prahlte, einen seiner Geschäftsfreunde. „Ich kann Sie nicht schätzen,“ war die sehr zweideutige Antwort.



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist die Priesterin?

Logograph.

Mit „a“ nennt's einen schlimmen Ort,
Gar böse Leute wohnen dort,
Ihr Schicksal uns zur Lehre frommt,
Daß Hochmut vor dem Falle kommt.

Mit „i“, da spendet's Lebensbrot
Dem Hungrigen, gibt Trost in Not;
Da ist's ein Stab dem Wandersmann
Ein Licht, das jedem leuchten kann.

Nebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Redaktion: Erwin Dyhsen;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



Nr. 2.

Sonntag, 8. Januar.

Jahrgang 1911.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Eigena.

(Nachdruck verboten.)

Kirche, café, corrida sind drei Merksteine im Leben des Spaniers! Für prunkvolle Kirchensfeste mit einer Unzahl von Kerzen und Lampen, mit vielen Rauchfassern und Standelabern, mit Wäldern von Blumen und Wohlgerüchen, wie sie nur die Südländsflora gebiert, mit einem himmlisch schönen Orgelspiel in mystisch-maurischen Kathedralen, wo das Dunkel alles phantastischer gestaltet, mit einer Menge uns fremdartig erscheinender Riten beim Gottesdienst, für alles das erwärmt er sich wie ein Kind. Auch der mit dem praktischen Katholizismus verfallene Spanier in den Großstädten des Ostens, diese Spezialsorte von aufgeklärten Naturmenschen, die wie große Kinder aus ihrer mittelalterlichen Welt in die Neuzeit hinüberschauen, zeigt dem Wanderer mit fastillichem Stolz seine Dome und Kirchen.

Bei der corrida, dem Stiergefecht, wo der Spanier den Steg von Menschengeist und Menschenliebe über die rohe Naturkraft sehen will, flammt seine Seele wie eine Fackel auf. Mann und Weib und Jugend geraten in Ekstase, und der Bettler verzichtet auf Speise und trägt sein Letztes zum monte de spiedad, zum Berg des Mitleids zum Pfandhaus, um die corrida de toros zu sehen.

Das spanische café ist etwas so Typisches für dieses Land, daß es mit solchen anderswo gar nicht verglichen werden kann. Im Norden findet man noch leise Anklänge an das benachbarte Südfrankreich, je weiter man nach Süden kommt, ändert sich die Situation. Das cha-

rakteristische Drum und Dran wechselt von Grund aus, und der arabische Einfluß ist hier unverkennbar. Acht Jahrhunderte Maurenherrschaft gehen an einem Volk und Land nicht spurlos vorüber.

Was will man an einem glutheligen Nachmittag in Valencia anders tun, als ins café gehen. In der Wohnung schwebt eine infernalische Hitze, und der Olivenölgeruch, der aus der Küche her das ganze Haus durchzieht, treibt dich in die Straßen, wo zwischen den engen, hohen Häuserzeilen eine erträglichere Temperatur herrscht.

Du wanderst müde und schlaff, denn den leicht-müßigen Gang des Spaniers eignet man sich selbst unwillkürlich an, durch die stillen, mit kleinen Rundsteinen gepflasterten, engen,

krummen Gassen dieser mittelalterlich anmutenden Stadt. Die persianas an den Fenstern sind fest verschlossen und die Valencianermatten hängen weit über die Balkustraden der Balcone herab. Ueber die Mauer eines Klostergartens rücken saftblaue Oleandertrauben und dunkle Zypressen webeln mit ihren Kronen im goldglühenden Sonnenfeuer.

Weiter flügelwärts am trüg hinfischleichen Guadalquivir, wo jenseits die gorieta, die königlichen Gärten liegen, machst du halt. Die Hitze ist treibhausartig, und die dünne Kleidung legt sich dir wie feuchtwarmes Leinen an die Glieder fest.

Eine weiße, fensterlose Hausmauer ragt zur Rechten auf. Ein enger, hoher Türingang unterbricht allein die Einförmigkeit. Kleine Nischenfäulchen mit wunderlich traubenkapitälen tragen einen zierlichen, maurischen Hufeisenbogen, und ringsum in den Stein wildverschlungen eingegraben mit jenen bizarren Buchstabenformen, die an die Koransprüche der Moscheen erinnern, liesst du:



Auf dem Schulweg.

Medina bu tarab, Stadt der Freuden.

Wie dieser Spanier sein Kaffeehaus, denn das verbirgt sich, wie dein Freund dir versichert, hinter der im weißen Glutlicht zitternden Wand, so nannten die Mauren ihr paradiesisches Valencia, als noch vor fünfhundert Jahren auf seinen Straßen die Menge im Turban wogte, als man von den Galerien der jetzt christlichen Kirchen den Ruhm Allahs sang, und die grüne Fahne des Propheten von den Minarets flatterte.

So sind auch die jetzigen Valencianer ein Mischvolf, zusammengewürfelt aus Mozarabern und Moriscos, und sehr vieles in Brauch und Sitte, in Kleidung und Speisenzubereitung, in Gesicht und Haltung weist auf ihre orientalischen Vorfahren hin.

Ungemein genügsam ist ihr Leben, und ihre Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Glühend arbeitet in dieser paradiesischen Ebene die Phantasie, aber das Zähjornige, Nachsüchtige und überaus Sinnliche bricht sich bei jeder Gelegenheit Bahn. Man muß das Sataniische bei diesem heißen Volk notgedrungen mit in den Kauf nehmen, auch die Rosen haben ihre Dornen.

Durch einen langen, engen und halbdunkeln Gang, dessen Seiten mit buntfarbigem azulejos, kleinen Emailleplatten, in Mannshöhe bekleidet sind, gelangst du in einen weiten, viereckigen und offenen Säulenhof, den typischen patio großer, südspanischer Gebäude.

In Privathäusern bilden diese Höfe den Aufenthaltsort der Familie tagsüber. Die feurige Sonne lockt den Spanier zu sehr, als daß er in dumpf-dunkeln Zimmern den größten Teil des Lebens verträumen sollte. Im Licht des offenen Tages hält man es nicht lange aus, auch würde sich das innere Familienleben zu sehr der Deffentlichkeit zeigen. Aus diesen Gedanken heraus entstand die Idee des patio, des unterirdischen Familienhofes, dem durch Ueberdecken mit einem lichtbunten Zeltdach ein noch interneres Colorit gegeben wird.

Hier in der Medina bu tarab deckt gefästeltes, leuchtendes Marmor den Fußboden, zu dem man noch einige Stufen hinabsteigt. Die Innenwände der unteren offenen Quadrumhallen glitzern in silberfarbigem azulejos. Ringsum sind kleine Marmortischchen verteilt mit kleinen Spharatorohrstühlchen, denn das Durchschnittsmaß der Spanier ist kleiner und sein Bau zierlicher als bei uns.

Und an den Tischchen ein Plaudern und Lachen so hell und lieb, wie alles in diesem Traumland. Freunde und Verwandte halten hier ihre tertulias, ihre Familienkränzchen. Und welche frohe Fülle und Schönheit in Typen und Trachten! Maurisch ist alles, was du in dieser Hinsicht schaust. Weitbauschige Pluderhosen der Landleute, die vom oberen Guadalquivier in die Stadt kommen, um Ziegenläse und Reis, Gartenfrüchte und Holzsohlen, Fische und Oliven zu verlaufen. Feuerrot schlingt sich die faja als Leibgurt um die Lenden, und Westen in allen Farben des Regenbogens siehst du hier. Zierliche, blendendweiße alpargatas, Hanfschuhe, mit Bändern um die Knöchel befestigt, mit daumendicken, aus Hanfstricken verfertigten Sohlen hüllen den Fuß ein.

Und Frauen und Kinder!

Hast du schon echte Murillos gesehen, des köstlichen Sevillaners himmelschöne Madonnen und Engel? Hier siehst du keine Gemälde in Fleisch und Blut, denn als er einmal Weib und Kind am traumhaft schönen Golf von Valencia geschaut, konnte er anders nicht mehr malen.

Wir nehmen an einem der Miniaturtischchen Platz. Im Quadrum leuchtet und funkelt es von heißen Südländblumen. Um einen rauschenden Brunnen, noch aus der Araberzeit, ragen mächtige Dattelpalmen auf, weit hinaus reden sie ihre Kronen in die von Blau und Gold satte Luft. Kapuziner mit riesigen Blüten und strotzenden Farben klettern an den pfeilgraden Stämmen empor. Dazwischen hohe Geranienbäume mit Haufen von Blüten in Rotglut. Goldlack und Hyacinthen, Niesensüßhölzchen und Narzissen, Lilien und Drachenbäumchen, alles in überquellender Fülle. Blumen aller Jahreszeiten in märchenhafter Pracht, blendend, berauschend, überjättigend! Hier unten kennt man nicht den Frühling, weil der Winter fehlt, und das hoffende Harren des Menschenherzens, der Schrei des Dichters nach kommenden Lenzesglied ist in der Seele des Südländers ausgelöst. Am Weihnachten ernten die huertas, die Zaubergärten Valencias, ihre satten, rotgoldenen naraojas, die unreif zu uns kommenden Apfelsinen, hängen die Bananen voll schwerer, rotgrüner Traubentolben, regnen die Mandeln auf den heißen, staubigen Boden herab, und schmückt man die

zauberhaft schönen Strippen der Kirchen mit immergrünen Maquisbüschen, blendendweißen Calen und Rosen und immer neuen Rosen.

Du launst Duf und Farbe dieses Südländbildes lange auf dich einwirken lassen, denn was wir im Deutschen Reich Kellner nennen, erscheint noch lange nicht. Man hat dich wohl von den Nebentischen betrachtet, aber nicht eigentlich neugierig und sondierend, ernst und tiefersuchend, wie der Deutsche es beim Anblick von Fremden so musterergütig tut. So im Plaudern blüht dann und wann ein Augenpaar herüber, und wenn du mit ihm zusammentrifftst, lacht es dich an wie einen lieben, alten Bekannten.

Der camarero steht bei einer Gesellschaft und hält ein Plauderstündchen. Nun klatscht du in die Hände, um ihn herbeizurufen. Das Händeklatschen ist in Spanien der Ruf für alles.

„Voy en seguida, ich komme sofort,“ ruft er nicht, „nein“ sagt er ganz gelassen, wie man etwa bei uns sagen würde: „Na ja, es wird sich schon finden.“ Und dann — kommt er noch lange nicht.

Schließlich stehst du auf und gehst zu ihm, setzt dich an den Tisch, wo er plaudert und bist nun sicher, bald dein Glas zu bekommen.

Aber der camarero arbeitet nicht. Er steht nur herum und unterhält die Leute, legt die Hände auf den Rücken und paßt seine große, schwere puro, seine andalusische Zigarre. Er behandelt dich und spricht mit dir, wie mit seinesgleichen, denn auch er ist ein caballero, ein hidalgo, ein Mann von Stand, ein Edelmann!

Zwischen den Marmortischchen und Miniaturstühlchen, müde rechts und links ausspähend, in jeder Hand eine große, silberne Kanne, schlängelt sich ein Mann hindurch, langsam wie ein Regenwurm. Der bringt Kaffee und Milch. Den Zucker, womit eine der auf dem Tisch stehenden Tassen angefüllt ist, schüttet er auf eine Silberplatte aus, und wie du es wünschst, erhältst du reinen oder gemischten Kaffee. Dann rückt er ein großes Wasserglas heran und gießt einen Schluck Kaffee auch in dieses.

Der Spanier trinkt den Kaffee wie der Sohn des Propheten, stark und gut. Nun regt das scharfe Getränk im heißen Klima Herz und Nerven kräftig an. Man entwöhnt sich also nach dem Genuß. Man gießt Eiswasser zu dem Kaffeeschluck ins Glas, trinkt und gießt wieder zu, bis die Verdünnung kaum mehr merkbar ist. Der Spanier trinkt leidenschaftlich Kaffee. Für zwanzigeinhalb Millionen Pesetas wird jährlich eingeführt. Brasilien allein liefert für über sieben Millionen im Jahr.

An der ganzen Ostküste ist das Kaffeetrinken ein gegen unsere Verhältnisse billiges Vergnügen. 25 Centimos — 20 Pfennig bezahlst du in Barcelona für eine Tasse mit vielem ostindischen Zucker, in Valencia noch weniger.

Wie der Schankkellner dir Tasse und Glas gefüllt hat, erscheint der camarero wieder. Leise nährt er sich und legt dir ein paar Zeitungen hin und dann geschieht etwas, was du wohl nur in Spanien erleben kannst. Tief greift der glattrasierte Mann mit den starken Wadenknochen in die Brusttasche, holt einen Pergamentzettel heraus, wirft die aufgedrehten Enden los, und vor dir liegen einige zwanzig echte andalusische puros, chokoladenschwarze Kräuter, bis in die innerste Seele hinein Blatt und wohlrig duftend, an deren scharfgebenden Geschmack sich der Deutsche gewöhnen muß. Ohne eine Miene zu verziehen, greift dein camarero jetzt in die Westentasche und hält dir eine brennende cerilla, ein Wachsholz hin — in Spanien raucht Mann und Weib und Kind. Fünfzehn centimos — zwölf Pfennig kostet der Spaß, so kommt der stolze Spanier zum Trinkgeld, das er ja auch propina nennt, das was ihm schlechthin zukommt, was sein Eigentum ist.

Domino wird gespielt mit großen, starken Steinen, in das Klappern mischt sich das klingende Sprudeln des Brunnens vor dir, und das leise Silberklirren der palmeras hoch oben im stahlblauen Aether. Goltos, halbnaakte Straßenjungen, häufig nur mit einer Art Hemd bekleidet, haben sich in den patio geschlichen und stürzen wie Raubvögel auf die colillas, die am Boden liegenden Stummel, sammeln blitzschnell die Zigarettenenden aus den ceniceros, den ringsum stehenden Aschenschalen, lachen dich eine Sekunde lang an, und fort sind sie wie Koblode.

Nun erscheinen haufierende Zigeuner aus der Gegend von Granada. 40 000 von der Million Zigeuner, die Europa zählt, beherrscht Spanien, und sie fühlen sich im Süden sicher und glücklich, leben sesshaft und sind nicht heimatlos und vagabundierend wie in anderen Ländern. Händler

und kleine Mädchen mit staatlichen Lotterielosen wandeln ununterbrochen einen Glücksspruch vor sich himurmelnd, zwischen den Tischen durch. „Nuestra senhora, unsere liebe Frau von irgend einem der tausend Heiligtümer Spaniens, möge dir Reichtum bringen!“ — „Nimm, sennor caballero, du hast so liebe Augen, du mußt gewinnen,“ flüstert ein ganz kleines Ding mit Rabenhaar und Bronzenwangen, sie muß sich auf die Zehen heben, um von dir verstanden zu werden. Anirpse mit landierten Früchten, Granatäpfeln und ganz seltsamem Zuckerzeug treten an die Stelle. Sie schreien ihre Waren nicht aus, sie kramen nur in ihren Schachteln emsig hin und her, legen alles hundertmal an eine andere Stelle und führen Monologe. Hin und wieder schauen sie dich mit einem Blick an, aus dem du Heiterkeit, Stolz und Behmut herausliest, ein Strahl der seltsamsten aller Volksseelen, der spanischen.

Zeitungslingen kommen mit einer Art Antehose an einem quer über die eine Schulter gelegten Band, darunter ein hembartiger Felsen. Spanien hinkt im Zeitungswesen auch heute noch hinter den meisten Kulturländern, was die Zahl der erscheinenden Blätter angeht, nach. Dafür liest es desto mehr.

Andere kommen mit Zigaretten. Tabak und Zigarren sind in Spanien monopolisiert. Die Zigaretten sind sehr stark und in festes, grobes Papier gerollt; für 32 Pfg. nach unserem Geld erhältst du 25 Stück. Du mußt dir aber besonderes Papier daneben erstehen, denn die Hülle der Regiezigarette qualmt wie ein Deldocht. Feuer mit einer solchen Rolle dir geben lassen, geht nicht, du zerdrückst das ganze Kunstwerk. Wohl dreht dir der Spanier sofort eine neue, streicht mit der Zunge am Papierrand entlang und bietet sie dir an; auch in seiner Gesellschaft sieht der hidalgo nichts Unästhetisches hierin.

Der seltsame Duft im patio, Kaffee und Zigaretten, das sumrende Schwirren der abanicos, der Fächer bei Damen und Herren, dieses Nationalgebrauchstück der Spanier, ohne das man sich kein spanisches weibliches Wesen in Kirche und Theater, auf Schiff und Eisenbahn, bei Hochzeit und Begräbniß denken kann, das Spiel all der lichten, bunten Töne in Kleidung und Luft in Baum und Blume, das deiner Heimat gegenüber so Weltfremde, was sich überall zeigt, wo du nur hinschaust, all die tausend neuen Eindrücke, die blitzartig auf dich einströmen und von andern noch seltsameren abgelöst werden, lassen die Zeit fluchtartig entschwinden, und beim Ausbruch leuchten die Palmentronen droben wie in Granatfeuer. Purpurrot erstrahlen die weißen Wände, und das satte Blau in der Höhe zuckt in Rosa, Ocker und Olivengrün. Das ist die schlafengehende spanische Sonne, die in weitabliegender Heldenzzeit diesem stolzen Land nie unterging.

Draußen stutet ein Leben auf den breiten avenidas, ähnlich dem Pariser bois de Boulogne, nur unendlich farbenfreudiger, heiterer, anheimelnder. Edelste Kassepferde arabischer Herkunft rollen mit Prunsequipagen dahin, und in den Polstern Frauentöpfe, Schönheiten allerersten Ranges. Auch eine Puritanerseele muß hier erkennen, daß Gott das Schönste im Menschen schuf. Hat Barcelona bei der vornehmen Welt noch ganz die Toiletten des modernen Paris, Valencia bedeutet hierin den Schritt in eine neue Welt. Wie die Spanierin lächelt, wie sie ihr Haar pflegt wie sie die mantilla gruppiert, wie so ganz grazios diese Mabafterköpfe mit den tief schwarzen Augen und Wimpern sich wenden und neigen; wie herab bis zur Zigarrenarbeiterin und zum Bettler in den dunklen Kreuzgewölben der Kathedralen allen, allen jene unnachahmliche grandeza espansiva in die Wiege gelegt wurde, gegenüber der das Entsprechende bei uns unsagbar plumy erscheint, all das kannst du an den duftheißen Abenden in Valencia sehen.

Mitten durch die glühende, lachende Freude hindurch kommt ein Leichenzug. In Spanien darf kein Toter länger als 24 Stunden in belebten Wohnungen ruhen; und da der Tod wie überall seine Freunde gern in der Nacht holt, so läuft die Wartezeit meist gegen Abend ab, und der Spanier bettet seine Schläfer mit dem scheidenden Sonnenball zur Ruhe.

In einem Glaswagen von kostbarsten Blumen eingewiegt ein Sarg in weißem Lack und Gold. Wohl ein Duzend Alexiter singen dahinter in ganz fremdartigen Melodien das Miserere, alle in kostbaren Chormänteln. Monaguillos, Messungen in violetten Taillenröcken mit Rauchsäffern und brennenden Kandelabern rundherum, und alles ist heiter; Begräbnisse in Spanien machen gar nicht den düstern Eindruck wie bei uns. Die Damen schwätzen, lachen und jächeln,

und die Männerwelt raucht auch. Der Leichenfutscher vorne paßt schwere Wolken in die goldglitzernde Südländelust. Ein Spanier und im Süden auch zum größten Teil eine Spanierin ohne cigarro und cigarillo ist wie ein Deutscher ohne Bier, wie ein Engländer ohne Tee. Auf den Straßen und vor den Kirchen bettelt man dich mit qualmender Zigarre im Mund an, seine Zigarette rauchend, knipst dir der Trambahnkassierer dein Billett, zahlt dir der Kassierer an der Bank deine pesetas aus und sammelt oft genug der Künstler mit dem Opferbeutel die Gaben ein.

Ohne daß du selbst weißt wie, gehst du hinter dem Sarg in den Reihen daher. Auch du bekommst deinen Totenzettel, da steht: donna Dolores á los 17 años de edad, 17 Jahre alt mußte sie von diesem Paradies aus Blumen, Sonne und Duft Abschied nehmen.

Und auch von einem anderen mußte sie Abschied nehmen, denn unten am Ende stand: su desconsolado novio, das war der Bräutigam, der junge Genieoffizier, der wachsbleich, den Tropenhelm unterm Arm, hinter dem Wagen herschritt.

Spät in der Nacht, als der kupferne Vollmond über den Zaubergeräten am Guadalquivier stand, lang mir gegenüber aus den Rosenblüthen am Ufer zur guitarra eine alte, valencianische copla, ein Volksliedchen:

Dos besos tengo en el alma,
Que no se apartan de mí:
El último de mi madre,
Y el primero que te di.

Zwei Küsse ruh'n in meiner Seele,
Ich nehm' sie mit ins Grab:
Den ersten, den ich dir gegeben,
Den letzten, den die Mutter gab.

Die braune Handtasche.

Von Richard Becker.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Toni schaute sich ängstlich um und sah jetzt den schlafenden jungen Mann. Ein helle Röte überzog mit einem Male das rosige Gesicht.

„Papa, was hast du nur wieder angestellt?“ fragte sie. „Das ist doch sicher die Tasche von dem Herrn da drüben. Mein Gott, was machen wir nur? — Nur schnell, gib her, daß wir die Tasche schließen, ehe er erwacht.“

Der Professor hatte sich ebenfalls umgewandt, und beim Anblick des jungen Mannes wurde er ganz verlegen. Er wußte sich nicht zu helfen. Ratlos schaute er auf die Papiere und die flinken Hände seiner Tochter, die alles eiligst in die Tasche schoben, um diese dann zu schließen. Aber der Verschluss knackte etwas; es genügte, um den jungen Mann zu wecken. Er richtete sich auf, rieb sich die Augen und schaute verschlafen umher. Da gewahrte er plötzlich die beiden Menschen bei seiner Reisetasche. Im Augenblicke stand er auch schon vor den beiden, die erschreckt zusammenfuhren. Toni hielt noch die Tasche in der Hand. „Was geht denn hier vor?“ polterte Hans Evers los. „Das ist doch un-erhört! Am hellen Tage einem die Tasche revidieren!“

Der Professor erhob sich langsam, während seine Tochter hastig aufgesprungen war und verlegen die Augen zu Boden schlug. Als sie aber dann es wagte, den jungen Mann anzublicken, da wurde sie noch verwirrter. Denn der stand mit weitgeöffneten Augen und schaute sie voller Verwunderung an. Offenbar konnte er keine Erklärung dafür finden, daß ein so reizendes Wesen zur Zunft der Langfinger gehören sollte. Da sagte sie sich ein Herz und sprach leise und beschämt.

„Verzeihen Sie nur; hier ist die Zerstretheit meines Vaters schuld, der die Tasche gesehen und ganz ahnungslos, ohne an den Eigentümer zu denken, geöffnet hat. Ich bin gerade darüber gekommen, wie er —“

Verwirrt stockte sie.

„Ja, aber —“ sagte der junge Mann, ohne selbst zu wissen, was er in dieser Situation anfangen sollte. Es war ihm, als hätte er ein Unrecht gut zu machen, so vorwurfsvoll bittend schienen ihm die braunen Augen des jungen Mädchens anzublicken. — Sein erst so übermäßiger Zorn verleg wie ein Hauch.

„Verzeihen Sie doch, Herr —“

„Evers“ stellte er sich kurz vor.

„Mein Vater, Professor Schröder,“ gab sie zur Antwort. „O, Sie wissen nicht, wie mein Vater stets zerstreut ist. Er

hat nicht einmal den Gedanken gefaßt, daß hier in der Nähe der Tasche ein lebendes Wesen sein könnte, sonst würde er — mein Gott, wie soll ich das nur erklären?“ seufzte sie auf. Sie schlug die Hände vor das schamerglühte Gesicht und begann zu weinen. Noch immer stand Hans Evers vor einem Näpfel, es tat ihm leid, daß er so grob gewesen war, da er keinen weinen sehen konnte. Er wollte erwidern, da hub der Professor an zu sprechen. Dieser hatte sich von seinem Stammen, den jungen Mann zu sehen, erholt und war langsam wieder zu einem natürlichen Menschenstandpunkte herabgekommen. Er streckte dem jungen Manne die Hand entgegen, die dieser zögernd annahm.

„Verzeihen Sie mir allem Manne, daß ich so gewissenlos war, Ihre Tasche zu öffnen und in Ihren Papieren zu stöbern. Meine Tochter hat Ihnen erklärt, wodurch das gekommen ist. Ich bitte Sie, tragen Sie es mir nicht nach und schieben Sie meiner Handlungsweise keine falschen Beweggründe unter. Ich war selbst furchtbar erschrocken, als meine Tochter mich auf meinen Kaurpas aufmerksam machte. Aber, damit Sie sehen, daß ich nicht so schlimm bin, wie Sie nach meinem bisherigen Auftreten denken müssen, bitte ich Sie, mit mir zu kommen. Es würde mir peinlich sein, Sie in dem Glauben gehen zu lassen, daß unlauntere Beweggründe mich zum Öffnen der Tasche bewogen.“

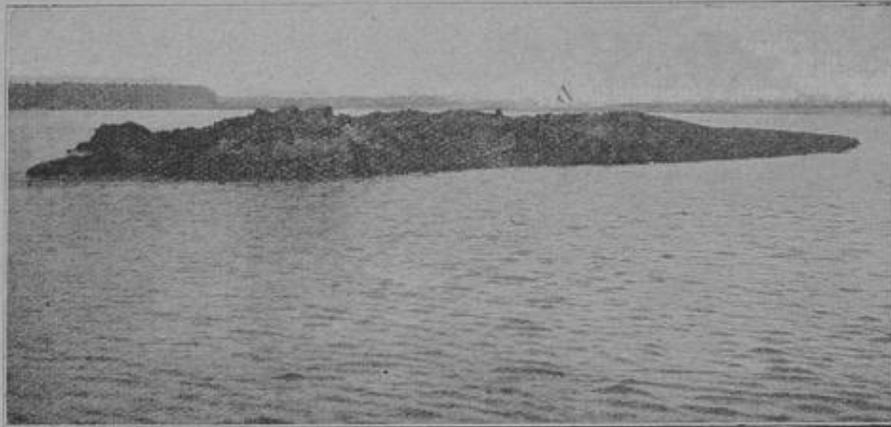
Hans Evers blickte vom Vater auf die Tochter, deren braune, feuchtschimmernde Augen so bittend auf ihn gerichtet waren. Dann aber drückte er dem Professor warm die Hand.

„Herr Professor, ich glaube Ihnen, und es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu begleiten, damit Sie sehen, daß ich Ihnen keinen Groll nachtrage.“

Ein dankerfüllter Blick des jungen Mädchens traf ihn, daß es ihm ordentlich heiß wurde. Die drei schritten schweigend neben einander her. Keiner wußte recht Worte zu finden.

„Wir haben nicht weit zu gehen, Herr Evers,“ sagte nach kurzem der alte Herr, „sehen Sie, die Villa dort bewohne ich. Meine Frau ist leider tot. Meine Tochter Toni besorgt unsern Haushalt.“

„So, so!“ sagte Hans. Sein sonst so gutes Mundwerk



Ein sonderbares Naturereignis.

ließ ihn heute zum ersten Male im Stich.

Bald waren sie an der Villa. Ein prächtiger, mit reichen Blumenbeeten geschmückter Garten nahm sie auf. Professor Schrader führte seinen Gast zu einer dichten schattigen Gaisblattlaube. Dort bat er ihn, Platz zu nehmen. Seine Tochter ging ins Haus hinein.

„Also, nochmals, Herr Evers, verzeihen Sie mein unberufenes Eindringen.“ Hans

wollte antworten, da nahte schon das Mädchen mit Wein und Gläsern. Leicht zitterten die Hände, als sie das Einschichten besorgte. Aber dann stieß der Reisende herzlich mit dem Professor und dessen Tochter an und sagte lächelnd:

„Herr Professor, ich habe nichts zu verzeihen. Ich muß nur bedauern, daß mir in der ersten Erregung Worte ent schlüpft sind, die ich jetzt mißbilligen muß.“

„Herr Evers, Sie sind zu gütig,“ sagte Toni leise, ihm das feine, weiße Händchen reichend, daß er länger behielt, als es sonst wohl Sitte heißt.

„Sie sind Schriftsteller, Herr Evers?“ fuhr der Professor unvermittelt dazwischen.

„Nein,“ antwortete er, „Margarinereisender.“

„Margarine —?“ Erstaunt sahen ihn die beiden andern an. „Jawohl, Margarinereisender, Herr Professor,“ lachte er bitter.

„Ja, aber —“

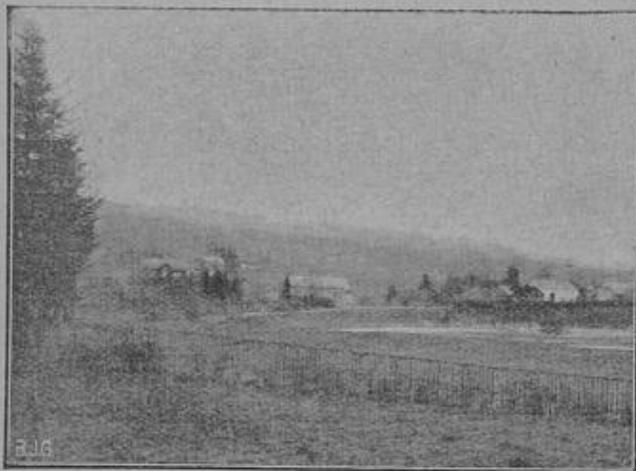
„Ach, Sie haben die Gedichte gelesen. Nun ja, in meinen Mußestunden dichte ich. Aber ich habe sehr schlechte Erfahrungen damit gemacht. — Sehen Sie hier.“ Er zog das Schreiben seines Chefs aus der Rocktasche. „Krämerweise,“ sagte er ingrimmig, „so etwas muß man sich bieten lassen.“

Der Professor schüttelte entrüstet das Haupt. „Das ist ja erbärmlich von dem Menschen — und bei Ihrem Talent!“

„O, bitte!“ wehrte Evers bescheiden ab.

„Nein, nein. Sie haben wirklich ein gutes Talent; die Verse sind flüssig und gute Gedanken haben Sie. Sie sollten das Talent ausnützen, und wer weiß, vielleicht werden Sie doch noch einmal, wenn auch kein berühmter, so doch ein Schriftsteller, der sein Brot auf bessere Weise verdient, als im Margarineverkaufen.“

„Herr Professor,“ sagte Evers weich. „Sie rühren da an



Die neuentdeckten Goldfelder in der Gifel. Das deutsche Klondyke, das Dörfchen Montenaus-Zweldingen.



Das deutsche Klondyke: Goldsucher bei der Arbeit. Die primitivste Art des Goldsuchens.

eine Wunde, die mir seit meiner Großjährigkeit am Herzen brennt. Aber zum Dichten und Schriftstellern gehört zunächst Zeit und dann Geld, und an beiden fehlt es mir.“

„Oh, oh,“ erwiderte der alte Herr bedauernd. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber da klang das Gartenpförtchen.

mal, Herr Evers, daß Sie meinem Vater nichts nachtragen.“

Schelmisch lächelte er: „Im Gegenteil, Fräulein Toni, ich bin ihm dankbar, denn nur dadurch ist es mir ja möglich geworden, daß ich Sie kennen lernte. Und das ist ein Glück



Wintermorgen. Von N. Assmus.

Ein älterer Herr war in den Garten getreten. Der Professor stand auf und ging dem neuen Gaste entgegen.

Es war den beiden Menschenkindern in der Laube etwas seltsam zu Mute. Toni hatte ihre Verlegenheit noch immer nicht recht überwunden und sagte: „Ich danke Ihnen noch

für mich,“ fügte er ernst hinzu.

Toni errötete. Er war aufgestanden und hatte ihre beiden Hände gefaßt. Und da, wie er dazu kam, wußte er selbst nicht, da faßte er sie rundum und küßte sie auf die weiße Stirn, ganz zärtlich und leise. Sie lehnte still in seinem

Arm und verberg ihr Köpfschen an seiner Brust. Da küßte er auch die frischen Purpurlippen.

„Mein Gott, was tun Sie? —“ fuhr sie erregt aus seinen Armen.

„Fräulein Toni, — Toni —“ sagte er, sie wieder an sich ziehend, „ich liebe Sie.“ Sie wehrte ihm. „Ich habe Sie ja so lieb, seit dem ersten Augenblicke, seit ich Sie gesehen,“ flüsterte er jetzt an ihrem Ohr. „Ich wußte es nur nicht, aber nun weiß ich's. Wollen Sie mein sein, Toni, mein für immer?“

Er hörte keine Antwort. Hatte er eine solche in ihren schwebenden Augen gelesen? Denn plötzlich küßte er sie jubelnd wieder auf den rosigen Mund. —

Der Professor erschien mit seinem Gaste, ebenfalls einem Professor des städtischen Gymnasiums, am Eingang der Laube. Der alte Herr bemerkte nichts, aber sein Kollege lachte fröhlich: „Was geht denn hier vor? Da darf man wohl gratulieren?“

Die beiden fuhren wie zwei ertappte Sünder auseinander, und Professor Schrader sah erstaunt auf, ohne zu wissen, was des Kollegen Worte bedeuten sollten.

„Aber, das ist ja mein Nefse!“ fuhr Professor Evers fort, „wo habt Ihr den denn aufgehabelt? Hans, Junge, das ist ja ein Wiedersehen! Wie kommst du denn hierher?“

Hans streckte dem Onkel die Hand entgegen und lächelte verlegen. Da klärte Professor Schrader den Sachverhalt auf. Der Onkel lachte laut und herzlich.

„So also der Alte süßert dir den Koffer durch, und da glaubst du Bagabund, das Recht zu haben, ihm die Tochter zu stehlen?“

„Was will er?“ fragte Schrader erstaunt.

„Deine Tochter, hast du denn nichts gesehen? Aber Recht hat er; wer sich nicht in die Toni verliebt, der muß ein Barbar sein. Besseres konnte sich nicht ereignen, als daß die beiden sich gefunden haben. Das gibt ein Pärchen, sollst sehen, Kollege, wie es besser nicht zusammen kommen kann. Na, nun gib mir deinen Segen, und dann wollen wir mal tüchtig Verlobung feiern.“

Der alte Herr fand sich rasch in seine Situation als angehender Schwiegervater. Der Nachmittag wurde feierlich beschlossen, und als in dessen Verlaufe dem Onkel von dem poetischen Talente seines Neffen begeistert erzählt wurde, da drohte dieser seinem Nefsen lächelnd: „Ei, ei, der junge Herr dichtet! Und wieviel Tausend nennt denn der Herr Dichter seinen bereits erworbenen Dichtersold?“ Doch als er dann die etwas verlegen werdende Miene seines Neffen sah, fügte er hinzu: „Doch darum keine Feindschaft nicht, Herr Dichter! Auch dein Onkel wäre vielleicht unter die Junft der Dichter gegangen, wenn es ihm im Leben nicht stets zu gut gegangen wäre. Doch komm morgen einmal mit den Kindern deiner Muse, soweit du sie bei dir hast, zu mir. Wer weiß, vielleicht darf auch ein simpler Literaturprofessor einmal zum Mäcen werden.“

Bald darauf zog Hans Evers zu seinem Onkel, und dieser hatte nach kurzem die Freude, daß ein Drama des Neffen aufgeführt wurde. Ein bedeutender Verlag übernahm einen Roman, sein literarischer Ruf war begründet. Nach Jahresfrist zog ein glückliches Paar in die einsame Villa, und der alte Professor Schrader freute sich wie ein Schuljunge, wenn die Rede auf die fragliche braune Handtasche kam, die auf einem Eckbrettchen ein beschauliches Dasein führte.

Sein Werk.

Erzählung von Gustav Endriß.

(Nachdruck verboten.)

„Als ich noch ein junger Bursche war wie du,“ erzählte mir mein Onkel, mit dem ich durch den ausgedehnten Natensforst schweifte, „wanderte ich eines Morgens durch diesen Wald, der damals nur junge Stämme aufwies. Es war Herbst, die Blätter begannen sich zu färben, und auf den Wiesen, die sich am Waldbache hinzogen, streckten die Zeitlosen ihre blauen Köpfschen heraus und mahnten den Menschen daran, daß der Winter bald seinen Einzug halten würde. Und er kam früher als wir alle erwarteten. Doch, um nicht vorzugreifen, will ich dir meine Erlebnisse an jenem

Tage der Reihenfolge nach schildern; sie sind mir nur zu gut im Gedächtnis haften geblieben.

Der Onkel machte eine Pause, griff ein altes Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin herum.

„Wichtig, es war der 14. Oktober,“ fuhr er fort und steckte das Büchlein wieder ein, „kurz vor Kirmes. Du weißt, wie auf unseren Dörfern dieses Fest gefeiert wird: mit vielem Tanzen und Trinken, und natürlich auch Händeln!“

Dabei schaute er mich bedeutungsvoll an.

„Nun, du kannst dir denken, daß ich zu den tollsten meiner Kameraden gehörte, denn ein frisches Jägerblut verleugnet sich nicht, und nicht umsonst hat mir die Natur einen kräftigen Körperbau verliehen.“

In der Tat, der Onkel hatte Recht. Vor mir stand der Rede mit dem mächtigen, wallenden Barte, in dem sich schon viele Silberfäden mischten, und den frisch geröteten Wangen, welchen die Herbstluft neues Blut zuführte, groß und stark, wie eine Eiche.

Ich nickte ihm meine Anerkennung zu. Dann fuhr er aus Neue fort: „Also an jenem Tage virstete ich hier auf Rehböcke. Vor mir lag eine Lichtung, die, wie ich wußte, stets von dem Wilde betreten wurde. Ich postierte mich am Rande hinter ein Gebüsch und wartete. Es mochte gegen 6 Uhr sein, und schon senkte sich die Dämmerung auf den Wald. Einige Vögel hüpften vorüber, in den Blättern am Boden raschelte es, ein Käfer schlich dahin. Sonst war kein Laut zu vernehmen. Als die Nacht einbrach, war ich noch immer auf meinem Posten, schon halb ärgerlich, daß ich diesmal vergeblich auf das Erscheinen der Böcke gelauert. Da, auf einmal wurde es lebhaft im Unterholz. Aber nicht Wild, sondern ein Mensch trat auf die Waldwiese und schaute sich schein nach allen Seiten um. Dann verschwand er wieder in dem Forst. Aha, ein Wilddieb! dachte ich und legte meine Klinte schußbereit.“

Doch ich hatte mich verrechnet. Zu meiner großen Ueberraschung sah ich einen Burschen in Begleitung eines Mädchens ganz nahe bei meinem Versteck vorbeikommen, die sich viel Wichtiges zu sagen schienen.

Noch hatte ich die beiden nicht erkannt. Als sie aber auf die Lichtung traten, und der Mond ihre Gesichter beschien, sah ich, daß der tolle Alfred, meines Nachbarn Sohn mit Elsa, der Müllerstochter, Hand in Hand dahinschritt.

Nun mußt du wissen, daß ich selbst auf die Müllerstochter mein Auge geworfen. Eifersucht packte mich, als ich das Paar bemerkte, und unwillkürlich machte ich einige Schritte vorwärts.

Da sprang plötzlich ein Bock neben mir auf die Waldwiese und wollte eben in mächtigen Sägen den gegenüberliegenden Forst gewinnen, als ich anlegte und abfeuerte. Dröhnend trachte der Schuß, und das Wild lag verendet am Boden.

Rasch eilte ich hinzu und besah mir die Beute. Ich nahm den Bock auf die Schulter und trabte nach Hause. Bevor ich den Talboden erreichte, sah ich die beiden wieder herunterkommen. Ich wartete einen Augenblick und legte das Wild auf den Rasen.

„Guten Abend, Else!“ rief ich dem Mädchen auf einige Entfernung zu. Sie hatte mich offenbar an dieser Stelle nicht erwartet und machte verlegen einige Schritte feldwärts, indem sie sich von der Hand ihres Begleiters löstrennte.

Dies entfachte den Zorn des Burschen, den wohl eine Anwalzung von Eifersucht packte.

„Komm hierher, Else!“ rief er ihr im herrischen Tone zu. Aber er erzielte eine gegenteilige Wirkung.

Das Mädchen eilte schnurstracks weiter und war bald meinen Blicken verschwunden.

Nun wendete sich meine Wut gegen mich. Ohne ein Wort zu sprechen, packte er mich an den Armen und wollte mich beiseite schieben. Aber ich stieß ihn zurück, ergriß den Bock und schritt davon. Ich sah noch, wie er taumelnd ins Gras sank und hörte, daß er einen Fluch ausstieß.

An den nächsten Tagen begegneten wir uns nicht mehr. Als aber Kirmes kam, und die Burschen sich anschieden, ihre Mädchen zum Tanze einzuladen, ging ich zur Mumühle und bat Else zur Partnerin aus.

Ohne Schwanken willfahrte sie meinem Begehren, und am Abend war ich einer der eifrigsten Tänzer.

Noch war die Luft rein. Doch bald kam eine ernste Störung unter die fröhliche Schar.

Als ich am Arme Elses den süßen Beissen der Musik folgte und die Kunde durch den Saal machte, stellte sich Alfred, der zurückgewiesene Liebhaber, hinter das Mädchen und suchte es mit Gewalt an sich zu ziehen. Sie schrie auf. In diesem Moment packte ich meinen Gegner mit kräftigen Armen um die Hüften und trug ihn hoch in der Luft zum allgemeinen Ergötzen der Zuschauer aus dem Tanzsaal.

Schnaubend vor Wut blieb der Unterlegene an der Schwelle stehen. Dann verschwand er und ließ sich an diesem Abend nicht mehr blicken.

Von jetzt an wurde unser Idyll nicht mehr gestört. Aber bald hörte das Liebesgetändel auf. Ernste Zeiten kamen, das Vaterland rief uns in den Dienst. Schon erdröhnten drüben im Westen die Kanonen und redeten ihre eindrucksvolle Sprache, als wir einberufen wurden und von allem, was uns lieb war, Abschied nahmen. Du kannst dir denken, wie weh mir ums Herz war, als ich Else zum letzten Male die Hände drückte. War's ein Lebewohl für immer? Das fragte ich mich, und wußte keine Antwort.

Auch Alfred gehörte zu den Eingestellten. Vorläufig gingen unsere Wege auseinander, aber bald sollte ich ihn in einer Lage treffen, die ich ewig in der Erinnerung habe.

Es war vor Mey. In gewaltigen Heeresmärschen rückten die Unsrigen vor, um die Stadt mit eisernen Händen zu umschlingen. Die letzten Kämpfe vor der endgiltigen Einschließung tobten und lichter unsere Reihen. Droben, auf den Höhen von Gravelotte, wo die Meierhöfe und die phantastischen Pappeln stehen, ritt ich am Abend der Schlacht über das blutige Brachfeld. Das Herz klemmte sich mir zusammen bei all dem Schrecklichen, das meine Augen schaute.

Da querte ich einen Feldweg. An der kleinen Böschung lag ein Verwundeter, den ich sofort als meinen Rivalen Alfred erkannte. Der Krieg löscht die feindlichen Gefühle zwischen Landsleuten aus. Ich hatte nur einen Gedanken, ihm zu helfen und fragte nach seinem Befinden. Er schaute mich mit großen Augen an, einige Tränen rollten über seine Wangen. Endlich fand er Worte.

„O, leidlich. Aber ich kann hier nicht liegen bleiben.“

Ich lud ihn auf mein Pferd, ging langsam neben ihm her und brachte ihn zur nächsten Ambulanz.

Nach einigen Tagen angestrengten Dienstes erinnerte ich mich wieder meines Landsmannes. Er war jetzt in einem nahen Dorfe untergebracht. Mein erster Anblick sagte mir, daß Alfred seine Heimat nie mehr wiedersehen würde. Sein Auge war schon gebrochen, aber noch war sein Geist rege und beschäftigte sich mit den Jugendfreunden und den kleinen Erlebnissen der früheren Tage.

Lange hielt ich seine Hand in der meinen. Seine letzten Abschiedsworte waren: Grüß' mir Else!

Der Onkel machte eine lange Pause. Die Erzählung hatte ihn tief ergriffen, seine Augen schimmerten und mühsam unterdrückte er eine Träne.

Endlich nahm er den Faden wieder auf:

Ich habe viel Trauriges gesehen, aber nichts hat mich mehr gepackt als jene Abschiedsszene.

Der Kriegsdämon hatte mich geschont und mich gesund wieder dem Vaterlande zurückgegeben.

Es erfüllte uns mit gerechtem Stolz, als wir in unser Dorf zurückkehrten, freudig empfangen von allen, die uns kannten.

Mein erster Gang galt Else. Sie hatte den Tod Alfreds schon erfahren, aber sie war doch tief gerührt beim Berichte über seine letzten Stunden.

„Ja, er hat mich gern gehabt, aber es ist vorbei!“

Allmählich fand ich mich wieder in den engen Verhältnissen zurecht. Ich wurde Forstbeamter, und dachte schon daran, einen eigenen Herd zu gründen, als meine Pläne plötzlich umgestoßen wurden, und mein Geschick mich in ganz andere Richtung brachte.

Ich glaubte nicht anders, als daß ich Else dereinst als Braut heimführen würde. Sie konnte mich gut leiden, und von keiner Seite stieß ich, so lange es bei einem Liebesverhältnis blieb, auf Schwierigkeiten.

Aber, du kennst ja die stolzen Bauern in unseren Dörfern! Der Müller war der größte Proh in der ganzen Gegend und hatte hochfliegende Pläne mit seiner Tochter, deren Schwäche er kannte.

So wurde das arme Mädchen verschachert an einen reichen Besitzersohn, der ihr im Leben sonst nichts bieten konnte. Verständnißlos gingen die beiden neben einander her, und

ich glaube, es war eine Erlösung für sie, als eine Katastrophe ihm ein vorzeitiges Grab bereitete.

Mir war die Lust zum Heiraten vergangen, seitdem ich das traurige Geschick meiner einstigen Geliebten sah und Else selbst hat nicht zum zweiten Male diesen bedeutsamen Schritt gemacht.

Mein Onkel schwieg. Sein Bericht war zu Ende. Der Schluß hatte mich besonders interessiert, aus Gründen, die dem Oheim vorläufig noch fremd waren. Hätte er in diesem Augenblicke, anstatt sich seinen Grübeleien zu überlassen, meine Züge studiert, so würde er gefunden haben, daß ich bei seinen letzten Worten sehr lebhaft aufhorchte.

Wir schritten weiter durch den Wald, aber das Gespräch stockte, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, er ließ sie in die Vergangenheit schweifen, ich lenkte sie auf die Gegenwart und Zukunft.

Ich hatte ähnliche Pläne wie mein Onkel dazumals. Ich wollte einen eigenen Herd gründen, und zweifelte nicht daran, daß mir das Geschick günstiger wäre. Ich konnte mich sogar der Gunst aller rühmen, die vorläufig in mein Geheimnis eingeweiht waren. Daß Tilde mir gewogen war und bleiben würde, wußte ich; auch der Mutter glaubte ich sicher zu sein; meine Eltern würden keine Schwierigkeiten bereiten. Aber das Schicksal des Onkels und seine letzten Worte wirkten zögernd auf meinen Entschluß, und immer wieder mußte ich daran denken, daß ich vielleicht einer ähnlichen Zukunft entgegengehen würde.

Ich beschloß, vorläufig abzuwarten und alles vom Zufall abhängig zu machen. Würden meine Pläne scheitern, so würde ich zwar meinen Herzensroman nicht zum richtigen Abschluß bringen können, aber am Ende stünde mir doch kein anderes Leben als dasjenige bevor, wie es der Oheim mit viel Behagen führte.

So vergingen einige Wochen, als mein Onkel eines Tages heiter gestimmt auf mich zuschritt und in lebhaften Worten auf mich einsprach.

„Holla, alter Junge, ich habe deine Herzensgeschichte erfahren! Wer hätte das gedacht, daß du dein Geheimnis so gut bewahren konntest?“

Ich errötete. Da fuhr mein Partner fort:

„Kein schlechter Gedanke, die schöne Tilde, die Tochter meiner einstigen Geliebten zu heiraten! Junge, man sieht, daß du in die Fußstapfen deines Onkels trittst! Und weißt du, ich selbst werde deinen Plan unterstützen und bei der Mutter ein gutes Wort für dich einlegen.“

Ich machte große Augen.

„Onkel, du willst?“ war alles, was ich herausbrachte. „Selbstredend, und zwar heute noch. Komm mit!“

Dabei nahm er mich am Arme und führte mich zur Mühle. Ich muß gestehen, mein Herz pochte, als ich die mir wohlbekannte Treppe hinauffstieg. An der Türe blieb ich stehen. Der Oheim klopfte und trat stürmisch hier ein, indem er mich über die Schwelle schob.

Nur Tilde befand sich in dem Zimmer. Sie schaute lebhaft auf, als sie uns beide vor sich sah. Ich sprach einige gleichgültige Worte, während der Onkel nach der Mutter fragte.

„Sie ist in der Küche,“ sagte das Mädchen ruhig, ohne zu ahnen, daß sich der Besuch lediglich um ihre Person drehte.

Es war mir nicht unangenehm, daß der Oheim länger fernblieb, als ich vermutet. Jetzt hatte ich Gelegenheit, ein Liebesgeflüster voller Reiz und Wonne zu unterhalten, dem ich gern noch ein Stündchen länger Dauer gewünscht hätte.

Nun aber kam der Onkel herein, hinter ihn die freundliche Müllerin, die mit Vergnügen uns verliebtes Pärchen dasitzen sah.

„Also, Müllerin, es ist alles in Ordnung?“ forschte er.

Die Frau nickte. Jetzt ahnte Tilde den Zusammenhang dieser merkwürdigen Szene. Gerührt sank sie an meine Brust.

Vier Monate später feierten wir Hochzeit. Der Heiterste von uns allen war mein Onkel. Unermüdtlich unterhielt er die Gäste mit seinen lustigen Scherzen, und mit Vorliebe weifte er an der Seite der Müllerin. Ob er im Geiste wohl dachte: So hättest du auch deinen Ehebund feiern können? Ich weiß es nicht.

Aber als er auf mich zulam, mir treuherzig die Hand schüttelte und mich fragte, ob ich mit meinem Werke zufrieden sei, konnte ich ihn mit bestem Gewissen ein aufrichtiges „Ja“ zurufen.



Unsere Bilder.



— Ein sonderbares Naturereignis. (S. Bild S. 12.) Im Degelfsee b. Plesow i. Mark ist kürzlich in einer Nacht eine zerklüftete Insel von einem halben Morgen Größe aus dem Seeboden heraus aufgestoßen. Der See war an dieser Stelle nachweislich am tiefsten und ist hier durch eine wunderbare vulkanische Evolutionskraft die Insel vom Grunde des Sees emporgehoben worden. Irigend welche Begleiterscheinungen sind nicht wahrgenommen, selbst nicht von Leuten, die 500 Meter davon entfernt auf einem Baggerschiff übernachteten.

— Das deutsche Klondyke (Siehe Bilder Seite 12), soll nun unsere bisher so arme Gifel werden. Gönnen möchte man es ihren Bewohnern ja gerne. Aber ob das Gold ihnen wirklich nur Segen bringen würde, diesen schlichten, anspruchslosen, aber bieder-ehrlichen Bauersleuten? Nun, einstweilen sind wir ja noch nicht soweit, denn es handelt sich erst um Probegrabungen, die ergeben müssen, ob sich die Arbeit im Großen zu lohnen verspricht. Die Mutungen erstrecken sich allerdings schon auf ein recht beträchtliches Gebiet; nach der belgischen Grenze zu bis zu den Ortshafsten Recht, Roth, Emmels und Harmouville, andererseits bis in die Nähe von St. Vith. Die Grabungen sind noch an keiner Stelle über drei Meter Tiefe hinausgegangen. Doch ließen sich bei einer gelegentlichen Bohrung bis zu zehn Meter Tiefe Goldspuren in allen Schichten feststellen. Vereinzelt finden sich überraschend reiche Goldmengen. So wurden aus zwei aufeinanderfolgenden Schaufeln Aushubmasse zusammen 13 Körner Gold gefunden, die teilweise über stechnadelkopf groß waren. Da es sich, wie gesagt, überall erst um die ersten Probe- und Vorbereitungsarbeiten handelt, so erfolgt die Gewinnung auf primitive Weise. Das eine unserer Bilder veranschaulicht das. Die Aushubmasse wird in großen Sieben stark bespült, bis der goldhaltige Sand sich in den darunter durchgeführten langen Holzrinnen gesammelt hat. Dann wird der Sand vorsichtig weaggeschwemmt. Immerhin geht dabei ein ziemlich großer Prozentsatz Gold verloren. Doch genügt dies primitive Verfahren seinen Zweck, den Nachweis über das Vorhandensein von Gold zu erbringen.



Zur Unterhaltung.



Ein Herr kam unvermutet nach Hause. Als er in das Zimmer trat, fand er seinen Diener breit und bequem im Fauteuil liegen. „Ich glaube gar,“ herrschte er den Diener an, „du meinst, du seist der Herr! Dumme genug wärst du dazu.“

„Wie mag es kommen,“ fragte man Milton, „daß in einigen Ländern Fürsten schon im 14. Jahre für regierungsfähig erklärt werden, aber nur erst im 18. Jahre sich ehelich verbinden dürfen?“ — „Das erklärt sich leicht,“ erwiderte Milton, „weil es schwerer ist, eine Frau, als ein Volk zu regieren.“

Von dem kürzlich verstorbenen Rothschild erzählt man sich viele Anekdoten, worunter auch die folgende: Eines Tages erhielt er den Besuch eines russischen Grafen, der gerade in sein Kabinet trat, als der Bankier nicht Zeit fand dem Besucher einen Blick zuzuworfen. Er begnügte sich, ihn zuzurufen: „In einigen Minuten, mein Herr! Nehmen Sie einen Stuhl!“ Der Kavaliere fühlte sich durch diesen Empfang beleidigt und entgegnete: „Sie kennen mich wahrscheinlich nicht. Ich bin der Graf.“ Schnell unterbrach ihn der noch immer weiter rechnende Geldfürst: „Mein Gott, so nehmen Sie zwei Stühle!“

Der Dichter Gellert in Leipzig hatte einen Bruder, welcher ein sehr unbedeutender Mensch war und mit Not eine kleine Stelle erhielt. Einmal war er in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Rabener befand. „Wie heißt der Herr?“ wurde dieser von einem Fremden gefragt. „Er hat keinen eigenen Namen,“ antwortete dieser, „sondern behilft sich mit dem seines Bruders,“ war die Antwort.



Rätsellecke.



Begierbild.



Wo ist der Forstwart?

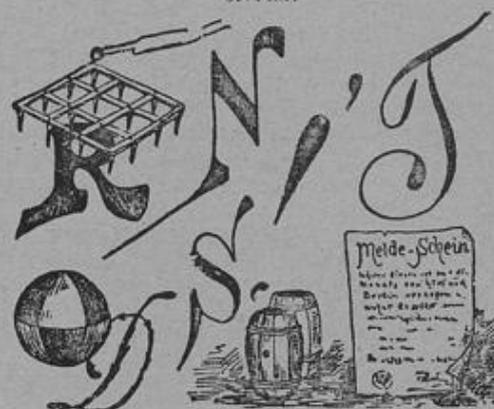
Rätsel.

Ich bin so leicht, ich bin so schwer,
Ich fliege durch die Luft daher,
Ich trage Lasten groß und mächtig,
Und schöne Damen schmüd' ich prächtig.
Wenn mich ein tüchtig Meißler führt,
So schaff ich, was die Seele rührt
Und was dich weinen macht und lachen.
Ich bin geschickt zu vielen Sachen:
Auch dieses Rätsel sicherlich
Wär' nicht geworden ohne mich.

Dreißigbige Charade.

Ich gebe dir mein Bestes her,
Damit du ruhst auf weichen Pfühle,
Indes mich fern am nordischen Meer
Umweht des eisigen Poles Kühle.
O weh, o weh, ich armes Tier,
Nun frier' ich, und wer dankt es mir?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Babel — Bibel.

Rebus: Stille Andachten.

Redaktion: Erwin Thysen in Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
in Düsseldorf.



Nr. 3.

Sonntag 15. Januar.

Jahrgang 1911.

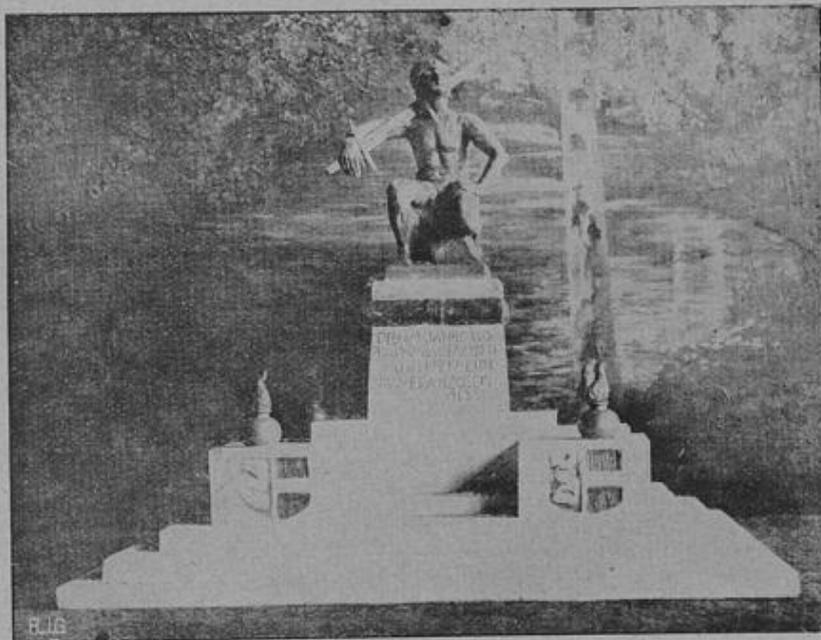
Die Perle von Herterstrub.

Erzählung aus dem Hererokriege.
Von Walther Kabel.

(Nachdruck verboten.)

Ueber der südwestafrikanischen Steppe brütete die Vormittagssonne mit ihren sengendsten Strahlen und ließ die Luft über dem gelben Sande und den staubigen, grünbraunen Dornenseldern wie über einem Feuerherde stimmern. Durch diese erschlassende Glut zog eine Abteilung der Schutztruppe auf müden, abgebehten Pferden dahin. Frühmorgens, noch bei Dunkelheit, waren die Reiter von Windhuk aufgebrochen, nachdem schon die Tage vorher an die Kräfte von Mensch und Tier die unglaublichsten Anforderungen gestellt hatten. Der Herero-Aufstand mit seinen

plötzlichen Schreden, mit seinen fortwährenden Patrouillenritten und den sich stetig wiederholenden nächtlichen Alarmierungen war wie ein unvorhergesehenes Unwetter über die friedliche Kolonie gekommen. Immer häufiger wurden die Nachrichten von Mord und Plünderung, mit denen die Hererobanden die ausblühenden Farmen heimsuchten, immer häufiger die Bitten um baldige Hilfe, die bei den Garnisonorten einliefen. Aber nur in den seltensten Fällen vermochte man noch rechtzeitig durch das Entsenden von Truppenabteilungen das Schlimmste zu verhüten. Meistens fanden diese nur noch rauchende Trümmerstätten und scheinlich verstümmelte Leichname vor. — In der letzten Nacht war nun wieder ein Gottentotenbastard auf abgetriebenem Pferde in der Windhuker Kaserne mit einem Briefe eingetroffen, dessen Inhalt besonders Leutnant von Trebra für einen Moment jeden Tropfen Blut aus dem gebräunten Gesicht trieb, daß es aussah wie schmutzig-graue Erde. Derselbe



Das österreichisch-französische Kriegerdenkmal für Villach.

Zum Andenken an die in Kärnten im Jahre 1813 gefallenen Soldaten der österreichischen und französischen Armee soll demnächst in Villach ein Denkmal errichtet werden, dessen Entwurf von dem Wiener Bildhauer Grath stammt.

Leutnant von Trebra führte den Reitertrupp, mit dem man die von den Hereros nach jenem Schreiben wütend bestürmte Farm Herterstrub entsetzen wollte, und der sich jetzt Schritt für Schritt durch den tiefen Sand und die glühenden Hitzwellen fortzuschleppte, — viel, viel zu langsam für des jungen Offiziers sorgende Angst, die ihm schier den Atem benahm, wenn er sich nur einigermaßen ausmalte, was inzwischen in Herterstrub geschehen sein konnte.

Frits von Trebra war bald an der Spitze, bald bei den am weitesten Zurückgebliebenen seiner Abteilung, feuerte die Gleichgültigen an, versuchte die belebende Wirkung eines Scherzwortes, so wenig ihm danach auch zu Mute war, teilte seine letzten Zigarren aus, — alles nur, um das Marschtempo etwas zu beschleunigen. Und immer wieder nahm er die Karte zur Hand, berechnete sich die noch zurückzulegende Entfernung. Aber je höher die Sonne stieg, je heißer sie vom wolkenlosen Himmel herabbrannte, desto verzweifelter wurde er. Trostlos blickte er zurück auf die langauseinander gezogene Reihe seiner Leute, auf die vor Müdigkeit stolpernden Pferde, auf die im Sattel kraftlos hin- und herschwankenden Männer, die mit stumpfem Gesichtsausdruck, mit halb geschlossenen Augen vor sich hinschritten. Längst war der letzte Tropfen aus den Wasserfäden zwischen Noß

menschten Schwarzen, glaubt der heimlich Geliebten Angstschreie zu hören. — Da rafft er sich abermals auf. Nur nicht denken, nicht denken! Vorwärts — vorwärts.

Und seine helle Stimme klingt wieder als einziger Laut durch die Stille der Wüste, antreibend, bittend, befehlend. „Leute, Kopf hoch! Nehmt euch zusammen! Vergeßt nicht, daß es Menschenleben zu retten gilt, laßt deutsche Frauen nicht in die Gewalt der schwarzen Teufel geraten!“

Zwei Stunden später. Die Abteilung unter Leutnant von Trebra ist nun endlich in der Nähe von Herterstrub angelangt, — besser das, was sich von den dreißig Mann so weit mitgeschleppt hat. Die Pferde sind in einem dichten Gebüsch unter dem Schutze von zwei Leuten zurückgelassen worden, und mit den übrigen achtzehn dringt der Offizier jetzt vorsichtig zu Fuß gegen die in einer weiten, zum Teil mit dichtem Gestrüpp bestandenen Talmulde liegende Farm vor, deren über das Gebüsch hinausragende Dächer so friedlich herüberwinken. Nichts verrät die Anwesenheit von Feinden, nichts stört die Ruhe, die über dem weiten Kessel lagert. Langsam kriecht die kleine Schar, jede Deckung ausnützend, am Rande eines Dornenfeldes dahin. Frits von Trebra befindet sich bei der Spitze. Mit seinem Glase sucht er fortwährend das Vorgelände ab, auch die gegenüberlie-



Der Kaiser bei der Paroleausgabe am Neujahrstage.

und Reiter verteilt. Doch — was konnte selbst ein belebender Trunk ausrichten bei Geschöpfen, deren Körper durch die Anstrengungen der letzten Wochen schon völlig zermürbt waren! Und mit diesen dreißig Mann sollte er gegen die frischen, an Zahl weit überlegenen Hererohorden vorgehen, die Herterstrub blutdürstig umlagerten, — Herterstrub, in dem sich außer drei weißen Männern und einigen Hottentottendienern auch Frau Herter und ihre Schwägerin Gisela, die schöne Gisela, wie sie von ihren Bekannten in der Kolonie nur genannt wurde, befanden. Frits v. Trebra krampfte sich immer aufs neue das Herz in peinvollster Angst zusammen, wenn er an die kurzen Worte dachte, mit denen Herter die Lage auf seiner Besichtigung geschildert hatte. „Sofort Hilfe. Sonst alles verloren. Nur noch wenig Munition. Hereros ungefähr 200 Mann stark. Beste Angriffsmöglichkeit von Westen, wo dichte Dornenfelder Anschleichen ermöglichen.“

Alle verloren — alle! — Der junge Offizier stöhnt verzweifelt auf. Vergebens sucht er seine Gedanken abzulenken. . . . Immer wieder zeichnet ihm seine Phantasie die entsetzlichsten Szenen, die sich in der Farm abspielen müssen, wenn den unbarmherzigen Feinden der Sturm gelingt. Er sieht Gisela, seine Gisela, in den Händen der ent-

gende Seite der Bodensenkung, wo die Einzäunungen für das Vieh und die Hütten der schwarzen Hirten angelegt sind. Doch von den berühmten Herterischen Schaf- und Kinderherden, die dem weitblickenden Züchter jährlich Tausende einbringen, ist nirgends etwas zu entdecken. Nur einige wenige Stücke Vieh sieht man dort drüben grasen, wo sonst durch den Feldstecher die Menge der über die Weide langsam hinziehenden Schafe wie ein bewegliches, graues Meer zu erkennen war. Und dieser Umstand, das Fehlen des lebenden Inventars von Herterstrub, vergrößert noch die Angst des jungen Offiziers. Gerade diese Stille ringsumher, dieses Fehlen jeden Geräusches, das auf kriegerische Vorgänge schließen läßt, erfüllt seine Brust mit düsteren, bangen Ahnungen. Und diese unheimliche Todesstille bleibt auch, je weiter die Truppe — jetzt in aufgelöster Schüßelinie mit großen Abständen — sich vorwärts bewegt. Man ist bereits bis an den Zaun des hinter dem Wohnhause sich hinziehenden Gemüsegartens gelangt, ohne irgend etwas Verdächtiges zu Gesicht zu bekommen. Kaum dreihundert Meter sind's noch bis zu den hellgestrichenen Gebäuden.

Da läßt Frits von Trebra halten und schiebt zunächst zwei Seitenpatrouillen vor, die den Talrand absuchen sollen. Er selbst mit einem Gefreiten und zwei Mann will nach vorn

hin relognoszieren. Nochmals nimmt er jetzt sein Glas zur Hand und untersucht vorsichtig jede Einzelheit des Vorgeländes, blickt lange prüfend nach dem Wohnhause hin, das mit geschlossenen Fensterläden und Türen wie ausgestorben daliegt. Er bemerkt nichts, nichts. Nirgends das geringste Zeichen, aus dem man auf die Anwesenheit von Menschen schließen könnte. Wie Grabesruhe lastet's über den freundlichen Häusern. Und dem Offizier wird's immer unheimlicher zu Mut. Mit einem leisen „Vorwärts, Kinder!“ drängt er sich durch eine Baunlüde durch und eilt mit langen Sprüngen, den schußfertigen Karabiner in der Hand, seinen Leuten voraus.

Zehn Minuten später ist die ganze Farm bis auf den verborgensten Winkel abgesehen. Aber von den Bewohnern hat man nirgends etwas entdecken können. Gewiß, — daß die Hereros hier in den Gebäuden gehaust haben, sieht man auf den ersten Blick. Aber nichts, nichts gibt einen Anhalt dafür, wo Herter mit den Seinen geblieben, ob er ermordet oder — das Unwahrscheinlichste! — glücklich entkommen ist.

Fritz von Trebra hält mit seinen Leuten auf dem Hofe Kriegsrat, während draußen weit vorgeschobene Posten für

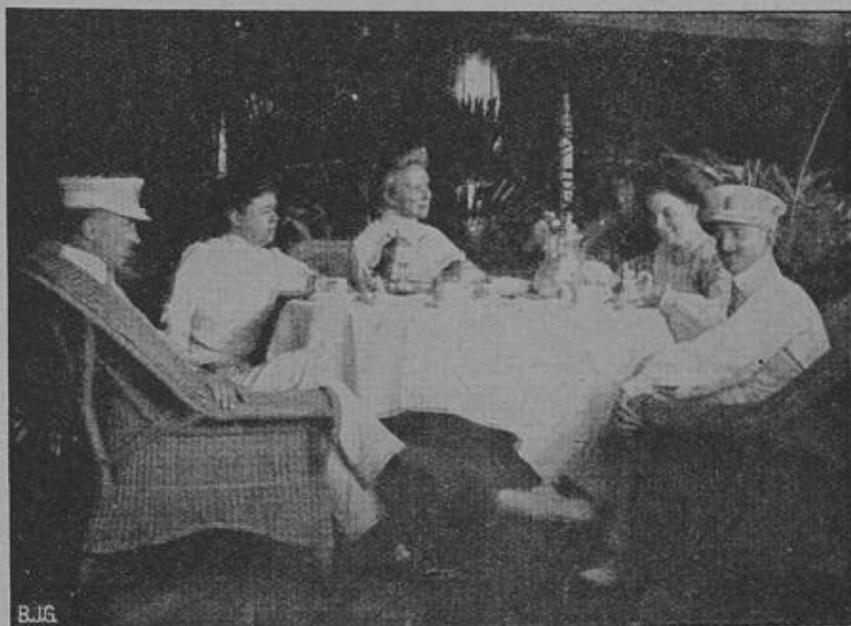
pehn versuchen. Jedenfalls müssen wir, falls wir die Nacht über hier bleiben, mächtig auf unserer Hut sein.“

„Sie sind also wirklich der Ansicht, Heinrichs, daß Herr Herter und die Seinen ermordet wurden?“ fragte der junge Offizier mit bebender Stimme. Und sich an jede, die geringste Hoffnung klammernd, fügt er schnell hinzu: „Aber dann hätten wir doch auch irgendwo Blutspuren hier im Hause oder die Leichname finden müssen! — Nein nein, ich hoffe noch immer, daß unsere Landsteute glücklich entwichen sind.“

Saun hat Fritz von Trebra das letzte Wort ausgesprochen, als sich durch den Kreis der Mannschaften der Geseite Sönnert, der eine Patrouille geführt hat, hindurchdrängt. In der Hand hält Sönnert einen in sein rotgeblühtes Taschentuch eingewickelten kleinen Gegenstand. Und stramm die Hacken zusammennehmend, meldet er:

„Patrouille Nr. 1 zurück. Die Hereros haben sich nach Osten in aerader Linie zurückgezogen. Ungefähr 500 Meter vom östlichen Talrande habe ich dieses menschliche Ohr neben mehreren Blutflecken im Sande gefunden.“

Dabei schlägt er das Taschentuch auseinander und hält



Die Kronprinzessin nebst Gefolge auf der Heimreise nach Deutschland:
Beim Nachmittagstea an Bord des Dampfers „Lützow“
vom Norddeutschen Lloyd, Bremen.

die Sicherheit der Truppe sorgen. Er ist bei seinen Untergebenen selten beliebt, und jeder gibt nun ohne Scheu seiner Ansicht über die Sachlage Ausdruck. Die einen sind der Meinung, daß die Hererohorde sich vor der nahenden Abtheilung zurückgezogen und der Farmer mit den übrigen Weißen die Gelegenheit zur Flucht benutzt habe, andere wieder glauben, der Feind sei nach vergeblichem Sturm mit den Viehherden abgezogen. Zu alledem schüttelt der altgediente, mit allen Schlichen der heimtückischen schwarzen Bande gut vertraute Sergeant Heinrichs nur bedenklich den Kopf. Und schließlich meint er sehr ernst:

„Die Geschichte hier gefällt mir garnicht — ganz offen gestanden! Ich habe an den frischen Fußspuren da draußen in den Feldern gesehen, daß die Hereros noch vor wenigen Stunden, jedenfalls noch heute vormittag, hier gewesen sind. Und ich denke mir, die schwarze Teufelsbrut hat heute in der Nacht die Farm überwältigt und — na, was mit den Weißen bei solcher Gelegenheit geschieht, wissen wir ja. Dann haben sie durch ihre Kundschafter von unserer Annäherung Wind bekommen die Farm schleunigst geräumt und gedenken uns nun irgendwo einen Hinterhalt zu legen, — wahrscheinlich werden sie uns sogar hier zu überrum-

seinem Leutnant eine offenbar durch einen glatten Hieb vom Kopf abgetrennte Ohrmuschel entgegen, — eine mit Blut besudelte Ohrmuschel von zierlichster Form, an der noch ein kleiner, in Gold gefaßter Stern aus Türkisen als Ohr-ring hängt.

Fritz von Trebra hat nur einen flüchtigen Blick auf den graufigen Hund geworfen und ist dann förmlich zurückgetaumelt, mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen. . . Und unfähig, sich zu beherrschen, schreit er das Schreckliche heraus:

„Gifelas Ohr!“ —

Sergeant Heinrichs, der jede Fährte zu lesen weiß, hat die Stelle, an der der Geseite Sönnert das Ohr fand, sowie die Umgebung aufs genaueste untersucht. Jetzt erhebt er sich vom Boden und sagt kopfschüttelnd zu seinem Vorgesetzten, der erwartungsvoll neben ihm steht:

„Das eine ist sicher, Herr Leutnant: Hier in der Nähe kann Fräulein Herter, falls sie ermordet ist, gar nicht verscharrt worden sein. Und — ich neige jetzt doch mehr der Ansicht zu, daß die Hereros hier einmal eine Ausnahme gemacht und die Weißen der Farm Herterstuh nicht sofort hingemordet haben. Daher möchte ich auch Herrn Leutnant



Graf Ballesfrem †.

Der bekannte Zentrumsveteran, Graf Ballesfrem, der infolge von Herzschwäche im Alter von 76 Jahren auf Blawniowig starb, führte das Präsidium des Reichstages vom Jahre 1898 bis zum Jahre 1906. Von den Angehörigen aller Parteien wurde seine überragende Leitung der Reichstagsgeschäfte und sein liebenswürdig-jovialer Humor hochgeschätzt und anerkannt.

Die Belagerung in Houndsditch.

Mitten in London und in einem Stadtviertel, das zwar von Vertriebenen bewohnt wird, aber bisher keineswegs für ein Verbrecherquartier galt, hat die Londoner Polizei unter Zuhilfenahme von Militär ein Verbrechennest schlimmster Art ausgehoben. Russische Terroristen, Anarchisten der Tat, hatten sich in einem dortigen Hause als harmlose Maler eingemietet. Der eine von ihnen stand den ganzen Tag an der Staffelei, so daß er jedem, der durch die Straße ging, auffallen mußte. Und wenn er das Haus verließ, führte er meist einen kleinen Holzkasten bei sich, den die Leute für einen Malkasten hielten, wie sie denn auch den Russen einen Maler nannten. In der Tat aber war dies Gebahren des Mieters nur Schein. Denn, wie sich herausstellte, schmuggelte der Russe in seinem Kasten



Die Belagerung in Houndsditch. Das ausgebrannte Haus.

Nitroglycerin und ähnliche gefährliche Sprengstoffe in seine Wohnung ein. In ihr fand man denn auch ein ganzes Arsenal von anarchistischen Werkzeugen und obendrein eine alle Teilnehmer aufs höchste belastende Korrespondenz, deren Inhalt eine Reihe geplanter Attentate auf gekrönte Köpfer Europas verriet. Als die Verbrecher sich entdeckt sahen, kämpften sie verzweifelt gegen die Polizei, die sie verhaften wollte. Es kam zu einem erbitterten Schnellfeuer zwischen modernen Gewehren und Revolvern. Erst als außer 1000 Polizisten 2 Abteilungen schottische Gardetruppen mit einem Maxim-Geschütz und eine Abteilung Feldartillerie mit drei Geschützen, sowie zahlreiche Feuerwehrmannschaften gegen diesen Schlupfwinkel der Verbrecher vorgingen gelang es, das in Brand geschossene Haus zu nehmen. Die Verbrecher kamen dabei bis auf den letzten Mann um.

Infolge der im Hause aufgestapelten gefährlichen Sprengstoffe gingen die Aufräumarbeiten sehr langsam vor sich und bis in die letzten Tage hinein waren geschulte Polizisten tätig, die Materialien zur Bombenfabrikation aus dem Wege zu schaffen. Da sich im Publikum die Meinung verbreitet hat, die Nachforschungen würden weitere sensationelle Resultate ergeben unlagert stets eine Menge Neugieriger die Brandstätte.



Die Belagerung in Houndsditch. Schottische Garde beim Feuern.

bitten, mir drei Mann mitzugeben, damit ich der schwarzen Horde folgen, sie womöglich beim nächsten Lagerplatz beschleichen und zusehen kann, ob Herr Herter und die Seinen noch am Leben sind. Das Weitere wird sich dann schon finden."

Bereitwilligst gibt Fritz von Trebra dem wackeren Unteroffizier die Erlaubnis zu diesem recht gefährlichen Unternehmen. Er selbst kann daran nicht teilnehmen. Ihm muß die Sicherheit seiner völlig erschöpften Mannschaften höher

der Mondnacht taucht jetzt eine schlanke Gestalt, von den Feldern kommend, auf. Es ist Fritz von Trebra, der soeben die Posten revidiert hat. Gedankenvoll bleibt er vor dem Wohngebäude stehen und überschaut nochmals die getroffenen Verteidigungsmaßregeln, überlegt, ob er noch irgend etwas zur besseren Abwehr der Feinde anordnen könnte, dieser heimtückischen Feinde, die ihn hier in Herterstuh, wie Sergeant Heinrichs nur zu richtig vermutete, umzingelt haben und sicher gegen Morgen bei anbrechender Dämme-



Wildschweine in Gefahr.

siehen als alle eigenen Interessen, er darf als Offizier seine Leute nicht verlassen, so sehr auch sein Herz ihn gen Osten drängt, den abziehenden Hereros nach.

Am Abend desselben Tages. . . Der Vollmond überstrahlt mit bläulich-weißem Licht die Baulichkeiten von Herterstuh, dringt auch mit seinen Strahlen in die offene Veranda des Wohnhauses ein, auf der todmüde Soldaten, eingehüllt in ihre langen Mäntel, das Gewehr im Arm, in tiefstem Schlafe liegen. Aus der milchgrauen Dämmerung

ring, wie es ihre Gewohnheit ist, zum Angriff vorgehen werden. Denn daran, daß die Hererobande nur scheinbar den Rückzug nach Osten angetreten hat, vielmehr in großem Bogen nach Süden zu wieder umgekehrt ist und die Farm jetzt bereits von allen Seiten umzingelt hat, konnte nach den Meldungen der Nachzügler, die bereits im Busch mehrfach Feuer aus dem Hinterhalt erhalten hatten, und nach den neuesten Beobachtungen der Patronillen kein Zweifel mehr sein.

Der junge Offizier schreitet langsam über den Hof auf das langgestreckte Stallgebäude zu, welches das Schußfeld gegen Westen hin völlig verdeckt und daher notwendig gespickert werden muß. An den Ecken des Holzbaues sind hohe Haufen trockenen Gestrüpps aufgeschichtet. Vor dem einen macht der Leutnant halt und überlegt nochmals. Dann greift er kurz entschlossen in die Tasche. Bald flammt ein Zündhölzchen auf, und knisternd fliegt eine huschende Feuerfäule über den Reifighausen hin, lodert höher und höher, erfasst das Scheunendach, die Wände, bis nach einigen Minuten schon die eine Seite des für die Verteidigung des Wohnhauses so hinderlichen Baues in hellen Flammen steht. Jetzt ist der Hof taghell erleuchtet, und auch in der nächsten Umgebung kann man jeden Gegenstand deutlich erkennen. Und Fritz von Trebra denkt nachgerade: „Wenn doch die schwarzen Teufel in diesem Augenblick angreifen wollten. Da könnten wir ihnen bei dem Licht einen recht warmen Empfang bereiten.“ (Fortsetzung folgt.)

wie ein junges, unerzogenes Kind: da konnte eine heilsame Lehre nur von Nutzen sein.

Nun war sie schon zum zweiten Male zur Ruhe gegangen, ohne ihm gute Nacht zu wünschen. Es grämte ihn, und er lag noch wach und gedankenvoll da, während sein junges Weib neben ihm schon zu schlafen schien.

Mäuschenstill war es in dem dunkeln Gemache, oder — war es doch nicht mäuschenstill?

War nicht ein leises Piep vernehmbar, und folgte nicht in kurzen Zwischenräumen ein schwaches Nagen an der Diele? Stärker und stärker wurde das Geräusch. Es unterlag keinem Zweifel mehr — eine Maus war im Zimmer. Konrad regte sich nicht darüber auf; bewegungslos blieb er liegen.

Aber Joja? Sie schlief doch noch nicht. Aengstlich lauschte sie auf das Geräusch, und sie konnte sich endlich nicht selbst mehr täuschen — eine Maus arbeitete sich ins Zimmer hinein; bald lief sie wohl über den Teppich und dann mit



Das Gordon-Nodelsfahrrad.

Eine eigenartige Erfindung auf dem Gebiete des Nodels kann man jetzt im Riesengebirge bewundern. Das „Nodelsfahrrad“ ist im Gegensatz zu den anderen Nodelschlitten einspurig; die Rufen bestehen aus Holz. Die Lenkbarkeit und Bremsfähigkeit soll genau so groß sein wie bei einem gewöhnlichen Fahrrad.

Die Maus.

Skizze von Mirafades.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Tage hatte sie nicht mehr mit ihm gesprochen; eigentlich war es nur eine kleine Meinungsverschiedenheit gewesen; aber Joja zürnte ihrem Gatten deswegen und verspürte noch keine Lust, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Er litt darunter; denn er liebte seine junge Frau zärtlich. Aber er sagte sich aus Vernunftgründen, daß er noch abwarten müsse, was sie tun würde. Er war der Veltere, bedeutend älter als sie. Joja hatte entschieden unrecht; sie mußte ihn um Entschuldigung bitten, zudem war sie noch

einem Satz war sie auf ihrem Bett! Entsetzt verkroch sich Joja in ihre Decken; sie fürchtete sich vor nichts mehr als vor Mäusen. Aber, was konnte sie tun? Sie hätte ja um keinen Preis gewagt, aufzustehen, Licht anzuzünden und den Ruhestörer zu verjagen.

Einer nur konnte ihr helfen; der hatte Mut — es war Konrad — aber der rührte sich ja nicht.

Lauter und lauter ward das Geräusch; die geängstigte Frau hörte es schon ganz nahe, und sie fühlte schon —

„Konrad, Konrad!“ — aber nichts regte sich. Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirne. „Konrad, hörst du denn nicht?“

„Wa—ä—“ erklang es mit einem langen Sähen neben ihr.

„Aber, hörst du das wirklich nicht? Stehe doch 'mal auf, und zünde Licht an. Eine Maus, eine Maus,“ stöhnte sie angsterrfüllt.

„Eine Mau—aus,“ gähnte er wieder; was soll das? Laß uns schlafen!“

„Was? Du kannst schlafen, schlafen, wenn mich die Angst verzehrt? Wo ist denn da deine Liebe zu mir?“

Er nahm die mittlerweile angezündete Kerze in die Hand und sagte ruhig: „Meine Liebe? Suchst du meine Liebe in einer Tat? Wo ist denn deine Liebe? Kennst du meine tatenlos, so scheint mir deine wortlos.“

„Vergiß,“ stöhnte seine junge Frau; „vergiß — ja, ich habe unrecht gehandelt; so rette mich aus meiner Angst.“

Er sagte nichts darauf. Die Zeit sollte ihn lehren, ob Josa sich ändern oder wie oft dieser kindische Trost bei ihr zurückkehren würde. Er versuchte, des Ruheförders habhaft zu werden; seine Bemühungen blieben erfolglos — und da

reden begann. Er wartete in Geduld ab und wollte die Zeit auf sie einwirken lassen. Aber sie schien unverbessert; was konnte denn helfen? War und blieb sie denn immer ein törichtes, unerzogenes Kind? So kam der fünfte Abend heran; aber auch er endigte ohne ein „gute Nacht“.

Da fing es wieder an zu nagen, und lauter und stärker ward das beängstigende Geräusch. Und wieder nach einer Viertelstunde tödlicher Angst war der Trost gebrochen, und ward das erste Wort gesprochen.

Aber lange ließ sich Konrad bitten, ja mit Tränen ersticker Stimme händeringend anflehen, ehe er Licht machte und sich ans Suchen gab. Aber, merkwürdig! Das Licht schien den Ruheförder jedesmal zu verschleichen.

„Halt, da habe ich sie!“ rief Konrad. „Was, die Maus?“ schrie entsetzt die junge Frau.

„Ja, was soll's denn? Es ist ein kleines, winziges Ding. Ich werde sie mit ins Bett nehmen.“



Das größte Geschäftshaus der Welt.

Das größte Geschäftshaus der Welt ist das jüngst vollendete „Hudson River Terminal Building“ in der Church Street in Newyork. Es hat 22 Stockwerke und umfaßt 4000 Bureaus, in denen durchschnittlich 10 000 Menschen beschäftigt sind. Es bedeckt 70 000 Quadratfuß Terrain und besitzt 5200 Türen und 5000 Fenster. Für Gas-, Wasser- und Dampfanlagen wurden 16 Meilen Bleirohr, 79 Meilen Dampfrohr und 95 Meilen Wasserrohr verwendet. Für die elektrischen Anlagen brauchte man 113 Meilen Draht, und 30 000 elektrische Lampen sind in diesem Hause in Betrieb.

nichts sich mehr regte, suchte er sein Lager wieder auf, und nach einem Dankeskuß der jungen Frau umfing bald ein süßer Schlummer die wieder Versöhnten.

In Ruhe, Frieden und Glück waren seitdem einige Monate vergangen. Dann aber brachte ein abermals ungerechtfertigtes Grollen gegen den Mann den alten, kindischen Trost wieder zum Ausbruch. Abermals vergingen zwei, ja drei, vier Tage, ohne daß Josa mit Konrad wieder zu

„Um Gottes willen, Konrad, du tötest mich.“

„So schnell geht das doch nicht. Josa. Ungezogene Kinder müssen ihre Strafe haben; vielleicht heilt dich das von deinem Troste,“ — und er legte sich wieder zu Bett.

„Konrad, um des Himmels willen, sag' mir, wo die Maus ist; ich ängstige mich zu Tode.“

„Ruhig, mein Kind, sie krabbelt soeben langsam unten am Fußende des Bettes unter der Bettdecke hervor.“

„Kon—Kon—rad,“ schrie entsetzt sein junges Weib. Josa wollte nicht hinschauen vor Angst; aber sie sah doch hin und — gewahrte ihres Mannes große Zehe.

„Also, das warst du — du!“ rief sie mit weinerlicher Stimme. Wie konntest du mich so ängstigen? Kleinen Kindern magst du so etwas antun; ich dachte, wir sind zu alt dazu!“

„Zu alt?“ erwiderte er streng. „Wann sind wir denn zu alt, um gleich kleinen Kindern so zu trosten, wie du es jetzt wieder fünf Tage getan?“

Beschämt wußte Josa nichts mehr zu erwidern. Sie verbarnte lange schweigend. Ihr kindischer Trotz kämpfte noch mit der rechten Vernunft. Dann legte sie sanft ihren Arm um ihres geliebten Mannes Hals und sagte herzlich: „Ja, du hast recht; dazu sind wir zu alt. Wie lange hast du Geduld mit mir gehabt, wie mit einem trotzigem, unerzogenen Kinde. Aber heute will ich ihn für immer verjagen. Du hast mir bis hierhin dazu verholfen; hilf mir weiter. Ich danke dir für deine Liebe. Vergiß mein kindisches Benehmen. Von heute ab sollst du in mir eine Frau finden, die deiner wert ist.“

Er gab ihr den Versöhnungskuß und glaubte ihren Worten.

„Und nun,“ fügte Josa zufrieden und wieder glücklich lächelnd etwas schelmisch hinzu: „Jage die Maus für immer ins Mausloch zurück.“

„Ganz, wie du willst,“ lächelte er etwas verschämt.

Aber er hatte kein drittes Mal mehr nötig, das Mäuslein aus seiner Ruhe aufzustören.

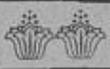


Professor Dr. Nordenskjöld in Deutschland.

Der bekannte Polarforscher Professor Dr. Nordenskjöld weilt zur Zeit in Berlin, um Vorträge über seine Südpolar-Expedition zu halten.



Rätsellecke.



Berggebild.



Den Berggeist sieht man wohl, wo aber ist die Fee?

Zogogriph.

Ein Wort mit vier Zeichen, es gibt dir den Mann,
Der jedem bekannt war als finst'rer Tyrann,
Und wird es mit dem Kopf genannt,
Denn ist es ein Eiland, geschichtlich bekannt.

Rätsel.

Der Zweig hat es im Frühling,
Freitags die Wassertuppe,
Uns hat ein jeglich Bildnis,
Uns hat auch jede Puppe.
Wir sitzen dir im Antlitz,
Wir sitzen dir am Fuß;
Dann aber machen täglich
Wir Schmerzen dir und Verdruß.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogrifh: Brasilien, Nasen, Asien, Silber, Iffer,
Liebe, Har, Elsa, Nase.

Somonym: Seidel.

Buchstaben = Rätsel: Bach — Buch.

Rebus: Amosen geben macht nicht arm.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 4.

Sonntag, 22. Januar.

Jahrgang 1911.

Die Perle von Hertersruh.

Erzählung aus dem Hererokriege.

Von Walther Nabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber die Stunden verrinnen, ohne daß eine Bewegung vom Feinde zu bemerken ist. Ruhelos geht der junge Offizier stets von neuem die Postenlette ab, ermahnt die Wachen immer wieder zur gespanntesten Aufmerksamkeit. Nichts rührt sich. Zwischen den Dornenfeldern, über der grauen Wüste ruht tiefste Stille, nur hin und wieder unterbrochen

durch das Heulen einer Hyäne oder das Kläffende Bellen eines Schalsals.

Leutlos schleicht Friß von Trebra zu dem obersten Posten hin, der am Rande des Gemüsegartens aufgestellt ist. Auch hier erhält er dieselbe Auskunft: Nichts zu hören und zu sehen. — In Gedanken versunken kehrt er um. Er schwankt fast vor Müdigkeit. Seit 24 Stunden hat er kein Auge zugegan. Nur das Pflichtgefühl hält ihn noch aufrecht, diese höchste Anspannung des eigenen Willens, die aus dem Schwächling einen Helden machen kann. Aber hin und wieder versinkt er trotzdem während des Gehens in einen kurzen, um Sekunden andauernden Schlummer, aus dem er



Das Tillyhaus in Oldendorf.

In dem einsamen Dörfchen Oldendorf in der Lüneburger Heide stand bis vor kurzer Zeit als einzige Sehenswürdigkeit das „Tillyhaus“. Das langgestreckte Gebäude mit dem anheimelnden Strohdach, in dem Tilly zur Zeit des dreißigjährigen Krieges einmal übernachtete, ist leider bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

dann stets wieder wirt um sich blickend aufschreckt, weil plötzlich die mechanische Bewegung seiner Beine aufhört und sein Körper das Gleichgewicht zu verlieren droht. Und in diesem Zustande von Schlafrunkenheit zieht sein Leben wie eine Kette wechselnder Bilder in jagender Hast vor seinem Geiste vorüber.

Die Abenteuerlust allein hat ihn vor Jahren nach Afrika getrieben, ihn, auf den in der Heimat ein reiches Majorat wartet. Und dann hat er dieses Land mit seiner Sonnen- glut, den kalten Nächten, schroffen Gebirgen und öden Steppen lieb gewonnen, dann ist er immer länger geblieben, weil ihn auch etwas anderes noch fesselte: Gisela Herter, die Perle von Herterstrub . . . Sechs Monate kennt er die schöne Gisela nun. Und jeden freien Tag hat er in diesem letzten halben Jahre dazu benutzt, um von Windhuk aus nach der Farm hinüber zu reiten, jede freie Stunde hat er dem Mädchen gewidmet, das sich gleich beim ersten Sehen in seinem Herzen einen festen Platz eroberte. Fritz von

einer Männerstimme in seinem Rücken und mehrere schnell aufeinander folgende Schüsse lassen Fritz v. Trebra plötzlich nur zu schnell völlig munter werden. Er weiß sofort Bescheid. Der Posten dort hinter ihm am Gemüsezaun hat den heranschleichenden Feind bemerkt. — Wie mit einem Schlage ist jetzt in das Bild friedlicher Ruhe, das Herterstrub in den letzten Stunden trotz der rauchenden Trümmer der Scheune darbot, bewegtestes Leben gekommen. Auf dem flachen Dache des Wohnhauses liegen, durch Sandsäcke gedeckt, einige Leute, andere wieder haben die Fenster und Türen und die verbarricadierte Veranda besetzt. Und nun flammen die großen, bereitgelegten Keisighäuser auf, über die man Balken und Bretter als dauerhafte Nahrung für das Feuer geschichtet hat. Tageshelle verbreitet sich rings um das zur Verteidigung hergerichtete Gebäude. . . . Hinter dem Schornstein auf dem Dache kniet der junge Offizier und sucht mit seinen Blicken unausgesetzt die Umgebung ab. Jede Sekunde erwartet er hier oder da einige der flinken, schwar-



Prinz Adalbert v. Preußen als Kommandant des Torpedobootes „S 142“. Der Prinz in der Mitte der Offiziere und Deckoffiziere an Bord.

Trebra hat ja die echte Liebe noch nie kennen gelernt, noch nie dieses Gefühl unendlicher Sehnsucht; noch nie gespürt, wie die Seele in Jubeltönen erklingen kann beim Anblick der Einen, Einzigen . . . Erst Gisela zauberte all diese Empfindungen in ihm hervor, die schöne Gisela. Aber die Jahre in Südwest, das rauhe Leben auf einsamem Posten hat ihn nur zu sehr, hat ihn wortlappig und kleinmütig gemacht. Er vermag sich nicht zu denken, daß dieses jugendfrische Geschöpf mit der zierlichen Elfen Gestalt und dem liebreizenden, schelmischen Gesichtchen ihm, „dem langen Trebra“, wie man ihn drüben in Deutschland bei seinem alten Regimente stets genannt hat, — dem Trebra mit dem bageren braunen Gesicht und der aristokratischen Habichtsnase, Segenliebe schenken kann. Und daher hat er mit einer Erklärung von Tag zu Tag gezögert, trotzdem er aus Giselas ganzem Verhalten ihm gegenüber fraglos recht beglückende Hoffnungen hätte schöpfen können. . . . Ein gellender, die Nerven aufpeitschender Warnungsschrei

zen Gestalten des Angreifers zu sehen. Aber der Herero läßt sich Zeit. Eine Viertelstunde vergeht. . . . Dann — kein Zweifel, dort von dem Rande des Gebüsches löst sich eine dunkle Masse ab, schiebt sich langsam vorwärts. . . .

Fritz v. Trebra atmet fast erleichtert auf. . . . Nichts ist ja nervenaufreibender als dieses Warten auf den Angriff eines gut verborgenen Gegners, nichts peiniger als die Ungewißheit, wann endlich das Gebrüll der schwarzen Bestien erklingen wird. Dieses Gebrüll, das nichts anderes darstellt, als den Versuch, die Furcht vor den Gewehrläufen des weißen Zwingherrn zu betäuben. . . . Und ruhig, klar durchklingt jetzt seine Stimme die von rotem Feuerchein durchglühete Nacht. . . .

„Noch nicht schießen, Leute. . . ! Auf mein Kommando warten!“

Wie ein äffendes Echo aber klingt's sofort von drüben in gebrochenem, hartem Deutsch zurück: „. . . nicht schießen, Leute. . . !“

Und näher kommt der Trupp der Feinde, auffallend langsam, Schritt für Schritt. Da kriecht einer der am Dachrande postierten Leute hastig zu dem Offizier hin. — Es ist der Gefreite Sönnert.

„Herr Leutnant, das bedeutet irgend eine Teufelei der Schwarzen... Wenn mich nicht alles täuscht, so benutzen die Hereros da vor uns unsere Landsleute als Schutzschilde gegen unsere Geschosse...“

Fritz von Trebra reißt seinen Feldstecher an die Augen. Als er ihn absetzt, preßt er ingrimmig zwischen den Zähnen hindurch: „Teufelsbrut!“ — Denn der Gefreite hatte mit seinen scharfen Augen nur zu richtig gesehen. Der dort gegen die rechte Hausseite vordringende Feind ist so gut wie unverwundbar, da er tatsächlich drei gefesselte Europäer, — den Farmer Herter und seine beiden weißen Aufseher, die der Offizier durch sein Glas sofort erkannt hat — als besten Angelfang vor sich herdrängt.

Immer näher rückt lautlos die gut gedeckte Schar des Feindes. Jetzt trennen sie keine zwanzig Meter mehr von dem Wohngebäude. Und wieder flüstert der Gefreite Sönnert, der bisher vergeblich aufgepaßt hat, ob er nicht doch einen Schuß anbringen kann...

die völlig überraschten Hereros. Die sechs Schwarzen, die sich bisher so gut hinter den Leibern der Weißen geborgen haben, suchen vergeblich ihr Heil in schleunigster Flucht. Sie bieten für die Soldaten jetzt ein zu gutes Ziel. Und unter deren Geschossen knicken sie schnell wie hingemäht zusammen, noch bevor sie das schützende Dunkel erreichen.

Aber auch der Feind hat sich jetzt von der ersten Ueber- raschung erholt. Ein rasendes Schnellfeuer umgibt den waderen Offizier und seine Leute, die den geretteten Farmer und die beiden Aufseher in das Wohnhaus zurückzuschleppen versuchen. Denn zum Durchschneiden der Fesseln ist keine Zeit... Dicht vor der Veranda läßt Fritz v. Trebra plötzlich den schweren Körper Herter's, den er glücklich bis hierher geschleift hat, fallen, breitet die Arme wie in jähem Schreck weit aus und stürzt dann nach vorn zu Boden, wo er bewegungslos liegen bleibt. Ueber ihn hinweg aber tobt der Kampf weiter fort...

Ein Jahr ist seit den letzten Ereignissen vergangen. Auf der Terrasse des Stammschlusses derer v. Trebra sitzt an einem warmen Herbstnachmittag eine kleine Gesellschaft zwanglos beisammen. Etwas abseits von den anderen



Die erste Sitzung des deutschen Reichstages im neuen Jahre.

„Herr Leutnant, es sind sechs Hereros... Aber sie tragen große Reißigbündel und glühende Moosbüschel bei sich. Die Satans wollen uns austräubern...“

Fritz v. Trebra ist sofort Herr der Situation. Nur wenige Worte wechselt er mit dem Gefreiten. Dann kriecht er zu der Dachlufe hin und verschwindet im Innern des Hauses.

Inzwischen ist bereits das erste der Reißigbündel gegen die Hausseite geschleudert worden, weitere folgen, die alle dicht an den hölzernen Wänden liegen bleiben. Jetzt fliegt eine Lunte wie ein Komet mit feurigem Schweiß durch die Luft, fällt in einen der trockenen Reißighäuser; Flammen züngeln auf, lecken höher und höher...

Drüben bei den Hereros ein wiehernendes Triumphgeschrei. Der teuflische Plan scheint geglückt...

Scheint...

Fritz v. Trebra hat inzwischen vorsichtig die Hintertür öffnen lassen, ist mit sechs Leuten an dieser, jetzt ganz unbeachteten Hausseite entlang gekrochen und bricht nun plötzlich lautlos mit den Seinen hervor, kommt wie der Blitz über

lehnt Fritz v. Trebra an der Sandsteineinfassung und schaut träumerisch in den weiten, jetzt in allen Farben schillernden, herbstlichen Park hinaus, schaut über die melancholisch dunklen Wasser des großen Weihers hin, in dem sich die am Ufer stehenden Koniferen mit jeder Feinheit ihres Nadel- schmucks wieder spiegeln. In den Wliden des früheren Schutztruppenoffiziers liegt bei aller Träumerei ein selten zärtlicher, warmer Schein. Es ist, als ob Fritz v. Trebra heute besonders stark die Freude an dem schönen Besitz seiner Ahnen empfindet, den ihm erst die Gine wieder wert gemacht hat, mit der ihn das Schicksal in der afrikanischen Kolonie zusammenführte...

Einer der Gäste ruft jetzt dem versonnen Dastehenden scherzend an:

„Trebra, Sie werden etwas veräumen, wenn Sie da noch länger den poetisch angehauchten Stimmungsmenschen mar- tieren. Endlich haben wir Ihrer Frau Gemahlin nach stundenlangem Zureden die Zusicherung abgesehmekelt, uns jene Schreckenstage aus Herter'sruh drüben in Südwest zu schildern.“



Die Silberhochzeit des Fürstenpaares von Bülow.
Die Feier ihrer Silberhochzeit begingen Fürst und Fürstin Bülow am 8. Januar in der Villa Malta zu Rom. Ueber tausend Glückwunsch-Depeschen sowohl aus Deutschland, wie auch aus dem Auslande, gingen dem Jubelpaare zu. Auch empfing der Papst den Fürsten und die Fürstin in besonderer, feierlicher Audienz.



Fritz v. Trebra nickt seiner Gattin glücklich lächelnd zu und nimmt dann seinen Platz an ihrer Seite wieder ein. Gisela, deren mädchenhaft weiches Antlitz mit dem blütenreinen Teint in der Umrahmung der weit über die Ohren gekämmten, dunklen Haarwellen einen ganz eigenen Zauber ausstrahlt, beginnt nun ohne jede Scheu zu sprechen, nachdem sie ihre Rechte zärtlich schmeichelnd in die ihres Mannes geschoben hat; erzählt von den Zeiten kurz vor Ausbruch des Krieges und von jenem Tage, da der treue Hottentottenbastard Nwati das Nahen des ersten feindlichen Haufens in Herterstrub meldete, von den Schrecken der fünfjährigen Belagerung und dem endlichen Entschlusse der Umzingelten, einen Fluchtversuch zu wagen, da man keine Hoffnung hatte, daß der mit einem Briefe nach Windhuk abgeschickte Bote sein Ziel erreichen könnte und außerdem die Munition von Stunde zu Stunde immer knapper wurde.

„Gegen zwei Uhr morgens nahmen wir Abschied von einander. Es war verabredet worden, daß mein Bruder mit den beiden weißen Aufsehern und den uns treu gebliebenen beiden Hottentottendienern nach Norden hin einen Ausfall gegen die feindlichen Linien machen sollte während meine Schwägerin und ich zu gleicher Zeit in Männerkleidung und mit geschwärzten Gesichtern nach Südwesten in der Richtung auf Windhuk durchzubrechen versuchen wollten. Wir Frauen trugen jede eine Browningpistole und einen Karabiner bei uns, — Waffen, auf die wir uns gut eingeschossen hatten. Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Der Mond wurde in kurzen Zwischenräumen immer wieder von schwerem Gewölk verdeckt. Als gerade dichteste Finsternis über der Erde lagerte, brachen wir auf, — mit welch schmerz-

lichen Gedanken und wie tief bewegt, könnten Sie sich wohl denken. Vielleicht sahen wir uns in diesem Leben nie wieder. . . . Meine Schwägerin und ich verließen das Haus durch die Hintertür, schlichen im Schutze des Gemüsegartens bis an die äußerste Umzäunung. Aber schon an dieser Stelle sollten wir zu unserem Schrecken bemerken, daß wir uns die Flucht doch offenbar allzu leicht vorgestellt hatten. Denn wie die Mondscheibe nun plötzlich hinter den Wolken hervorkam und die Gegend mit einem Schlage in Dämmerlicht tauchte, da sahen wir jenseits des Stacheldrahtzaunes ganz deutlich drei Hereros, das Gewehr im Arm, vor uns stehen. Und ebenso erblickten wir nach rechts und links hin eine ziemlich dichte Postenkette, die ein Durchschlüpfen völlig unmöglich zu machen schien. Da aber zeigte es sich, wie richtig der Vorschlag meines Bruders gewesen war, der dafür gestimmt hatte, daß wir Frauen allein fliehen sollten. Jetzt wurde meiner Schwägerin und mir plötzlich auch klar, daß die Männer sich ohne Zweifel für uns nur hatten opfern wollen, um uns das Entkommen zu ermöglichen. Denn während wir noch mit zitternder Spannung zwischen Gestrüpp gedrückt dalagen und die Wachen unserer blutgierigen Feinde beobachteten, die unausgesetzt nach dem Wohnhause hinspähten, ertönte hinter uns ein rasches Schnellfeuer, vermischt mit lauten Hurras. Dieser Kampfeslärm wirkte auf die vor uns befindlichen Hererowachen wie ein starker Magnet. Erst schien noch irgend ein besonderer Befehl durch die Postenkette zu laufen; wir hörten allerhand Zurufe, dann begann ein allgemeiner Vorsturm der Schwarzen auf unser verlassenes Farmhaus. Dicht an uns vorüber raste die wilde Jagd . . . Der Weg war frei . . .

(Schluß folgt.)



Der Südpolarforscher Sir Ernest Shackleton mit seiner Gemahlin.

Der Forscher hielt am 12. Januar einen Lichtbildervortrag über seine Südpolar-Expedition vor dem Kaiserpaar und der Hofgesellschaft im Berliner Opernhaus.



Mutter's Liebling. Nach einem Gemälde von Gabriel Max.

Die schwerste Sünde.

Drei Bekenntnisse.

Von Paul Brulat (Paris). — Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Meta Lewinnek (Königsberg).

(Nachdruck verb.)

„Allerdings,“ erwiderte Jacques Marzans, „jeder Mensch würde uns wie ein Ungeheuer erscheinen, wenn er den Mut hätte, uns sein Innerstes zu offenbaren. Die menschliche Natur ist ein unerforschlicher düsterer Abgrund. Es gibt niemand, der nicht in seinem Charakter etwas Niederträchtiges besitzt, und die Vergangenheit eines jeden Individuums, selbst der Menschen, die wir am meisten lieben, unserer Freunde, enthält Dinge, die uns mit Abscheu erfüllen würden, wenn wir Kenntnis davon hätten. Die Welt, unsere Beziehungen, unsere Vorurteile, alles ist Heuchelei. Wir tragen alle eine Maske und sind mehr oder weniger Schauspieler. Wir zwingen uns, uns ein Air zu geben,

Theze zu prüfen: machen wir es wie jene an der Pest erkrankten Tiere. Beichten wir einmal alle drei, dann werden wir sehen, ob wir Ungeheuer sind... Fange an, Marzans, bleibe in deine Vergangenheit zurück, steige hinab in den Abgrund deines Innern und lege die Maske ab! Sprich, wir werden gern zuhören.“

„Meinst du das im Ernst?“

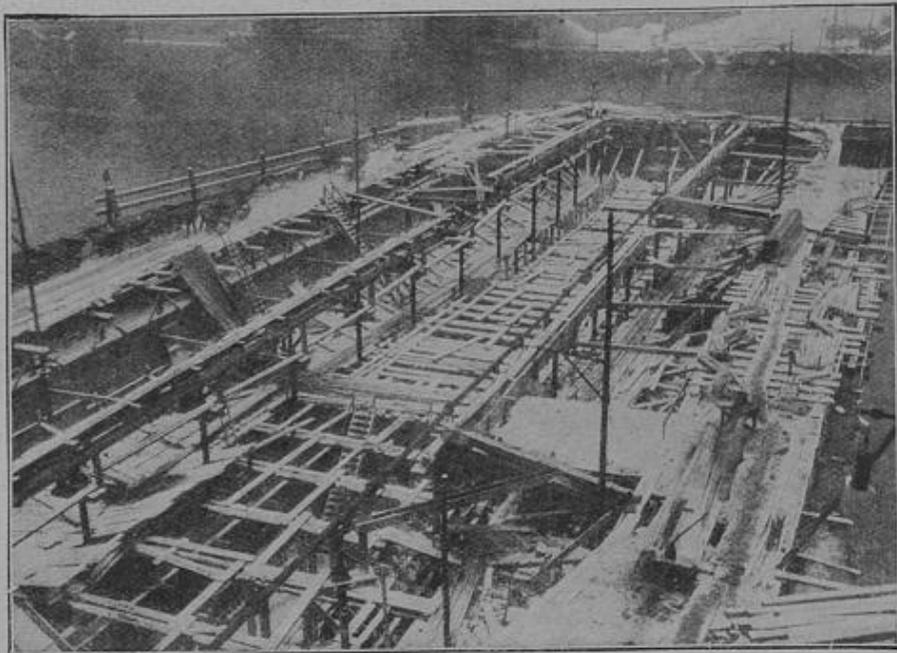
„Aber gewiß. Wir verpflichten uns vorher, aufrichtig zu sein und die reine Wahrheit zu sagen.“

„Und strengstes Geheimnis zu wahren,“ fügte Claude Fresney hinzu.

„Das versteht sich von selbst!“

Es entstand eine Pause. Im Nachdenken versunken, mit gesenkten Blicken ließ Jacques Marzans seine Erinnerungen vor seinem geistigen Auge vorüberziehen; dann hustete er zweimal und begann mit stockender Stimme seine Beichte.

„Ich weiß mich nicht mehr an alles genau zu erinnern... Ich bin 30 Jahre alt, und in diesem Alter haben wir alle schon Romane hinter uns. Mein ganzes bisheriges Leben



Zur Untertunnelung der Spree in Berlin.

Zur Fortführung der Untergrundbahn über den Bahnhof Spittelmarkt hinaus ist es erforderlich gewesen, eine Untertunnelung der Spree vorzunehmen; die Arbeiten sind neuerdings bis zur Hälfte gediehen. Der Boden des Tunnels liegt 15 Meter, die Decke 4 Meter unter dem Spiegel der Spree.

den Schein zu wahren und unsere Rolle zu behaupten, bis wir schließlich durch diese fortgesetzte Heuchelei dahin gelangt sind, uns selbst zu täuschen und uns ernst zu nehmen. Der Geschickteste ist nun der Ehrlichste, der Unredlichste nur der Ungeschickteste. Der einzige Unterschied, der den Redlichen vom Unredlichen trennt, ist, daß die Missetaten, welche die Gesellschaft und die Gesetze verurteilen, und die Sünden, die sie verzeihen, von dem einen vermieden werden, während der andere gerade umgekehrt handelt.“ Lauter Lachen folgte diesem wunderlichen Einfall. Es war Mitternacht. Der gemütliche, kleine Salon, in dem nach einem zufälligen Mahl drei junge Leute, Jacques Marzans, Jean Darbeau und Claude Fresney, vereint waren, lud zur Sammlung ein bei der angenehmen Beleuchtung, die nur durch den Lampenschirm ein wenig gedämpft wurde. Alle drei waren nach dem üppigen Mahle in eine animierte Stimmung veretzt und schlüpfen in das Gebiet des Paradoxen.

„Auf Ehre!“ erklärte Jean Darbeau, „Marzans hat vielleicht nicht Unrecht; übrigens gibt es ein gutes Mittel, seine

erscheint mir in diesem Augenblick wie einer jener dunklen Träume, die man beim Erwachen sich vergeblich zu vergegenwärtigen sucht, von denen nur ein unbestimmter Eindruck zurückbleibt mit der noch unbestimmteren Empfindung, lange geschlafen zu haben. Ein Ereignis jedoch, und noch dazu ein sehr ernstes, das ich lebhaft in Erinnerung habe, will ich erzählen. Ich war damals 25 Jahre alt. In einer kalten Dezembernacht verließ ich den Klub, nachdem ich 100 Louis gewonnen hatte. Es war gegen ein Uhr nachts, und langsam machte ich mich, eine Zigarre rauchend, auf den Heimweg. Als ich den Kai entlang ging, veranlaßte mich plötzlich eine klägliche Stimme, mich umzudrehen. Vor mir stand ein Mädchen von etwa 15 Jahren, fast noch ein Kind; die Kleine zitterte vor Frost in ihren Lumpen, wahrscheinlich eine jener Unglücklichen, die bei einer Kälte von mehreren Grad unter Null auf die Straße gestoßen worden war. Ihre Augen verrieten namenlose Angst, und Tränen rollten ihr über die vom Glend abgekehrten Wangen. Sie streckte die Hand aus und flehte: „Seien Sie barmherzig, mein Herr!“ Ich durchsuchte meine

Taschen und stellte fest, daß sich nur eine Handvoll Louis darin befanden. „Es tut mir leid, aber ich habe kein Kleingeld.“ sagte ich und setzte meinen Weg fort. Aber mindestens noch eine Viertelstunde lang verfolgte mich die von Schluchzen unterbrochene Stimme, aber ich machte mich unerbittlich aus dem Staube.“

Die Zuhörer brachen in Lachen aus.

„Das ist alles?“ fragte Jean Darbeau überrascht. „Du hast einer Bettlerin ein Almosen verweigert — aber das passiert mir alle Tage — ja, das passiert selbst dem Reichsten und Großmütigsten — man kann doch nicht allen Armen geben, denn diese Leute sind Komödianten und sollten lieber arbeiten. . . Mir scheint, das kann dein Ernst nicht sein.“

„Jetzt kommst du heran, Jacques,“ sagte schnell Marzans „bekenne deine Sünden!“

Zum zweiten Male trat Stillschweigen ein. In der Ferne ertönte, je mehr die Nacht hereinbrach, das ächzende und zischende Geräusch der Lokomotiven, das für Augenblicke die Luft wie mit einem Schmerzensschrei erfüllte. Durch das offene Fenster drang verworrener Lärm in die Fin-

weise von Jean Darbeau, und Marzans führte geschickt mildernde Umstände an.

„Jetzt kommt Fresney daran,“ rief Darbeau. „Er muß viel auf dem Kerbholz haben, man liebt es ihm schon vom Gesicht, also erzähle: Was hast du für Gewissensbisse?“

„O! Ich habe nicht viel zu beichten, denn mein Gewissen scheint mir nicht sehr belastet zu sein, aber einmal — es war zu Beginn meiner literarischen Laufbahn; ich hatte mit viel Sorgen zu kämpfen, lebte von kleinen Darlehen, von dem Erlös meiner ins Pfandhaus gewanderten Sachen und schließlich von dem Großmut einiger Kameraden. Jemand hatte mir 20 Francs geliehen, und außerdem hatte ich die Miete zu zahlen, falls ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, mich ohne Obdach bei Wind und Wetter auf die Straße gesetzt zu sehen. Endlich fand ich einen Ausweg: Mir kam der Gedanke, den Spielaal aufzusuchen und mein Glück mit meinem einzigen Louis zu probieren. Warum auch nicht! sagte ich mir, es gewinnen so viele, weshalb sollte ich nicht auch einmal Glück haben? Gesagt, getan! Der Abend rückte heran, ich begab mich nach dem Klub und setzte mich an einen Tisch, an dem Baccarat ge-



Ein Skat im Schnee.

So sind die Herren Skatbrüder! Die lustige Gesellschaft läßt sich trotz der Kälte nicht abhalten, im Freien auf Rodelschlitten eine gemütliche Skatpartie zu machen.

sternis, das nahe Getöse der Großstadt allmählich abschwächend.

„O! Mit mir steht es viel schlimmer,“ sagte plötzlich Jean Darbeau. „Ich hatte gerade meine juristischen Studien beendet und befand mich, wie man zu sagen pflegt, in einer ganz verzwickten Lage: Ich sollte heiraten! Meine Braut war nicht hübsch, ich liebte sie nicht, aber sie besaß eine Rente von 25 000 Livres. Ich dagegen besaß kein Vermögen, hatte weder eine Existenz noch Aussichten für die Zukunft. Unter diesen Umständen war die Heirat für mich eine Rettung, und ich hatte eigentlich keinen Grund zu zögern. Aber seit drei Jahren hatte ich mich mit einem bescheidenen, armen, aber braven und lieben Mädchen verlobt und meine erste Braut betete mich an, ja ihre Hingebung war grenzenlos und ihre Treue über allen Zweifel erhaben.“

„Und was geschah?“ fragte Jacques gespannt.

„Nun ich habe ihr einfach den Laufpaß gegeben, geheiratet und niemals mehr von ihr etwas gehört.“

Nach diesem Geständnis wurde die Unterhaltung wieder lebhaft aufgenommen und von den drei Freunden fortgeführt. Man fand Entschuldigungen für die Handlungss-

spielt wurde. Ich wartete, bis der Bankier dreimal vorbeigegangen war, dann hielt ich den Moment für geeignet und setzte meinen Louis auf den Tisch. Der Bankier deckte auf, er hatte sieben, wir fünf, also hatte ich verloren. Da schob ich — ich weiß nicht, wie es eigentlich kam — fast in einem Zustand von Willenlosigkeit meinen Louis mit einer nervösen, beinahe instinktiven und unwiderstehlichen Bewegung mit den Fingerspitzen vorwärts — und — kurz, ich half ein wenig nach. Der Zufall fügte es, daß niemand etwas davon bemerkt hatte. Man zählte mir zehn Louis aus, die ich übrigens beim nächsten Spiel sofort wieder verlor.“

Eine Totenstille folgte diesem Bekenntnis. Nach einer längeren Pause schlug Darbeau ein anderes Gesprächsthema an, und er, sowie Marzans ließen dabei Fresney zu dessen nicht geringem Erstaunen links liegen.

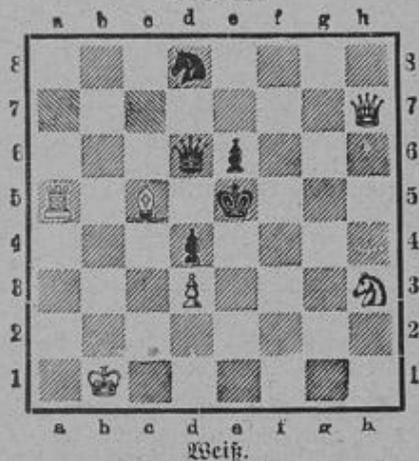
Die Freunde blieben noch eine Stunde beisammen; es wurde von einer Mesalliance gesprochen, von Kvistigkeiten, die zwei Familien auseinandergedracht hatten, und dergleichen mehr. Als man auseinanderging, merkte Fresney an dem kühlen Händedruck seiner Freunde, daß er auf ihre Achtung nicht mehr zu rechnen hatte.



Kinderspiele in unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika.
Gelegentlich eines Volksfestes in Deutsch-Ostafrika wurden auch Kinderwettkämpfe veranstaltet. U. a. fand auch ein Sacklaufen statt, das einen sehr spähhaften Anblick bot.

*** Zur Unterhaltung. ***

Schachaufgabe.
Fritz Hörster, Leipzig.
Schwarz.



Matt in 2 Zügen.

Rätsel.
Es ist ein Volk dir wohlbekannt;
Das Mädchen für alles hat's oft in der Hand.

Charade.
Das Ganze uns, wer wüß' es nicht,
Oft aus Kartoffeln Feuer preßt —
Eins-Zwei steht auf dem Tisch und schaffet Licht,
Drei liegt im warmen Vogelnest.

Bezier-Bild.



Wo ist der Dritte im Bunde?

Auflösungen aus voriger Nummer.
Logogriff: Alba — Elba.
Rätsel: Die Augen.
Rebus: Rosenzweig.

Liebling
Seife aller Damen ist die allein echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

o Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines
Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche
Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. über. zu haben.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 5.

Sonntag, 29. Januar.

Jahrgang 1911.

Die Perle von Herterstrub.

Erzählung aus dem Hererokriege.
Von Walther Nabel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne uns lange zu besinnen, krochen wir nun durch das offenstehende Tor der Umzäunung ins Freie hinaus und bis zu dem nächsten großen Dornenfelde hin, in dem mein Bruder vor einiger Zeit einen verborgenen, offenbar von Hyänen und Schakalen ausgetretenen schmalen Pfad entdeckt hatte, der einige hundert Meter weit in dem stauchligen Walde entlang lief. Der Eingang zu diesem Pfade, an den wir schon immer als einen Schlupfwinkel für die Stunde der Not gedacht hatten, war von uns durch mehrere Dornenbündel für jedes fremde Auge unkenntlich gemacht worden. Diese Dornenbündel räumten wir jetzt schnell beiseite, und als erste lief ich meine Schwägerin in den schützenden

Gang hineinschlüpfen, da ich selbst den Eingang wieder verbauen wollte, damit niemand unseren vorläufigen Zufluchtsort entdecken sollte. Wie ich gerade die letzten Dornenbündel zu mir heranziehe, taucht plötzlich neben mir eine Gestalt auf. Vor Entsetzen entfährt mir ein unterdrückter Angstschrei. . . Da erst merkt der Herero, daß er trotz des dunklen Gesichts eine Weiße vor sich hat. Mit einem, offenbar einem ermordeten deutschen Offizier geraubten Säbel führt er einen schnellen Hieb nach meinem Kopf, der mich sicherlich nur kampfunfähig machen sollte. Ich fühle einen brennenden Schmerz an meinem linken Ohr, merke, wie mir das warme Blut über die Wange rieselt. Da knallt meiner Schwägerin Browningpistole, der Schwarze dreht sich einige Male um sich selbst und schlägt zu Boden."

Frau Gisela macht eine kleine Pause. Sie schmiegt sich ganz eng an den Gatten an und fährt dann fort:

"Das, was wir beiden Frauen in diesen Tagen weiter



Zur Auffindung des verunglückten Ballons Hildebrandt. Die Bergung der Leiche des Rechtsanwalts Dr. Kohrs.

Die Hülle des vermißten Ballons Hildebrandt wurde am 17. Januar im Göhrensee bei Wildenbruch entdeckt. In der Gondel wurde die Leiche des einen Lustschiffers, Rechtsanwalt Kohrs, stehend aufgefunden.

taten, tun mußten, um uns zu retten. — dazu gehörten Nerven und eine Selbstüberwindung, wie man sie sich nur drüben in der Kolonie aneignen kann. Wir haben damals den schweren Leichnam des erschossenen Herero eine große Strecke in das Dornendickicht hineingezogen und nach Möglichkeit alle auffälligen Spuren draußen im Sande verwischt. Nur eins vergaßen wir: Meine glatt vom Kopf abgetrennte Ohrmuschel ließen wir vor dem Dornenfelde unbeachtet liegen. Dann verschlossen wir den Eingang zu unserem Schlupfwinkel und sind über den toten Feind hinweg den schmalen Pfad entlang getrocken, bis wir in der Nähe der Stelle anlangten, wo das Dornenfeld und auch der Gang am Rande einer feinen Schlucht endete. Hier haben wir uns verborgen gehalten, hier hat mir meine Schwägerin auch, so gut es ging, die furchtbare Wunde verbunden. Als der Morgen graute, dachten wir zunächst daran, unsere Flucht fortzusetzen. Aber der große Blutverlust hatte mich derart geschwächt, daß ich zu einem längeren Marsche unfähig war. So mußten wir uns zum Bleiben entschließen. Langsam schlichen die Stunden des Tages dahin. Von Durst gequält, in Sorge um das Schicksal der

gen, während Heinrichs dem Feinde auf den Faden bleiben wollte. Zum Unglück verirrte sich der Feldwebel bei der Dunkelheit in der ihm gänzlich unbekanntem Gegend und langte erst, durch das Gewehrfeuer angezogen, im Augenblicke höchster Not auf der Farm an, wo dann durch sein Eingreifen der Kampf zu unseren Gunsten entschieden wurde und mit einem Rückzug der Hereros endete. Gegen Morgen fand sich dann auch Sergeant Heinrichs mit den inzwischen aufgefundenen beiden Damen in Herterstrub ein, derenwegen er sich von dem verlustreichen Gefecht hatte fernhalten müssen, da meine arme Gisela sehr bald in ein heftiges Wundfieber verfiel und nur auf einer aus Zweigen schnell hergerichteten Tragbahre weitergeschafft werden konnte. Ich sage: verlustreiches Gefecht! — Ja, mit dreißig Mann war ich von Windhul zum Entsatz der Farm ausgeritten. Und zurück kehrte davon gerade die Hälfte, davon noch mehrere schwer verwundet. Ich selbst hatte einen bösen Schuß durch den linken Lungenflügel erhalten, der volle drei Monate zu seiner Heilung brauchte. Und sicherlich wäre ich nie genesen, wenn ich nicht in meiner Gisela, die sich sehr schnell trotz des überstandenen Wundfiebers



Das neue Gebäude der Handelskammer in Dresden.

Unfrigen, die vielleicht für uns in den Tod gegangen waren, sahen wir den Abend heraufkommen. Dann — mitten in der Nacht — hörten wir plötzlich ganz in unserer Nähe Stimmen, — hörten deutsche Worte, auf die eine halblaute deutsche Antwort erklang. Es war Sergeant Heinrichs, der einem seiner Leute zurief, auf dem Grunde der Schlucht nach einem Wasserloche zu suchen. Da verließen wir unser Versteck, waren gerettet. — Alles weitere kann mein Mann wirklich viel besser als ich erzählen.“

Fritz v. Trebra ließ sich nicht lange nötigen . . . „Sergeant Heinrichs ritt also mit seinen vier Leuten, nachdem eine meiner Patrouillen meiner armen Gisela Ohr aufgefunden hatte, den Hereros nach. Bald merkte er jedoch, daß der Haupttrupp des Feindes von seiner anfänglichen Marschrichtung abgewichen war und sich in weitem Bogen wieder der Farm näherte, offenbar in der Absicht, die dort lagernde kleine deutsche Abteilung zu überfallen. Gerade als der Sergeant nun umkehren und nach Herterstrub zurückkommen wollte, um mich noch rechtzeitig zu warnen, stieß er zufällig auf einen von einem Feldwebel befehligten, zwölf Mann starken Trupp der Unfrigen, der in der Nähe auf einem Plateau eine neue Heliographen-Station einrichten sollte. Diese zwölf Mann schwenkten nun sofort in der Richtung nach Herterstrub ein, um mir Hilfe zu brin-

wieder erholte, die treueste, aufopferndste Pflegerin gefunden hätte. — Bitte, widersprich nicht, Gisela! Oder willst du etwa leugnen, daß du die Deinen, den glücklich den Schrecken jener Nacht entronnenen Bruder und deine Schwägerin, allein nach Deutschland ziehen liehest, nur weil du deinen Platz an meinem Krankenlager nicht aufgeben wolltest . . . ?!“

Gisela v. Trebra war eine heiße Blutwelle in das Antlitz geschossen. Und in reizender Verlegenheit sagte sie jetzt eifrig:

„Wie, — sollte ich dich etwa verlassen, Fritz, wo du doch dein Leben für meinen Bruder gewagt hattest . . . ! Ich glaube wohl, jedes deutsche Mädchen würde an meiner Stelle ebenso gehandelt haben . . . !“

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Dann fragte eine der anwesenden Damen zaghaft den Hausherrn, der die Hand seiner Gattin zärtlich streichelte:

„Und . . . und Giselas Ohr?“

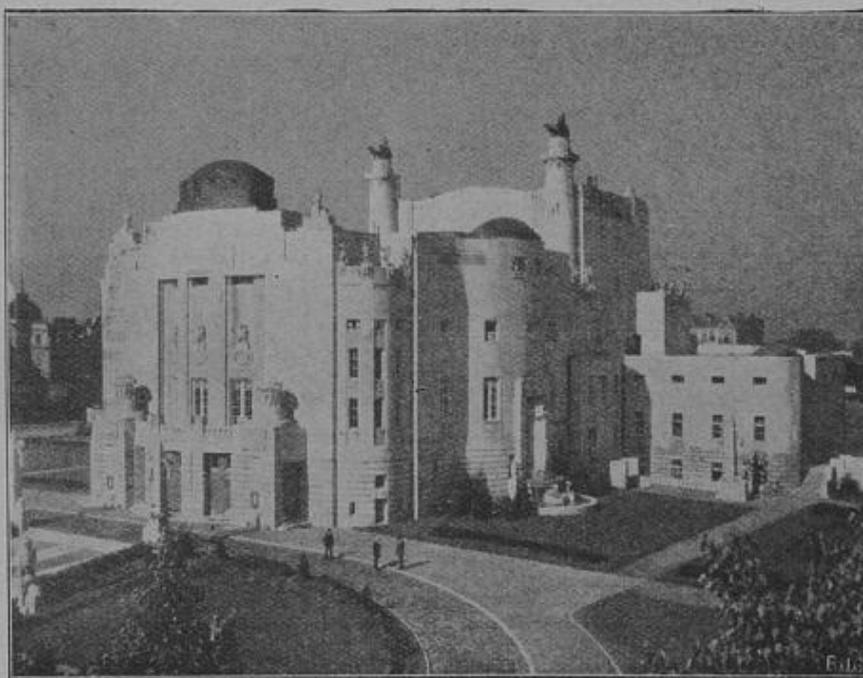
Unwillkürlich richteten sich jetzt alle Blicke auf die breite, dunkle Haarwelle, die so geschickt die fehlende Ohrmuschel verdeckte.

„Ja . . . Giselas Ohr,“ antwortet der Majorats Herr mit nachdenklichem Lächeln. „Hätte es damals der Gefreite Sömmert nicht gefunden, so würde ich niemals den Ser-

geanten Heinrichs den Hereros nachgeschickt haben, dann wäre uns niemals die Heliographen-Abteilung zu Hilfe gekommen, dann läge ich selbst jetzt fraglos dort drüben auf dem Gelände von Herterstrub in der kühlen Erde . . . Und wer weiß, ob Frau Herter und Gisela sich hätten retten können, wenn Heinrichs nicht bei der Verfolgung der Hereros auf sie gestoßen wäre. — Sie sehen, meine Herrschaften, welche wichtige Rolle Giselas Ohr in meinem Leben gespielt hat . . . Auf meinem Schreibtisch habe ich nun ein gut verschlossenes, silbernes Kästchen stehen, worin ein seltener, für mich heiliger Gegenstand ruht: Eben das Ohr meiner Frau, welches ein mir befreundeter Arzt in Windhuk durch eine besondere Präparierungsmethode vor der Verwesung geschützt hat."

— Ende. —

"Wie verstehst du das?"
 "O, es gibt gewisse Dinge, die eine Kluft zwischen den Menschen aufstun."
 "Du sprichst in Rätseln. Erkläre dich doch deutlicher."
 "Die Tatsachen werden es lehren."
 Noch ein Viertelstündchen wurde geplaudert, dann ging alles wieder an die Arbeit.
 Schweißtiefend und gebräunt kamen die Männer abends zurück und säuberten sich von Schmutz und Staub.
 Auch Enrico machte Toilette. Vor einem zerbrochenen Spiegel strich er sich durch die schwarzlockigen Haare und drehte das Schnurräbchen zurecht, während Marietta, die Arme in die Hüften gestützt, dem Reinigungsprozeß zuschaute.
 "Nun, wie findest du mich, Marietta?" scherzte der Burtsche, indem er sich litzengerade vor sie hinstellte.
 "Geh, Junge, es gibt noch andere, die mir besser gefallen."



Das neue Stadttheater in Cottbus.

Schicksale.

Erzählung von Gustav Endriß.

(Nachdruck verboten.)

"Halt, Ricardo, du machst die Sache nicht richtig!"

"Warum nicht? Schau mal her!"

Auf den Boden gekniet, hielt er die Schnur in den Händen und legte sie auf den Boden. Dann zog er sie kräftig durch und zeigte seinen Genossen die Hälfte.

"Es ist richtig!" schrie der lange Carlo, der sich auf die Erde hingestreckt hatte, um das Meisterstück Ricardos zu bewundern, während Enrico, den Hut auf den struppigen Haaren, die Hände auf die Oberschenkel gelegt, in gebeugter Haltung der Teilung der Bolenta zusehen hatte.

Inzwischen hantierte Lisetta im Hintergrunde dieser seltsamen Szene und schürte das Feuer, um das Essen fertig zu stellen.

Nach einer Viertelstunde langte alles zu, auch Marietta war zugegen.

"In zehn Wochen ist es hier zu Ende," meinte Ricardo, "dann können wir wieder über die Alpen ziehen."

"Vielleicht," jagte Enrico leichtthin, "wenn alles glatt geht."

"Natürlich, der Stube Ricardo, mit dem interessanten Volkbarte und den schmachtenden Augen! Nicht wahr, dem kannst du nicht widerstehen?"

Das Mädchen sprach kein Wort, sondern drehte sich um und holte einen Eimer Wasser herbei.

"Er soll mich in Ruhe lassen," murmelte sie, "er hat ja eine zu Hause sitzen."

Am Abend bei Licht war die große Bretterbude voller Menschen. An sechs Tischen saßen die phantastischen Gestalten in ihren zerlumpten Kleidern und spielten leidenschaftlich Karten. Nur Ricardo hielt sich abseits und scherzte mit Marietta, die in schlagfertiger Weise ihm Rede und Antwort gab. Ab und zu warf sie einen Blick auf die spielenden Zecher, die immer lauter tobten.

Der Spielteufel hat sie wieder erfaßt, besonders Enrico wütet wie ein Narr."

"Ja, es sind schlimme Menschen, und der starke Wein, er erhitze ihre Geister. Es ist gut, daß sie tüchtig arbeiten müssen, einmal werden sie doch aufhören, um sich Ruhe zu gönnen."

Dann kamen sie auf ein anderes Thema.

"In Salatta erwarten sie mich am 3. November. Tina hat auch Grüße an dich aufgegeben."



Der erste Wolkenkratzer in Berlin.

Moderne Bauten.

Unsere Zeit hat für die Baukunst in vieler Hinsicht neue Möglichkeiten geschaffen. Wie einfach ist die Konstruktion eines Blockhauses gegenüber der unserer modernen Hochbauten. Eine Reihe Baumstämme ist im Quadrat wechselseitig aufeinander geschichtet. Einkerbungen einfachster Art garantieren zusammen mit der gewaltigen Last der rohen Holzbalken die Beständigkeit der konstruktiven Elemente.

Aus der einfachen Bauart mit rein lastender Konstruktion ist in langamer Folge die mit tragender entstanden. Auf ihr beruhen die späteren Baustile, der romanische wie der gotische, während zum Beispiel die ägyptischen Pyramiden nach dem ersteren aufgeschichtet sind.

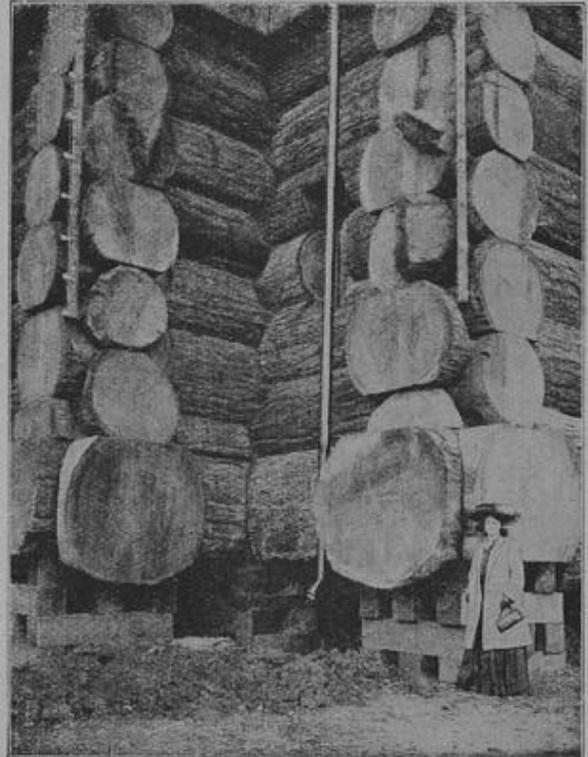
Infolge der besonderen Eigenheiten der neuen Materialien des Eisens und des Zements besteht unsere neueste Bauart nicht eigentlich in einer Aufschichtung. Auch sind nicht bloß die senkrecht gerichteten konstruktiven Elemente Hauptfaktoren, sondern beide Konstruktionen fließen vielfach ineinander. Man könnte schon von „künstlichem Höhlenbau“ reden, noch weiter lehren, von „künstlichem Höhlenbau“ reden.

Allerdings ist diese Tendenz noch nicht aus einem Gebäude, wie das der Dresdener Handelskammer es ist, zu erkennen. Dort liegt noch auf der senkrechten Konstruktion alles Gewicht: bis unter den Sims ragende, auf der Erde aufliegende Pfeiler tragen die Dach-Schrägenkonstruktion. Anders ist es bei dem infolgedessen auch ganz verschieden von jenem auf das Gefühl wirkenden Bau des Stadttheaters in Cottbus. Zwar haben hier noch die senkrechtgerichteten Elemente das Übergewicht, aber ihre Breite und Wucht erinnert doch wieder an die Schichtkonstruktion. Während das Gebäude der Handelskammer trotz seiner Größe verhältnismäßig leicht aussieht, wirkt der Theaterbau massig und, wenn auch nicht schwerfällig, so doch ungleich wichtiger, ohne darum künstlerisch schöner zu sein.

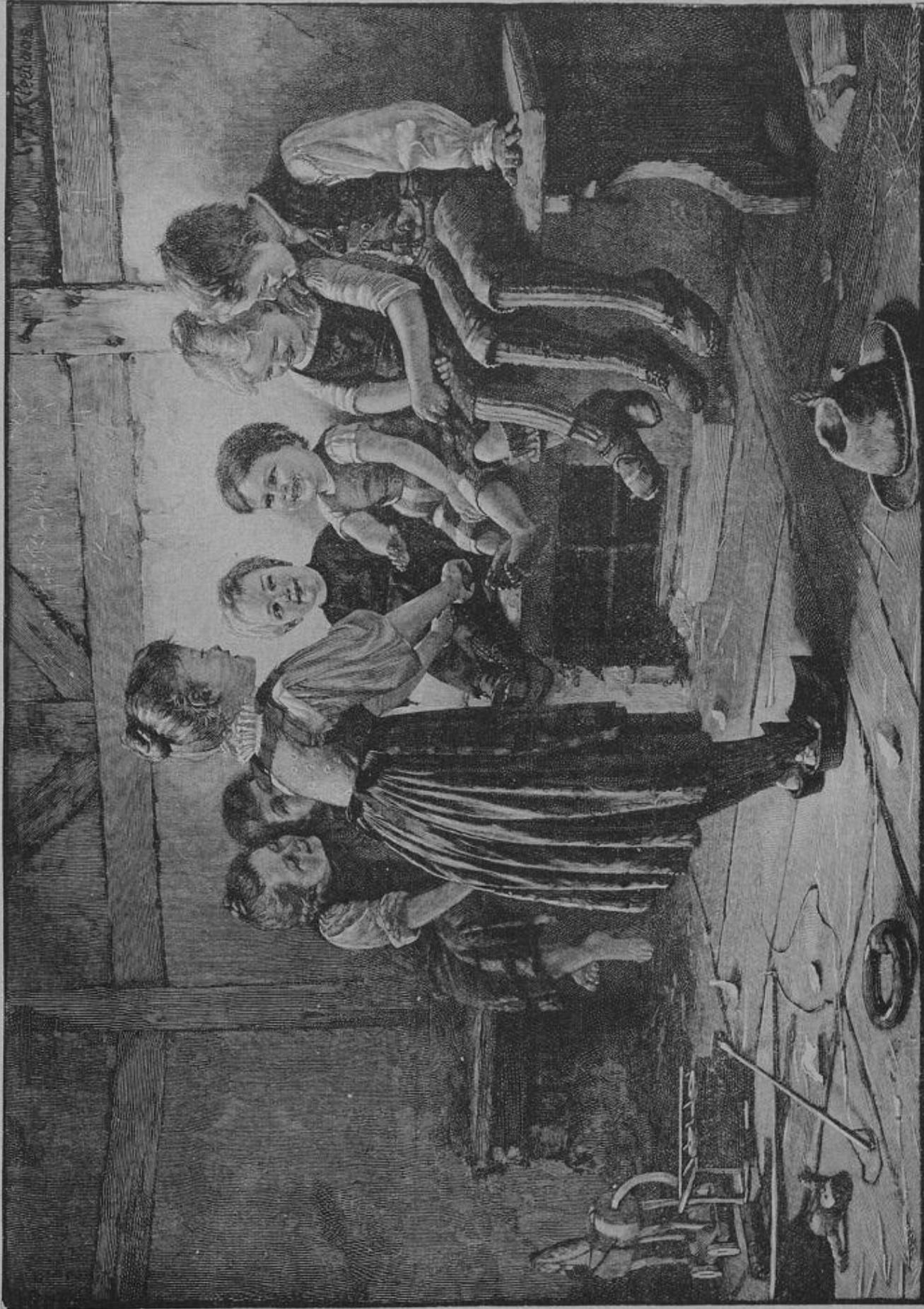
Gegen sie beide gehalten ist der erste Berliner Wolkenkratzer ein Abbild der Häßlichkeit. Eine nüchterne Wohnhöhle hat da der Geschäftsgeist sich geschaffen. Es fehlen die aufstrebenden, es fehlen die tragenden Linien, oder sie sind nur als Scheinkonstruktion dem Auge nachahmenderweise ohne inneren Zwang aufgesetzt. Daher die Gemütslosigkeit und Eindringungslosigkeit; daher die Abneigung aller künstlerisch Empfindenden gegen diese kunstlose „Baukunst“.



Ein Chinese, Moses Chiu aus Atmoy, wurde am 14. Januar in Berlin feierlich zum Dr. phil. promoviert.



Ein Blockhaus aus nordamerikanischen Baumriesen.



Rechts oder Links. Gemalt von Th. Steebans.

Das Mädchen war über diese Botschaft sichtlich erfreut und schaute den Burschen innig an.

„Ihr werdet Euch gut vertragen,“ sagte dieser nach einer Pause. „Sie ist so lieb und hat so gerne Verkehr.“

„Das glaube ich auch.“

„Und auch mit der Mutter ist leicht umzugehen.“

Marietta nickte. „Ja, ich will mich um ihre Liebe bewerben, schon deinetwegen, Ricardo. Aber,“ fügte sie leise hinzu, „ich wollte doch, die Gesellschaft da drüben wäre zu Bette, wenn es so fortgeht, gibt es noch einen Kampf.“

„Sei ohne Sorge! Sie müssen mir folgen, wenn ich sie in ihre Schlafstätte schicke. Noch ein halb Stündchen haben sie Zeit, dann wird Feierabend geboten.“

Wiederum kamen sie auf ihre bevorstehende Verbindung zu sprechen.

„Ich denke, daß wir noch vor Weihnachten uns trauen lassen. Ich habe das Leben hier satt und du wohl auch. Dann heißt es, auf eigener Scholle arbeiten.“

Die meisten hatten sich erhoben, um der Anordnung des Meisters Folge zu leisten. Auch Carlo stand da und suchte seinen Mitspieler zu beruhigen.

„Es ist genau, Enrico! Komm mit!“

Er faßte ihn beim Arme. In diesem Augenblicke erlosch das Licht. Tiefes Dunkel herrschte in dem Raume. Dieser Umstand steigerte die Wut Enricos.

„Laß mich, ich kann allein gehen.“

„Aber der andere ließ nicht los.“

Nun trat auch Ricardo heran, um aufs neue Licht zu machen. Er war noch nicht fertig, als sein Arm die Hand Enricos streifte. Dies entfachte die Wut des streifüchtigen Burschen, und mit einem kräftigen Stoß warf er ihn auf den Tisch.

Inzwischen war Carlo auf ihn eingesprungen, um den Meister zu helfen. Da, als eben Marietta eine Lampe gebracht hatte, um die Szene zu beleuchten, langte Enrico einen Dolch heraus und stach blindlings um sich.



Skilaufen hinter dem Hunde.

Ein beliebter Wintersport ist das Skilaufen hinter Pferden. Eine junge Dame in Arunmhübel im Riesengebirge hat sich nun etwas außergewöhnliches geleistet, indem sie anstatt des Pferdes einen Hund als Vorspann nahm.

„Ja, ich begreife. Die Kerle setzen dir hart zu. Sie sind nicht alle so gefügig und dir ergeben wie der lange Carlo.“

Unwillkürlich schweifte ihr Blick zu dem Tisch, wo dieser mit Enrico zusammensaß.

„Der andere ist freilich weniger leicht zu behandeln. Sieh, wie er wieder tobt.“

„Ja, das ist so seine Manier, er glaubt sich immer übervorteilt, und bei Frauen ist er unaussprechlich.“

„Ja; ja, ich kenne das.“

Vom Kirchturme des nahen Dorfes schlug es 10 Uhr.

„Netzt ist es Zeit.“

Er machte einige Schritte vorwärts und forderte die Spieler auf sich zu entfernen.

„Noch ein Spiel, Ricardo,“ rief Enrico.

„Nein, nein, es ist genug, morgen wieder!“

Er versuchte das Licht zu löschen, aber der andere warf sich ihm in die Arme.

„Wir lassen uns nicht wie Schuljungen behandeln. Es kommt auf 10 Minuten nicht an.“

„Wenn ich befehle, so muß gehorcht werden. Wohin sollte das führen? Es liegt doch auch in Eurem Interesse, wenn ihr rechtzeitig zur Ruhe kommt.“

„Unser Vergnügen lassen wir uns nicht nehmen.“

„Ich bin getroffen!“ schrie Carlo, „der rabiate Mensch wütet wie ein Tiger.“

Die anderen warfen sich auf den Täter, der noch immer die Waffe schwang.

„Das galt dir, Ricardo,“ sagte Marietta, „nun muß der arme Carlo büßen.“

Und während Enrico, von einigen kräftigen Armen gepackt, aus dem Raume entfernt wurde, wusch das Mädchen die Wunden des Unglücklichen.

„Wie geht es dir?“ fragte sie nach einer Weile.

Kein Wort kam aus seinem Munde, aber die Augen verrieten, daß er ihre Teilnahme anerkenne.

Nach einiger Zeit kam er etwas zu sich.

„Dank, tausendmal Dank für deine Güte, Marietta. Der Schurke hat ordentlich zugestochen. Aber er wird mir und euch nicht mehr schaden.“

„Wir wollen es hoffen. Ich habe ihn stets gesüchtet.“

„Ja, er war der Schrecken aller und wird noch schlimmer enden.“

Ein Lustanfall machte der Unterredung ein Ende.

Die Aufregung über den nächtlichen Vorfall war in der ganzen Umgebung groß. Die Bauern des benachbarten Dorfes strömten zusammen und nahmen gegen die Italie-

nerkolonie eine drohende Haftung an. Man verlangte ihre Abreise, auf alle Fälle aber Garantien für die Sicherheit der Gegend. Ricardo suchte die Leute zu beschwichtigen, der Hauptunruhestifter sitzt in Haft, und für die anderen bürgt er.

Nach zwei Wochen war Carlo leidlich hergestellt und vernunftfähig.

Nun begann eine aufregende Gerichtsverhandlung.

Bleich, zitternd am ganzen Leibe stand Enrico vor seinen Richtern. Jeden Zeugen suchte er mit seinen unheimlichen Blicken zu verschlingen. Als aber Carlo, noch geschwächt, herantrat und mit leiser Stimme seine Beobachtungen erzählte, stürzte sich der Angeklagte auf ihn, und erst den Anstrengungen der anderen gelang es, ihn loszureißen.

Nach seiner Verurteilung wurde er abgeführt.

Ende Oktober rüstete sich die Kolonie zur Heimkehr.

„Wir werden nun nie mehr zurückkehren,“ sprach Ricardo bei der Abfahrt, „aber schwer wird uns der Abschied nicht.“

„Ja, Ricardo, in der Heimat ist es doch am schönsten.“

Nach zwei Tagen waren sie in Salatta angelangt. Es war ein fröhliches Wiedersehen, ein Händedrücken und Um-

armen, wie man es sonst bei diesen einfachen Landleuten nicht gewohnt ist.

Und noch bevor die Weihnachtsglocken läuteten, traten die beiden vor den Traualtar, ihres Glückes sich freuend, aber auch der Ferne gedenkend, wo sie so manche aufregende Stunde verlebte.

Nun waren sie vereint. In dem kleinen Häuschen schalteten die Frauen einträchtig zusammen und Ricardo ging seiner harten Arbeit nach.

Bisweilen besuchte sie Carlo, um sich nach dem Wohlergehen der Neuvermählten zu erkundigen.

Im Frühjahr, als die Mandelbäume ihre weißen Blüten entfalteten und das Tal in vollem Gottesfrieden dalag, traf eine Nachricht ein, die alle aufs tiefste erschütterte.

„Enrico,“ schrieb ein Landsmann jenseits der Alpen, „lebt nicht mehr. Er hat ein trauriges Ende gefunden. Bei einem Fluchtversuch stürzte er sich einen Abhang hinunter und wurde durch die rollenden Steine in einen Waldbach hineingerissen, wo er zerschmettert liegen blieb.“



Ein neuer Motorschlitten-Typ.

In der Automobilschule in Mainz ist ein neuartiger Motorschlitten gebaut worden. Derselbe ist im Prinzip einem Flugapparat ähnlich; die Vorderkanten sind steuerbar wie beim Automobil und können ausgewechselt werden

✿ ✿ ✿ ✿ Zur Unterhaltung. ✿ ✿ ✿ ✿

— Ein Advokat, der, wie man allgemein wußte, ein Feind der Geistlichen war, wollte in einer Gesellschaft einem Pfarrer eins verlesen, indem er zu ihm sagte: „Sie, geistlicher Herr, sagen Sie uns gefälligst, wenn der Teufel und ein Geistlicher einen Prozeß miteinander hätten, wer würde wohl denselben gewinnen?“ — „Ohne Zweifel der Teufel,“ sagte der Pfarrer, „denn der hat alle Advokaten auf seiner Seite.“

— Ein Richter, der wegen seiner Höflichkeit nicht gelobt wurde, sagte einst einem Manne, der ihm etwas vorzutragen hatte: „Freund, Sie sind ein Esel!“ — „Herr Richter,“ fragte der also Titulierte, „bin ich Ihr Freund, weil ich ein Esel bin, oder bin ich ein Esel, weil ich Ihr Freund bin?“

— Zu einem Dorfpfarrer kam eilig ein Bauer mit der Nachricht, er habe einen Geist gesehen. — „Wo?“ — „In der Kirchhofmauer.“ — „Wie sah er aus?“ — „Wie ein großer

Esel.“ — Da sagte der Pfarrer: „Geht ruhig heim und erzählt es keiner Seele, denn Ihr habt Euch vor Eurem eigenen Schatten gefürchtet.“

— „Wo reitste hin, Isidor?“ rief eine schwarzgelockte Tochter Israels ihrem Geliebten zu, dessen Pferd, den Willen des Reiters nicht achtend, vor dem Hause derselben durchging. — „Wech ich's, liebe Isabella?“ erwiderte derselbe.

— Bei der Verkündigung eines Todesurteils sprach ein Richter: „Simon Jorntopf, wegen Eurer Verbrechen hat Euch das Gericht zum Tode verurteilt. Ich hoffe, daß Euch dies zur Warnung dienen werde.“

— Ein Dichter trug einige Verse zu einem Kritiker mit der Bitte, ihm seine Meinung darüber zu sagen. Nach dem Durchlesen des Gedichtes sagte der Kritiker: „Diese Zeilen bedürfen Feuer, lieber Herr!“ und warf sie in den Ofen.



Die Stadtsäle zu Zunsbrud,
in denen am 23. Januar 1911 das Konzert des Düsseldorfer Männerchores stattfand.

*** Rätselecke. ***

Verzierbild.



Wo ist der Läufer?

Сomonym.

Man sammelt Geld in sie,
Füllt sie mit Waren an,
Und fällt auch dort und hie
Mit ihr ein Bild im Fann.

Rösselsprung.

auf	n	le	se	ge	re	er	Flüch
Stef	Ho	fie	ft	Sie	ti	nie	un
ih	fie	Laht	auf	n	was	Ze	greij
uns	der	auf	hält	den	ßen	ger	Zeit
Brü	Fl	Schw	ein	das	die	en	ser
eben	Sch	ihr	eht	ihr	Tage	Lauf	als
le	der	Gang	die	und	schnell	un	der
eller	hält	Wel	hält	ist	Fluch	Wind	im

Palindrom.

Kloß 1 2 3 4 5 den Wassern gleich des Rheins,
Es wüschte doch nicht weiß 5 4 3 2 und Eins.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. Dh7—e7.

- | | |
|----------------|-----------------|
| 1. Dd6×e7 | 2. Lc5×e7 matt |
| 1. Dd6×c5 | 2. Ta5×c5 matt |
| 1. Dd6—b8, b6† | 2. Lc5—b6 matt |
| 1. Dd6—d5 | 2. De7—g5 matt |
| 1. Ke5—d5 | 2. De7×d6 matt |
| 1. Ke5—f5 | 2. De7—g5 matt |
| 1. beliebig | 2. Lc5×d6 matt. |

Rätzel: Lappen.

Charade: Brennerci.

Verzierbild: Bild nach rechts drehen: der dritte Landstreicher befindet sich im Geäst der Bäume.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 6.

Sonntag, 5. Februar.

Jahrgang 1911.

Düsselraunen.

Eine Sage aus Düsseldorf's ältester Vergangenheit.
Von Karl Grotekerker.

(Nachdruck verboten.)

Dort unten am Niederrhein, wo heute von den Ufern des Stromes an bis hin zu den äußersten Ausläufern des mittel-deutschen Gebirgslandes sich das Weichbild einer Großstadt ausbreitet, in deren Mauern mehr als dreimalhunderttausend Menschen ihr Dasein fristen, war es einst anders. Stille war es da, fast menschenleer, überall öder Sumpf und dichter Wald! Und wo heute die Menschen friedlich und unzufrieden

dicht beieinander wohnen hatten ihr Revier Meister Geb und Meister Hegerimm. Der Keiler trieb im wilden Forst sein Unwesen und Heinede schmiedete seine Ränke, solange es gut ging. Denn allzuoft doch wurden sie in ihrem Treiben gestört durch das Geschlecht der Menschen, das auch hierhin, in diese wilde Gegend, seine Vertreter entsandt hatte. Die Edlen waren es auf den Burgen und Rittertzen ringsumher im Neldachgau, mit ihrem Gefinde und ihren Hörigen in den allmählich sich mehrenden Weilern. —

Alles, alles hat sich seither geändert im Wandel der Zeiten, — nur der Düsselbach schleicht noch immer hindurch durch dasselbe Fleckchen Erde, wenn auch in veränderter Umgebung, wenn auch durch den Willen der Menschen eingezwängt in ein festes Bette, das zu verlassen er zu denken



Das neue Rathaus in Zoppot.

In dem kleinen Ostseebad Zoppot in Westpreußen wurde Ende Januar ein mit einem Kostenaufwande von 160 000 M. errichtetes Rathaus eingeweiht. Der schmucke Bau bedeutet in seiner stilistischen Ausführung eine Durchdringung des romanischen Stils mit charakteristischer Deutscherkeit.

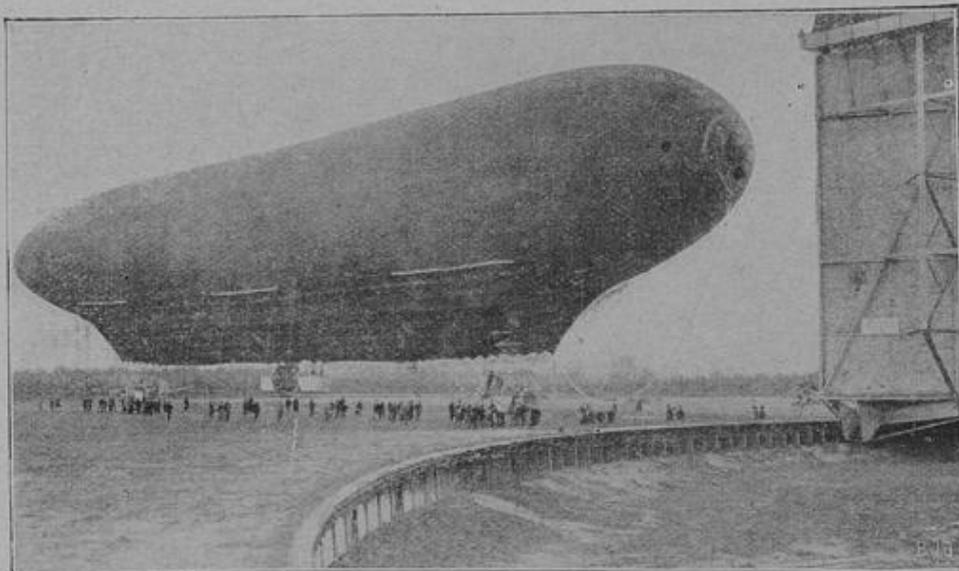
nie wagen darf, und sein Raunen und Rauschen ist noch immer dasselbe, wie einst vor tausend Jahren; — er erzählt uns von Menschenkindern anderer Zeiten, die auch seinen Wellen gelauscht, die auch seinen Namen genannt haben, er erzählt uns von ihrem Leben und Wehen und Streben und Wehen! —

I.

Sommer ist's. Der Tag geht zur Neige. Der Sonnenball sendet seine letzten goldenen Strahlen hinter dem gigantischen Volkengebirge hervor, das am westlichen Horizonte in zauberhaften Purpurzacken sich aufstürmt und bald das herrliche Gestirn des Tages mit all seiner Pracht in sein Netz aufnehmen will, um die Erde mit allem, was auf ihr ist, der dunklen Gewalt der Nacht zu überantworten. Noch einmal erglänzt das All' in dem goldenen Schimmer Helios'! Noch einmal leuchtet's aus den Tausenden von drängenden, wogenden Wellen des mächtig dahinrauschenden Rheines wie tausend Blitze zurück! Noch einmal überzieht die saftigen Weiden und grünen Wiesen mit ihrem herrlichen Teppich von tausendfarbigen Blumen und Kräutern ein

schweifen, was sich seinem Auge darbietet? Ein freudiges Lächeln spielt in seinen Zügen. Ob es das reizende, vor ihm liegende Bild ist, das ihn in diese freudige Stimmung versetzt? — Er blickt hinaus in die Weite. Da spiegeln sich fern, fern im Südwesten in den Fluten des Rheines die Zinnen und Türme von Reuß, der alten Römerstadt. Seine Blicke folgen den Windungen des Stromes zu Tal bis hinunter zum Werk des heiligen Suitbertus, wo die Kirche, die der fromme Mann zu des Höchsten Ehre erbaute, ihre Türme gen Himmel sendet, daß sie weit das Land überschauen, das dem Erbauer sein Heil, seine Befreiung vom Wahne des Heidentums verdankt.

Lange, lange hastet sein Auge an dieser Stätte seligen Angedenkens, wo er so manche glückliche Stunde verbracht hat! Glücklich wollte er werden, als er die geliebte Stätte verließ, um in die Welt einzugehen und in des Vaters Fußstapfen einzutreten, den das Todesgeschick vor mehreren Jahren mit rauher Hand den Seinen entrißen hat. Ach allzufrüh! Nun hätte er dem jungen Sohne Vater und Leiter sein können, der jetzt allein dasteht in der Welt, ohne Vater,



Zum ersten Aufstieg des größten Lenkballons der Welt unstarren Systems.
Der Ballon wird nach dem Aufstieg in die Halle zurückgebracht.
Das Siemens-Schudert-Luftschiff machte am 23. Januar von seiner drehbaren Halle in Karlshorst aus den ersten Aufstieg. Der Ballon ist 118 Meter lang und besitzt einen Inhalt von 13 000 Kubikmetern.

goldener Schleier. Die dichten Weidengebüsch am Ufer des Stromes und die schlanke Birke mit ihrer weißen Rinde und die vom Sturme zerzauste Krone des tausendjährigen Eichenstammes, und das blutige Niesenhaupt der Rotbuche, alles erglänzt herrlicher denn je bei dem letzten Aufste der scheidenden Sonne. Und aus dem Dickicht und Gebüsch schimmert, getroffen von den purpurnen Strahlen, die jeden auch noch so engen Durchlaß zu durchdringen suchen, graues Mauergerüst hervor, das sonst, hinter dichtem Laub und Holz versteckt, keine Kenntnis von sich geben würde, wenn nicht ein hoher Wartturm, der über den Busch hervorlugt und den ganzen Plan beherrscht, anzeigte, daß diesen Ort am Munde der Düffel ein Edler zur Stätte seiner Burg gewählt habe.

Keines Menschen Herz scheint sich des prächtigen Landschaftsbildes zu erfreuen. Kein Auge scheint das herrliche Schauspiel aufzunehmen, das sich gerade jetzt vollzieht, die erhabene Erscheinung des Sonnenuntergangs! Und doch! Steht nicht jemand dort oben hinter den Zinnen des hohen Wartturmes? Läßt er nicht seine Blicke über alles dahin-

ohne Mutter, die dahinsank ins Grab in der Blüte ihrer Tage, als sie ihrem Erstgeborenen das Leben gab. Da steht er nun auf der hohen Warte, schaut hinab in den Strom und er sieht die Wellen, wie sie sich drängen: die einen müssen verschwinden, wenn die andern werden sollen! Da steht er nun, sinnend, — Gotolf, der junge Ritter und Herr von Golzheim! —

Plötzlich erwacht er aus seinen Träumen. Des Turmwächters Horn hat ihn aufgeschreckt. Gespannt horcht er auf. Da hört er nun Wassergellicke, Rossstampfen, das Klattengerassel der Zugbrücke... Da sieht er sie hinziehen gegen Süden, das ganze Gesinde von Bilf, in der Mitte den alten Ritter Biliko und zu seiner Seite — sie, sie, Bilikos Tochter! — Schwanzbild!

Zum ersten Male hatte er sie heute gesehen. So ganz eigenümlich war es ihn überkommen. Das Herz redete seine Sprache. Lange hatte er sie angesehen, tief ihr ins Auge hatte er geblickt. Doch kein Sterbenswörtchen hatte er ihr gesagt von dem, was er fühlte. Warum hatte er es nicht gewagt? Ist er zu schüchtern gewesen? Oder war es

ihm unmöglich in dem Wirrwarr des Festes, zu dem alle Ritter und Edlen der Umgegend heute in der Burg ihres Gauherrn, des Dynasten Karlmann von Tivern zusammengekommen waren, in der Burg am Munde der Düffel?

Es dämmert schon. Gotolf steigt hinunter vom Wartturm. Er beeilt sich, nach Hause zu kommen. Was hat er länger hier zu tun? Er nimmt Abschied von seinem Gastgeber und Oberherrn, nimmt Abschied von dessen Tochter Helgund und von dem jungen Arnold, setzt sich auf sein Roß, reitet über die Brude, die die Burg mit dem Dorfe an der Düffel verbindet, nordwärts gen Golzheim. —

Heute ist es ihm nicht gelungen. Doch morgen, morgen auf der Jagd im Witter Busch, dann will er es ihr sagen! Morgen, ja morgen!

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar; er sei auch, wer er sei.
Goethe, Tasso.

nisvolle Furcht einflößende Bedeutung ausübten, und die Erinnerung an alle anderen dunkeln und einsamen Zimmer des kleinen Hauses heraufbeschworen: ich sah die mit Ziegelsteinen ausgelegte schmucke Küche, den Kohlenkeller, Tante Susannes geräumiges, aber einfach möbliertes Schlafzimmer, den kleinen Raum, der mir als Schlafgemach dienen sollte, und die Badestube in der Dachkammer. Und zum ersten Mal in meinem Leben kam mir der Gedanke, was für ein merkwürdiges, geheimnisvolles, undefinierbares Ding doch so eine menschliche Behausung sei. Kühn und entschlossen sagte ich zu mir selbst: Fort mit allen furchtsamen Gedanken, das ist ja Torheit! — begab mich in das Wohnzimmer und machte es mir bequem.

Verschiedene Gründe hatten mich veranlaßt, einige Tage unter dem bescheidenen gastlichen Dache meiner Tante zu weilen, und zwar einmal hatte mich Pflichtgefühl hergeführt, andererseits war ich von dem bescheidenen Wunsche befeelt, die Eindrücke meiner frühesten Jugend — ganz in der Nähe lag meine Geburtsstätte — wieder aufzuspüren, und schließlich auch deshalb weil das Gasthaus in der benachbarten Stadt, in dem die Gerichtsverhandlungen abgehalten wur-



Die Vogel-Flugmaschine.

Die Erfindung eines amerikanischen Professors.

Professor Hoiming aus Amerika hat eine Flugmaschine für Hand- und Fußantrieb konstruiert. Sie ist wie ein Vogel gebaut, und es sollen bereits große Erfolge damit erzielt worden sein.

Ein geheimnisvolles Abenteuer.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Meta Lewinck.

(Nachdruck verboten.)

Als meine Tante Susanne die Haustür hinter sich geschlossen hatte, und ich mutterseelenallein im Korridor ihrer bescheidenen Wohnung stand, kam mir erst zum Bewußtsein, daß ich während meines 23jährigen Daseins noch niemals eine Nacht allein in einem Hause zugebracht hatte. Durch die halbgeöffnete Tür des Wohnzimmers drang zweierlei Geräusch, das Zischen des aufflackernden Lichtes und das gemächliche Tick-Tack von Tantens antiker Uhr, die noch aus dem Nachlaß ihres Großvaters stammte. Es schien, als ob diese beiden Laute, der eine lärmend und kapriziös, der andere gemessen und feierlich, jeder auf seine Art, eine geheim-

den, als miserabel bekannt war. Tante Susannes Küche — ihre bescheidenen Verhältnisse gestatteten ihr nicht, wie sie nachdrücklich zu betonen pflegte, sich Bedienung zu halten — war einfach, aber schmuckhaft, und oft genug hatte sie mir brieflich zu verstehen gegeben, daß ich zu stolz wäre, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. So kam es, daß ich schließlich ihrer Einladung gefolgt war; der Empfang war ein überaus herzlicher in ihrer altenglischen Art; sie setzte mir alle meine Lieblingsgerichte vor, die ich seit einer Reihe von Jahren nicht gelostet hatte. Nur hatten wir allem Anschein nach wenig Anknüpfungspunkte; man denke: Tante Susanne, die Witwe eines kleinen Baumunternehmers, und ich, ein vielversprechender Rechtsanwalt. Doch es floß das selbe Blut in unseren Adern; meine Tante bewunderte mich und fühlte sich offenbar durch meine Anwesenheit geschmeichelt. Ich wiederum schätzte meine Gastgeberin sehr und fühlte mich bei ihr um so behaglicher, als ich die beschauliche



Paroleausgabe durch den Kaiser vor dem Zeughaus zu Berlin.
Der Kaiser gratuliert dem Admiral von Tirpitz zu seiner Beförderung zum Großadmiral.

Lebensweise den unzähligen heißen Dinern in London und langweilig verbrachten Abenden im Klub usw. vorzog und für eine Zeitlang wieder zu den Gewohnheiten meines Elternhauses zurückkehrte, nach denen man um 12,30 Uhr zu Mittag speiste Punkt 6 Uhr den Tee einnahm, um 9 Uhr ein Butterbrot mit Käse verzehrte, die Stiefel stets im Wohnzimmer auszog, und nur redete, wenn man wirklich etwas zu sagen hatte. Es gefiel mir in der Tat an jenem Abend ganz ausgezeichnet bei Tante Susanne.

Plötzlich, gegen einhalb zehn Uhr kam die Botschaft, daß ein Stammbalter bei Tantes ältester Nichte das Licht der Welt erblickt hatte und ich ahnte, daß es die Tante mächtig hinzog. Wirklich kämpfte sie einen schweren Kampf zwischen dem Baby und mir natürlich siegte ersteres. Weiße bemerkte Tante, daß wir uns ohnehin doch unmöglich die ganze Nacht unterhalten hätten, daß sie pünktlich zurück sein werde, um das Frühstück zu bereiten, und daß wir durch ihr Verweilen während der Nachtstunden am Krankenbette nichts verlieren würden. Sprachs — und war verschwunden.

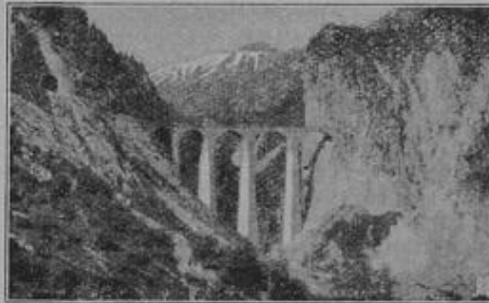
Als ich mich dann im Wohnzimmer in ein Altensstück vertiefte, vernahm ich plötzlich ein leises Geräusch das von einem Winkel des Zimmers herzurühren schien. Erschreckt sprang ich auf, — mir fiel ein, daß hinter der Eichentafelung in alten Schlössern oft Mäuse verborgen seien — aber hier handelte es sich doch nur um ein bescheidenes Mietshäuschen. Darauf folgte unterdrücktes Stöhnen und schließlich ein langanhaltendes unruhiges Schnurren: die alte Uhr begann zu schlagen und kündigte langatmig die zehnte Stunde an. Das Schlagen dieser alten Uhr fiel einem wirklich auf die Nerven: es erschien das ganze Zimmer zu erschüttern und erinnerte mich von neuem daran, daß ich mit diesem Ungeheuer von Uhr ganz allein im Hause sei. Aber an und für sich war diese Uhr ein ontiles Kunstwerk mit ihrem feingeschnittenen Gehäuse und kostbaren Zifferblatt. Fast beneidete ich Tante Susanne um ihren Besitz. . . . Ich hätte sie gewiß gebeten, dieses Erbstück an einen Kunstliebhaber zu verkaufen wenn ich nicht gefürchtet hätte, sie mit dieser Zumutung zu beleidigen; wenn ich meine Tante auch nicht für reich hielt so schätzte ich sie doch für vermögend genug, um sorglos leben zu können; zwar klagte sie oft über ihr hartes Schicksal aber hätte jemand von den reichen Verwandten gewagt, ihr einen Zuschuß anzubieten, so hätte sie ihm zweifelsohne die Türe gewiesen.

Als die zehn Schläge verhallt waren, beschloß ich mich zur Ruhe zu begeben. Wer noch nie allein in einem Hause eine Nacht zugebracht hat, kann sich schwerlich in meine Lage hineinversetzen. Ich fürchtete mich vor dem Innern des



Der Grammophon-Weder.

Auf höchst praktische Weise stellte ein deutscher Mechaniker eine Verbindung der Wederuhr mit dem Grammophon her. Sobald nämlich die Uhr die bestimmte Zeit zeigt, löst sich vermöge eines sinnreichen Mechanismus die Feststellung des Grammophons aus und es fängt zu spielen an.



Zur Konzertreise des Düsseldorfer Männerchors (21. bis 29. Januar 1911.)

1. Reihe: Start der Toboggan auf der Schapalp (Davos). 2. Reihe links: Schapalp-Sanatorium, rechts: Totalfaktor auf dem St. Moritzsee. 3. Reihe links: Skiföring (St. Moritzsee), rechts: Pontresina. 4. Reihe links: Schlittenpartie (Pontresina), rechts: Partie der Albulabahn.

Hauses, vor der Leere und Einsamkeit, vor den dunkeln Winkeln und vor allem und nichts. Ich vernahm Geräusche, die überhaupt nicht existierten, und eine Gänsehaut lief mir über den Rücken. Ich nahm allen meinen Mut zusammen, erhob mich vom Plaf, raffte meine Briefschaften auf, löschte das Licht im Wohnzimmer aus, verriegelte das Vorderzimmer, zündete mir ein Licht an, löschte auch das Gas im Korridor aus und stieg die Treppe hinauf (ach Gott, wenn nur nicht die gräßlichen Schatten gewesen wären!) und begab mich in mein Schlafzimmer mit dem festen Vorsatz, zu schlafen.

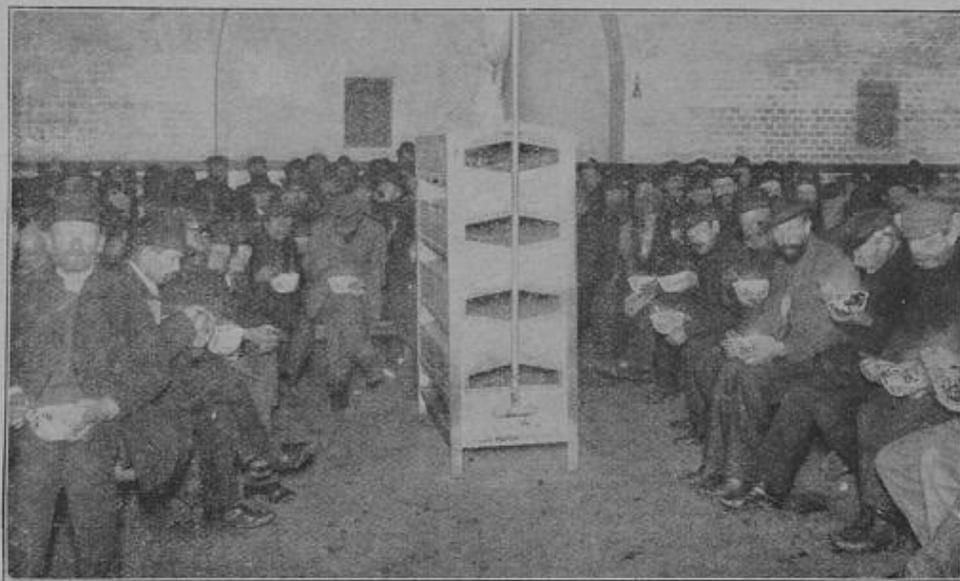
Es gehörte zu meinen Gewohnheiten, abends im Bett meine Alten zu lesen; ich versuchte es auch an jenem Abend, ich überflog wohl die Seiten, aber ich mühte mich vergeblich ab, um den Sinn zu erfassen, denn ich mußte immer an die anderen Räume des Hauses denken; mir fielen allerhand Gespenstergeschichten ein, in denen auch Einbrecher eine Rolle spielten; ich hatte Halluzinationen mit plötzlichem Tod; kurzum: die Gedanken überlagerten sich, einer immer schrecklicher als der andere.

Schließlich legte ich meine Altenstücke beiseite, löschte das

entweder auf eine Schachtel oder Ähnliches, und so verwahrte ich das Gewicht in Tanten's Nähkorb. Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen früh aufzustehen und das Gewicht wieder an Ort und Stelle zu bringen, noch ehe Tante heimgekehrt war. Dann begab ich mich wieder zu Bett, voll Stolz erfüllt über meine Tapferkeit und versuchte, von neuem mich in Morpheus' Arme zu werfen.

Aber kein wohlthuender Schlaf senkte sich auf meine Lider. Ich verfiel nur in einen beunruhigenden Schlummer, und als endlich — mir dünkte es eine Ewigkeit — der Halbschlaf in einen wirklich festen Schlaf überging, wurde ich unjanst durch ein anhaltendes und intensives ganz deutliches Klopfen aufgeschreckt. Ich tat das, was der Augenblick mir eingab: ich zog mir die Bettdecke über den Kopf (mein Herz klopfte wie ein Hammer), aber ich konnte doch nicht verhindern, das Klopfen dennoch zu hören. Ich war fest entschlossen, es nicht zu beachten und nahm mir vor, daß mich keine Macht der Welt veranlassen sollte, das Zimmer zu verlassen. Aber immer wieder schreckte mich das energische Rütteln an der Tür auf.

„Ach, womöglich ist Tante Susanne zurückgekehrt und fin-



In der Berliner Wärmehalle.

Die Berliner Wärmehalle wird infolge der jetzigen rauhen Jahreszeit von sehr vielen Arbeit- und Wohnungslosen besucht. Um den großen warmen Öfen gruppiert, nehmen die Leute die in der Halle verabreichte Suppe ein.

Licht aus und beschloß, kein Feigling zu sein, sondern ruhig zu schlafen. Tanten's Wohnung lag völlig isoliert; das nächste Haus lag ungefähr eine Meile im Umkreise entfernt.

Kaum war ich eingeschlummert, als mein durch die Furcht geschärftes Gehör ein mehrmals aufeinanderfolgendes Klopfen an der Haustür vernahm. Wahrscheinlich schlägt die Uhr elf, dachte ich. Zwar konnte ich den Klang der Uhr nicht hören, sondern nur das Anschlagen des Hammers an das Metall, und dieses Geräusch machte mich ganz nervös. Die verwünschte Uhr wird mich jede Stunde wecken, sagte ich mir, ich muß sie zum Stehen bringen. Kurz entschlossen zündete ich das Licht von neuem an, stieg kühn die Treppe hinunter und konstatierte, daß die Uhr ruhig und gemächlich ging, als sei nichts vorgefallen. Anstatt sie zum Stehen zu bringen, löste ich nur ein Gewicht los — mir fiel auf wie schwer es war — und erreichte damit, daß die Uhr wohl fortfuhr, die Zeit anzusetzen, ohne zu schlagen. Ich versuchte, das Gewicht auf den Boden des Gehäuses unterzubringen, stieß aber dabei auf ein Hindernis,

det die Haustüre verschlossen! Dieser Gedanke kam mir plötzlich wie eine Eingebung, und ich erachtete es für meine Pflicht, aufzustehen und sie einzulassen.

Nachdem ich mich notdürftig bekleidet hatte, begab ich mich nach unten, und als ich die Treppe hinunterstieg, vernahm ich wieder das unverstörte Klopfen; ich stellte das Licht hin und öffnete die Haustür mit dem eines Rechtsanwalts würdigen Mute. Und mit nicht geringem Erstaunen nahm ich wahr, daß ein Polizist, ein junges Mädchen stützend, als Einlassbegehrende auf der Schwelle standen.

Was sich nun ereignete, ging mit der Geschwindigkeit eines Traumes vor sich.

„Das junge Mädchen ist einer Ohnmacht nahe,“ sagte der Schutzmann, „möchten Sie nicht so freundlich sein und ihr etwas Kognak geben?“

Ich merkte, daß, bevor der Mann mich anredete, er mich anstarrte, und im nächsten Moment hatte er das junge Mädchen in den Flur geschoben.

„Kommen Sie nur näher,“ redete ich die Hilfesuchende sonst an, und, mit der Kerze vorangehend, führte ich sie

in das Wohnzimmer. Die Haustüre fiel ins Schloß und der Hüter des Gesetzes blieb draußen stehen.

Als ich das junge Mädchen nach einem Sessel geleitete, fiel mir auf, daß sie zwar einfach gekleidet, aber bildschön sei. Sie seufzte und schloß die Augen.

„Wo mag mir der Kognat sein?“ rief ich ungeduldig. Die Anwesenheit des schönen jungen Wesens erregte mein Interesse auf das höchste. Ich ahnte, daß diese so unheimlich beginnende Nacht ein interessantes Nachspiel bekommen würde.

„In dieser Gegend pflegt man häufig die geistigen Getränke in den Uhrgehäusen aufzubewahren,“ flüsterte das liebliche Geschöpf.

„Ach ja,“ stimmte ich ihr zu; „das war mir im Augenblick entfallen.“

„Mi. fiel jetzt ein, daß das Hindernis, auf das ich früher im Uhrgehäuse bei Entfernung des Gewichts gestoßen war, wahrscheinlich ein kleiner Behälter mit geistigen Getränken gewesen sei. Ich hob ihn heraus.“

„Bitte, gedulden Sie sich noch einen Augenblick, ich hole Ihnen sofort ein Glas Wasser,“ — mit diesen Worten

merisch veranlagt, aber das junge Mädchen war wirklich eine Schönheit und ihr plötzliches Auftauchen und ebenso rasches Verschwinden war so romantisch . . . meine Erregung war daher begreiflich!

Am nächsten Morgen erzählte ich Tante Susanne mein nächtliches Abenteuer, ehe sie ein Wort über das Baby hervorbringen konnte.

Tante sprang erschreckt auf und öffnete das Uhrgehäuse. „Gott im Himmel! es ist wirklich gestohlen!“ schrie sie auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Was ist gestohlen?“ fragte ich sie, nachdem sie wieder zu sich gekommen war.

„Nun das Gewicht der Uhr.“ „Keineswegs,“ beruhigte ich sie, „hier ist das Gewicht,“ und holte es aus dem Versteck hervor.

Tante Susanne riß mir das Ding fieberhaft aus der Hand, zog einen Pfropfen aus der unteren Seite und zu meinem maßlosen Erstaunen aus der Höhlung einige tausend Pfund Banknoten hervor; dann brach sie vor Freude in Tränen aus.

„Du böse Tante,“ scherzte ich. „Wer hätte bei dir solche



Phot. Benque u. Endermann Nachf., Düsseldorf.

Zur Konzertreise des Düsseldorfer Männerchors.

Die aktiven Sänger vor dem Hotel Belvedere in Davos-Plaz.

In der Mitte vorn: 1. Vors. Justizrat Dr. Schmitz; zur Rechten: Dirigent kgl. Musikdirektor W. Neumann; zur Linken: 2. Vors. P. Debüser.

stürzte ich nach der Küche. Als ich zurückkehrte, war die Schöne spurlos verschwunden. Ich durchsuchte das ganze Haus, aber vergeblich! Ich kam auf die Vermutung, ob ich es am Ende nicht gar mit einer Geisteskranken zu tun gehabt hätte. Ich öffnete die Haustür und schaute die Straße entlang nach ihr aus, konnte aber keine Spur von ihr entdecken. Plötzlich kündete ein schwerer Schritt auf der entgegengesetzten Seite der Landstraße einen Jünger der heiligen Hermandad an.

„Wo haben Sie Ihren Schützling gelassen, den Sie vorhin zu mir brachten?“ rief ich in die dunkle Nacht hinaus.

„Was für einen Schützling?“ war die erstaunte Erwiderung. Dann trat eine Pause ein, und nach einer Weile meinte er in wohlwollendem Tone: „Mein Herr, Sie tun klug, zu Bett zu gehen!“

Das merkwürdige Ereignis, das eines geheimnisvollen Anstriches nicht entbehrte, nahm für den Rest der Nacht mein ganzes Denken in Anspruch und ich fand absolut keinen Schlaf mehr. Ich war ein fünfunddreißig Jahre alter, ziemlich gefetzter Junggeselle und keineswegs schwär-

Schähe vermutet. Du bist ja ein wahrer Geizhals!“

In der Tat war Tante Susanne ein Geizhals und ihre Armut war nur ein Gebilde ihrer eigenen Phantasie.

Nachforschungen ergaben, daß der vermeintliche Polizist nur ein fingierter Schutzmann gewesen sei. Fene nächtliche Begebenheit war ein Gaunertrick, von raffinierten Dieben erdormen, die Tante Susannens Geheimnis aufgespäht hatten und auf so originelle Art zu Werke gingen, um in den Besitz des Geldes zu gelangen.

Als das schöne Weib das Fehlen des Gewichts bemerkte, ergriff es schleunigst die Flucht. Es stimmte mich traurig, daß in jenem schönen Körper eine so verdorbene Seele wohnte. Bei jeder Gerichtsverhandlung zitterte ich in dem Gedanken, eines schönen Tages ihr Antlitz auf der Anklagebank zu erblicken.

Tante Susanne lebt noch. Ich habe ihr Testament aufgesetzt; ihr Vermögen geht dereinst auf den in jener unheimlichen Nacht geborenen Sprößling über — und ich bin ihr Testamentsvollstrecker.

E n d e.



Rast auf der Schlittensfahrt zur Stephansbrücke bei Innsbruck.

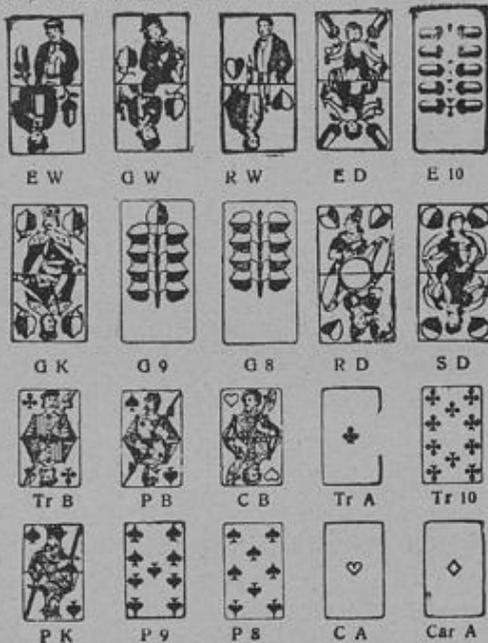


Ein Tiroler Bauernschlitten.

Zur Konzertreise des Düsseldorfer Männerchors.
(21. bis 29. Januar 1911.)

Rätsellecke.

Stataufgabe. Von Fritz Förster, Leipzig.
Mittelhand erhält folgende Karten:



Da Borhand Eichelhandspiel und offenes Null spielen will, bietet Mittelhand Großspiel, verliert aber mit 61 Augen. Im Skat liegen 8 Augen. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul à St. 50 Bfg. Überall zu haben.

Rätsel.

Die erste von Liebe und Freundschaft begehrt,
Die zweite in der Schule gelehrt,
Das ganze jedermann entehrt.

Vergerbild.



Wo ist der Vater des Jungen?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Vergerbild: Bild nach links drehen; der laufende Fritz steht dann in der rechten oberen Ecke.

Homonym: Büchse.

Rätselsprung:

Flüchtiger als Wind und Welle
Kleicht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n.

Palindrom: Regen, Reger.

Nebus: Es gibt keine schönere Sache als vergehen.

Redaktion: Erwin Ebyffen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 7.

Sonntag, 12. Februar.

Jahrgang 1911.

Düsselraunen.

Eine Sage aus Düsseldorf's ältester Vergangenheit.
Von Karl Grottelert.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

II.

Mehrere Male alljährlich kam der Dynast von Livern von seinen ausgedehnten Besitzungen an der Maas und in Brabant herüber zum Neldachgau, um auch hier die Verwaltung seiner Güter zu prüfen und den Pflichten des Gauherrn obzuliegen. Hier war er stets sehr willkommen, mochte dies nun in der Güte und Freundlichkeit begründet sein, mit der er jedem, zumal den untergebenen Edlen begegnete, oder mochten die Ritter des Neldachgaves ihn deshalb so sehr bewillkommen, weil sie gewiß waren, daß er, sobald er

gehehen, daß alles in Ordnung sei, dem Rheine wiederum den Rücken kehrte.

In der Tat schien es dem alten Karlmann von Livern an der Maas besser zu gefallen als hier; er schien die Länder in Brabant höher zu schätzen als die am Niederrhein. Diese Meinung hatte sich auf den Sohn vererbt; ja, dieser sollte sogar schon einmal sich dahin geäußert haben, bei der nächsten Gelegenheit die Güter im Neldachgau zu verpfänden oder zu verkaufen.

Anders dagegen dachte Helgund, das junge Fräulein. In der Burg am Munde der Düssel hatte ihre Wiege gestanden. Den größten Teil ihrer Jugendjahre hatte sie dort verlebt. Die jungen Ritter der Umgegend waren ihr traute Jugendspieler. In dem nicht weit entlegenen Stift Gerresheim war sie unter Leitung der adeligen Klosterfrauen herangereift. Viele Freundinnen zählte sie aus dieser Zeit; die



Vor-Scarneval.

Zum ersten Male konnte man am Sonntag, den 29. Januar in den Straßen Berlins einen Scarnevalszug sehen. Der Klub der Rheinländer „Maas“ veranstaltete eine närrische Kappensfahrt. Ein mittelalterlich kostümiertes Musikkorps eröffnete den Zug, dem sich 40 bekränzte Equipagen anreiheten.

Tochter des Grafen von Angermund, die Tochter des Ritters von Burg Roland im Naper Walde und nicht zuletzt auch Schwanhild von Bilk!

Als Tochter eines der reichsten Dynasten in allen Niederlanden war Helgund eine vielumworbene Perle. Doch seit langem schon hatte sie ihr Herz verschenkt an einen, der zwar nicht sehr reich war, der sich ihr aber gänzlich hingab, und den auch sie von Herzen lieb hatte. Volmar war es, der junge Herr von Volmerswerth. Schon sehr frühe hatte er ihr von Liebe gesprochen und von Glück, als sie noch gar nichts so recht verstand von alledem. Als Volmar noch Klosterschüler in Zuitbertswert war, damals schon überbrachte man ihr oft Grüße von dort; einige Male erhielt sie sogar ein mit allerlei Schnörkeln und Lettern beschriebenes Pergament, das sie sich zunächst noch mühte entziffern lassen. Und ganz rot ist sie stets geworden, wenn sie dann hören mußte, daß darauf etwas von Minne geschrieben stand. Einige Jahre später, da wußten sie, was sie wollten, und er hatte ihr Treue geschworen bis ins Grab, und bei dem diesmaligen Besuche des alten Herrn von Tibern wollte er um Helgundens Hand bitten.

ihren ewigen Blüten hangen wirr durcheinander. Und mitten in dieser Umgebung steht — Gotolf! Jetzt muß er sie treffen! Jetzt muß Schwanhild dort aus dem Busch hervortreten! Hat er sie doch auf diesen Punkt zureiten sehen! — Schon hört er Rossstampfen! — Jetzt ist sie da! Doch sie gewahrt ihn nicht. — Er will ihr rufen! Doch wer reitet da hinter ihr her? Ach, Volmar ist's, Volmar von Volmerswert sein Freund! Dieser jedoch hat ihn gesehen.

„Golz! Golz!“ ruft er Gotolf zu, „steht hier müßig am Bach und läßt andere jagen. Soeben hat man einen feisten Eber erlegt!“

Sollte er lachen, oder sollte er zürnen? Gotolf wußte es nicht. War es Spaß oder war es Spott, was in Volmars Worten lag?

„Und ich soll dir sagen, daß Fräulein Helgund deiner wartet. Soeben hat sie mit mir gesprochen eine kurze Strecke höchstens kann sie von hier weg sein!“

Unschlüssig schaute Volmar in die Weite. „Etwas Wichtiges, so sagte sie mir, habe sie mit dir zu bereden,“ juhr Gotolf fort. „Ich würde mir an deiner Stelle solches nicht zweimal jagen lassen.“



Ein neuer Motor-Laßschlitten.

Ein schwedischer Ingenieur hat einen Motorschlitten konstruiert, der mit einem 6 PS.-Motor ausgerüstet, auf unebener schneebedeckter Eisfläche eine Last von ca. 1000 Kilogr. mit einer Geschwindigkeit von 26 Kilometer in der Stunde bequem fortzuschaffen kann.

Gestern bei dem Feste auf der Burg ihres Vaters hätte Volmar seine Absicht gut vollführen können; doch er hat es nicht getan. So gerne hätte Helgund mit ihm noch einmal gesprochen. Doch Volmar war den ganzen Tag hindurch so wortfarg, so kalt, daß sie ihn beim Abschied fragte, ob er krank sei. Und ein stummer Wink war die Antwort. —

Heute wird er es sicherlich tun!, so hat sie gehofft. Heute wird sich ihm gewiß Gelegenheit dazu bieten!

Frühmorgens schon hatte die Jagd begonnen. Ein großer Zug war es, der sich von der Burg am Munde der Düffel hinaus zum Wilker Busch begab. Manches alte Weidmannsauge leuchtete vor Freude. Manches junge Ritterherz schlug höher in der Hoffnung, sich heute auszuzeichnen und die Anerkennung derjenigen zu erlangen, um die sie freiten. Die Damen auf ihren Felletern hielten zarte Zwiegespräche mit den Falken auf ihrer Hand, in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. —

Die Düffel rauscht durch Schilf und Tang, hier durch dunklen Busch, dort durch lichte Wiesen. Der Pfad am Ufer ist wild umwuchert von Dornengebüsch aller Art. Heckenrosen leuchten aus dem Grün hervor und hie und dort schon reisende Hagebutten. Brombeerstauden mit

„Ja, ja!“ stotterte Volmar. „Aber du siehst doch: ich hatte Fräulein Schwanhild zu begleiten. Das Hasten und Treiben ist ihr nicht bekommen.“

„Ach, habe nur keine Sorge! Gerne will ich dich schon ablösen. Geh' du nun zu Helgund!“

Leise hatten die beiden das letzte miteinander gesprochen. Doch mit Teilnahme hatte Schwanhild gekaukelt.

„Ja, tut das! Junfer von Volmerswert,“ sagte sie. „Tut, was meine Freundin wünscht!“

„Wenn Fräulein Schwanhild mir gebietet, muß ich wohl!“

Und hämisch lächelnd ritt Volmar von dannen. Doch unterwegs schaut er noch einmal dorthin zurück, wo er die beiden verlassen hat. Und wohl konnte durch das Gebüsch aus dem dunklen Walde heraus sein Auge unterscheiden: Die Pferde waren angebunden und Gotolf stand bei Schwanhild inmitten der Heckenrosen und Brombeerranken am Ufer des murmelnden Düffelbaches. —

Schweigend war Schwanhild am Abend an ihres Vaters Seiten nach Bilk zurückgekehrt. Vommetrunken war Gotolf gen Golzheim geritten. Nicht hatte sie ihn abgewiesen; nein! tief hatte sie ihn angesehen bei seiner Frage, und an seine Brust war sie gesunken, — sie liebte ihn!

III.

Zwei Tage sind verronnen. Zwei lange Tage! Gotolf hatte sie seither nicht mehr gesehen. Wohl hatte er sich einmal aufgemacht, nach Bill zu reiten. Doch kaum hatte er seinen Hof verlassen, da öffnete der Himmel seine Schleusen und in Strömen goß es hernieder. Dessenungeachtet ritt Gotolf hinaus. An der Furt angekommen, die ihn sonst so leicht den Düffelbach überschreiten ließ, mußte er sehen, daß die Wasser des Baches angeschwollen waren und weit über die Grenzen des alten Bettes drängten. Gotolf sprengte mitten in die Wellen hinein, doch da — o Unglück! — da glitt sein Kappe aus auf dem lehmigten Grunde, und Hof und Reiter stürzten in die Flut. Bis Bill war's noch weit. Traurig zog Gotolf zurück nach Hause, durchnäßt und unmutig ob des unfreiwilligen Bades, noch mehr aber ob des un eingelösten Versprechens und des ungefüllten Verlangens.

Den Fuß hatte Gotolf sich verstaucht. Doch die Verletzung war bald geheilt. Zwar schmerzt der Fuß noch etwas, auch humpelt Gotolf noch ein wenig. Doch morgen

es halt das „Düsseldorf“. Um die kleine Kapelle gestart, die den Gipfel des Dorfhügels schmückt, lugen die Hütten, aus Lehm und Fachwerk schlicht gezimmert, mit ihren moosbedeckten Strohdächern malerisch zwischen dem Grün der Bäume hervor. Wohl sieht Gotolf auch die Steinbauten dicht am Bache. Dort auf dem linken Ufer liegt — Pappelgebüsch versteckt sie ihm zum größten Teil — die Burg des Herrn von Tibern. Und dort rechts das hohe Haus, — o, es ist ihm eine wohlbekannte Stätte! — es ist das Liederhaus!

Das Liederhaus — die Liederstraße in Düsseldorf erinnert heute noch daran! — diente den fahrenden Kaufleuten zur Unterkunft, wenn finstere Nacht oder garstiges Unwetter oder Handel in der Nachbarschaft den Reisenden Halt gebot. Die Verwaltung des Liederhauses lag stets in Händen eines Ritters des Hauses, dem der Dynast das Amt übertrug. Einst war auch Gotolfs Vater Verwalter gewesen. Und oft ist Gotolf in seinen jungen Jahren dort gewesen, und von dort auf die nahe Burg gegangen. Von Smitbertswert hatte er auch oft seinen Freund Bolmar herübergebracht und mit in die Burg genommen, zu Helgund.



Zur Eröffnung der 17. Deutschen Geweih-Ausstellung.

(Der Aufgang zur Ausstellung.)

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zu Berlin wurde soeben die 17. Deutsche Geweih-Ausstellung eröffnet, welche ganz hervorragend beschickt ist und daher allgemeines Interesse erregt.

gedenkt er, hoch zu Hof, den Fuß schonend, nach Bill zu reiten, zu Schwanhild!

Heute ergeht er sich ein wenig in Gottes freier Natur. Es zieht ihn nach Süden. Die Furt ist heute leicht zu durchschreiten. Er folgt dem Lauf des Düffelbaches und kommt — O! Ein lauter Freudenruf entfährt Gotolfs Munde! — kommt zu dem Flecken Erde, das er mit den gesegnetsten Ländern der weiten Welt nicht vertauschen möchte, zu der Stätte, wo sie ihm das Wörtchen gesagt das alles Glück alle Seligkeit in sich schließt, das für Gotolf das Leben bedeutet das eine Wörtchen: Ja! Alles ist noch so wie vor zwei Tagen. Nein, doch nicht ganz so! Wie manche Blüte hat der Regenguß zerpeitscht und der zarten Blätter beraubt! Doch sich! Zahlreiche Schwestern, die unter harter Hülle der Auferstehung harrten, hat er zum Leben aufgeweckt. Das Gras und die Kräuter, die der Fuß zweier Liebenden zertreten hatte, haben sich wieder emporgerichtet, und stolz redt sich dort der zitternde Grassalm wiederum zum Himmel hinauf, als ob nichts geschehen wäre.

Gotolf ist allmählich in die Nähe des Dorfes an der Mündung der Düffel gelangt. Friedlich liegt es da vor seinen Augen auf der rechten Seite des Baches. Man nennt

Helgund war ein braves, hübsches Mädchen, dessen braune Locken und schelmisch blühende Augen das fremde Blut verrieten, das in ihren Adern rann. Gotolf war sie eine liebe Freundin und Nachbarin. Er wünschte Bolmar aufrichtig Glück zu seiner Wahl. Sie würde wohl, so dachte Gotolf, die Eigenheiten Bolmars — denn jeder Mensch hat solche, und der wahre Freund erkennt sie am besten und ehesten, — leicht ertragen und schließlich ganz verschwinden machen.

Allmählich ist Gotolf an der Brücke zum Liederhaus angelangt. Schon hört er das Wiehern hungrierer Köse. Schon sieht er schwerbepackte Wagen. Er muß hineingehen in das Haus; er kann nicht anders. Er nimmt den altgewohnten Weg durch das Hinterpfortchen. Da trifft er denn in der weiten Halle verschiedene Kaufleute in lebhaftem Gespräche an. Sie reden von Handel und Wandel, von Gewinn und Verlust und von allen möglichen Dingen, die Gotolfs Teilnahme wenig erregen. Und dennoch muß er an der lieben Stätte, die ihm zum zweiten Vaterhause geworden ist, länger verweilen.

Da hörte er plötzlich Worte, die seine Aufmerksamkeit forderten. Von Bill sprach man, von Schwanhild! Freude-



Ein Denkmal für die Franktireurs.
In der Avenue des Ternes zu Paris wurde ein Denkmal zur Verherrlichung der Freischützen, die aus dem Stadtviertel „Les Ternes“ hervorgegangen sind, errichtet. Das Denkmal ist das Werk des Bildhauers J. Jonant.

strahlen bligten aus Gotolfs Augen. Eine kleine Gestalt, die fast ganz hinter den aufgestapelten Ballen verschwindet, war's die da erzählte. Es war Bempold; noch eben hatte er sich Gotolf als Freund seines seligen Vaters vorgestellt.

„Ich kann euch eine Kenigkeit aus Bill erzählen,“ hub Bempold an.

Gotolf horchte auf.

„Schwanbild, das junge Erbfräulein hat einen Liebhaber.“

Man ist erstaunt ob dieser Entdeckung. „Schwanbild,“ so warf einer ein, „lebte bisher stets sehr zurückgezogen. Sie wurde streng von ihrem Vater gehalten. Höchst selten kam sie nach Bill; meist war sie in dem Gerresheimer Stift oder in der Hundsbürg dort oben an der anderen Düffel.“

Gotolf meinte, aller Augen mühten sich auf ihn richten.

„Und wißt Ihr, wer dieser Liebhaber ist?“

Gotolf ward ganz rot; er war nicht gewohnt, mit solchen Leuten zu verkehren.

„Gestern soll er bei dem alten Bilko um die Hand der Tochter nebeln haben. Und dieser habe sich einverstandend erklärt da er gerne sähe, daß die Güter des zukünftigen Ehdams nicht allzufern von Bill gelegen seien und dieses demnach voraussichtlich nicht vernachlässigt werde. Der glückliche Ehdam ist Junter von — Volmerswerth!“

— Starr steht Gotolf da. Doch nur einen Augenblick! Es treibt ihn hinaus, in dem kühlen Abendwind, das heiße Hirn zu baden, es treibt ihn hinaus an das Ufer des brausenden sturmgepeitschten Rheinstroms.

Sollte es wahr sein? — Sollte Volmar? — Sollte Schwanbild? —

Soweit geht das Bruchstück unserer Sage. Auf einer alten vergilbten Handschrift fand ich es verzeichnet, verborgen unter den nachgelassenen Papieren eines Freundes der für sein Leben gern in verstaubten Archiven und Bibliotheken die Ueberreste vergangener Tage durchstöberte.

Wie mag das weitere Schicksal unserer Düsseldorfer sich gestaltet haben? Wir wissen es nicht und werden es wohl nie erfahren können. Eines jedoch wissen wir, — eine Urkunde berichtet es uns — im Jahre 1189 wurde Burg und Dorf am Düffelmund von dem Dynasten Arnold von Tivern

an dem mächtigen Grafen von Berg verkauft! Und ferner wissen wir, daß das einstige Düsseldörchen im Laufe der Jahrhunderte eine große Stadt geworden ist, die nunmehr sämtliche Stätten unserer Sage umfaßt, von Golzheim weit unten im Norden bis hinauf nach Bill und Volmerswerth!

Sinnsprüche.

Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib' immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Matthijson.

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals gute Frucht getragen.

Zogau.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freu'n,
Im Unglück nicht unmäßig tranken,

So lern'

Im Unglück gern aus Glück, im Glück aus Unglück denken.

Gellert.

Ein Diogenes ist ein spaßhafter, vortrefflicher Mann, solange er die Laterne gegen andere richtet; er wird unerträglich, sobald er sich umkehrt und uns selbst unter die Augen leuchtet.

Engel.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie wollen fort.
Eine Handvoll wirf zum Tor hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Wilhelm Müller.



Ein Denkmal für Walter von der Vogelweide.
Im Stadtpark zu Dux in Oesterreich, die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen möchte, die Geburtsstadt Walters von der Vogelweide zu sein, wird im Herbst dieses Jahres dem Dichter ein Bronze-Standbild gesetzt werden.

Der Hauptgewinn.

Humoreske von Th. Wolff-Kettner.

(Nachdruck verboten.)

Mit zierlichen Schrittlchen trippelte Fräulein Konstanze Hollmann die staubige Vorstadtstraße hinunter, die altmodische, schwarzgrünliche Spitzenmantille eng um die mageren Schultern gezogen, das hohe Kapotthütchen mit dem verbläuten lila Seidenband und der nickenden Feder verwegen im Nacken sitzend, in den kleinen graugrünen Augen und auf der rötlichen Nasenspitze ein höchst verdächtiges, seltsames

striderei erübrigte, trug sie zum Zigarrenhändler an der Ecke, der gleichzeitig das Amt eines Lotteriekollektors bekleidete.

Auf sein Zureden hatte sie neulich ein Los der Wohlfahrtslotterie genommen, worauf er ihr, um sich erkenntlich zu zeigen, drei Paar alte Socken zum Anstricken gab und ihr, als sie diese abließerte und die Rechnung präsentierte, anstelle klingender Münze wiederum ein Los aufhängte, und zwar trotz ihres Sträubens eins von der Lotterie einer Stahenausstellung, die an ihre Teilnehmer Geld und nützliche Gegenstände ausspielte.

Dieses zweite Los hatte sie aber nach ein paar Tagen wü-



Der Versöhnungstrunk. Nach dem Gemälde von Karl Berger.

Kunkeln, als ob sie heute morgen ihr gewohntes Frühstückstörtchen mindestens verdreifacht habe.

Zu ihrer Ehre sei sofort gesagt, daß dies nicht der Fall war. Aber etwas anderes war geschehen — sie hatte heute nacht von einem toten Hund geträumt!!

Diese an sich nicht sehr appetitliche Tatsache besaß einen tiefen Sinn; sie bedeutete nach der unzweifelhaften Aussage ihres oft bewährten Traumbuches Geld — viel Geld sogar!

Und gestern hatte die Ziehung der Wohlfahrtslotterie stattgefunden, zu der sie ein Los besaß!

Wenn das nicht ein Wink des Schicksals war — ?!

Seit zwanzig Jahren spielte sie nun schon in der Lotterie, ohne jemals auch nur einen roten Heller gewonnen zu haben. Jeden Taler, den sie vom Verdienst ihrer Maschinen-

tend fortgeworfen, weil sie eine tief eingewurzelte und unüberwindliche Abneigung gegen Stahen besaß.

An dieses zweite Los dachte sie überhaupt nicht mehr. Um so mehr aber an die Wohlfahrtslotterie mit dem Hauptgewinn von 100 000 Mark.

Gestern also war der Ziehungstag; und nun war sie auf dem Wege zum Lotteriekollektor, um nach dem Stand der Dinge zu fragen. Noch ehe sie den Zigarrenladen an der Ecke erreichte, sprang dessen Inhaber in Hut und Mantel zur Tür hinaus und mit langen Schritten weiter. Beim Anblick Fräulein Hollmanns hemmte er sekundenlang seinen eiligen Lauf und lächelte von einem Ohr zum anderen.

„Gratuliere! Gratuliere!“ rief er atemlos. „Ihr Los ist

mit dem Hauptgewinn herausgekommen; er wird Ihnen morgen früh zugestellt."

Hastig strebte er wieder weiter und wich geschickt aus, als Fräulein Hollmann ihm freudig aufsauchzend in die Arme fallen wollte.

"In drei Minuten fährt mein Zug! Ich hab' Eile! Bis morgen." Und fort war er....

Die glückliche Gewinnerin lehnte mit zitternden Knien an der Hauswand und schloß die Augen.

Der Hauptgewinn! — 100 000 Mark!!

Nun konnte sie endlich ihren seit zwanzig Jahren gehegten Racheplan ausführen, um dessentwillen sie einzig und allein in der Lotterie spielte. Sie hatte gewonnen! Steinreich! — Nun war der Tag der Heimzahlung gekommen!...

Jugendliches Feuer durchbrann plötzlich ihre Adern; mit jähem Ruck und der Miene einer siegesfreudigen Rachegöttin richtete sie sich in die Höhe, während ihre Augen grüner und ihre Nasenspitze röter denn je funkelten und glühten.

Also heute! — Ihren zimtbraunen Kleiderrock hoch aufrassend eilte sie durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen zum Zentrum der Stadt. Sie trippelte nicht mehr; sie hüpfte förmlich, bestügelt von Ungeduld und Rachgier.

mußte der Treulose ja doch herauskommen, eher wollte sie nicht warten und nicht weichen.

Endlich erschien der Erschnte, ein dürres, bewegliches Kerlchen, das mit graziosen Sprüngen die Treppe hinab und übers Pflaster wippte, dann aber verblüfft vor der sich ihm plötzlich in den Weg pflanzenden Rachegöttin stehen blieb.

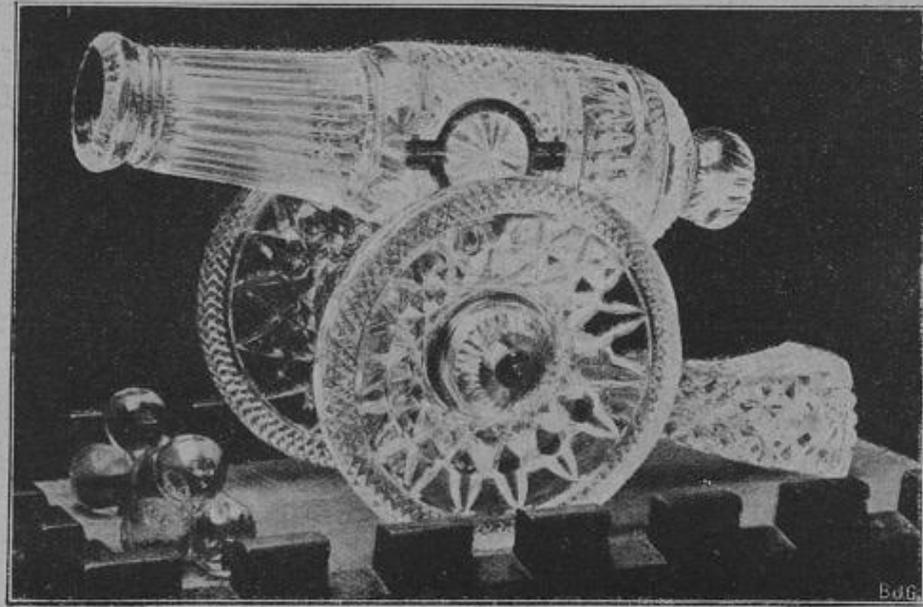
Augenzwinkernd betrachtete er sie ein Weilchen; und als er in ihr die verflorfene Geliebte seiner Jugend erkannte, gestand er sich: „Dem Himmel sei Dank, daß du die gräßliche alte Zange damals hast sitzen lassen!"

Mit zuckersüßer Miene und holdseligem Augenaufschlag bot Fräulein Hollmann ihm die Hand. „Nein, wie reizend, lieber Herr Engel, daß wir uns hier so unerwartet treffen!" flötete sie, seine ihr mit Widerstreben gereichte Hand zärtlich drückend. „Dafür dürfen Sie auch der erste sein, der mir Glück wünscht!"

„Ach, haben Sie sich verlobt?" fragte er mit hämischem Grinsen, während er heimlich dachte: „Was für'n Esel mag denn da auf die alte Schraube hineingefallen sein?"

„Aber nein — wie können Sie so etwas nur von mir denken, lieber Herr Engel!" Verschämt wie ein auf Liebespfaden ertappter Badsfisch senkte sie den Kopf.

„Ich meinte ja auch bloß so!" spottlächelte er.



Ein Meisterwerk der Glasindustrie.

Ein Glasschleifer eines thüringischen Glas-Hüttenwerkes benutzte seine Mußestunden, um das Modell einer Kanone aus Glas herzustellen. Es erforderte mehrere Jahre, ehe das Meisterwerk fertig war.

Nun war sie am Ziel. Vor ihr lag ein freundlicher Barbierladen, dessen glänzende Spiegelscheiben sie höhnisch angrinsten. Fräulein Konstanze Hollmann grinste höhnisch zurück.

Dann patrouillierte sie vor dem Hause mit den blanken Spiegelscheiben, hinter denen eine stattliche Auswahl feiner Pomaden, Essenzen, Bürsten, Zöpfe und Schnurrbartbinden verführerisch lockte, auf und ab, die Tür fest im Auge behaltend. Hin und wieder sandte sie einen giftsprühenden Blick zu dem breiten Firmenschild empor und ballte die Faust.

„Alois Engel" stand da droben geschrieben. Ein netter, lieber Engel! — Siben gelassen hatte das Scheusal sie vor zwanzig Jahren. Und dann hatte er eine andere genommen, die Geld besaß.

Nun war er Witwer und auf der Suche nach einer zweiten reichen Frau. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf den schneiden, blanken Mammon gerichtet.

Wie die Posaune von Jericho sollte die Mär von ihrem Reichtum in seine treulosen Ohren klingen. Und wenn er ihr dann aufs neue liebeglühend und liebeslehend zu Füßen lag — auslachen wollte sie ihn!

Zimmer ungeduldiger schaute sie nach der Tür. Einmal

Sekundenlang war ein unheimliches Gligern in ihren listigen Augen, ehe sie langsam und mit Nachdruck sagte: „In der Wohlfahrtslotterie habe ich gewonnen — den Hauptgewinn! — Hunderttausend Mark!!!"

Das dürre, zappelige Männchen schnappte plötzlich nach Luft wie ein Fisch auf dem Trocknen und öffnete die wasserblauen Augen weit und immer weiter.

Im nächsten Augenblick schon hatte Herr Alois Engel sich äußerlich und innerlich wahrhaft hamaleonartig verändert: er triefte geradezu von Honigsüße.

„Sie waren stets die schönste Perle holder Weiblichkeit, Fräulein Konstanze, und es ist nicht mehr wie gerecht, wenn das Schicksal Ihnen nun die Ihnen gebührende goldene Fassung gegeben hat!" beteuerte er mit glutvollem Blick und feurigem Händedruck.

Fräulein Konstanze kniff die schmalen Lippen zusammen und lächelte nabelspitz: „Wissen Sie noch, daß Sie die Perle vor zwanzig Jahren achlos beiseite warfen, weil die goldene Kassira damals fehlte?"

Dampfmurmeln sendete Alois Engel sein Haupt.

„Ich war ein Tor, ein blinder Tor! — Aber wenn Sie wüßten, wie ich mich zwanzig Jahre hindurch nach Ihnen gesehnt habe! Mit Ihrem Wilde im Herzen habe ich ge-

lebt, Fräulein Konstanze; mit Ihrem Bilde im Herzen und Ihrem Namen auf den Lippen werde ich dereinst sterben.“
 „Ach — das ist Ihnen ja doch nicht Ernst!“ hauchte sie in gut gespielter Erschütterung und mit innerlichem Triumphgeschrei.

Aber Alois Engel legte betauernd die Hand aufs Herz. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er auf offener Straße vor Fräulein Hollmann und ihren 100 000 Mark auf die Kniee gesunken, um ihr ewige Liebe und Treue zu schwören.

„Nein, es ist Wahrheit, die reinste Wahrheit!“ rief er pathetisch. „Ich würde Sie ewig auf Händen tragen, wenn Sie sich entschließen könnten, meine Frau zu werden!“

Nun konnte die Helde sich nicht länger halten und brach in ein teuflisches Hohngelächter aus, das dem kühnen Frei-
 ersmann durch Mark und Bein gellte. Er klappte zusammen wie ein Taschenmesser, während sie zu Riesengröße emporwuchs.

„Ihre Frau?“ sagte sie eifrig und niederschmetternd. „Was bilden Sie sich eigentlich ein? — Für meine hunderttausend Mark kann ich mir einen Mann von hohem Adel kaufen, der mich obendrein um meiner selbst willen liebt!“

Einen Augenblick weidete sie sich in rachsüchtiger Schadenfreude an seinem Anblick, wandte ihm dann verächtlich den Rücken und tänzelte heimwärts, von goldglänzenden Zukunftsträumen umspinnen.

Ein Graf sollte es womöglich sein! Drummer tat sie es nicht. Gleich morgen wollte sie eine Anzeige loslassen: „Junge Dame von anmutiger Erscheinung mit großen körperlichen und geistigen Vorzügen, sowie 100 000 Mark bar, sucht passenden Lebensgefährten. Hochadel bevorzugt.“ — Das würde unfehlbar ziehen.

Und wenn sie dann Gräfin war —!

Und wenn ihr dann Herr Alois Engel begegnete —! Plagen sollte das Scheusal vor Wut und Eifersucht!!

Das waren die einzigen Gedanken der nächsten vierundzwanzig Stunden, während welcher sie das Haus nicht zu verlassen wagte, um nur ja den Glücksboten nicht zu verpassen. Unzählige Male riß sie die Tür ihres Stübchens auf und horchte in fieberhafter Spannung hinaus. Endlich stapfte gegen Mittag jemand die Treppe herauf, bei dessen Anblick Fräulein Hollmann einen Freudenschrei ausstieß.

Der Laufjunge des Lotteriekollektors war's, der grinsend ins Zimmer trat und ein hübsches, weißes, mit himmelblauen Seidenbändern zugebundenes Körbchen auf den Tisch stellte.

Eine schöne Empfehlung von Herrn Müller, und hier wäre der Hauptgewinn. Er läßt auch bestens gratulieren.“ Nachdem der Glücksbote seine Bestellung ausgerichtet und ein blankes Fünfsatzschenstück in die Hand gedrückt bekommen hatte, stapfte er vergnügt hinaus, die glückliche Gewinnerin in halber Verzückung zurücklassend. —

Einen ganzen Korb voll Gold brachte man ihr ins Haus! Gewiß lauter Goldbrücken! Und so reizend und poesievoll verpackt!

In überstürzter Hast knüpfte die wonnetrunkene Gewinnerin die Seidenschleifen auf, riß den Deckel herunter und beugte sich über den Korb.

Und dan. . . .

Mit satanischem Fauchen sprang ein prächtiger, weißer Angorakater ihr ins Gesicht, direkt hinter ihm her sein nicht minder schönes, schmerzweißes Weibchen, wahre Meisterwerke der Schöpfung, — der Hauptgewinn der Lotterie des Vereins für Katzenzucht und Katzenpflege . . .



Ein 6jähriges Mädchen mit Mannesbart.
 Eine eigenartige menschliche Kuriosität erregt gegenwärtig in Wien Aufsehen. Es ist dies ein 6jähriges Mädchen, Hedwig Heschinski, die einen vollkommen ausgebildeten Männerkopf, mit Schnurr- und Vollbart, besitzt.

♦ Zur Unterhaltung. ♦

Alleslei Vereintes und Ungereintes.

Es legte Adam sich im Paradiese schlafen;
 Da ward aus ihm das Weib geschaffen.
 Du armer Vater Adam du!
 Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh'.

Matthias Claudius. (Aus dem Englischen.)

Onkel Stephan liegt an diesem Ort,
 Geh's ihm gut, so bleib er dort.

Grabchrift.

Wenn ein Affe in den Spiegel sieht,
 Kann kein Apostel heraussehen.

Lichtenberg.

Wann's Daker tät regnen
 Und Dulaten möcht schneib'n,
 Tāt i'n Herrgott schön bitt'n,
 's möcht 's Wetter so bleib'n!

Schnadahüpfel aus Kärnten und Tirol.

Ein Bauer, dessen Frau unlängst gestorben war, kam zum Pfarrer und machte ihm die Anzeige, er wolle die Schwester der verstorbenen Frau heiraten. „Aber,“ sagte der Pfarrer, „so viel ich weiß, habt Ihr doch nicht so gut mit der seligen Frau gelebt?“ „Freilich nicht,“ antwortete der Bauer. „Ich habe schon drei Frauen gehabt und alle drei waren Schwestern und ich bin mit keiner gut gefahren. Ich nehme deshalb die vierte und letzte Schwester, denn es ist am ge-
 scheidsten, wenn ich gleich den ganzen Stamm ausrotte.“



Eine Telephon-Statistik.

Unsere Statistik zeigt die Anzahl der Fernsprech-Anschlüsse in den verschiedenen Ländern. Deutschland steht absolut an zweiter Stelle, relativ jedoch gebührt dieser Rang Schweden, dem Land der Telephone, wo auf je 100 Einwohner 3,1 kommen, während es in Deutschland nur 1,5 Fernsprechan-schlüsse sind.

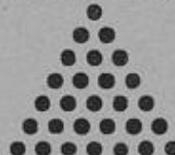
Rätielecke.

Besierbild.



Wo ist der zweite Soldat?

Kugelpyramide.



Die Kugeln sind in der Weise durch Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Jede folgende Reihe entsteht aus der vorhergehenden durch Hinzufügen eines Buchstabens, wobei Umstellen gestattet ist. Die Reihen bezeichnen:

1. Vokal. 2. Note. 3. Naturprodukt. 4. Astronom.
5. Metall. 6. Musikisches Instrument. 7. In letzter Zeit oft genanntes Königreich.

Rätsel.

Das was ein jeder schmerzlich fühlt,
Er lieber einem andern spielt.

Somonym.

Er schlägt heraus das liebe Brot,
Und schlägt uns allen Anstand tot.

Charade.

Eins—Zwei kommt, wenn der Lenz erscheint,
Und Drei folgt hinterdrein;
So flattert Eins—Zwei—Drei vereint
Im Frühlings-Sonnenschein.

Anagramm.

Vornehme Damen sind's. Versetzt die Laute,
Dann ein Getier, vor dem mir immer graute.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Stafaufgabe:

- Vorderhand: E O, 9, 8, 7, R 10, K, O, 9, 8, 7.
Hinterhand: S W, G D, 10, O, 7, S 10, O, 9, 8, 7.
1. R 10, r, D, S W — 23.
2. S O, R 7, S D + 14.

Mittelhand gibt noch 3 Grünstiche ab, die mit den 10 Wimmelangen der Vorderhand 38 einbringen; damit haben die Gegner 61 Augen.

Rätsel: Treubruch.

Besierbild: Bild nach links drehen; der Kopf des Vaters befindet sich zwischen den Bäumen.

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 8.

Sonntag, 19. Februar.

Jahrgang 1911.

Aus dem Leben eines Hundes.

Aus dem Amerikanischen.
Deutsch von Meta Lewinnek.

(Nachdruck verboten.)

„Haben Sie Hunde gern?“ fragte mich plötzlich auf einem Diner eine junge Dame, deren Tischnachbar zu sein ich den Vorzug hatte, mit einem Anflug von Schallhaftigkeit.

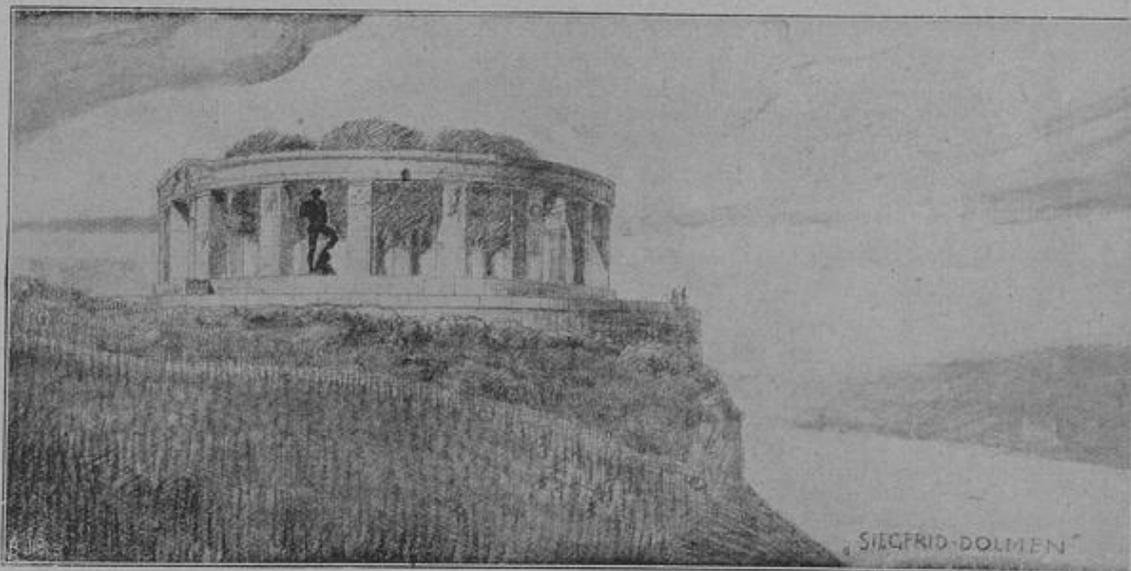
Ich kann mich heute nicht mehr besinnen, wie wir gerade auf dieses Thema zu sprechen kamen; ich erinnere mich nur, daß sie mir erzählt hatte, auf einer Hundeausstellung, die sie kürzlich besucht, habe ein Schäferhund in einer Anwendung von Zärtlichkeit seine Vorderpfoten um ihren Hals geschlungen. Obwohl ich dieses Verfahren eigentlich selbstverständlich fand, und darüber keineswegs so erstaunt war, wie meine Tischnachbarin anzunehmen schien, so hütete ich mich doch wohlweislich, diesem Gedanken Ausdruck zu geben. Das Mahl hatte seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, als ich schon zu der Ueberzeugung gelangt war, daß diese junge Dame das entzückendste und liebreizendste Geschöpf sei, das ich jemals kennen gelernt hatte.

Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß ich ihre an mich gerichtete Frage bejahend beantworten konnte, denn ich glaube, die junge Dame hätte mir das Glück ihrer Unterhaltung entzogen, wenn das Gegenteil der Fall gewesen wäre.

„Wenn Sie Hunde leiden mögen.“ — meinte sie nach einer Pause nachdenklich, „so wird es Sie vielleicht auch interessieren, über das Schicksal eines Vierfüßlers zu erfragen, der jemandem, der mir sehr nahe steht, angehörte. Oder muß ich fürchten, daß die kleine Geschichte Sie langweilen wird?“

Ich bin fest überzeugt, wenn meine reizende Nachbarin mir vorgeschlagen hätte, sie wolle mir die Abenteuer des Telemach oder gar die Geschichte des dreißigjährigen Arztes erzählen, ich hätte das Anerbieten ebenso dankbar angenommen. Schnell versicherte ich, daß ich sehr gespannt sei, Näheres über den Hund zu erfahren.

Nach einer kleinen Pause begann die junge Dame ihre Erzählung. Ich will mich bemühen, sie möglichst wortgetreu wiederzugeben, obgleich ich nicht so anmaßend bin, mir einzubilden, daß ich ihr bei der Wiedergabe jenen Reiz verleihen könnte, mit dem sie mir vorgetragen wurde. Die kleine Geschichte nahm nicht hintereinander ihren Fortgang,



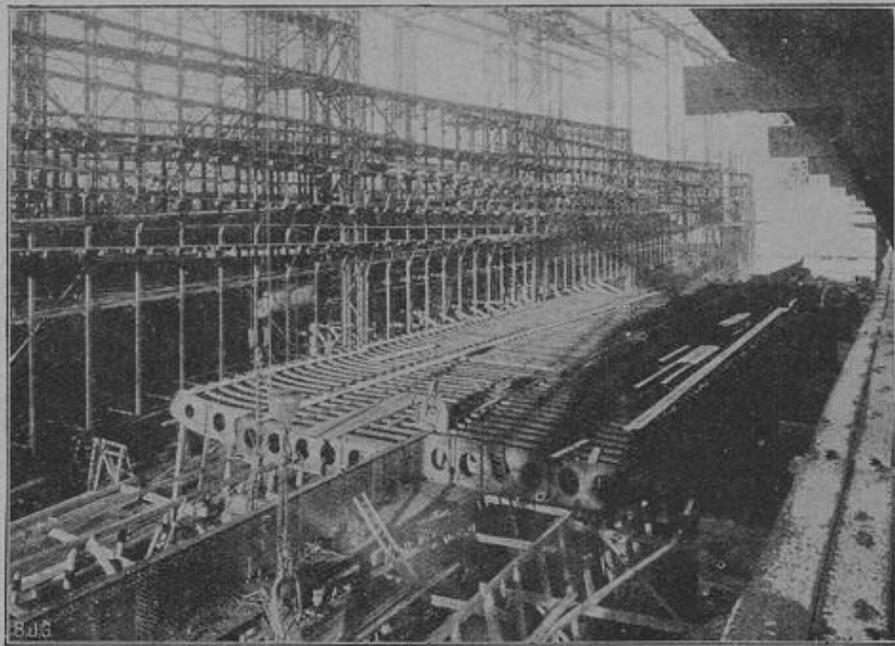
Siegfried-Dolmen.

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf von Professor Hermann Hahn-München und Professor German Bestelmeyer-Dresden zu einer Bismarck-Gedächtnishütte auf der Elisenhöhe bei Bingen.

sondern war jenen diversen Unterbrechungen unterworfen, die ein Diner im kleinen Kreise so anziehend machen.

„Dieser Hund, von dem ich Ihnen erzählen will,“ — so leitete sie die Erzählung ein — „hieß Pylades. Er zeichnete sich keineswegs durch Schönheit aus, im Gegenteil: er gehörte einer unansehnlichen bastardähnlichen Rasse an, und dieses Tier war der unzertrennliche Begleiter eines alleinlebenden Junggesellen. Beide hatten sich sehr angefreundet und führten ein beschauliches Dasein. Der junge Mann pflegte häufig zu seinen Bekannten zu sagen, daß er niemals heiraten würde, weil er fürchte, daß dieser Schritt für seinen Gefährten verhängnisvoll werden könnte. Aber, wie es so oft sich im Leben zu ereignen pflegt: eines schönen Tages fand er doch einen Gegenstand, dem er seine Zuneigung schenkte und der seinen Kameraden in den Hintergrund treten ließ. Er machte der jungen Dame einen Heiratsantrag, wurde erhört, — und was jetzt folgt, können Sie sich wohl schon denken —“ fügte die Erzählerin schelmisch lächelnd hinzu, wobei ein Grübchen auf der Wange zum

glaube gar, er war verstimmt, daß sein Gebieter ihn bei einem so wichtigen Lebensabschnitt nicht vorher um seine Meinung befragt hatte. Aber sobald er die junge Dame gesehen hatte, gab er jeden Widerstand auf, womit seinem Herrn eine große Last von der Seele gewälzt wurde. Denn Sie müssen wissen: Pylades war nicht wie gewöhnliche Hunde, sondern sehr schwierig zu behandeln; nur mit äußerster Vorsicht schloß er sich an fremde Menschen an, und war eher mürrisch als liebenswürdig. Können Sie sich vorstellen, daß es noch mehr Hunde gibt, die ähnlich geartet sind, wie der, von dem die Rede ist? Ich weiß, daß es noch viele solcher Exemplare gibt, und die armen Tiere tun mir in der Seele leid! Sie nehmen jede Kleinigkeit übel, ohne daß man den Grund weiß. Ich selbst besaß einmal einen Hund, dessen Benehmen grenzte schon mehr an Selbstbewußtsein, denn er bildete sich ein, jedermann sehe ihn an, und oft, wenn ich Gäste bei mir sah, schlich er sich zu mir, und verbergte seinen Kopf in den Falten meines Kleides, bis sie fort waren, — es war zu drollig! Aber bleiben wir



Die Entstehung des größten Schiffes der Welt.

Für die Hamburg-Amerika-Linie wird auf der Hamburger Werft des Stettiner Vulkan ein Schiff von enormen Dimensionen gebaut. Auf der Werft wird jetzt an dem sogenannten Doppelboden gearbeitet, der verhindern soll, daß beim Lektwerden des Schiffes Wasser in die Schiffsräume eindringen kann.

Vorzeichen kam. — „Der junge Mann eilte nach Hause und teilte seinem vierbeinigen Freunde die große Neuigkeit mit.“

Bis zu dieser Stelle war die Vortragende gelangt, als ein Herr während einer kleinen Pause sich mit einer Bemerkung an sie wandte, die sie zu einer Antwort veranlaßte, und mir Mühe zum Nachdenken ließ.

Mir flöhte die Geschichte etwas Unbehagen ein, denn ein gewisses Etwas, das sich schwer definieren läßt, brachte mich nach der Art, in der sie den Eigentümer des Hundes erwähnte, auf die Vermutung, daß er mehr als eine flüchtige Bekanntschaft ihrerseits sein mußte.

„Ob sie vielleicht gar selbst“ . . . eigentlich ging mich die Sache gar nichts an, denn ich war dieser Dame zum ersten Male im Leben begegnet, dennoch war ich sehr gespannt, den Schluß zu erfahren.

Endlich wandte sie sich wieder an mich. „Hoffentlich haben Sie inzwischen nicht vergessen, wo wir stehen geblieben sind, und wollen die Fortsetzung hören, nicht wahr? Also: Pylades nahm die Neuigkeit ein wenig verdrießlich auf; ich

bei der Sache: Also Pylades war seiner neuen Herrin vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an zugetan. Allerdings glaube ich nicht, daß diese Zuneigung auf Gegenseitigkeit beruhte, denn er war nicht von der Rasse, die jedem auf den ersten Blick gefallen kann, und außerdem in seiner ganzen Erziehung und Lebensart sehr vernachlässigt. Dennoch gewann die neue Gebieterin Pylades allmählich lieb, und als sie heiratete, nahm sie ihn zu sich.

„Als sie heiratete?“ — Diese Worte gaben mir zu denken. Ich schielte nach der Visitenkarte, die halb versteckt auf dem Teller meiner lieblichen Nachbarin lag. Stand da Frau oder Fräulein so und so? Sicherlich stand Fräulein auf der Karte. Es ist merkwürdig, daß dieser an und für sich ganz nebensächliche Umstand mein Interesse an der Geschichte lebhaft erhöhte — aber es war unzweifelhaft der Fall, doch mir blieb nicht lange Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen; die Fortsetzung fesselte mich zu sehr:

„Als das junge Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte, bezog es sein eigenes Heim, in dem Pylades eine sehr wich-

tige Rolle spielte. Er war glücklich, seine neue Herrin den größten Teil des Tages für sich zu haben, während sein Herr seinem Beruf nachging. Die junge Frau unterhielt sich mit dem vierbeinigen Kameraden wie mit einem guten Freunde, und pflegte ihm mehr anzuvertrauen, als manchem Menschen. Zuweilen, wenn sie keinen Besuch erwartete, spielte sie mit dem Hunde. Das war für Pylades etwas ganz Neues, denn er war ein wenig schwerfällig und hatte sehr ernste Lebensanschauungen. Zuerst verstand er nicht recht, was er eigentlich sollte; es fiel ihm beispielsweise sehr schwer, über den Stod zu springen, war er doch gar so gefest! Aber als er den Sinn erst erfaßt hatte, und begriff, daß seine Freiheit keineswegs gefährdet war, zeigte er sich gelehrt und gefügig, und lernte sogar ganz geschickte Sprünge machen. Seine Beschützerin beschäftigte sich viel mit ihm; dreimal wöchentlich badete sie ihn eigenhändig — eine Prozedur, die seinem Herrn doch nicht im Traume eingefallen wäre — und war bemüht, ihn immer

sich! Es ist zuweilen ein reines Verhängnis, daß im kritischen Augenblick der Vorstellung die Aufmerksamkeit durch nebensächliche Dinge abgelenkt wird, und so war es auch mir in jenem Fall ergangen. Jedoch, mir blieb nicht viel Zeit zum Nachdenken übrig, denn meine Tischdame nahm den Faden der Geschichte von neuem auf.

„Ich glaube, ich blieb vorhin dabei stehen, daß es Pylades gar zu gut hatte. Doch bekanntlich währt das Gute im Leben nicht ewig, diese Erfahrung sollte auch unserem Bierföhler nicht erspart bleiben. Eines Tages wurde seine Herrin krank, und so viel er auch an ihrer Tür kratzte, winselte und weinte — es wurde ihm kein Einlaß gewährt. Aber in einem unbewachten Augenblick gelang es ihm doch einmal, sich zu seiner Beschützerin zu schleichen. Er sprang auf ihren Schoß, leckte ihr Gesicht und Hände, und gebärdete sich ganz außer sich vor Freude, sie wiederzusehen. Nur eines fiel ihm auf: nämlich, daß seine Herrin nicht so erfreut war als sonst, ihn zu sehen — und es dauerte nicht



Zu dem Eisenbahnunglück am Baumschulenweg in Berlin.
In der Nähe des Bahnhofes Baumschulenweg fuhr am Montag, den 6. Februar, ein von Potsdam kommender Stadtbahzug einem in entgegengekehrter Richtung fahrenden Vorortzug in die Klante. Mehrere Wagen entgleisten, zwei stürzten die Böschung des Eisenbahndammes hinab, wobei 15 Personen schwer und viele leicht verletzt wurden.

mit neuen Halsbändern zu seiner Hautfarbe passend zu schmücken. Zuerst war das dem Tier lästig — aber bald gewöhnte er sich auch daran und wurde schließlich sogar eitel! Kein Wunder, daß er infolge der liebevollen Behandlung, die seine Herrin ihm angedeihen ließ, sie abgöttisch liebte, ich glaube sogar, daß er sich in seinem ganzen Hundeleben niemals glücklicher geföhlt hatte als damals, denn er hatte es fast zu gut.“

Jetzt trat wieder eine kleine Pause in der Erzählung ein, da ein Herr aus der Gesellschaft mich bat, ihm Früchte herüberzureichen, und bei dieser Gelegenheit von etwas anderem zu reden anfang ohne eine Ahnung zu haben, daß er ein so interessantes Kapitel unterbrach, was ich, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch hinzufügen möchte.

Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich meiner: Konnte ein Irrtum in betref der Visitenkarte vorliegen? Die Vortragende schien das junge Paar, dem der Hund gehörte, so genau zu kennen. Ich suchte mich zu erinnern, ob sie mir als Frau oder Fräulein vorgestellt war, aber vergeb-

lange, so hatte er auch die Ursache ihres veränderten Benehmens herausgefunden; es war ein anderes lebendes Wesen, ein neuer Liebling aufgetaucht, der ihm einen großen Teil ihrer Aufmerksamkeit und Liebe entzog. Sie, mein Herr, ahnen natürlich schon, was für ein Nebenböhler das war — aber Pylades hatte noch niemals vorher ein Baby gesehen; er betrachtete es mit Geringschätzung und föhlte sich tief gekränkt und zurückgesetzt. Schnelligst lief er aus dem Zimmer schurstracks nach der Küche hinunter und ließ sich mehrere Tage oben überhaupt nicht mehr blicken. Ich glaube nicht, daß das plötzlich so bei Seite geschobene Tier Launen herauskehren wollte, vielleicht war es der Meinung, daß, wenn man merkte, wie sehr ihm das Ausweichen des Rivalen zu Herzen ging, man das Baby wieder fortzuschicken werde. Aber als die Zeit verging, ohne daß eine Aenderung eintrat, beschloß er, seine üble Laune zu bekämpfen, die Dinge zu nehmen, wie sie einmal lagen, und erschien wieder in der Wohnung, bereit, das alte Verhältnis herzustellen. Freilich entging ihm nicht, daß sich manches ge-



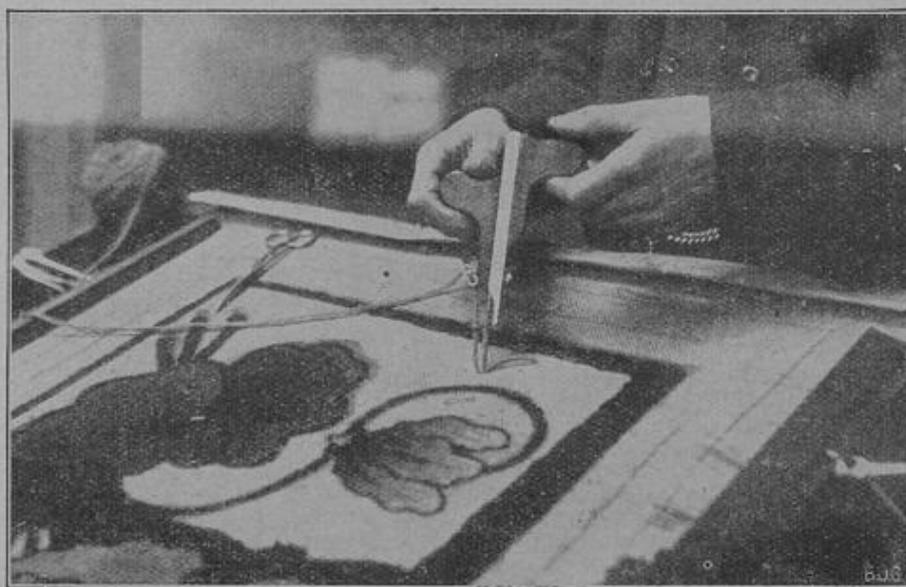
Gymkana in St. Moritz.

Anlässlich des Wintersportfestes in St. Moritz wurde auch ein Wettrodeln veranstaltet, in welchem derjenige Sieger blieb, der ein auf einem Holzlöffel liegendes Ei am schnellsten die Strecke hinabbrachte, ohne es fallen zu lassen.

ändert hatte: Während er früher der Mittelpunkt gewesen, schien jetzt niemand von seiner Existenz Notiz zu nehmen; niemals forderte ihn seine Herrin zum Spielen auf; ja, sie vergaß sogar, ihn zu baden — und doch war einer seiner Vorzüge, daß er ganz gegen alle Tradition seines Geschlechts eine besondere Vorliebe für warmes Wasser und Seife hatte. Das Traurigste war, daß das Baby ihn überall verfolgte. Er mochte anfangen, was er wollte, es gelang ihm nicht, dem dummen, kleinen Wesen begreiflich zu machen, daß er mit ihm nichts zu tun haben wollte, denn Sie müssen wissen, daß ein Hund ein Baby mit Geringschätzung betrachtet, denn es kann ja nicht einmal bellen. (Allerdings kann es dafür umso besser schreien.) Und doch machte man so viel Aufhebens mit ihm. Das kleine Ding genoß alle Vorrechte, die früher Pylades' Privileg gewesen: Seine Herrin spielte jetzt nur mit dem Kinde, obwohl er überzeugt war, daß er das viel besser verstand, auch würde ihm niemals gestattet, sich an dem Spiel zu beteiligen. So pflegte er auf seiner Decke ganz still zu liegen und zu tun, als ob er nichts sah und hörte, obwohl ich überzeugt bin, daß er nur Gleichgültigkeit heuchelte und unter der Zurücksetzung unjählich litt.

Schließlich wurde ihm die größte Schmach angetan, die ihm passieren konnte: der arme Hund wurde von der Decke vertrieben, — man denke, von seiner eigenen Decke, — um dem Baby Platz zu machen. Und als er sich im tiefsten Innern versteckt, in einem Winkel zurückzog, um sich seinem Schmerz ungestört zu überlassen, da kam das winzige Geschöpf zu ihm gekrochen und zupfte ihm noch am Schwanz. Da fühlte er sich tief gekränkt. Eine solche Zumutung war zu viel für seinen Stolz, und er verlor den letzten Rest von Selbstbeherrschung und Ehrgefühl. Es hieß, er habe das Baby gebissen. Ich fürchte, er tat es wirklich, aber es war nicht so schlimm. Das Baby schrie fürchterlich, und seit jenem Augenblick fiel der arme Pylades völlig in Ungnade. Als am Abend sein Herr nach Hause kam, wurde ihm mit Entrüstung das ungebührliche Betragen des Hundes erzählt, und die junge Frau erklärte, es siele ihr zwar sehr schwer, sich von Pylades zu trennen, aber nach seinem jüngsten Benehmen könne sie nicht einen Augenblick das Haus ruhig verlassen, da sie das Kind nicht in Sicherheit wüßte.

Schluss folgt.



Ein neuer Teppich-Stickapparat.

Eine große deutsche Teppich-Firma hat einen neuen Teppich-Stickapparat konstruieren lassen, der den Vorteil hat, daß er sehr handlich, von großer Haltbarkeit und außerordentlich leistungsfähig ist.

Der Geiger.

Skizze von Erich Hiler - Hagen.

Nachdruck verboten.

Knapp jagten die Floden gegen die trüben Scheiben der kleinen Kochstube. Die Konturen der Gegenstände des kleinen Zimmers sahen in dem Halbdunkel gespensterhaft aus.

„Papa, ich habe Hunger,“ begann die Kleine.
„Ruhig, Gottchen,“ entgegnete er, und ein qualvolles „Ach!“ entrang sich seiner Brust. Gleich darauf sank er wieder in das dumpfe Brüten zurück.

Sein vergangenes Leben zog an seinem geistigen Auge vorüber. Er hätte glücklich sein können, — sehr glücklich. In einem ehrbaren Hause war er erzogen worden. Schon früh huldigte er der Musik; ja, das Geigenspiel war seine Leidenschaft — und sein Verderben. Musiker wollte er wer-



„Lingerin“. Nach dem Gemälde von Karl Kronberger.

und jedesmal, wenn der eisige Wind durch die zerbrochene und mit schmutzigem Papier schlecht verklebten Scheiben pfiß, kam Leben in die dürstigen Vorhänge, und sie schienen gleich Gespenstern durch das Zimmer zu huschen.

„Papa, mich friert, o Papa, wie ist es heute kalt!“

Eine dunkle Gestalt löste sich aus der Ecke und hing dem Kinde einen abgesehabten Ueberzieher über die Schultern.

den; um jeden Preis wollte er die musikalische Laufbahn einschlagen. Aber der gestrenge Herr Vater hatte etwas anderes mit seinem Sohne vor: er sollte Kaufmann werden. Jeder von beiden wollte seinen Kopf durchsetzen. Auf die Dauer würden Vater und Sohn nicht miteinander auskommen, das sah der Sohn wohl ein.

Bei Nacht und Nebel zog er daher eines Tages, mit der

Geige unterm Arm, in die weite Welt hinaus. Lange trieb er sich im Lande umher, indem er mit Geigenpiel kümmerlich sein Dasein fristete.

Ja, er hatte es sich anders vorgestellt, aber zurück wollte der stolze Kopf nicht.

Nach langem, unstemem Umherirren kam er in der Hauptstadt an. Hier lernte er eine junge Schauspielerin kennen. Beide fanden zu einander innige Zuneigung. — Ein Jahr später waren sie verheiratet. Aber kurz nach der Hochzeit verließ sie das Glück, das erst vor kurzem Einzug bei ihnen gehalten hatte. Seine Frau konnte kein Engagement finden, und seine Einnahmen reichten nicht hin, den Unterhalt für beide zu bestreiten. Schließlich waren sie gezwungen, diese elende Dachkammer als ihren ständigen Aufenthalt zu wählen.

Ein Jahr nach dem Eintritt in den Ehestand schenkte sie ihm Lottchen. Sie selbst starb bald nach der Geburt.

Trotzdem er bemüht war, das Leben des Kindes so angenehm wie möglich zu gestalten, reichte sein täglicher Verdienst oft nicht für die einfachsten Lebensbedingungen aus

„Geigenspieler Schulte?“ begann der Fremde.

„Zu dienen, mein Herr. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Kommerzienrat Vorhof. Sie können heute zum Souper bei mir spielen?“

„Stehe zu Diensten, Herr Kommerzienrat.“

Der Kommerzienrat warf lässig seine Karte auf den Tisch und zog sich zurück.

Schulte hätte beinahe aufgejauchzt vor Vergnügen. Endlich eine gelinde Hoffnung.

„Lottchen, nun bekommst du etwas ganz, ganz Schönes!“

„Und auch Matronen und eine neue Puppe und ...“

„Was tu dr' wünschst!“

Heute abend war bei Kommerzienrat Vorhof große Gesellschaft. Viele Herren mit hohen Ämtern und wohlklingenden Titeln waren mit ihren Damen eingeladen worden. Aus dem blauen Salon im Parterre der Villa drangen die melancholischen Töne einer Geige in die eisige Winternacht hinaus. Die Champagnerpfropfen knallten um die



Vom 5. großen Hallensportfest in Berlin.
Massage nach dem 3000 Meter Wettlauf.

Trotz der kärglichen Einnahmen hatten sich Vater und Tochter bis jetzt jedoch schlecht und recht durchgeschlagen; aber so schlecht wie in diesem Jahre waren die Einnahmen noch nie gewesen. Nirgends konnte er Stellung finden; obwohl er unermüdet überall anfragte, war in keinem Orchester eine einfache Geigerstelle frei.

Er war daher gezwungen, seine Geige an den Nagel zu hängen und wurde — Schneeschipper. Bald trat Tauwetter ein, und er war abermals arbeitslos. Jetzt lag der Schnee allerdings wieder tief, aber nirgends konnte er eine Stelle als „Schneeschipper“ antreten.

Nun saß er, mit dem Kinde hungernd und frierend, in der kalten Dachstube ...

„Papa?“

Wie elektrisiert sprang er aus seinen Träumen auf.

„Lottchen? Du sagtest etwas?“

„Es hat an die Tür geklopft.“

Bum, bum, bum kam es von der Tür her. Er beeilte sich zu öffnen.

Ein Herr in brauner Pelzgarnitur trat ein.

Bette. Mehrfach wurden Trinksprüche auf den gastfreundlichen Kommerzienrat ausgebracht.

Nach dem Souper war Tanz. Prachtige Töne entlockte Schulte seiner Geige. Solch wunderbar sanfte und doch belebende Phantasien hatte er noch nie gespielt. Die ganze Gesellschaft war entzückt von seinem Spiel. Und als nun beim Tanz die lustigen Operettenwalzer durch den Salon brausten, da gab es kein Halten mehr; wie unsinnig drehten sich die Paare.

Nach dem Tanze zerstreute sich die Gesellschaft in den Räumen der Villa.

Der Kommerzienrat wurde von einem Diener abgerufen. Baron und Baronin Chartesse erwarteten ihn unten auf der Diele.

„Herr Kommerzienrat,“ begann der Baron, „so leid es mir auch tut, aber es ist nicht mehr zu ändern. — Meiner Frau ist nach dem Tanze das Diamantenarmband gestohlen worden.“

„Gestohlen?“ In meinem Hause!?“ fragte der Kommerzienrat erregt.

„Tawohl, nach dem Tanze, und zwar kann als Dieb nur Ihr Geiger in Betracht kommen, da meine Frau nach dem Tanze mit dem Grafen Marcel in des Geigers Nähe einige Worte gewechselt hat.“

Der Kommerzienrat gab schnell einem Lakaien in der Nähe einige Weisungen.

Gleich darauf entfernte sich der Diener, um die Polizei zu benachrichtigen.

Die Baronin war heftig erregt.

Sie mußte ihr Herz durch Worte erleichtern, und bald mußte die ganze Gesellschaft von dem unliebsamen Zwischenfall.

Die allgemeine Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als zwei Kriminalbeamte erschienen. Trotz des heftigen Sträubens des Geigers wurden seine Taschen einer eingehenden Visitation unterzogen.

„Bitte“ und der Beamte legte allerlei Schwären auf den Tisch. Obwohl der Geiger beteuerte, daß er alles seinem armen Kinde habe mitbringen wollen, zweifelte niemand an seiner Schuld. Seine Kleidung wurde noch einmal eingehender untersucht, aber das Diamantenarmband nicht gefunden. Dennoch wurde der unglückliche Musiker verhaftet.

Mit geschlossenen Händen mußte er mit den Beamten durch die eisige Winternacht ziehen. Halberstarrt wurde er in eine enge Zelle gestoßen.

Moralisch und physisch gebrochen schlief er endlich ein.

Am anderen Morgen weckte ihn das Knarren eines im Schloß sich Drehenden Schlüssels. Ein Polizeibeamter trat ein.

„Sie sind aus Ihrer Haft entlassen. Ihre Verdächtigung beruhte lediglich auf einem Irrtum. Das Armband der Baronin wurde in einem Sessel in der kommerzienrätlichen Wohnung wiedergefunden.“

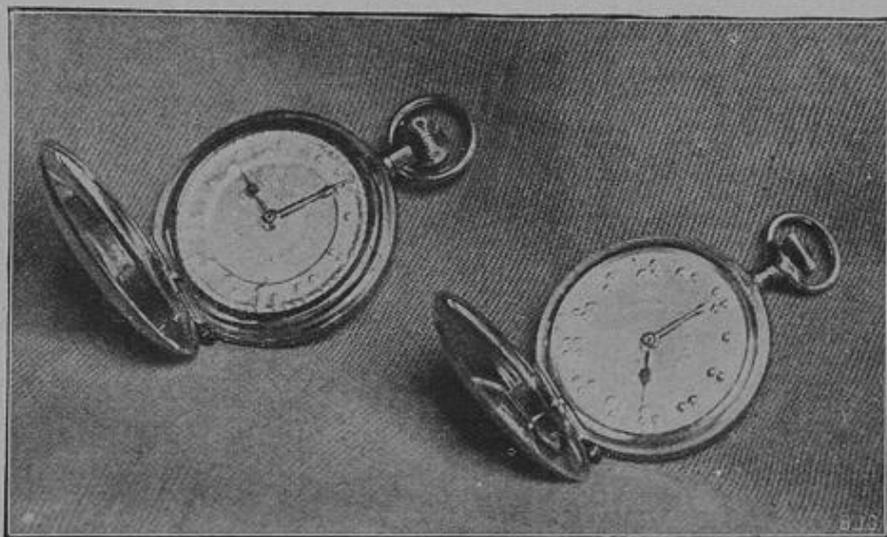
Zehn Minuten später stürmte er die Treppe zu seiner Wohnung hinauf.

„Lottchen, Lottchen, mein Kind!“

Keine Antwort. Sie mußte noch schlafen. Ja, da schlummerte sie sanft. Doch, was war das? Die gefalteten Händchen waren blau angeläufen.

Von einer dunklen Ahnung erfüllt, riß er die Bettdecke zurück. — Sie war tot — erstoren.

Mit einem gräßlichen Schrei sank er am Bett nieder. —



Eine Taschenuhr für Blinde.

Das Zifferblatt der Uhr ist mit Reliefziffern versehen, die Zeiger sind besonders fest gearbeitet, wodurch es dem Blinden ermöglicht ist, durch Betasten des Zifferblattes stets die Zeit zu erkennen.

Zur Unterhaltung.

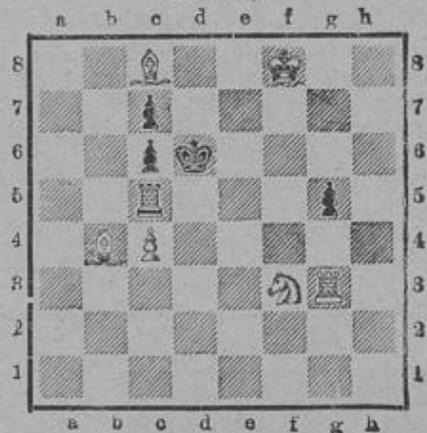
Das Recht des Bürgers.

„Junge! steh' auf, ich will dir einmal zeigen, was ein Hildesheimer Bürger für Rechte hat.“ So sprach ein Bürger dieser löblichen Stadt einmal zu seinem Sohne. Der Sohn stand auf und der Vater ging mit ihm vor das Haus des Bürgermeisters, machte Lärm mitten in der Nacht, und als man die Türe öffnete, verlangte er vor den Bürgermeister geführt zu werden. Der Bürgermeister, in der Meinung, es sei etwas Wichtiges, säumte nicht, sogleich aufzustehen und die beiden vorzulassen, war aber nicht sehr erbaut, als der Alte zu seinem Sohne sprach: „Sieh' Junge, das ist das Recht eines Hildesheimer Bürgers, daß er bei Tag und Nacht seine Obrigkeit sprechen darf. Nichts für ungut, Herr Bürgermeister und schlafet wohl.“ „Gar nichts,“

jagte der Bürgermeister, „schlafet auch wohl“ und legte sich wieder zu Bette. Am andern Tage aber kamen drei Polizeidiener und baten den Bürger von Hildesheim, er solle so gut sein und mitgehen und gleich seinen Sohn mitnehmen. Sie brachten aber beide in das Stadtgefängnis und dort durften Vater und Sohn acht Tage lang über das Recht eines Hildesheimer Bürgers nachdenken. — Nach acht Tagen ließ der Bürgermeister beide kommen und sprach ganz freundlich: „Ich hab' jetzt eurem Sohne nur zeigen wollen, was der Bürgermeister in Hildesheim für Rechte hat. Er darf die Bürger, die nachts nicht ruhig zu Hause bleiben, einperren lassen. Geht jetzt getrost nach Hause und nichts für ungut.“ „Gar nichts, Herr Bürgermeister,“ sagte der Belehrtete und ging mit seinem Sohne heim.

Rätsellecke.

Schachaufgabe.
Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Matt in 3 Zügen.

Rösselsprung.

	län	wet	nicht	weht	sich	
wer	Wind	daß	hu	te	wet	er
er	er	ger	wer	lang	ge	nicht
den	de	dre	er	er	weil	te
lieb	daß	sich		de	ge	lang
Auf	wehn	drehl	bald	weil		

Rätsel.

Die ersten sind ein jagdbar Tier,
Die letzten Bäume im Waldrevier.
Doch wer das Ganze hat verzehrt,
Das wird als Braten sehr begehrt.

Anagramm.

- 12345: Ein König, Kaiserchwager, General;
- 43125: Des Elends Schwester voller Not und Qual;
- 53421: Ein Genius, der uns oft befreit.
Von all der bösen Wirklichkeit.

Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Marine-Kryptogramm.



Rätsel.

Der Lenz treibt's überall hervor,
Und sicher steigt man drauf empor.

Logogriff.

In e soll alles heilig sein und rein,
In ii wühlt gar zu gern das Schwein.

Bexierbild.



Wo ist das zweite Oyster?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Bexierbild: Bild nach rechts drehen; die linke Hand des sitzenden begrenzt den Kopf des zu suchenden Soldaten.

Kugelpyramide:

G
 G s
 G i s
 G e n i
 G i e n e
 S i r e n e
 S e r b i e n

Rätsel: Streich.

Homonym: Flegel.

Scharade: Schwalbenschwanz.

Anagramm: Damen Maden.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag.
Düsseldorf m. b. H.



Aus dem Leben eines Hundes.

Aus dem Amerikanischen.

Deutsch von Meta Lewinnek.

(Schluß.)

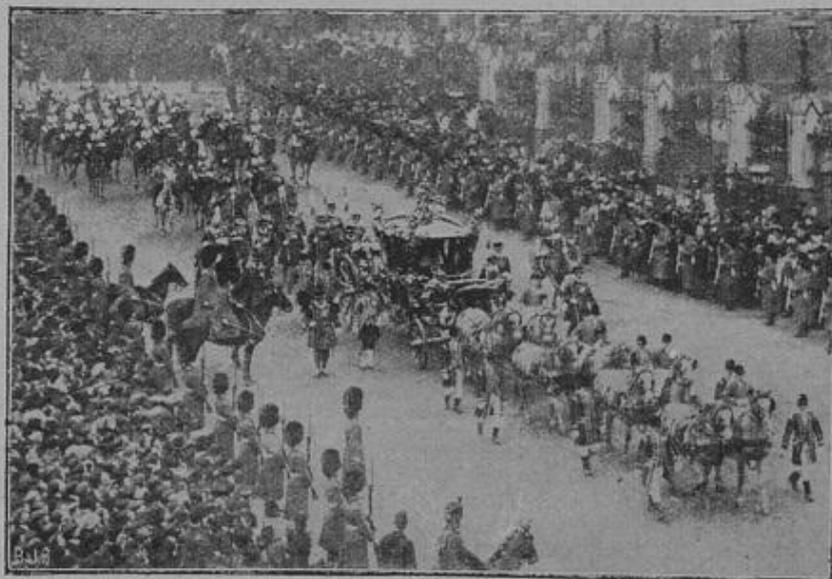
(Nachdruck verboten.)

Der Herr des Hauses war natürlich auch sehr traurig über dieses Vorkommnis, er kämpfte einen harten Kampf, aber das Ende vom Liede war doch, daß Pylades das Haus, das ihm solange Heimat gewesen, verlassen mußte. Sein Herr tat für ihn, was er konnte und brachte ihn bei einem Freunde unter, der gerade einen guten Haushund suchte, und kein besonderes Gewicht auf Rasse legte. Es verging eine lange Zeit, ohne daß man von dem einstigen vierbeinigen Hausgenossen etwas hörte, und als man etwas von ihm erfuhr, war es nichts Gutes. Der Freund vermochte mit dem Tier nichts anzufangen; er mußte ihn an die Kette legen, denn er packte jeden, der sich ihm näherte, und

störte durch sein Geheul die nächtliche Ruhe der ganzen Nachbarschaft.

Als Pylades' Herrin erfuhr, wie ihr einstiger Liebling sich gebärdete, war sie froh, daß sie ihn aus dem Hause entfernt hatte, und dachte nicht mehr an ihn. Sie hatte ihn bereits völlig vergessen. Und als eines Tages das Kindermädchen, das für das Baby engagiert war, mit der schrecklichen Botschaft von einem tollen Hunde zurückkam, der sie angefallen hatte, und so heftig gegen den Kinderwagen gesprungen war, daß sie Mühe hatte, ihn fortzujagen, kam ihr nicht einmal der Gedanke, Pylades mit diesem Hunde in Verbindung zu bringen.

Als die Wärterin am nächsten Tage mit dem Kinde ausging, nahm sie einen dicken Strick mit für den Fall, daß der Hund wieder auftauchen sollte. Und richtig! Kaum hatte sie den Kinderwagen über die Schwelle des Hauses geschoben, so erschien das böse Tier wieder; es machte schier



Die erste Parlaments-Eröffnung durch König Georg V.
Das Königspaar auf dem Wege zum Parlament.

Nachdem die Neuwahlen zum englischen Parlament vollzogen sind, wurde es in diesem Jahr durch König Georg V. zum ersten Mal mit der Verlesung der Thronrede eröffnet. Einer alten Tradition gemäß begaben sich der König und die Königin in einer achtspännigen Prunk-Karosse nach dem Parlamentsgebäude.

den Eindruck, als habe es schon lange auf der Lauer gelegen.

Die Wärtlerin war eine kräftige Bäuerin. Als der Hund mit lautem Gebell angelauten kam, versetzte sie ihm einen heftigen Schlag auf den Kopf. Ein Wunder, daß sie den armen Rüter nicht auf der Stelle tötete. Dieser Schlag schien eine betäubende Wirkung auszuüben, denn der Hund fiel wie blödsinnig eine ganze Weile in der Runde hin und her.

„Möchten Sie nicht so freundlich sein, den Schein der Lampe ein wenig zu dämpfen? — Danke schön!“ Nach dieser kleinen Unterbrechung nahm die Erzählerin die Geschichte wieder auf:

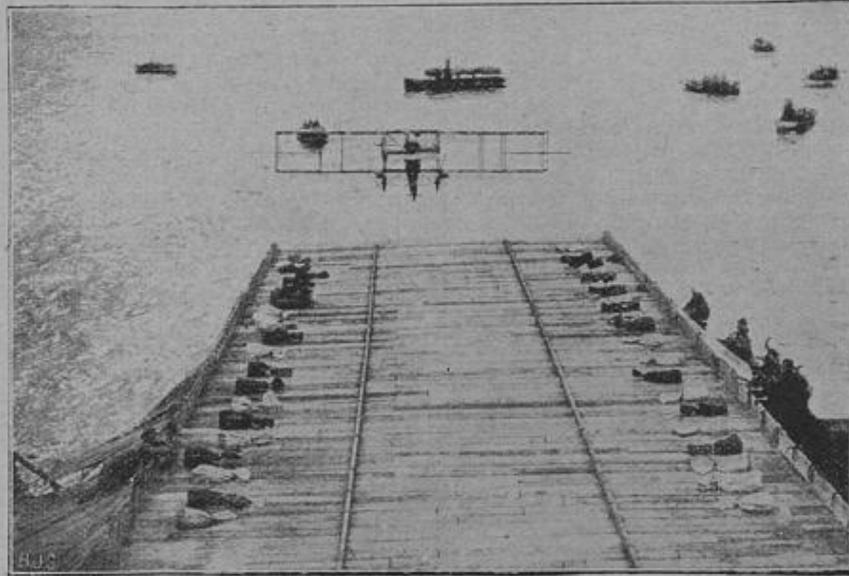
„Das Kindermädchen hätte den Hund von neuem geschlagen, wenn ihre Herrin sich nicht ins Mittel gelegt hätte, denn sie hatte am Fenster aufgepaßt und in dem Angreifer, obwohl er sehr elend und vernachlässigt ausah, sofort ihren einstigen Liebling erkannt, und sah auch, daß er weder böswillig, noch gefährlich war, sondern nur versucht hatte, Frieden mit dem Baby zu schließen. Wahrscheinlich ließ sein

er sah sie mit einem Blick an — seine Eigentümerin sagte mir, sie würde diesen Blick nie im Leben vergessen, so sehr schnitt er ihr ins Herz —, und dann lief das Tier langsam und verzweifelt fort. Dieses Mitleid erfüllte sie für den Hund; sie folgte ihm noch einmal und wollte ihm zu verstehen geben, wie sehr sie ihn bedauere, aber als er die bekannte Stimme hörte, begann er so schnell zu laufen, daß er binnen weniger Minuten außer Hör- und Sehweite war und sie unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Seit jener Zeit hat seine Gebieterin, wie ich weiß, recht oft bittere Tränen vergossen.“

„Und der Hund kehrte nie mehr zurück?“ fragte ich nach einer Pause.

„Niemals wieder!“ sagte die Erzählerin sanft. „Zeit jener Zeit hat niemand mehr etwas von ihm weder gehört, noch gesehen. Und ich selbst habe seit jener Zeit jeden Hund um Pylades' willen lieb!“

„Ich finde es ganz richtig, daß das gekränkte Tier beschloß, nicht mehr zurückzukehren,“ erklärte ich. „Es geschah seiner Herrin ganz recht; sie hat es nicht besser verdient.“



Die Landung eines Aviatikers auf einem Kriegsschiff.

Der amerikanische Flieger Mr. Ghy unternahm kürzlich mit seinem Doppeldecker einen Meeresflug von San Franzisko aus und landete glücklich auf dem Kreuzer „Pennsylvania“. Durch Sandfische strassgehaltene Taue hemmten die Geschwindigkeit der Laufträder.

Stolz und Gewissen es nicht zu, wieder zurückzukehren, vielleicht auch hielt er es für trüger, noch aowartend zu verhalten, und erst das Baby für sich zu gewinnen. Und mit einem Male erinnerte sich seine Herrin — ich habe das aus ihrem eigenen Munde erfahren — wie zugetan und anhänglich Pylades stets gewesen, und wie gern sie ihn einst gehabt hatte, und als sie ihn am ganzen Leibe zitternd und bebend stehen sah, wurde ihr ganz weich ums Herz; sie beschloß, zu ihm zu gehen, und ihm zu sagen, daß alles vergeben sei; er möchte zurückkehren und wieder ihr Hausgenosse wie in früheren Tagen sein.“

Hier brach die Erzählerin bewegt einen Augenblick ab. Ich wagte nicht, sie anzusehen, aber ich merkte, daß ihre Stimme zitterte, als sie wieder sprach.

„Ich weiß eigentlich nicht, warum ich gerade Ihnen das alles sage. Es gab eine Zeit in meinem Leben, in der mir das Schicksal des armen Hundes sehr nahe ging. Aber nun ich einmal anfangen, will ich Ihnen auch den Schluß erzählen. . . Also: Pylades' Herrin näherte sich ihm und rief ihn, aber entweder erkannte er sie nicht, oder sein Stolz lehnte sich dagegen auf, das Motiv weiß ich nicht; genug:

„Ach! Sagen Sie das nicht, mein Herr!“ — protestierte sie — „seine Beschützerin beabsichtigte keineswegs, lieblos zu sein, nur aus Rücksicht für das Kind wurde der Hund so beiseite geschoben.“

Diese Bemerkung setzte mich in Erstaunen, denn all ihre Sympathie bei Aufrollung der Geschichte schien in einer ganz anderen Richtung zu liegen.

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie eine Entschuldigung für diese Handlungsweise finden? Ich erwarte von Ihnen nicht, daß Sie für das Baby Partei ergreifen?“ warf ich unwillig ein.

„Ja, — ich stellte mich auf seiten des Baby,“ bekannte sie mit niedergeschlagenem Blick. . . „denn ich allein trage die Schuld, daß der arme Pylades aus dem Hause entfernt wurde. . . aber, ich habe unendlich darunter gelitten.“

Offenbar war es etwas selbst Erlebtes, das sie vortrug, und ich hatte es also nicht mit Fräulein so und so zu tun. Ueber dieser schmerzlichen Entdeckung hatte ich ganz vergessen, daß ich mich in Gesellschaft befand, und erst das Rücken der Stühle erinnerte mich an die Tatsache, daß die

Frau des Hauses das Signal zum Aufheben der Tafel gegeben hatte.

Als ich aufstand und meinen Stuhl zurücksob, sah mich meine Tischnachbarin an und sagte traurig:

„Eines muß ich Ihnen noch zur Aufklärung sagen, mein Herr: das garstige Baby war ich nämlich!“

Empfindungen eines Stürzenden.

Aus Anlaß des Unfalls des Luftschiffes „La Republique“ erzählte kürzlich der französische Luftschiffer Carton, der in seiner Jugend Hunderte von Aufstiegen unternahm und sehr oft mit dem Fallschirm niederging, folgendes: Die allgemein verbreitete Meinung, daß bei einem Fall aus großer Höhe der Mensch an Erstickung stirbt, bevor er den Boden erreicht, ist irrig. Vor ungefähr 18 Jahren beabsichtigte ich eines Tages in Calais aufzusteigen und mittels Fallschirmes zu landen. Wochenlang vorher war dies in

geöffnet hatte. Das Glücksgefühl, was mich in diesem Augenblick überkam, kann ich durch Worte nicht beschreiben. Langsam und sicher trug mich der Schirm nun zu Boden, wo die Menge atemlos den Vorgang bemerkt hatte. Während des rasenden Sturzes hatte ich keine Sekunde das Bewußtsein verloren und insbesondere auch keine Atmungsbeschwerden verspürt. Auf die Ungeduld des Publikums habe ich nach diesem Tage nie wieder Rücksicht genommen.

D. v. B.

Sinnsprüche.

Viele wollen lieber für Meister gehalten werden, als es sein; und um diesen Ruf nicht zu verlieren, geben sie dem Stoss oder den Werkzeugen schuld. So tadelt der schlechte Schmied das Eisen, der schlechte Zitherspieler die Zither, um die Schuld von sich auf die Dinge abzuwälzen.

Dante, Gastmahl, 1. Kap. 11.



Das kleinste Dorf Deutschlands.

Ein merkwürdiges Ergebnis der letzten Volkszählung.

Das Dorf Dürrellenbach, im hessischen Odenwald, ist gelegentlich der letzten Volkszählung als das kleinste Gemeinwesen Deutschlands festgestellt worden, da es nur aus zwei Häusern besteht und vier Einwohner hat.

allen Zeitungen der Stadt und Umgegend bekannt gemacht worden, insolge dessen umgaben zur angekündigten Stunde viele Tausende von Menschen den Platz, von dem aus der Aufstieg erfolgen sollte. Das Wetter war äußerst ungünstig; es herrschte starker Nebel und der Regen ging in Strömen nieder. Ich sagte mir selbst, daß unter diesen Umständen mein Vorhaben sehr waghalsig sei, fürchtete aber die Ungeduld des Publikums und scheute mich daher, es zu verschieben. Pünktlich gab ich daher das Signal „Los“. In einer Höhe von 450 Metern trennte ich den noch geschlossenen Fallschirm vom Ballon und sprang auch mit ihm nach unten. Zu meinem Entsetzen öffnete sich der nach gewordene Fallschirm aber nicht. Mit rasender Schnelligkeit sauste ich, an ihm hängend, zur Erde, den sicheren Tod durch Zerschmetterung vor Augen, dachte ich grausend an mein Ende und verwünschte meine Unvorsichtigkeit. Jede Sekunde das Aufschlagen erwartend, bemerkte ich plötzlich eine Abnahme der Schnelligkeit. Nach oben blickend, sah ich, wie der Schirm sich nach einem Falle von ungefähr 300 Metern

Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geißhöf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht, was sie loben.

Schiller, Briefe über ästhetische Erziehung 9.

Durch Kälte schüt' dich gegen Narren
Und unwillkommne eitle Geden!
Ließ nicht der Frost den Schlamm erstarren,
So würd' er dir den Fuß beslecken.

Ernst Ziel.

Den Husten und die Liebe kann man nicht verbergen.
Italienisches Sprichwort.

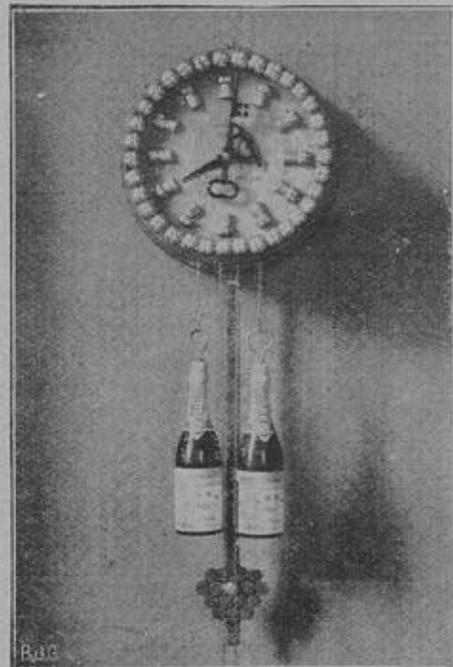
Ruhm gleicht dem Wind; drum trägt er auch
Den einen leicht empor wie Rauch,
Dem andern — bläht er nur den Bauch.

Theobald Nöthig.



Der Paskahrod.

„Der Humpelrod“ wird nunmehr durch den „Hosentrod“ abgelöst, welcher als neueste Mode aus dem Atelier Whiteley hervorgegangen ist.



Eine Wanduhr, aus Seltorken und Seltflaschen.

Alte Geschichte.

Es war einmal ein König,
 Sein Herz war schwer,
 Sein Haupt war grau;
 Der arme alte König, er liebt eine junge Frau.
 Es war einmal ein Page,
 Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn,
 Der trug die lange Schleppe
 Der jungen Königin.
 Kennt ihr das alte Liedchen?
 Es klingt so süß, es klingt so trüb,
 Sie mußten beide sterben,
 Sie hatten sich viel zu lieb.

Seine.



Falkstoss, aus Seltorken.
Preisgekrönte Arbeit
aus einem Wettbewerb.



Moderne Häuserreinigung.
Die Sandsteinbauten in Paris werden neuerdings mittels
komprimierter Luft gereinigt, welche unter starkem Druck in
langen Schlauchleitungen das Haus hinauf geführt wird.

Die Schlange.

Von Felicitas Garzoni.

(Nachdruck verboten.)

Der Hofsaal des Militärkasinos strahlte in einer Flut von Licht. Der lachende Prinz Karneval schwang sein nährreiches Szepter! Die Hofdamen lächelten aus ihren goldenen Rahmen auf die lachende, plaudernde Menge her-

sagen zwei ungemein anmutige Frauengestalten, unverkennbar Zwillingsschwestern. Die eine trug ein fleidsames Gainsboroughkostüm, die andere, welche gerade die schwarze Atlasmaske einen Augenblick löste, umhüllte ein Goldgazegewand, dessen Glanz durch eine Wolke mattgrüner Seidengaze, die in weichen Falten darüberfiel, zu einem fast dämonischen Schillern gedämpft wurde. Durch das schwarze, offene Gelock kroch eine Schlange, deren Leib sich über der weißen Stirn wie ein Diadem formte und das



Karnevals Freud und Leid. Nach einem Gemälde von I. von Geller.

ab, und die Putten, die jauchzend Rosengirlanden herbeitrugen, blickten erstaunt auf dies Bogen von Farben und Licht. Orient und Occident hatten sich hier friedlich zusammengefunden: „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“

In einer Ecke des Saales, neugierigen Blicken verborgen,

Licht in den wechselndsten Farben in den aus Diamanten bestehenden Augen funkeln ließ. An dem blendend weiß aus dem Ausschnitt leuchtenden Hals ringelte sich ebenfalls ein giftiges Reptil. Und hatten die blau-grünen, fortwährend im Ausdruck wechselnden Augen in dem blühend schönen Gesicht der jungen Frau nicht auch jene geheimnisvolle

Macht, die wohl auch die gleißende, afritanische Schlange, allerdings in einem Gefühl der Furcht auf den Menschen ausübt? Das ewig unergründliche, beständige Rätsel: „Weib“, dessen Symbol wohl die Schlange sein könnte.

„Du glaubst nicht, Magda,“ wendete sich die schöne Frau an ihre Gefährtin in dem historischen Kostüm, „welchen Spas es mir macht, Rudolf, der sich bis jetzt in unserer allerdings noch jungen Ehe als musterhaften Gatten bewiesen hat, einmal auf die Probe zu stellen!“

„Es ist recht gut,“ erwiderte die Angeredete, „daß wir von so gleicher Größe und Figur sind, die Leute können uns ja hauptsächlich nur durch die verschiedene Farbe des Haares auseinander halten . . .“

„Und,“ fuhr die erste lachend fort, „dein blondes erkennt man nicht unter dem Puder, und mein braunes ist unter der schwarzen Perücke verborgen!“

„Daß Rudolf noch dienstlich zurückgehalten wurde, war auch ein rechtes Glück für dich, Melitta! Er merkte dadurch nicht, daß ich dein ihm ja bekannten Gainsboroungkostüm anzog.“

„O Schwesterlein, schieb dem gütigen Schicksal nicht alles Verdienst zu, ich hab' auch mein Möglichstes getan, seit acht Tagen heuchle ich Heiserkeit und bestigen Husten . . .“

„Keinen möglicherweise manchmal etwas anderen Stimmton zu erklären!“ lachte Magda.

„Doch da kommt Rudolf!“ — Melitta flüsterte es fast atemlos der Schwester zu — „in dem lilaseidenen Don Carloskostüm. — Bleib bitte noch einen Augenblick hier, damit er uns nicht zusammenseht!“

Noch ein verständnisvoller Händedruck der Schwestern, dann mischte sich die Schlange gewandt in das lustige Gespräch und wurde bald von einem Vulgaren im Tange weggeführt. Rudolf spähte währenddessen nach Melitta umher, und als es ihm nicht gelang, sie ausfindig zu machen, tanzte er mit einer reizenden Geißha, in der Hoffnung, seine junge Frau in der Menge der Tanzenden zu finden. Doch auch hier führte ihn die launische Fortuna auf Irrwegen. —

Doch endlich konnte er Magda im Vorbeizug zurufen: „Bitte, Melitta, den nächsten Tanz!“ Gleich darauf, nachdem er sie freudig begrüßt, hielt er Magda im Arm, ihre weiße Hand lag verborgen in seiner, und bei dem süßschwirrenden Ton der Geigen tanzte das schöne Paar mit voller Leidenschaft. Seine schwarzen Augen ruhten immer zärtlicher in den ihren, so daß Magda unter der Maske lächelte, es war kein Zweifel, er hielt sie für seine Frau. Mit leicht vibrierender Stimme sagte er leise: „Laß uns in den Nebensaal gehen, Schatzel, bei diesem Menschengewirr ist ja ein persönlicheres Gespräch ganz unmöglich, und“ — mit sehr warmem Ton — „wir haben uns doch so viel zu sagen!“

Arm in Arm verließen sie den Saal, während zwei schöne, blaugrüne Feuerangen ihnen belustigt nachsahen. Doch als die beiden gar nicht wieder erschienen, bemächtigte sich Melittas eine seltsame Unruhe, es war ja natürlich nur Neugier, und sie suchte dieser Neigung Herr zu werden, aber vergeblich. Bald darauf betrat sie mit ihrem Herrn den kleinen Nebensaal, in dem sich das Bufett befand. Ihr suchender Blick hatte sein Ziel bald gefunden, auf einem der kleinen Bambusdivans saß Rudolf, ihr Rudolf und Magda. Er hatte seine Maske abgenommen, und sein brünettes Gesicht mit den blühenden schwarzen Augen sah doppelt schön aus unter dem kleidsamen lila Barett mit der weißen Straußensfeder, das er fest auf eine Seite gesetzt hatte. Weiß blühten die Zähne unter dem schwarzen Schnurrbart hervor, als er jetzt mit einem Scherzwort seinen Champagnerkelch an Magdas Glas klingen ließ. Eine heiße Zärtlichkeit waltete in Melittas Herzen für ihren schönen Mann auf.

Geschiedt verstand sie es, einen Platz zu wählen, von dem sie den Tisch sehen konnte, an dem die beiden saßen, dabei jedoch selbst durch eine der hohen, überall auf den Bambustischen verteilten Vasen verdeckt wurde, in denen Chrysanthemem mit ihren seltsam leuchtenden Farben in fremdartiger, träumerischer Märchenpracht schimmerten.

Wie vertraulich nahe Rudolf sich zu Magda neigte, Melitta wurde ganz beklommen ums Herz — und jetzt — jetzt flüsterte er ihr gar, während sein Auge heiß das ihre suchte, etwas ins Ohr, sie sah, daß die Schwester errötete, flog doch sogar das zarte Rosa über ihren Hals. Wer weiß, welche Heimlichkeiten nur für ihr Ohr bestimmt, er Magda zuflüsterte — glühend heiß wurde Melitta bei dem Gedanken — und die Schwester konnte, wenn sie nicht aus der Rolle fallen wollte, Rudolf ja nicht zurückweisen. In Melittas Herzen züngelte jene unheilvolle Schlange, die Eifersucht empor! Wie fade sie jetzt das Gespräch des Türken, mit dem

sie eben noch so fröhlich gescherzt, anmutete, sie gab nur noch zerstreute Antworten, ihr braunte der Boden unter den Füßen, und doch hätte sie um keinen Preis der Welt ihren Beobachtungsposten verlassen. Melitta wurde plötzlich aus ihren unerfreulichen Gedanken aufgeschreckt.

Bei den mächtigen Trompetenstößen des Herolds öffnete sich die Tür, und ein zierlicher, kleiner Wagen mit Bonbonieren, Scherzartikeln, Papierfächern und Knallbonbons beladen, von zwei schneeweißen Ziegen gezogen, die ein deutsches Bäuerlein führte, rollte herein. Zugleich strömte durch die offene Verbindungstür aus dem Tanzsaal eine Flut lachender, plaudernder Menschen und suchte etwas von dem Wagen zu erhaschen. Auch Rudolf mischte sich mit seiner Gefährtin unter sie, und Melitta sah, daß er von seiner Dame getrennt wurde. Ein Gedanke durchkreuzte ihr Hirn, dem sie sogleich die Ausführung folgen ließ. In den Strudel mit hineingerissen, schlüpfte sie ihrem Herrn gewandt fort und stand bald neben — Rudolf.

Ihr schönes Auge voll Koketterie zu ihm aufschlagend, bat sie mit dem ganzen Reiz ihrer wohlklingenden Stimme: „Stolzer Spanier, würdest du wohl so gut sein, mir auch etwas von jenen Schätzen zu sichern?“

Bei der unerwarteten Anrede wendete er den Kopf und mit einem vollen Blick, der seine Bewunderung schlecht verhehlte, die blendende Erscheinung vor sich umfassend, verbeugte er sich galant: „Selbstverständlich, selbst Don Carlos kann einer so schönen Schlange nicht widerstehen. Warte bitte einen Augenblick hier, ich komme sofort zurück.“

Melittas Augen folgten dem Forteilenden, eine süße Ruhe überkam sie, würde sie doch jetzt ihren geliebten Mann nicht mehr mit einer anderen losen sehen! Zurückkehrend reichte er ihr mit einem ritterlichen Kuß auf ihre weiße Hand einen allerliebsten Papierfächer, dann fragte er: „Es fängt an, unerträglich heiß im Saal zu werden, darf ich dich nicht etwas in den Wintergarten führen?“

Konnte Melitta etwas willkommener sein? So nahm sie seinen Arm, aber schon nach einigen Schritten blieb sie stehen, das Auge von mutwilliger Schelmerei blizend: „Wird dich aber deine Dame nicht zu sehr entbehren?“

„O,“ entgegnete der Spanier feurig, „Arm in Arm mit dir, so ford're ich — selbst die Eifersucht meiner Frau in die Schranken!“ Und mit einem übermütigen Lachen: „Man läßt sich seiner ehelichen Liebe nur zu gern durch gleißende Schlangen entführen!“

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, wie abscheulich von Rudolf, so zu reden und doch — als sie jetzt in seine strahlenden Augen sah, konnte sie dem Schelme kaum ernsthaft böse sein.

Sie betraten jetzt den weitläufigen Wintergarten. Palmen beschatteten, mit ihren hohen Wedeln an südlichere Zonen gemahnt, den Weg. Von den Wänden quollen grüne Blattpflanzen herab in langem tropischem Gewirr, und dazwischen leuchteten rote Camellien, wie in jungfräulicher Scham erglüht. Auf die Blätter der Azaleenbäume schien der grimmige, europäische Winter Schneeflocken gestreut zu haben, so standen sie im Blütenflor. In ihrem stedenlosen Weiß, in keuscher Unnahbarkeit, erhob die Brautblume, die Calas, ihren Stempel.

Und süß verlockend scholl vom Ballsaal die weiche, girende Stimme der Geigen.

Auf Rudolfs Bitte tanzten sie, tanzten, wie eben nur genussfreudige, junge Menschen tanzen können, und seine Augen redeten eine Sprache . . .!

Melitta sank auf eine Steinbank. War es nur die Erschöpfung, daß ihr Herz so klopfte, daß in süß-seligem Ermatung das schöne Haupt zurücksank, fast das Pflanzengehänge berührend? Sie wußte es nicht, die Schlange des Argwohn und der Eifersucht hatte sich lautlos zusammengerängt. Nur den leidenschaftlichen Blick der Männeraugen fühlte sie, nicht ahnend, wie berückend ihre geheimnisvoll-leißende, orientalische Erscheinung unter den sich über sie wölbenden Palmen wirkte — und die Geigen saugen weiter . . .!

Wie um sich diesem Zauber zu entziehen, schweifte ihr Auge umher und aus dem Grün hervorleuchtend, gewahrte sie ein Marmorbecken, von üppigen Pflanzen umwuchert, eine Najade taucht wasserschöpfend die Hand in das silberhell herabrieselnde Wasser! In dem ungewissen, rölligen Licht schimmerten die weißen Marmorglieder wie lebend herüber! Melitta ließ es willenlos geschehen, als Rudolf den Arm um sie schlang und heiß, seiner Don Carlos-Rolle eingedenk, in ihr Ohr flüsterte:

Süßes, seelenvolles Mädchen! Anbetungswürdiges Geschöpf! — Ich sehe ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz Bewunderung! — Wer hätte dich geseh'n, Wer unter diesem Himmel dich geseh'n, und rühmte sich — er habe nie geliebt?"

Doch plötzlich schraf sie empor, seine glühenden Lippen hatten sich in leidenschaftlichem Kuß auf ihren Hals gepreßt. Der süße Bann war abgeschüttelt, giftgeschwollen züngelte die Schlange, ihren gleißenden Leib um das arme, zuckende Herz pressend, empor. Diese Leidenschaft galt ja nicht ihr, seiner Frau, sondern der geheimnisvollen Unbekannten. Empört wollte sie sich, grausam ernüchtert, aus seinen Armen winden, den Schändlichen zu entlarven. . . . Da rauschte ein Kleid und sie konnten sich gerade noch ein wenig in Positur setzen, als Magda — sie hatte offenbar gelauscht — hervortrat.

„Ah, mon cher,“ sagte sie zu Rudolf, und sie sagte stets „mon cher“, wenn sie erzürnt war, „sehe ich dich auch noch einmal!“ Es klang sehr kühl und ironisch, und dann kam es aus ihrem Munde ganz im Tone eines schmolgenden verzogenen Kindes: „Ich möchte gern nach Hause, ich habe Kopfschmerzen!“

Ganz erstaunt fuhren beide Schwestern zurück, als ein

herzliches, unauslöschliches Gelächter Rudolfs antwortete. Unter Lachen brachte er schließlich hervor: „An Magda ist eine Schauspielerin verloren, sogar Melittas Schmolton ahmt sie täuschend nach.“ Und als beide noch ganz erstarrt vor Ueberraschung verharren, fuhr er, sich an seine Frau wendend, fort:

„Du dachtest wohl wirklich, ich hätte dich nicht erkannt?“

Mit einem Ruck riß Melitta die Larve herunter, die Augen groß und feucht aufgeschlagen, suchten sie sein heiteres Gesicht: „Rudolf, ist das wirklich wahr, wußtest du, daß ich es war?“

„Mein Ehrenwort, Schatz!“

Sie schlang beide Arme um seinen Nacken: „Rudolf, geliebter Mann!“ Und ihr weiches Gesicht an seine Wange schmiegend, küßte sie ihn.

„Zuerst habe ich tatsächlich Magda für dich gehalten, erst als du mir nahest . . . Der solettbittende Blick der Schmeichlerin! Das kam mir so unendlich vertraut vor, — aber ich war noch durchaus nicht überzeugt. Deshalb küßte ich dir beim Ueberreichen des Fächers die Hand und fand auch wirklich das bewußte, kleine Leberfleckchen.“

„Doch jetzt zurück in den Saal, ihr Schelme, und ein Glas Champagner auf „Die Schlange!“
E n d e !



Der Gott des Zornes.



Der Gott der Freude.

Chinesische Götzen.

Der Gott der Freude und der Gott des Zornes werden von den Chinesen als Götzen verehrt.

Zur Unterhaltung.

Ein Schuhmacher bekam einen Lehrling. Nach dem Essen sagte der Meister: „Jetzt will ich dir was sagen, Frihe. Siehste, ich bin ein Mann, der nicht viel Fare macht, wenn ich pfeifen tue, dann könnste.“ — „Ei, Herr Meister,“ sagte der Lehrjunge, „dann passen mer recht schön zusammen, ich mach' auch nicht viel Fare, wenn ich mit dem Kopfe schüttel', hernach komm ich nit!“

„Wo reitste hin, Jsidor?“ rief eine schwarzgelockte Tochter Israels ihrem Geliebten zu, dessen Pferd, den Willen des Reiters nicht achtend, vor dem Hause derselben durchging. „Weß ich's, liebe Jjabella?“ erwiderte derselbe.

„Döre,“ sagte ein Meister zu seinem Gesellen, mit dem er in Streit geraten war, „wenn du meinst, du habest einen Esel vor dir, so bist du gerade am rechten.“



Der neue Hundertmarkschein.

◆ ◆ ◆ Rätselecke. ◆ ◆ ◆

Wechsel-Rätsel.

Nicht im Palaste wurde sie geboren,
 Gefungen ward es ihr nicht an der Wiege,
 Ihr schönes Haupt sei einst dazu erkoren,
 Daß es dem Drud sich einer Krone biege.
 Doch wen so unverhofft des Schicksals Walten
 Empor die Stufen bis zum Throne leitet,
 Dem mag es oft zur Wahrheit sich gestalten,
 Daß Hoheit nicht zugleich auch Glück bedeutet.
 Willst du ein Zeichen in den Namen schieben,
 Wird die Verwandlung dich vielleicht nicht reuen:
 Laß Diadem und Hermelin zerstieben,
 Um an der Blütenpracht dich nun zu freuen.

Buchstaben-Rätsel.

Als Oesterreichs Hafenstadt mit — j
 Kennt mich von euch ein jeder wohl.
 Wird n statt j gesetzt, dann bin
 Ja eine Stadt in Südtirol.

Begierbild.



Wo ist der Stationsvorsteher?

Logogriph.

Sp heißt eine Stadt; Q nennt
 Ein altes Musikinstrument;
 G eines Raubgefirdels Name,
 M ungezählte Bürgerfame.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- | | |
|----------------|-----------|
| 1. Lc8—h3 | 1. g5—g4 |
| 2. Tg3×g4 | 2. Kd6—d7 |
| 3. Tg4—d4 matt | Kd6—e6 |
| Tg4—g6 matt. | |

Rösselsprung:

Auf den Wind nicht wette,
 Weil er lang geweht,
 Daß er länger werde weh'n.
 Lieber wette,
 Weil er lang sich nicht gedreht,
 Daß er bald sich werde dreh'n.

Rütert.

Rätsel: Ebereschen.

Anagramm: Murat, Armut, Traum.

Marine-Kryptogramm: Man beginne mit dem
 Buchstaben P und lese nach links weiter immer den
 vierten Buchstaben: „Panzerkanonenboote“.

Rätsel: Sprosse.

Logogriph: Tempel Tümpel.

Begierbild: Tafel und Globus bilden Oberkörper und
 Kopf des zu suchenden Knaben.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
 Düsseldorf m. b. H.



Str. 10.

Sonntag, 5. März.

Jahrgang 1911.

Vergeltung.

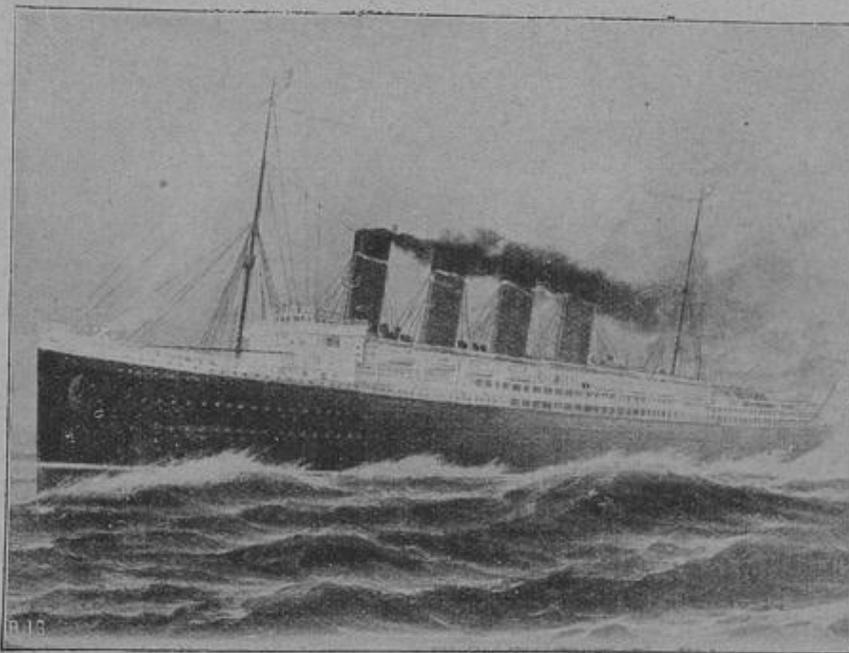
Novelle von Erika Grupe-Lörcher.

(Nachdruck verboten.)

Blondine, das niedliche Zimmermädchen im ersten Stock des Hotel Turenne in Nizza, trat beim Läufertreiben auf dem Gang beiseite, um einigen jungen Damen und Herren Platz zu machen, die scherzend und atemlos die Treppe hinaufstiegen. Sie befanden sich alle in bester Laune, denn man hatte sich soeben in der Stadt zum heutigen bouquet du fin des Karnevals gipfernes Konfetti, Dominos und Drahtmasken besorgt. Einer der Herren versuchte im Vorbeigehen dem adretten Zimmermädchen die Wade zu kneifen

und meinte: „Aleine, was machst du für ein trübseliges Gesicht! Man ist doch in Nizza, um sich zu amüsieren!“

„Ach, Herr!“ entgegnete Blondine ruhig, „es gibt auch Leute, die in Nizza sind, nur um zu arbeiten!“ Aber die junge Gesellschaft stürmte schon lachend weiter. Das Zimmermädchen Berthe aus dem zweiten Stock hatte alles mitangehört, sie hastete leise einige Stufen herunter und flüsternte, indem sie sich über das Treppengeländer beugte: „Blondine, du hast recht! Wenn sie drunten beim Diner zum Nachtisch Erdbeeren essen, die das Stück einen Frank kosten, denken sie nicht daran, daß wir tagaus, tagein das Suppenfleisch von ihrer Bouillon essen müssen und daß wir nichts nicht einmal jeder ein Bett haben. Seitdem das Hotel so überfüllt ist und auch die Zimmer im vierten



Das schnellste Schiff der Welt.

Der Dampfer „Lusitania“ der englischen Cunard-Linie durchfuhr die 2932 Seemeilen lange Strecke von London nach New York in 4 Tagen 17 Stunden und 40 Minuten. Er hat somit einen neuen Rekord aufgestellt. Der bisherige Rekord war 4 Tage 20 Stunden 4 Minuten.

Stoek vermietet sind, müssen Augustine und ich in einem Bett schlafen und unsere Kammer ist nicht viel größer als ein Schrank!" Als sie sah, daß Blondine mit einem stillen Kopfnicken unter einem leisen Seufzer ihren Besen wieder ergreifen wollte, hatte Berthe plötzlich das Gefühl, als müsse sie der Kameradin, die immer so still und redlich, aber etwas gedrückt ihre Pflicht erfüllte, eine kleine Freude machen. So huschte Berthe nochmals einige Stufen herab und flüsterte: „Denke dir nur, ich habe heute zufällig Jean Kaltenbach entdeckt, der als Koch hier in Nizza ist. Wie habe ich mich gefreut, einem Landsmann hier zu begegnen.“

„Jean Kaltenbach?“ wiederholte Blondine mit leuchtenden Augen, „wo hast du ihn gesehen, wo ist er hier?“

„Da drüben in der Privatpension ist er als Koch. Weißt du noch, sein Vater war doch für seine Pasteten in Straßburg berühmt? Nun, einem russischen Grafen drüben in der noblen Pension haben Jeans Gänseleberpasteten so gut geschmeckt, daß er ihn nach Schluß der Saison nach

Und sie begaben sich zum Bahnhof, um ihr Gepäck ins Hotel zu dirigieren. Herr Dubenal blieb in einem unbestimmten Mißbehagen zurück, denn die beiden eleganten Fremden hatten einen verschlagenen unsympathischen Ausdruck. Aber er hielt sich selbst spöttisch vor, ob er denn nur ihm sympathische Fremde aufnehmen könne. Sie hatten ohne Murren eingewilligt, sich pro Nachtlager zehn Frank und die Tagespension nicht zu billig berechnen zu lassen, und Dubenal war nicht der Mann, der auch nur einen Sou an sich vorbeigleiten ließ. Das ewig verbindliche Lächeln verschwand aus seinen Zügen und machte einer kalten Energie Platz, welche er bei der inneren Verwaltung seines großen Hotels offenbarte, als er eine elektrische Klingel berührte.

„Es sind eben noch Fremde gekommen,“ erklärte Dubenal, als Blondine sogleich in sein Bureau trat, „du mußt sofort deine Kammer räumen, dieselbe reinigen und um das Bett frisch zu beziehen, wirst du dich an die Weißzeugverwalte-



Der König von Sachsen beim Schuffbordspiel.

Der König von Sachsen, der sich auf einer Afrika-reise befindet, beschäftigt sich an Bord des Dampfers „Großer Kurfürst“ vom Norddeutschen Lloyd häufig mit dem Schuffbordspiel.

Paris für sich engagiert hat. Heute morgen bin ich Jean begegnet, als er auf den Markt ging und ich schnell für eine Mademoiselle eine kleine Beforgung machen mußte — pst — still! Ich glaube es kommen noch mehr Fremde!“ unterbrach sie sich plötzlich und beugte sich mit Blondine über das Treppengeländer hinab, da im Entree unten der Wirt mit zwei Fremden verhandelte.

„Die Zimmer sind alle wochenlang bestellt, heute ist das bouquet du fin und übermorgen kommt der Präsident zur Dentmalseinweihung,“ hörten sie den Hotelbesitzer Dubenal sagen, „wenn die beiden Herren aber vom Umherfragen ermüdet sind und in meinem Hotel vorlieb nehmen wollen — eine Kammer im vierten Stoek hätte ich noch, und wenn ich für einen der Herren den Divan im Villardsalon als Lager einrichten soll —“ die beiden Herren tauschten einen kurzen Blick, der dem Besitzer für einen Moment zu denken gab.

„Also machen wir es so!“ entschied der elegante Monsieur Gontram, „man ist ja doch den Tag über auf den Beinen und nachts schläft man vor Müdigkeit überall!“

rin wenden. Nun, was gibt's noch?“ fuhr er ungeduldig fort, da das Zimmermädchen ruhig stehen blieb.

„Ich bitte Monsieur, mir zu sagen, wo ich heute nacht dann schlafen soll.“

Die ruhige Bescheidenheit des jungen Mädchens und die unbequeme Frage machte ihn wütend. Aber da ihm einfiel, daß das Personal ohnehin zusammengespercht schlief, bezwang er sich, mit wohlwollendem Lächeln zu antworten: „Du kannst schlafen, wo du willst! Meinetwegen kannst du auch eine von den Redouten besuchen, wenn du nur morgen früh um 6 Uhr wieder an der Arbeit bist!“

„Monsieur, ich bin abends immer zum Umfallen müde und mag nachts nicht tanzen. Wenn ich den Tag über im Hotel arbeite, darf ich Monsieur wohl auch um eine Schlafstätte im Hotel bitten!“ entgegnete die junge Essäferin bedrückt. Nach kurzem Bestimmen erhielt sie die Antwort: „Dann mußt du einige Nächte in der Remise im Hof schlafen, dort gibt es Kisten, Säcke und Holzwohle, deine Matratze kannst du mitnehmen. Wenn du abends immer zum

Umfallen müde bist, wie du sagst, wirst du auch in der Remise gut schlafen. Und jetzt räume geschwind deine Kammer!"

Als Blondine still die Tür des Privatbureaus öffnete, um zu gehorchen, winkte Herr Duvenal seine hübsche junge Frau herein, welche, wie immer, in hocheleganter Toilette auf die Promenade des Anglais wollte um in vornehmerem Nichtstun ihr Hotel zu repräsentieren. Und er meinte mit vergnügtem Lächeln: „Noch zehn so gute Saisons hier, und wir können uns als Rentiers nach Paris zurückziehen. Eben sind wieder zwei Fremde gekommen, die ich gehörig schrepsen werde. Morgen laufe ich dir die Boutons zu deinem Perkolier, die du dir gewünscht hast!"

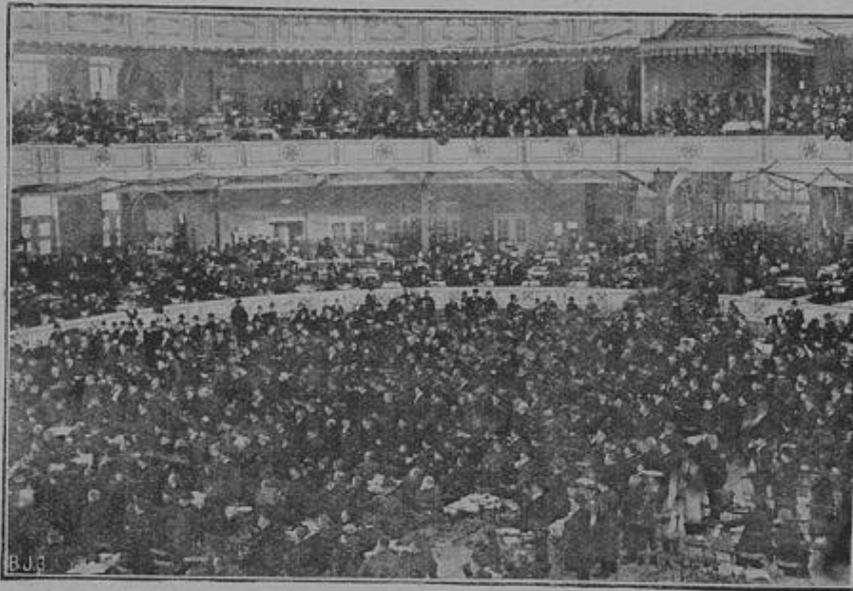
Eine jener fühlen reinen Nächte senkte sich über das elegante, vergnügungsfüchtige Nizza, wie sie an der Riviera nach dem köstlichen warmen Sonnenuntergang anbrechen. Durch die Gartehalle huschten am Nachtportier noch einige maskierte Gäste vorbei.

Im kleinen Hof stand Blondine und beobachtete, wie an der Rückseite des Hotels ein Licht nach dem andern erlosch.

Zitternd starrte sie eine Weile zu dem monströsen Etwas empor, das sich jedoch gar nicht regte. Und in der Erkenntnis, daß es eine riesige Puppe sein müsse, lief sie aus der Remise und huschte an die eisernen Gitterstäbe, welche den Hof vom Nachbargarten trennten.

Da stand unmittelbar vor ihr auf einem hölzernen großen Wagen eine riesengroße Pompiersfigur, welche aus einem kleinen Wasserläbel mit läppischem Lächeln zu pumpen schien. Hinter ihm tauchte die spitze Mütze eines monströsen Harlekins auf. Blondine kletterte auf die Steinquadern des Gitters und sah nun in langer Reihe wohl an zehn Wagen mit ähnlichen Scherzfiguren, welche im Karnevalszug durch die Konfettischlacht in den Straßen gefahren wurden und irgend eine Persiflage der städtischen Verwaltung darstellten. Nun waren sie an diesen Garten über Nacht eingestellt und Blondine, die bisher bei ihrer Arbeit noch nichts vom Karneval gesehen hatte, wollte jetzt einmal das alles in nächster Nähe betrachten und schlüpfte durch das Gitter.

So sehr war sie ins Betrachten vertieft, daß sie den jun-



General-Versammlung des Bundes der Landwirte.

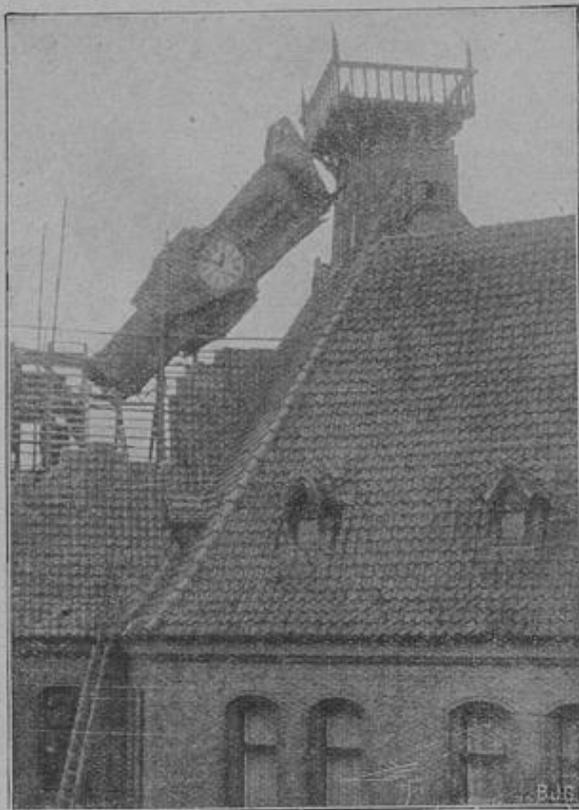
Der Bund der Landwirte hielt in dem neuen Sport-Palast zu Berlin unter zahlreicher Beteiligung seiner Mitglieder seine Jahres-Versammlung ab.

Müdigkeit, Erbitterung und Traurigkeit kämpften in ihr. Sollte sie fortlaufen und einen andern Dienst suchen? Aber jetzt in der Hochsaison würden die Zimmermädchen in den andern Hotels auch auf ihrem Platz bleiben und überdies bekam sie erst nach Schluß der Saison von Duvenal die versprochene Hälfte des Reisegelds ausgezahlt. Da er wegen seiner Rücksichtslosigkeit am Platz kein Personal mehr bekam, hatte er Blondine im Sommer in seinem Schweizer Hotel für Nizza überredet. Er hatte ihr große Versprechungen gemacht, und da sie Waise war und sich ehrenhaft durchbringen wollte, trat sie in Nizza bei ihm ein.

Aber Blondine war viel zu müde, um sich Reflexionen zu überlassen. Sie schlüpfte in die Remise, wo sie aus zusammengeschobenen Kissen, Säcken und ihrer Matratze ein notdürftiges Lager zurechtgemacht hatte und wollte sich gerade ermüdet ausstrecken, als sie plötzlich mit einem erschrockenen Schrei aufsprang. Denn durch das große Glasfenster unmittelbar über ihr grünte eine riesige Frage mit einem im Mondschein blinkenden Helm zu ihr hernieder!

gen Koch an der anderen Seite der Straße gar nicht bemerkte, der, in eine Nische eines Hauses gelehnt, beide Hände in den Hosentaschen, gleichfalls die Karnevalswagen betrachtete. Die runde weiße Mütze weit zurückgeschoben, hatte er mit Genuß die kühle Nachtluft eingeatmet, als ein leiser Schrei aus der Remise ihn aufgeschreckt hatte. Dann beobachtete er überrascht, wie ein junges Mädchen durch das Gitter in den Nachbargarten schlüpfte und immer größer wurde seine Spannung, als er im Mondschein deutlich das Gesicht des jungen Mädchens erkennen konnte. Da löste er sich langsam aus seiner Unbeweglichkeit und kam leise über die Straße heran.

Aber Blondine achtete auf nichts, sie blickte immer noch den großen hölzernen Pompier traumverloren an und lauschte dabei den fernem süßen Tanzweisen, welche von einer der öffentlichen Redouten durch die Nacht zu ihr drangen. Sie wurde traurig und sehnsüchtig. Doch plötzlich richtete sie sich auf. Sollte das ihr ganzes Leben sein, daß sie Teppiche lehrte und Glücklicheren und Reicherer die Betten machte? War sie nicht jung und niedlich? Und



Der Einsturz des Rathhausturmes in Nauen.
Durch den orkanartigen Sturm, der seit einigen Tagen herrscht, stürzte der Turm des Rathauses in Nauen während einer Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung ein.

wenn sie auch nicht maskiert oder gut angekleidet war, so wollte sie sich doch wenigstens an die Tür einer jener Redoutensäle stellen und den vergnügten, tollen Menschen zusehen!

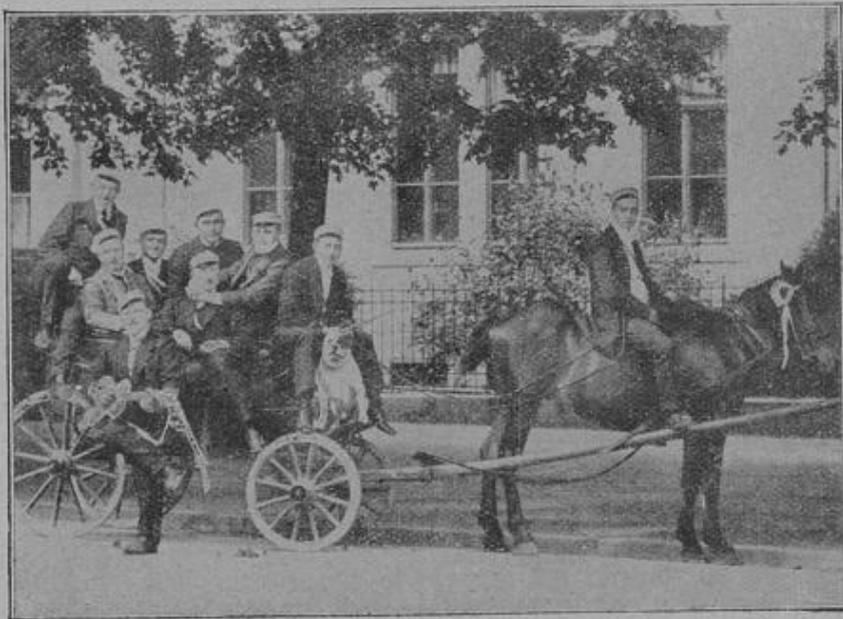
Im selben Augenblick, als Blondine ihre zierliche Gestalt durch die Gitterstäbe zwängte, trat der junge Koch auf sie zu, packte sie am Arm und sagte in einem Ton, als sei er endlich seiner Sache gewiß, in elsässischem Dialekt: „Blondine! wo willst du hin?“

Beim Klang ihres Namens und ihres heimatlichen Dialektes sprang sie von der steinernen Ballustrade und fiel vor Schreck und Ueberraschung vor dem jungen Koch in die Knie. Gerade in dem Augenblick, als sie sich einem unbekanntem fremdem Schicksal in die Arme werfen wollte, kreuzte ihr Jugendgespieler Jean Kastenbach ihren Weg!

„Jean, oh Jean, wie freue ich mich, daß ich dich wiedersehe!“ stammelte sie, noch zitternd vor Schreck und freudiger Ueberraschung in ihrem heimatlichen Dialekt. Der junge Koch streckte ihr beide Hände entgegen und half ihr empor. Als er dabei ihr feines niedliches Gesicht unter dem hübsch frisierten Haar betrachtete, stieg ein Mißtrauen in ihm auf und er fragte hastig, ob sie sich zu einem Stelldichein habe schleichen wollen. Da lachte sie ganz leise und silberhell auf, so wie er sie einst als Kind lachen gehört, wenn sie in den engen alten Festungsstraßen um das Straßburger Münster getollt waren. Und sie erzählte ihm, wie es ihr ergangen, seit sie Waise war, wie sie sich durchgebracht hatte und wie man ihr jetzt Bett und Kammer genommen, um noch einigen Fremden das Geld abzuhöpfen.

Ihre Erzählung weckte in dem Herzen des gutmütigen Koches reges Mitleid. „Komm!“ sagte er und zog ohne weiteres ihre Hand leicht durch seinen Arm, „wir sitzen den ganzen Tag über in diesen Steinmauern, jetzt machen wir auch einen Spaziergang!“ Sie gingen durch die Straßen an all den Häusern und Hotels vorbei, in denen jetzt die Fremden vom Vergnügen des Tages ausruhten und neuem Genießen entgegenstiegen.

„Siehst du,“ meinte Jean, als Blondine einen Vergleich zwischen den genießenden Fremden und ihrem Los zog. „es können einmal nicht alle Menschen in Nizza sein, um sich



Die Jenenser Himmelsziege.

Die Kutsche, mit der die Jenenser Studenten ihre Bierfahrten in die umliegenden Dörfer unternahmen, die „Himmelsziege“, ist von mutwilligen Händen zerstört worden. Sie spannten den Gaul aus und warfen den Wagen einen Abhang hinab, so daß er zerbrach.

zu amüsieren. Wir sind der Boden für die Fremden und auf unseren arbeitenden Händen tanzen und amüsieren sie sich! Aber glaube mir, wohl jeder von ihnen trägt sein geheimes oder offenes Päckchen und wir würden mit manchem von ihnen vielleicht gar nicht tauschen wollen. Ich darf auf meine ehrliche Arbeit auch stolz sein! Man muß eben die Arbeit nicht als Demütigung, sondern als Lebenszweck ansehen —“

„Ich arbeite gern!“ unterbrach ihn Blondine, „aber wir Mädchen stehen am Wege und wir müssen uns alles mögliche gefallen lassen!“

„Laß das alles nun!“ entgegnete Jean, der seine Zu-

arbeit empfanden beide ihre köstliche Umgebung jetzt als doppelt schön. Blondine wurde es ganz glücklich und ruhig ums Herz so lange sie Jean verständig und liebevoll erzählen und reden hörte. Aber als sie aufbrachen und endlich wieder vor dem Hofgatter des Hotel Turenne standen, sprach ihr Oel vor der Schlafstätte in der Kemise und Herrn Dubenals Handeln so deutlich aus ihrem Gesicht, als sie dem jungen Koch die Hand zum Abschied reichte, daß dieser tröstend meinte: „Übermorgen, wenn der Präsident hier ist, hole ich dich zum bal champêtre ab und frage vorher bei deinem Chef um Erlaubnis!“ —

Blondine fürchtete sich vor ihrem Lager in der unheim-



Waldeinsamkeit.

gendespielin aufheitern und ablenken wollte, obgleich er ihre Lage vollkommen übersah, „freue dich jetzt mit mir über das Meer — sieh, wie schön es jetzt ist und wie es silbern im Mondschein blinkt! Und ist nicht jetzt der Jardin public viel schöner, als wenn sich am Tage die vielen Fremden hier drängen?“

Sie setzten sich unter eine der Palmen, deren feine Blätter sich im Nachtwinde leise bewegten, und sie sogten mit Entzücken die reine Nachtluft und den Duft der Blumen ein, der rings aus den Beeten emporstieg. Und vor ihnen rollte das Meer in kleinen Wogen gleich schmalen silbernen Streifen heran. Nach ihrer heißen und mühsamen Tages-

lichen jugigen Kemise und huschte leise durch eine winzige Tür ins Hotel und in den Musiksalon. Gerade, als sie sich fröhlich und müde in einen der Sessel drücken wollte, glaubte sie draußen ein leises Geräusch zu hören. Und als sie sich aufrichtete, hätte sie darauf schwören mögen, daß unmittelbar vor ihr an den großen Glasüren der heute angekommene Fremde vorbei und in den Billardsalon schlich, auf dessen Divan sie am Abend ein Lager hatte herrichten müssen. Was schlich der Fremde jetzt im Hotel umher? Blondine fürchtete sich und beschloß, wachend im Sessel sitzen zu bleiben. Allein die Erschöpfung übermannte sie und sie wachte erst unter einer Flut von Schelten und Verwünschun-

gen auf, als um 6 Uhr Herr Duvenal bei seinem Gang durchs Hotel sie im Musiksalon aufstöberte. Sie war derartig verstört und erschrocken, daß sie an die Arbeit lief, ohne Herrn Duvenal ihre nächtliche Beobachtung mitzuteilen.

Am Spätnachmittage, als sich die ersten Dämmererschleier herabsenkten, stand eine Droschke vor dem Hotel Turenne, um Monsieur Gontram und seinen Freund zum Bahnhof zu führen. Monsieur Gontram befand sich mit Monsieur Duvenal im Geschäftsbureau, um seine Rechnung zu erledigen, während beide Herren ab und zu nach dem immer lauter werdenden Gespräch lauschten, welches Gontrams Freund Ferry und ein anderer Herr unmittelbar vor dem Bureaufenster im Garten führten. Monsieur Gontram hatte in Monte Carlo vierzigtausend Franken gewonnen und dem Hotelbesitzer zur Aufbewahrung in seinem Geldschrank gegeben, damit dieselben nicht wieder dem Spielteufel anheim fallen sollten. Der Besitzer Duvenal hatte diese solide Vorsicht gelobt, und während er jetzt das Päckchen mit den Scheinen aus seinem Geldschrank nahm und im stillen dem soliden Monsieur Gontram sein anfängliches Mißtrauen abbat, ertönte draußen plötzlich ein lauter Schrei und ein Revolver blühte durch die Luft. Da auch im nächsten Mo-

Biß jedoch die Polizei benachrichtigt war und diese ihre Sichel in Bewegung setzte, wurde es vollends Nacht und Duvenal bot sich nicht viel Aussicht, der Hochstabler habhaft zu werden. Klügend und sich selbst verwünschend, daß er die beiden routinierten Hoteldiebe in seinem überfüllten Hotel ausgenommen hätte, ließ Monsieur Duvenal in seinem Bureau auf und ab, als ein einfacher, aber sehr sauber gekleideter ansehnlicher junger Mann nach kurzem Warten eintrat, und bescheiden den Besitzer zu sprechen wünschte. Als Jean Kaltenbach höflich bat, dem Zimmermädchen Blondine heute einen freien Abend zum Besuch des bal-champêtre in seiner Begleitung zu geben, schrie Duvenal wütend: „Blondine, was, Blondine, ich mag den Namen überhaupt gar nicht mehr hören! Sie ist Schuld, daß ich von diesen Schurken überstülpelt wurde! Wenn sie ihre Kammer nicht geräumt hätte, hätte ich diese Filous nicht mehr aufnehmen können. Nimm Blondine mit und behalte sie, ich will sie nicht mehr sehen!“

Der junge Koch riß seine Augen weit auf, denn diese Ungerechtfertigkeit überstieg alle Begriffe. In seinem Herzen reifte ein großer Entschluß. Er würgte ein wenig an den bedeutungsvollen Worten: „Ich habe dann die Ehre, Mon-



Die Skilaufmeisterschaft über 15 000 Meter in St. Moritz.
Ein Moment aus dem Rennen.
Das Hauptereignis der Winteraison in St. Moritz ist das Austragen der Skilaufmeisterschaft über 15 000 Meter. Sieger blieb in diesem Jahre ein Herr Gruber aus Davos.

ment ein Schuß fiel, stürzte Duvenal entsetzt aus dem Bureau, um die draußen Ringenden zu trennen.

Zehn Minuten später sah der Hotelbesitzer, daß er einem geschickt erfonnenen Komplott zum Opfer gefallen war. Der ihm unbekannt dritte Herr hatte unter einer Flut leidenschaftlicher Verwünschungen über das Revolverattentat sogleich das Hotel zu Fuß verlassen, um, wie er sagte, Anzeige zu erstatten. Monsieur Gontram hatte kaltblütig seinem aufgeregten schimpfenden Freund den Revolver aus der Hand geschlagen, ihn am Arm packend an die Droschke geführt und dann waren beide Herren im Wagen in den finsternen Tag hineingefahren. Als Duvenal aber in sein Bureau zurückkehrte, die beglückene Rechnung der beiden eben abgereisten Fremden überzählte und in dem Geldschrank verwahren wollte, bemerkte er, daß aus dem im Schrecken vorhin offen gelassenen Safe ein Kuvert mit zwanzigtausend Franken fehlte. Der ganze Streit der beiden Herren draußen war fingiert, um Duvenal kopflos zu machen und herauszulocken, und Monsieur Gontram benutzte diesen einen Moment, einen Griff in den Geldschrank zu tun, während der Besitzer hinausstürzte.

sieur um Blondinens Entlassung zu bitten. Blondine ist meine Braut und ich werde sie heiraten, wenn ich nächsten Monat meine Stelle als Koch beim russischen Grafen in Paris antrete.“

Blondine ahnte von diesen letzten Entscheidungen nichts, als sie kurze Zeit hernach neben Jean Kaltenbach durch die illuminierten Straßen zum bal-champêtre ging, während Präsident Felix Faure mit seinem jovialen Lächeln unter der Eskorte rotbuschiger Kürassiere zur Präfecture zum großen Empfang fuhr.

Jean erzählte erst alles, als sie weltfern und glücklich in einer Ecke des großen Zeltes saßen, das sich unter den saftigen grünen Palmen spannte und sich mit seinem bunten Schmuck der blau-weiß-roten Fahnen im Nachtwind leise blähte. Auf einem Podium von umgestürzten Fässern siedelten und bliesen die Musikanten. Und nach ihren lustigen Tanzweisen drehten sich die Soldaten in ihren roten Beinleidern, die herbeigeströmten Banern in ihren blauen Blusen und die fideles Nizzaer Bürgermädchen. Oder das junge Volk sah längs der Wände zehend und lachend beim feurigen Asti spumante.

„Komm!“ sagte Jean Kattenbach endlich zu seiner Landsmännin, „wir tanzen jetzt einen regelrechten elsässischen Gopsa, wie einst dabei auf den Meßstionntagen bei Straßburg!“ Und während er ihre Taille umfaßte, legte sie beide Hände auf seine Schultern, blickte ihm glücklich in die Augen und dachte: daß auch nun für sie endlich eine Zeit des Sonnenscheins anbrechen würde.

Berühmte englische Pumpsagen.

Am Ausgange des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts, als eine an Wahnsinn grenzende Spielleidenschaft sich der vornehmen englischen Kreise bemächtigt hatte, gehörte es gewissermaßen zum guten Ton, verschuldet zu sein. Bei der Beratung der Schuldengesetze im Parlament beklagte Burke sich bitter darüber, daß man bei jedem Menschen Zahlungsfähigkeit voraussetze, was doch mit den Tatsachen in offenkundigem Widerspruch stände. Pitt der Jüngere, der als Premierminister ein Jahresgehalt von 200 000 Ml.

Sheridan. Er rechtfertigte sie auch im vollsten Maße, indem er aus dem Bankkontor triumphierend mit 3000 Pfund Sterling hervorkam. In solchen Fällen erwies es sich nicht selten, daß seine sonst leeren Taschen immer voll von Argumenten waren, denen kein Mensch widerstehen konnte. Als ein Kapellmeister, dem er 500 Pfund Sterling schuldete, eines Tages sehr energisch auf Rückzahlung bestand, pumpte Sheridan ihn um weitere 25 Pfund an und bemerkte, als sein Gläubiger sich über ein solches Anjinnen entrüstet zeigte, mit der harmlosesten Miene von der Welt: „Aber nimm doch Vernunft an, lieber Junge. Die Summe, die du von mir verlangst, ist eine sehr beträchtliche, während ich dich doch nur um 25 Pfund bitte.“ Der Kapellmeister ließ sich durch diese unerwartete Logik überrumpeln und erweichen.

Aber schließlich schlug auch für das genialste Pumpgenie die unvermeidliche Stunde, da der Kredit an allen Ecken und Enden erschöpft war. Nachdem der Verfasser der „Lästerschule“ mit dem Schuldgefängnis Bekanntheit gemacht hatte, blieben ihm wirkliche Entbehrungen nicht erspart. Er starb im äußersten Elend. Mit dem jammervollen Ende



Ein Familienidyll in Südwestafrika.
Eine Zuhnmutter mit ihren perlenbehangenen Kindern.

bezog — nach heutigem Geldwert etwa eine halbe Million —, kam aus der Geldklemme fast nie heraus. Charles James Fox war ein unverbesserlicher Verschwendter; am Spieltisch verlor er ungeheure Summen. Im Jahre 1773 schuldete er zwei Millionen Marl und wurde im Laufe dieses Jahres neunmal gepfändet. Seine Vorzimmer waren immer voll von Gläubigern oder solchen, die es mit der Aussicht auf hohe Prozente werden wollten.

Das größte Pumpgenie seiner Zeit und seines Landes aber war wohl Richard Brinslay Sheridan, der berühmte Lustspielsdichter, Schauspielregisseur und zugleich einer der hervorragendsten politischen Redner jenes Zeitalters. Dem einschmeichelnden Klang seiner Stimme — Byron behauptete, seit den Tagen des Orpheus habe man Ähnliches nicht gehört — verdankte er es hauptsächlich, daß er nicht allein die ungestümsten Gläubiger besänftigen, sondern ihnen auch noch Geld ablocken konnte. Als einst in der Klasse des Drury Lane-Theaters vollständige Ebbe herrschte und die Bankiers der Bühne sich weigerten, ihr auch nur die geringste Summe vorzutreden, setzte man alle Hoffnung auf

aber stand die pompöse Leichenfeier, die man ihm in der Westminsterabtei bereitetete — die vornehmsten Männer des Landes folgten seinem Sarge — in sehr peinlichem Gegenjatz.

Kr. v. B.

Brillanten

blendend schönen Teint, weiße, samtweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendliches Aussehen erhält man bei täglichem Gebrauch, vor allem echten

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Badelieb. à Et. 50 Pfg. Überall zu haben.



Was alles prämiert wird! Die drei schwersten Frauen Berlins wurden neulich auf einem Wettbewerb für ihre besondere Schwere prämiert.

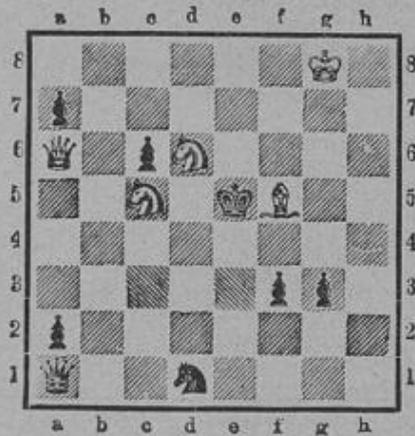


Rästel-Ecke.



Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.

Matt in drei Zügen.

Palindrom.

Nun ratet: 's kommt bei Nacht
Und baut auch feste Brücken
Auch hängt's am Dach und weiß
Feinschmecker zu beglücken.

Homonym.

Am Himmelsbogen und am Meeresstrand
Sieht man es rot und tot zur selben Stund.

Rästel.

Was Hahn und Pilz und Reitermann
Gemeinsam haben, sagt mir an.

Verzierbild.



Wo ist der Tischgast?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wechselrästel: Hortense, Hortensie.

Buchstabenrästel: Triest — Trient.

Verzierbild: Bild nach links drehen; der Beamte sieht dann in der rechten Ecke.

Logogriph: Tempel, Tümpel.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. G.



Nr. 11.

Sonntag, 12. März.

Jahrgang 1911.

Treue.

Von Heinz Nutt.

(Nachdruck verboten.)

Woher er war, wußte niemand. Aus dem Schlesiſchen käme er, hatte er gesagt. Papiere hatte er keine. Aber Kräfte zum Arbeiten, und deshalb hatte ihn der Bauer vom Hüschhof genommen.

Den Familiennamen hatte er auch gesagt, als er gekommen war; aber den konnte kein Christenmensch aussprechen. Und darum hieß er einfach Stanislaus.

Wenn er nicht damals, mitten in der Ernte, gekommen wäre, der Hüschbauer hätte ihn nicht genommen. Aber so: Jede Arbeitskraft konnte er gebrauchen, und Stanislaus

hatte gezeigt, daß er arbeiten konnte, und so war er geblieben.

Jetzt war er schon fast zwei Monate da.

Und der häßliche Köter, der mit ihm gekommen, auch. Die zwei paßten zusammen der Stanislaus und der ruppige, bissige Köter. Stanislaus rief ihn „Krew“, was nannten ihn die anderen.

Wo Stanislaus war, war auch Krew.

Mit bösen Augen sahen die Burschen nach dem Köter, wenn er neben seinem Freunde durch das Dorf lief. Wie sein Herr mit keinem Menschen Gemeinschaft pflog, so ließ auch Krew keinen der Dorshunde an sich heran.

Mit bösen Augen blickten die Burschen seit Krew einmal einem vor ihnen in die Wade gebissen hatte, als sie dem Fremden, dem Hergelaufenen, dem Pollad, eins auswischen



Die letzte Amtshandlung des demissionierenden französischen Kabinetts Briand.

Gruppenaufnahme gelegentlich der Beisetzung des Kriegsministers Brun.

Das Kabinett Briand erhielt in der französischen Kammer bei der Abstimmung nur eine Majorität von 16 Stimmen; es reichte infolgedessen seine Demission ein. Der Senator Monis übernahm die Bildung eines neuen Kabinetts.

wollten. Noch heute fletschte Krow die Zähne, wenn er an den Huben vorbeikam. Und wenn sie gewußt hätten, wie Stanislaus an dem Köter hing wie er ihn koste ihm das struppige Fell fraute, wenn niemand es sah, sie hätten sich nicht mehr meißern können, dem Köter den Garauß zu machen.

Stanislaus hatte viel böses Blut in das Dorf gebracht. Warum die anderen ihn nicht mochten? Das hätte keiner sagen können. Aber es war so.

Einmal war Stanislaus auf den Tanzboden gekommen. Die anderen waren fortgerückt, als er sich an einen Tisch setzte, wo noch ein Platz frei war. Heiß war ihm das Blut in den Kopf gestiegen. Zornig leuchteten seine schwarzen Augen.

Er hatte die Wut in sich hineingefressen, sein Bier hatte er ausgetrunken und den Tanzboden verlassen.

Und von da an brannte die Wut in ihm. Eine heiße wilde Wut.

Die war nicht still geworden in der Zeit. Immer tiefer hatte sie sich in ihn hineingeböhrt und ruhte und rastete nicht

Heute war Erntefest.

Mit schrummender Bassgeige setzte ein Rheinländer ein. Von allen Seiten tanzten die Paare heran.

Und mitten drin Stanislaus. Er suchte nach einer Tänzerin.

Es hatte ihm keine Ruhe mehr gelassen, draußen. Er hatte sich bezwingen und den Tanzboden nicht wieder betreten wollen.

Aber er mußte. Er mußte den anderen zeigen, daß er vor ihnen keine Furcht hatte; sie sollten nicht glauben, daß sie ihn eingeschüchtert hätten.

Und er wollte sich auch einmal mit den anderen freuen. Er hatt gearbeitet wie die anderen, noch schwerer wie sie.

Er wollte auch einmal tanzen.

Mit steifem Genick musterte er die Mädchen, die noch keinen Tänzer hatten.

Da stand eine

Er feuerte auf sie zu.

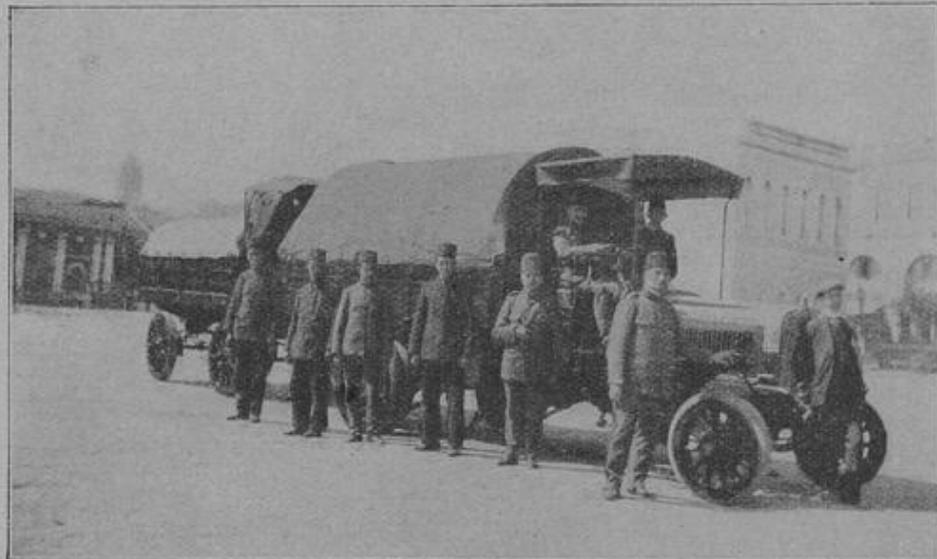
Sie wies ihn ab.

In seine Augen kam ein Funkeln.

Was? Auch die Mädchen?

Er versuchte sein Heil bei einer zweiten.

Die drehte ihm einfach den Rücken. Lieber tanze sie gar



Der erste Automobil-Lastzug in der Türkei.

Von der türkischen Regierung ist ein „Ghrhardt Automobil-Lastzug“ angekauft worden, den man jetzt fast täglich in den Straßen Konstantinopels sehen kann.

Das letzte Kuder war eingefahren. Auf allen Gesichtern lag wie ein stiller Glanz die Zufriedenheit.

Sie hatten schwer gearbeitet die letzten Monate.

Um so freier durfte man jetzt aufatmen.

Und heute war Erntefest.

In der Kirche hatte man dem gedankt, von dessen Güte sie alle abhingen. Er hatte sich gnädig gezeigt. Ihr Getreide zur guten Reife gebracht. Hagelschlag und Ungewitter hatte er gnädig abgewandt. Dank ihm!

In dicken Wolken zog der Zigarrenrauch.

Keiner der Burschen, die mit glühenden Köpfen dasaßen, dachte daran, irgendwo ein Fenster zu öffnen.

Das wäre vielleicht auch schwer gewesen. Die Mädchen hatten sich längst ihrer Umschlagtücher entledigt, und diese auf die Fensterbänke gehängt, oder die Fensterbänke damit belegt.

Heute rauchte alles Zigarren. Nur ganz wenige ließen auch auf dem Tanzboden ihre qualmenden Pfeifen nicht ausgehen.

Eben war das Einsammeln des Tanzgeldes für den letzten Walzer beendet.

Der einsammelnde Musikant klappte mit den Tellern.

nicht! murmelte sie und schürzte die Lippen.

Seine Augen glommen böse.

Das heiße Blut seines Stammes sang in seinen Ohren.

Auf seiner Stirn spannte sich wie ein Seil eine dicke Ader. Senkrecht.

Man war aufmerksam geworden.

Wie? Der Pollack wollte mit ihren Mädchen tanzen? Na, wart!

Alle sahen auf ihn.

Die Musikanten machten eine kleine Pause. Die Paare ordneten sich im Kreise.

Und da stand Stanislaus allein. Fast mitten auf dem Tanzboden, und stierte die an, die ihn abgewiesen hatte, die zweite

Er dachte

Sein Nacken bog sich.

Mit brennender Scham stieg ihm das Bewußtsein auf, man stieß ihn aus. Damals hatte er es nicht so empfunden. Alle sahen ihn an, das fühlte er, obwohl er an ihnen vorbei stierte.

Die Musik setzte wieder ein.

Da geschah etwas Unerhörtes.



Ein 30 Millionen-Palast in Newyork.

Der bekannte Senator Clark hat sich in der 5. Avenue, der Milliardärstraße in Newyork, einen Palast bauen lassen, der einen Kostenaufwand von 30 Millionen erforderte.

Das reizte die Bauern bis aufs Blut.

Eine hohe schlanke Mädchengestalt hatte sich durch den Kreis gedrängt. Ging auf den Pollack zu. Ganz ruhig, wie selbstverständlich, legte sie den Arm um Stanislaus.

Die beiden tanzten.

Stanislaus wußte nicht wie ihm geschah.

Die Zule, die vom Kiepenhof, die reichste im Dorf, in der ganzen Umgegend, tanzte mit ihm? Die Zule, die keinen von den anderen Burschen auch nur mit einem Auge ansah, tanzte mit ihm?

Das hatte böses Blut gemacht.

Die Burschen waren aufgesprungen von ihren Tischen. Drohende Haltung nahmen sie an. Einige schlangen halb-leere Biergläser in der Hand. Das würden sie ihm einträufen, dem Pollack, dem miserablen Eindringling.

Und die Zule? Diese Heimitüderin, die Scheinbeilige! Mit keinem wollte sie was zu schaffen haben. Und diesen Hergeleusen, von dem keiner was wußte; mit dem tanzte sie. — Der Tanz war zu Ende.

Stanislaus hatte nichts von dem gesehen, was um ihn her vor sich ging. Er hatte nur getanzt. Die Zule dabei anzusehen, hatte er nicht gewagt. Ueber sie hinweg flogen seine Blicke. Und ein stilles Glänzen stand in seinen Augen.

Ruhig brachte er seine Tänzerin an seinen Platz. Einmal winkte sie ihm warnend zu. Er verstand sie nicht.

Und jetzt erst gewahrte er die drohende Stellung der Burschen. Ein verächtliches Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Die würden ihm nichts tun. An ihn heran kamen sie nicht. Und er wird den Saal jetzt verlassen. Er hat ja getanzt mit der Zule vom Kiepenhof. Jetzt möchte er nicht mehr bleiben.

Die Burschen wichen vor ihm zurück, als er der Tür zuging. Mit weiter Brust sog er die frische Abendluft in sich.

Wie dunkel. — Er mußte sich erst an das Dunkel gewöhnen. Da schmiegte sich etwas weich gegen sein Bein. Eine heiße Zunge leckte seine Hand. Ein struppiger Kopf schenerte sein Anie.

„Krew“, murmelte der Bursch.

Der Hund winfelte leise. Vor Freude.

Da, ein dumpfer Schlag.

Gellend heulte der Hund auf, scharrte mit den Hinterbeinen einen Augenblick den Boden.

Jegends flüsterten ein paar Stimmen. Dann war alles

still. . . Stanislaus bückte sich und faßte in das Fell des Hundes. „Krew“, rief er, „lieber Krew, komm!“

Das Tier bewegte sich nicht.

„Krew!“

Was hatte der Hund?

Er bückte sich und nahm ihn in die Arme.

Der Hund gab keinen Laut von sich. Leblos hing er in den Armen des Burschen. Schwer, warm, wie frisches Blut rann es ihm über die Hand. . .

„Krew“, flüsterte der starke Mensch.

Seine Finger krampften sich in das Fell des Tieres.

Er fühlte, wie die Last auf seinem Arme leblos wurde, langsam, ganz langsam.

Seine Augen wurden heiß und trocken.

Er stierte vor sich hin.

„Pfla Krew!“ Heiser zischte es durch die Lippen.

Hinter dicken Wolken her kam der Mond.

Bei seinem fahlen Licht konnte Stanislaus es sehen. Ein Steinwurf hatte dem Hunde den Kopf eingeschlagen, direkt das Hirn getroffen.

Der Stein war für ihn bestimmt gewesen.

Und den Hund hatte er getroffen. . .

„Pfla Krew!“

Gegen morgen brannte draußen im Felde ein Heuschaber nieder. Den Pollack hat keiner mehr gesehen.

Ein verwegener Raub.

Von Cavanagh-Geest.

(Nachdruck verboten.)

Fast ein halbes Jahrhundert lang sind die Amerikaner in allem, was mit Verbrechen zusammenhängt, Meister gewesen.

Amerikanische Fälscher, Räuber, Schwindler und Gauner üben ihr Metier mit besonderem Gluck und in eigentümlich feiner Weise. Zu bezug auf ihre außerordentliche Geschicklichkeit will ich eins ihrer kühnsten Wagstücke erzählen.

Im Jahre 1851 bei der Ersten Ausstellung wurde London von Amerikanern übersüet. Bankiers, Mäler, Kaufleute und andere wurden duzendweise von ihnen hinters Licht geführt und was noch schlimmer war, es erfolgten nur wenig Verhaftungen.

Die englische Polizei bestand erst seit etwa zwanzig Jahren und rekrutierte sich aus kleinen Städten und Dörfern; folglich setzte sich diese „Macht“ mit sehr wenigen Ausnahmen aus Leuten zusammen, die vollständig unfähig waren, mit der Schlaubeit der Yankee's zu rechnen. Freilich lebten in der City einige tüchtige Männer dieser Klasse, aber sie mußten noch ihr Geschäft lernen, und die Amerikaner haben sie das gelehrt, wenn auch nicht eher als bis es den geschickten Schurken gelungen war, Englands Ufern den Rücken zu wenden. Erst dann wußte der Detektiv, wie die Sache gemacht worden war.

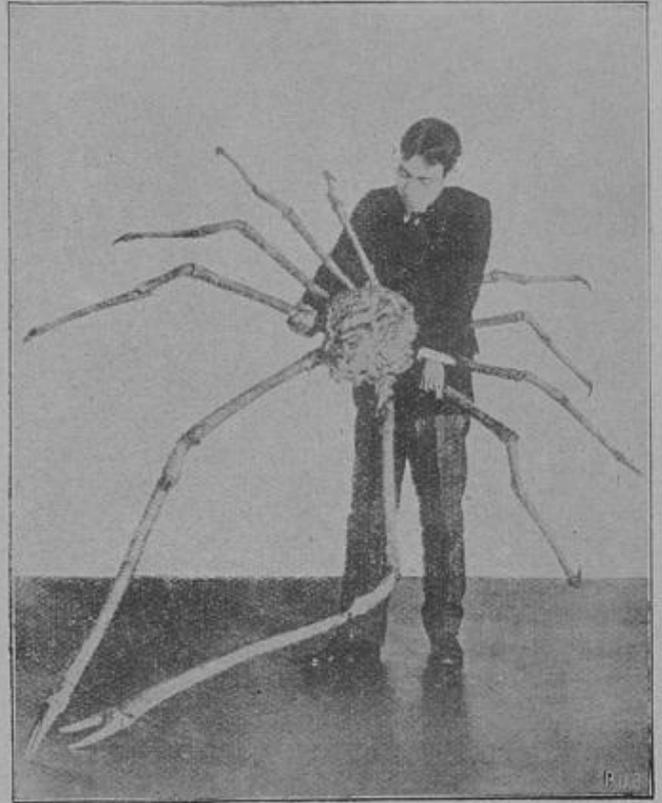
Durch einen merkwürdigen Zufall hatten zwei der reichsten Londoner Juweliere einer in der Altstadt der andere in Westend, gleichzeitig den oberen Teil ihrer Geschäftsgebäude zu vermieten. Und wiederum durch merkwürdigen Zufall wurde beiden Besitzern an demselben Tage und zu derselben Stunde ein Anerbieten für die Räume im ersten Stock gemacht und in beiden Fällen von Amerikanern. Die Empfehlungen erwiesen sich als höchst befriedigend und von beiden Parteien wurden die Räume in Besitz genommen.

Die Firma Reuben u. Co. wurde als die bedeutendste ihrer Art angesehen und von den tonangebenden Familien der Aristokratie begünstigt. Ihr Vorrat an kostbaren Steinen wurde auf einen Wert von vielen tausend Pfund geschätzt. Der Eindruck, den die prächtige Auslage in den Schaufenstern machte, wurde noch erhöht durch das königliche Wappen über der Tür mit dem Motto: „Honi soit qui mal y pense“ darunter. Auf dieses Motto verließen sich augenscheinlich die großen Juweliere und als Nixon u. Co. die Agenten der großen amerikanischen Bank einzogen, machte ihnen der Prinzipal des Hauses sogleich seinen Besuch, indem er hoffte, gute Geschäfte mit ihnen zu machen. Er hatte zwar einen geringen Erfolg denn Nixon u. Co. verstanden sich nur zu dem Anlauf eines Diamantringes für 20 Pfund. Aber sie waren so lebenswürdig, ihm zu versichern, daß, ehe sie London verließen, sie einen großen Auftrag mit ihm vereinbaren würden. Herr Reuben war entzückt und stellte sich ganz zu ihren Diensten.



Das Grabdenkmal des Dr. Eisenbart.

Der durch seine merkwürdigen Heilmethoden bekannte Dr. Eisenbart liegt in der Nähe der St. Blasius-Kirche in Hannoversch-Münden begraben, wie ein kürzlich entdecktes Grab-Denkmal beweist.



Eine japanische Riesen-Krabbspinne.

Die Riesen-Krabbspinne lebt in den japanischen Gewässern, wo sie sich in einer Tiefe von 2000 Fuß aufhält. Sie hat 10 Füße und eine Breite von 4 Meter.

Es wurde nun gegenseitige Freundschaft geschlossen; Nixon u. Co. wurden eingeladen, die Vorräte von Neuben u. Co. zu besichtigen, und in Erwiderung darauf forderte Nixon u. Co. die Herren Neuben u. Co. auf, Einsicht in die Bücher der Agenten der bedeutenden amerikanischen Bankgesellschaft zu nehmen. Neuben u. Co. waren erstaunt über die großartigen Geschäfte welche ihre Mieter abschlossen, und gratulierten sich, an so gewichtige Leute geraten zu sein. Die Geschäfte, welche die Londoner Firma während der Ausstellung machte waren ganz außerordentliche und nahmen Zeit und Gedanken der Zubaber vollständig in Anspruch. Das war wahrscheinlich der Grund, weshalb Neuben u. Co. es nicht beachteten, daß so wenige Besucher zu Nixon u. Co. kamen. Es waren in Wirklichkeit nur zwei, aber da diese täglich mehrere Mal vorsprachen und beim Abschiednehmen viel Aufsehens mit ihnen gemacht wurde, so schien es als wenn wichtige Abschlüsse dort vereinbart würden. Und so war es auch aber nicht in der Weise, wie die großen Juweliere annahmen.

Die Herren Nixon u. Co. waren nun beinahe ein Vierteljahr Bewohner des ersten Stockwerks. Der Erste des Quartals nahte heran, und natürlich mußte die Miete an die Juweliere gezahlt werden. Da die Amerikaner aber dazu nicht in der Lage waren, entschieden sie sich, ihren Verbindlichkeiten in einer anderen Form nachzukommen.

Neuben u. Co. schlossen ihr Geschäftskolal am Samstag abend um 10 Uhr und öffneten es nicht vor 9 am folgenden Montag morgen. Kein einziger von der Firma schloß im Hause, so daß die Amerikaner es ganz für sich hatten. Vor einiger Zeit waren den Besitzern des ersten Stockwerks standfeste Koffer und starke Handtaschen gebracht worden, welche Neuben u. Co. anzuzeigen schienen, daß die Geschäfte ihrer Mieter blühten.

Am Montag morgen nun, als der Hausdiener den Laden öffnete, den er, wie immer, fest verschlossen fand war er erstaunt, den Raum vollständig leer zu sehen mit einem runden Loch in der Decke, welches groß genug war um einen Mann hindurch zu lassen. Er umfaßte alles mit einem Blick.



Ein Pest-Denkmal in Wien.

Zur Erinnerung an das Erlöschen der Pest in Europa 1862. Wie jetzt in Ostasien, hat die Pest in früheren Jahrhunderten auch in Europa große Verheerungen angerichtet. Als ein Zeugnis hierfür steht noch heute auf dem Graben in Wien die auf Befehl Kaiser Leopolds I. zur Erinnerung an das Erlöschen der Pest errichtete Dreifaltigkeitssäule.

Die Mieter des ersten Stocks — Nixon u. Co., waren abgeseimte amerikanische Diebe.

Es war unmöglich für sie gewesen, auf einem andern Wege in den Laden Einlaß zu finden, da Wände und Fußboden mit Stahlplatten belegt waren. Der einzige schwache Punkt war die Decke, und das hatten die geriebenen Spitzbuben schnell herausgefunden. Nicht eine Spur von den Gegenständen, die der Raum am Samstag enthielt, fand sich am Montag morgen. Das Warenlager war vollständig geräumt.

Die Polizei erhielt Nachricht davon, und mit dieser zugleich eine zweite Anzeige von einem ganz gleichen Einbruchsdiebstahl, der in der City stattgefunden hatte und genau in derselben schlaun Weise ausgeführt war und was die Sache noch wunderbarer machte, genau um dieselbe Zeit. Man konnte die Tatsache nicht leugnen, die vier Männer waren ganz gewigte amerikanische Räuber, die gemeinsam

Liebenswürdigkeit.

Psychologischer Streifzug von Clara Forster.

(Nachdruck verboten.)

Oft hört man die Bemerkung: „Ja, mancher gefällt eben, ohne daß er etwas dazu zu tun braucht. Er hat doch wohl etwas an sich, was ihm Sympathie erwirbt, man weiß nicht, was.“ — Ich habe in solchen Fällen noch immer gefunden, daß dies „was“ gar nicht so verborgen war, daß man es nicht hätte bemerken können. Mit anderen Worten: unmotivierte Beliebtheit ist mir noch nie begegnet. Damit will ich nicht sagen, daß der innere Wert der Betreffenden immer dem Grad der Zuneigung gleichkommt, der ihnen im Verhältnis zu anderen gewidmet wird. Unverdiente oder nicht voll verdiente Beliebtheit mag es oft genug geben, unbegründete nie.



Zum neunzigsten Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Im Jahre 1821, am 12. März, ward im Würzburger Schlosse dem damaligen Kronprinzen und späteren König Ludwig I. von Bayern ein dritter Sohn geboren. Der Vater weilte damals gerade zur Kur in Italien; so empfing er denn, fern der leidenden Mutter, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg-Gotha, die Nachricht von dem freudigen Ereignis. Und so mag es denn gekommen sein, daß die erste, durch die Entfernung von Würzburg besonders genährte Sorge um das „Nesthätchen“ sich in dem ganzen späteren Verhältnis zwischen Vater und Sohn widerspiegelte. König Ludwig hieß die Lehrmeister seiner Kinder; diese zu echt deutsch fühlenden Menschen zu erziehen; Bayern sollten nach seiner Meinung seine Kinder sein, aber niemals Bayern zum Nachteil des ganzen Deutschland. Dieser Wille ist in dem Prinzen Luitpold zur Tat geworden. Als pflichteifriger Soldat hat er seine Jahre verbracht — seine Spezialwaffe war die Artillerie —, bis an ihn der Ruf erging, die Vertretung des erkrankten Königs Otto und schließlich die Regentenschaft zu übernehmen, die Prinzregent Luitpold zum Ruhm seines Namens und zum Segen des Bayerlandes geführt hat.

Am 14. April 1844 vermählte er sich mit der neunzehnjährigen Prinzessin Auguste, einer Tochter des Großherzogs Leopold II. von Toskana. Der Ehe entsprossen vier Kinder: die Prinzen Ludwig, der glänzend begabte Thronfolger, Leopold und Arnulf, die mit Leib und Seele Soldaten sind, und die Prinzessin Therese. Seine Gemahlin starb am 26. April 1864. Für Maximilian II. und Ludwig II. übernahm Luitpold vielfach die Repräsentationspflichten. Den deutsch-französischen Krieg machte er im Hauptquartier der Verbündeten mit als Vertreter seines Neffen Ludwig II., dessen Antrag auf Ernennung des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser er in Versailles überreichte.

Der dankbare Sinn der Bayern hat dem Prinzregenten eine Reihe stolzer Monumente errichtet: in Landau, Bamberg, Würzburg, Berchtesgaden, Augsburg, München usw.

arbeiteten. Der nächste Schritt, der getan wurde, war, sich bei den Herren zu erkundigen, welche die Amerikaner empfohlen hatten. Diese Herren, welche gleichfalls von „drüben“ stammten, hatten ihr Geschäft am Montag morgen nicht geöffnet, so daß man sich die Freiheit nahm, ihre Türe zu erbrechen. Auf einem der Schreibtische fand sich ein Streifen Papier mit folgenden Worten: „Da wir plötzlich verreisen müssen, fühlen wir uns verpflichtet, allen, die Interesse an uns nehmen, mitzuteilen, daß, wenn sie sich gültig an Nixon u. Co., wohnhaft bei Reuben u. Co., die berühmten Juweliere im Westend, wenden wollen, diese ihnen jede Aufklärung geben werden.“

Kröner u. Co., Bankiers,
London und Vereinigte Staaten.“

Man braucht nicht hinzuzufügen, daß sämtliche Beteiligten mit ihrer Beute sicher entkamen.

Zunächst ist es richtig, daß so ein Allerwelts-Liebling gar nicht viel dazu zu tun braucht um sich seinen Beifall zu erringen. Das Geheimnis seines Erfolges besteht vielmehr oft gerade darin, daß er nichts tut sondern die anderen gewähren läßt. In jedem Menschen stecken Herrscher-gelüste. Es ist ein höherer Genuß und hebt das Selbstbewußtsein mehr, wenn man andere begünstigen, belehren, unterstützen darf, als wenn man sich das von ihnen gefallen lassen muß. Wer nun indolent oder schwach oder gutmütig oder selbstlos und bescheiden genug ist, für solche Gelüste ein geeignetes Objekt abzugeben, der hat alle Anwartschaft, geliebt, verhätschelt, beschenkt, ja oft mit Aufopferung unterstützt zu werden. Nur wehe ihm, wenn er bei zunehmendem Alter oder sich festigendem Charakter jene für seine Gönner so bequeme Eigenschaft einbüßt! Der Schlingling wird ihnen dann bald ein hassenswerter Gegenstand, ein Wesen, dem sie jede selbständige Regung verargen, und weit

entfernt, ihm auch nur sein Recht werden zu lassen finden sie ihn undankbar, anmaßend, unbotfam (da er sich ohne sie hilft), prophezeien ihm einen baldigen Untergang, den sie oft auch, wenn der Verdächtige ohne die bisherige Führung und Vergötterung nicht sein kann, herbeiführen.

Wer der Selbstsucht seiner Mitmenschen möglichst wenig entgegentritt, der ist beliebt. Es wäre ungerade, zu behaupten, daß nicht oft sehr liebenswerte Herzenseigenschaften dazu gehören. Neugierliche Schönheit, Anmut, eine angenehme Stimme spielen auch eine große Rolle, weil sie die Sinne bestechen. Auch eine gewisse Leichtigkeit im Ausdruck von Gefühlen und Gedanken ist vonnöten. Sehr verschlossene Menschen sind selten recht beliebt. Schwächer sind es aber noch weniger. Neid, Hohn, Gellatsche hängen sich an ihre Augenblidserfolge. Bei großer Schwachheit wirkt immer ein Stück Egoismus und Selbstgefälligkeit mit, und das sind natürlich schwere Hemmlöde auf der Bahn der freundschaftlichen Zuneigung. Ausgeprägte Egoisten sind vollends niemals beliebt — sie müßten denn ebenso ausgeprägte Heuchler sein. Als solche verstehen sie eben ihren Egoismus niederzubalten, bis sie ihr Ziel erreicht haben. An ihnen aber kann man studieren, welche Mittel zu diesem Ziel führen, da sie gewissermaßen die betreffenden Tugenden in der Reinkultur zeigen, was natürlich leichter ist als sie wirklich zu haben: Vollkommene Anpassung an die Art und Weise des anderen, Bewunderung für diese Art, Unterdrückung jeder eigenen, womöglich gegensätzlichen Meinung. Es gibt aber Menschenkinder, denen, was der Heuchler erfinden und vorpiegeln muß, ziemlich natürlich ist. Mit Recht nennt man sie liebenswürdig und kann die Annehmlichkeit ihres Umganges im allgemeinen nicht bestreiten.

Menschen dagegen mit stark ausgeprägter Eigenart, mit entwickeltem, zielbewußtem Willen, Menschen, die Großes erstreben und leisten, und solche, die ein Bild des Feinsten, Partischen in sich tragen, Menschen von unbegrenzter Gerechtigkeitsliebe oder solche mit ausgesprochenen Sympathien und Antipathien sind niemals allgemein beliebt. Man hört sie gelobt, verehrt, anerkannt — geliebt werden sie nur von einzelnen. Sie müden zu viel selbstsüchtige Triebe der anderen auf dem Weg, den sie mit Naturnotwendigkeit gehen. Oft wird daher ihr Wert, ihre Arbeit bestritten. Erst im Laufe der Jahre prägt sich im Bewußtsein der Besseren ihrer Umgebung ihr Bild, wie es wirklich ist, dann aber bleibt es, wenn es Liebe und Bewunderung verdient, dauernd im Gedächtnis der Zeitgenossen wie ihrer Nachkommen. „Die Erfolge des Tages gehören der gefälligen Mittelmäßigkeit,“ sagte Marie v. Ebner-Eschenbach.

Alt!

Von John D. Warkent.

(Nachdruck verboten.)

Leise trat der alte Sanitätsrat in das Studierzimmer des Professors und machte unhörbar die Tür des Schlafzimmers hinter sich zu.

Der neunzigjährige Naturforscher sah nicht auf von seiner Arbeit und schrieb weiter, bis der Sanitätsrat die Hand auf seine Schulter legte und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Es ist zu Ende, lieber Freund.“

Dann war es still im Zimmer.

Der Gelehrte wandte, ohne den Arzt anzusehen, den Kopf etwas zur Seite und bohrte seinen Blick fest in den Boden.

In seinen Augen stand Enttäuschung. Allmählich legte sich über seine Züge ein Schatten. Die Falten auf seiner Stirn wurden tiefer, und die Brauen zogen sich unwillig zusammen. Immer deutlicher spiegelte sich die zornige innere Erregung in seinen Zügen wider.

Der Sanitätsrat beobachtete ihn von der Seite und wartete auf eine Frage. Während des Tages hatte er den Professor nicht gesehen. Der alte Mann hatte die letzte Nacht ohne Unterbrechung am Krankenlager seiner dreißigjährigen Gattin gewacht und sich erst erhoben, als er lange nach Tagesanbruch kam, um nach der Kranken zu sehen. Auf seinen Wunsch, daß er bald stärkenden Schlaf finden möge, hatte er nur geantwortet:

„Ich muß arbeiten. Stören Sie mich auf keinen Fall. Rufen Sie mich erst, wenn sie wieder zum Bewußtsein

kommt.“ Das letztere hatte er in einem Tone gesagt, als ob es selbstverständlich wäre.

Endlich ertrug der Sanitätsrat das unheimliche Schweigen des Alten nicht mehr und sagte in tröstendem Tone:

„Sie ist sanft eingeschlafen. Die Bestimmung lehrte nicht zurück. Ein schöner Tod!“

Der Gelehrte sah auf und blickte eine Sekunde lang den Arzt scharf an. Dann sagte er hart:

„Und Ihre Kunst?“

Der Arzt schwieg.

„Sie hätten sie retten müssen! Sie müßten ein Mittel finden für ihre Krankheit.“

Die rücksichtslosen Worte tränkten den Arzt nicht, weil er den alten Mann verstand. In ruhigem, warmem Tone antwortete er:

„Da ist alle Kunst umsonst. Sie war alt. Dreiundachtzig Jahre. In dem Alter können wir das Sterben nur erleichtern, aufhalten können wir es nicht.“

„Ach was, alt!“ sagte der Professor barsch. „Ich bin neunzig! Wer nicht alt sein will, ist nicht alt.“

Dann kramte er in einer Schublade und reichte nach einigem Suchen dem Arzt ein mit feinen, aber sicheren Schriftzügen bedecktes Manuskript.

„Das hat sie im Anfang dieses Jahres geschrieben. Hat das eine alte Frau geschrieben?“

Während der Professor in einer anderen Schublade suchte, betrachtete der Sanitätsrat erstaunt die Sicherheit der Schrift und gestand dem Alten seine Überraschung ein. Aber der hörte gar nicht auf ihn und gab ihm ein anderes, ganz vergilbtes Manuskript.

„Und das hat sie im ersten Jahre unserer Ehe geschrieben. Vor 65 Jahren. Damals war sie achtzehn. Sieht das anders aus?“

„Allerdings nicht . . .“

„Und Sie sagen, sie wäre am Alter gestorben!“ rief der Professor geringschätzig hervor und suchte aus einem großen Haufen Zeitungen eine der letzten Tagesnummern heraus.

„Sehen Sie hier! Da steht die Kritik über mein letztes Werk. Ueber die Reste der Urwaldvegetation im Norden Deutschlands.“ Da bewundert man die trotz meines hohen Alters nicht erlahmte geistige Beobachtungsscharfe, meine durch nichts beeinflusste Urteilsfähigkeit und stellt mich als Muster für junge Gelehrte hin. Ueber jedes Wort in diesem Werke habe ich mit ihr gesprochen.“

Der Professor erhob sich und ging ohne den Sanitätsrat anzusehen, im Zimmer auf und ab. Mit einer Festigkeit des Schrittes und einer Beweglichkeit der Glieder, daß es dem Arzt wie ein Wunder erschien. Den Kopf mit den feinen weißen Haaren, die wie eine Mähne fast bis auf die Schultern herabfielen, hatte er stolz erhoben. Ein harter, ungemein energischer Zug lag um seinen Mund.

„Alt!“ lachte er höhnisch auf.

Neben der Tür zum Schlafzimmer blieb er plötzlich stehen. Der Sanitätsrat drehte sich um in der Meinung, er würde jetzt eintreten. Aber der Professor wandte ihm das Gesicht zu und zeigte mit stolzer Handbewegung auf eine stattliche Reihe gleich eingebundener Bücher.

„Das sind meine Werke. Gut sind sie alle. Aber glauben Sie mir, die ersten sind schlechter als die letzten. Menschen, die mit Lust und Liebe arbeiten, werden nicht alt. Alt wird man nur, wenn man keine Freude mehr am Arbeiten findet. Unter diesen Werken ist eins, bei dem sie mir nicht geholfen hätte. Alle Manuskripte hat sie abgeschrieben. Zuerst schrieb sie schlecht und langsam, zuletzt schnell und gestochen. Ueber alles hörte ich ihr Urteil ehe ich es als beendet betrachtete. Auf meinen Forschungsreisen in Afrika und Südamerika hat sie mich begleitet, und wenn ich Triumphe feierte, war sie an meiner Seite. Und mikroskopische Präparate machte sie fein, so fein, so exakt, wie sie ihr niemand nachmacht. Kein Professor der Universität. Kein Mensch in der Welt.“

Er nahm aus einem Holzkästchen seine Glasplatten mit winzigen Präparaten und hielt sie prüfend gegen das Licht der Lampe.

„Hier! Das machte sie in einem Hotelzimmer auf unserer letzten Frühlingsexkursion im Oldenburger Urwald. Das ist jetzt acht Monate her. Stundenlang ist sie mit mir im Moose und zwischen Farnen herumgetrocknet und durch den Sumpf gewatet. Und Sie sprechen von „alt“.“

Mit verächtlichem Achselzucken legte er die Präparate wieder in das Kästchen. Zögernd erwiderte der Arzt:

„An solche starke Naturen tritt der Tod eben plötzlich...“
 Aber der Professor unterbrach ihn noch barscher als vorher:
 „Ach was! Die Lust hatte sie verloren. Das ist alles.“
 Ich merkte es schon im Frühling. Sie behauptete eine
 Brille nötig zu haben, als sie die Präparate machte. Eine
 Brille! Lächerlich! Die Arbeit machte ihr keine Freude
 mehr. Und im Walde beim Büden stöhnte sie, und wenn
 sie sich erhob, legte sie die Hand ins Kreuz. Es war ihr
 nur langweilig, weil wir nichts Neues fanden. Das war's.
 Ich ließ mich täuschen, weil sie so unerschrocken war unter
 den Wilden Afrikas und in den Cordilleren Patagoniens. Als
 ich ihr vor vierzehn Tagen davon sprach, im nächsten Früh-
 ling der Flora des bayerischen Hochgebirges wieder ein-
 mal gehörig auf den Leib zu rücken, da sprach sie von
 Schwierigkeiten des Bergsteigens. Und am nächsten Tage
 blieb sie im Bett liegen. Alter, sagen Sie? Ich sage: sie

hatte keine Lust, Berge zu steigen. Sie hatte allen Ehrgeiz
 und allen Wissensdrang verloren.“

Mit einem kräftigen Stoß öffnete der Professor die Tür
 zum Schlafzimmer und trat ein.

Dort stand er lange zu Füßen des Bettes, aus dessen
 Stößen das wachsgelbe, runzelige, aber von einem außer-
 gewöhnlichen geistigen Leben sprechende Gesicht der Greisin
 leuchtete, und sah sie zornig an. Allmählich aber schwand
 der Zorn aus seinem Gesichte, die Augen wurden trüber,
 und ein feuchter Schleier legte sich darauf.

Der Sanitätsrat beobachtete ihn scharf, und als er sah,
 daß er sich, plötzlich zitternd, mit den Händen an die Bett-
 lade klammerte, um seinen Körper zu stützen, da fühlte er,
 daß das Alter die weiße Hand auch auf diese stolze Stirn
 gelegt hatte.



Ein Kopfsünstler.

In einem Berliner Variété tritt augenblicklich ein Künstler auf, der die
 schwierigsten Sachen auf dem Kopf stehend fertig bringt. Seine Spezialität
 ist eine Drofschte im Kopfstand sicher durch die Straßen zu lenken.



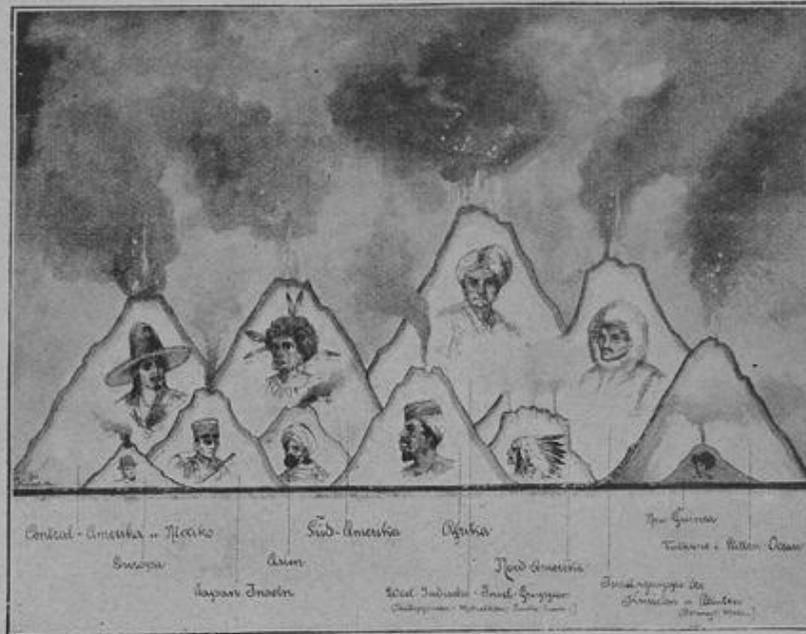
Zur Unterhaltung.



Ein Vater, der zu München seinen Sohn besuchte, wel-
 cher sich zum Maler ausbilden wollte, wünschte auch Proben
 seiner erworbenen Kenntnisse zu sehen. Der Sohn zeigte
 verschiedene Delgemälde, die er angefertigt hatte und die
 dem Vater auch nicht übel gefielen. Auf die Frage des
 Vaters, ob er nicht auch in Kreide gearbeitet habe, gab der
 Sohn zur Antwort: „D ja, aber diese Arbeiten mache ich
 im untern Stode.“ Er führte nun den Vater in diesem
 untern Stod; es war aber eine Bierstube, in welche sie ein-
 traten. Inwendig in einem Schranke befand sich eine
 Tafel, auf welche des Herrn Sohnes spezifizierte Rechnung
 mit Kreide aufgeschrieben war und diese betrug gerade
 16 fl. 18 kr. Der Vater kratzte zwar hinter den Ohren, doch
 zog er den Beutel und zahlte. „Aber,“ sagte er, „es ist mir
 doch lieber, du malst mehr in Del; deine Kreidemantier hat
 mir nicht gefallen.“

In einem kleinen Fürstentume erging an die Offiziere
 der Befehl: „Alle Baden- und Schnurrbärte sollen binnen
 24 Stunden wegrasiert sein; die Anebelbärte fallen wie
 natürlich schon von selber weg.“ Bei der nächsten Parade
 erschien ein Offizier mit langem Anebelbart, aber sonder-
 barer Weise ohne Baden- und Schnurrbart. Vom Obersten
 befragt, ob er nicht den neuen Befehl, die Bärte betreffend
 gelesen habe, erwiderte er ganz ernsthaft: „Allerdings; ich
 hab Baden- und Schnurrbart ja wegrasieren lassen und
 warte nun schon drei Tage, daß der Anebelbart von selbst
 wegfällt.“

Eine ältere Dame, welche sich abkonterseien lassen wollte,
 geriet in das Atelier einer Landschaftsmalers. „Ach,“ ent-
 schuldigte sich die Gute, „ich habe mich geirrt, Sie malen
 nur Landschaften?“ — „Nicht allein Landschaften,“ bemerkte
 böshaft der Maler, „auch Ruinen male ich.“



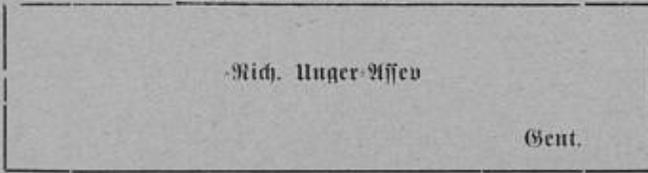
Die Eruptionsgebiete der Erde.

Rätsel-Ecke.

Homonym.

Ein rechter Bürger gibt's dem Vaterland,
Der Schiffer tut's dem Schiff mit kund'ger Hand.

Bisitenkarten-Rätsel.



Aus Namen und Wohnort des Besitzers der Karte ist der Beruf des genannten Herrn zu ermitteln.

Rätsel.

Das erste möchte jeder gründen,
Dazu auch bald die zweite finden.
Das Ganze wird verehrt, gehegt,
Wenn es mit Recht den Namen trägt.

Rätselhafte Inschrift.



Berierbild.



Wo ist der dritte Kommissar?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Z a h a u f a b e:

- | | |
|-----------------------|-----------------------|
| 1. Da6—a5 Ke5×d6 | 1. . . . Ke5—l4 |
| 2. Sc5—b7+ Kd6—e7 | 2. Sc5—e6+ Kf4—e3 |
| 3. Da5—d8 matt | 3. Da5—c7 matt |
| 1. . . . Ke5—d4 | 1. . . . Ke5—l4 |
| 2. Sc5—b3+ K beliebig | 2. Sc5—e6+ Kf4—e3 |
| 3. Da5—d2 matt | 3. Da5—e1 matt |
| 1. . . . Ke5—l6 | 1. . . . Da1—d4 |
| 2. Sc5—e4+ Sl6—b7 | 2. Sc5—d3+ K beliebig |
| 3. Da5—c7 matt | 3. Da5—d8 matt |
| | 1. . . . beliebig |
| | 2. Sc5—d3+ beliebig |
| | 3. Da5—d8, e5 matt. |

Palindrom: Eis.

Rätsel: Sporen.

Homonym: Krebs.

Berierbild: Bild auf den Kopf stellen; der gesuchte Tischgast ist dann in der Portiere verborgen.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 12.

Sonntag, 19. März.

Jahrgang 1911.

Ich werde bleiben!

Aus Straßburgs Uebergangszeit.

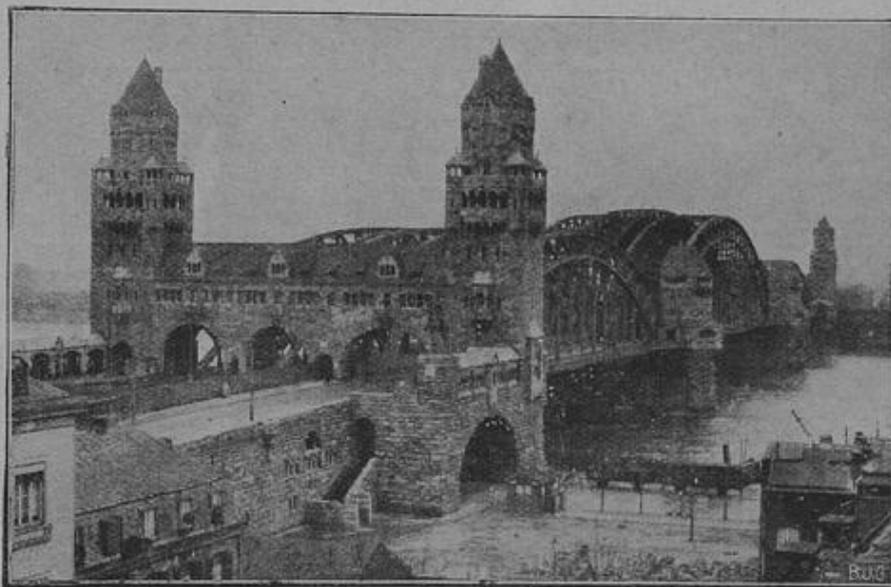
Von Erica Grupe-Lörcher, Straßburg i. Elz.
(Nachdruck verboten.)

In Pierre Fievet rangen bittere Empfindungen, als er auf der Plattform des Straßburger Münsters das Fernrohr finken ließ. Noch einmal hatte er an diesem merkwürdigen Tage einen Blick von der Höhe über die geschlagene Stadt gewinnen wollen. Ueber ihm vom Turm schwannte die mächtige weiße Fahne hin und her. Vor einigen Stunden hatte Straßburg kapituliert. Und als der ihm wohlbelannte Turmwächter ihn vorhin zum Turmaufgang einließ, hatte er sofort wieder die Tür hinter ihm verschlossen, denn eine Rotte fanatischer Burschen wollte kurz vorher die Turmtreppe hinauffürmen, um die weiße Fahne wieder herabzureißen. Als sich jedoch die Abendnebel über die

Stadt senkten, verlor sich dort unten der Volkshaufe, der sich empört vor der Fahne am Münster geschart und mit geballten Fäusten von Verrat geschrien hatte. Ganz in der Tiefe erklang von fern, wie von vielen Kehlen gefungen, die Marseillaise.

Straßburg hatte kapituliert! In den furchtbaren Bombardementsnächten dieser sechs Wochen, in der zunehmenden Hungersnot, in dieser Zeit der Armut und der Unsicherheit, war sein Plan, für Frankreichs Ehre zu kämpfen, nur immer zäher geworden, und seine ganze stürmische Jugendkraft hatte sich an diesem Ziel emporgereckt.

Ueber die zertrümmerten, zerschossenen, eingäscherten Stadtteile, über die nackten, zerwühlten und durchlöcherten Festungswälle hinweg war eben sein Blick durch das Fernrohr zum Feinde hinübergeschweift. Da hatte er deutlich gesehen, welche Begeisterung der Anblick der weißen Fahne bei den Soldaten auf den Schanzen und Brustwehren ausgedöst hatte. Sie hatten jubelnd die Mützen geschwenkt, die



Zur Einweihung der Hohenzollernbrücke in Köln,
16. März 1911.

Die Gesamtansicht der Brücke mit dem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms II.

Männer hatten einander in die Arme geschlossen. Und wie in einem einzigen dröhnenden Klang schien es „Vittoria!“ von Mund zu Mund zu gehen.

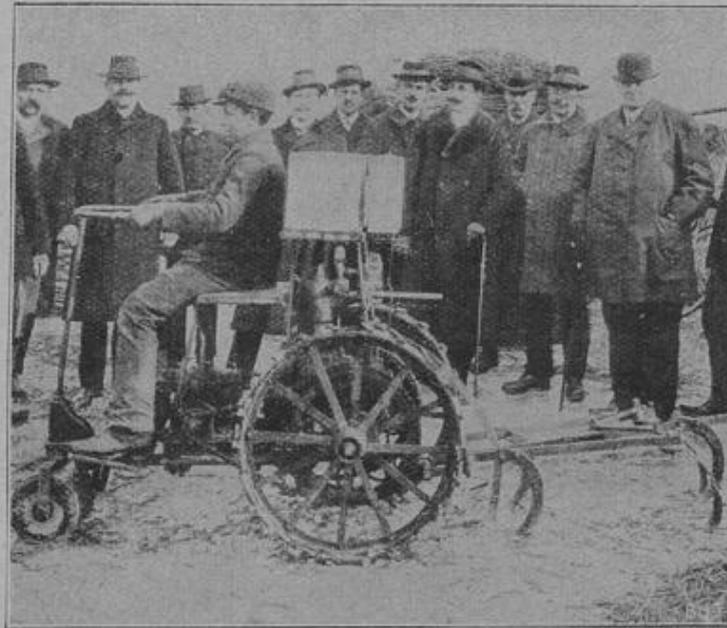
Der Gedanke wurde ihm zur Unerträglichkeit, daß er morgen diesen verhaßten Pickelhauben — die er bisher aus der Entfernung bekämpft — Aug' in Auge gegenübersehen, daß sie morgen die Stadt überfluten, daß die preußischen Fahnen nun auf den Festungswällen flattern würden!

„Ich werde Straßburg verlassen!“ dachte er unaufhörlich, als er dann die dunklen Turmstufen hinunterstufte. Und als er durch die dunklen Straßen, in denen seit Wochen wegen der Explosionsgefahr keine Laterne mehr brannte, nach Hause ging, stellte sich neben seinen Entschluß: „Ich werde Straßburg verlassen!“ die Frage: ob seine Mutter mit nach Frankreich hinübergehen würde.

Er fand sie trotz der Abendstunde mit einem alten Diener und der Magd in voller Arbeit. Nach dem wochenlangen Kampieren im Keller wurden die Möbel wieder aus dem Keller getragen, die Zimmer eingeräumt, die Kisten ausgepackt. Es war, als ob diese Leidenszeit den Lebensmut

bitter. „Es hat uns in den Krieg gezogen, ohne uns hier an der Grenze in der Gefahr genügend auszurüsten. Wie haben die kaiserlichen Beamten hier uns während der Belagerung bevormundet und uns die Augen verbunden gehalten. Erst durch die Schweizer Deputation mußten wir in Straßburg erfahren, daß unser Kaiser bereits seit dem 2. September gestürzt sei! Was hat Frankreich in dieser Zeit für uns getan? Hat man das Stäppi, den Gamajchenknopf eines einzigen französischen Soldaten von Westen her zu unserer Rettung, zu unserem Entsatz heranrücken sehen? — Man hat uns ruhig unserem Schicksal überlassen und sich in Paris — auch nachdem dort die Republik ans Ruder gekommen war — damit begnügt, die Statue der Stadt Straßburg zu befränzen.“

„Man wird uns jetzt drüben mit offenen Armen empfangen, wenn wir uns hier nicht überwinden können, uns dem Sieger zu unterwerfen!“ Aber Madame Fievet blieb fest. „Hier ist mein Haus, hier kann mich niemand vertreiben. Und diese Gewißheit gebe ich für nichts Ungewisses auf, nur — um eines Gefühles willen!“



Ein Motorpflug für Weinkulturen.
Ein österreichischer Ingenieur hat einen Motorpflug konstruiert, welcher das Lockern und Jäten der Erde in den Weinbau-Anlagen vornimmt, wodurch die mühselige Handarbeit erspart wird.

dieser Frau nicht hätte beugen können. Wohl waren die Wangen eingesunken, wohl war die stattliche Gestalt abgemagert. Aber eine eigene elastische Frische war ihr geblieben, als sie ihm in der Nacht auf seinen Entschluß, Straßburg zu verlassen, antwortete:

„Wir werden nicht fortgehen, Pierre, jetzt nicht, jetzt weniger denn je! Du weißt, als neulich die Schweizer Deputation hier Hunderten von Frauen, Kindern und Greisen Gelegenheit gab, mit Erlaubnis des Belagerers unter dem Schutze der Schweizer Flagge nach Basel auszuwandern — du weißt, daß ich dir damals sagte: „Ich bleibe!“ Und heute wiederhole ich dir abermals: „Ich werde bleiben!“ Ich verlasse meinen Grund und Boden nicht, wo der ganze obere Teil unseres Hauses zusammengeschossen ist, wo morgen die Preußen einziehen und wir unsere Entschädigungsansprüche geltend machen müssen.“

„Aber Mutter, lehnt sich dein nationales Empfinden nicht dagegen auf, daß morgen die Preußen von unserer Stadt Besitz ergreifen sollen, denke doch, daß Frankreich...“

„Was hat Frankreich für uns getan?“ unterbrach sie ihn

Eine Regung stieg in ihm auf, als läge in ihren letzten Worten eine leise Härte, ein wenig Spott. Aber als er den Blick zu ihr hob, sah er ihre Augen in dem feingeschnittenen Gesicht mit solcher Liebe auf sich ruhen, daß er von neuem die Gewißheit hatte: die Güte dieser Frau war unerschöpflich.

Da ließ er sich von ihr umstimmen. Und sie schloß: „Wir beide bleiben hier! Die neue Zeit wird nichts Unüberwindliches bringen. Du wirst nun, da du dein Studium beendet hast, den Plan ausführen, an den dich der Ausbruch des Krieges hinderte: Du wirst dich hier als Notar niederlassen...“

Doch der nächste Tag riß alle die Wunden bei ihm wieder auf. In seinem leidenschaftlichen Temperament wuchs die Vorstellung der Schmach bis zur Unerträglichkeit. Er hatte am Morgen den regellosen Auszug der Besatzung draußen am Glacis mit angesehen, er hörte die deutschen Weisen des einziehenden Siegers über die zertrümmerten Häuser dahinhalten. Er vernahm inmitten der gaffenden Bevölkerung die halb widerwilligen, halb staunenden Ausrufe über

die deutsche Disziplin, über die stämmigen, kraftvollen, hohen Gestalten der Einziehenden.

Müde durchstreifte Pierre Fiévet die ganze Stadt, doch nirgends fand er Zuflucht. Überall stieß er auf die verhassten Fiedelhauben, in jede Straße, in jedes Haus drangen sie! Und die Quartiermacher waren sogleich tüchtig an der Arbeit, da die Kasernen und die Kasematten zum Teil eingäsfert und zerstört worden waren.

Als er nach seinem planlosen Umherirren gegen Abend zurückkehrte, fand er auch an der Tür des Elternhauses die verhassten Schriftzeichen der Quartiermacher, und erbittert machte er seiner Mutter Vorwürfe, als er im Erdgeschoß dem fremden Offizier zwei Zimmer eingeräumt fand. Aber sie entgegnete ihm:

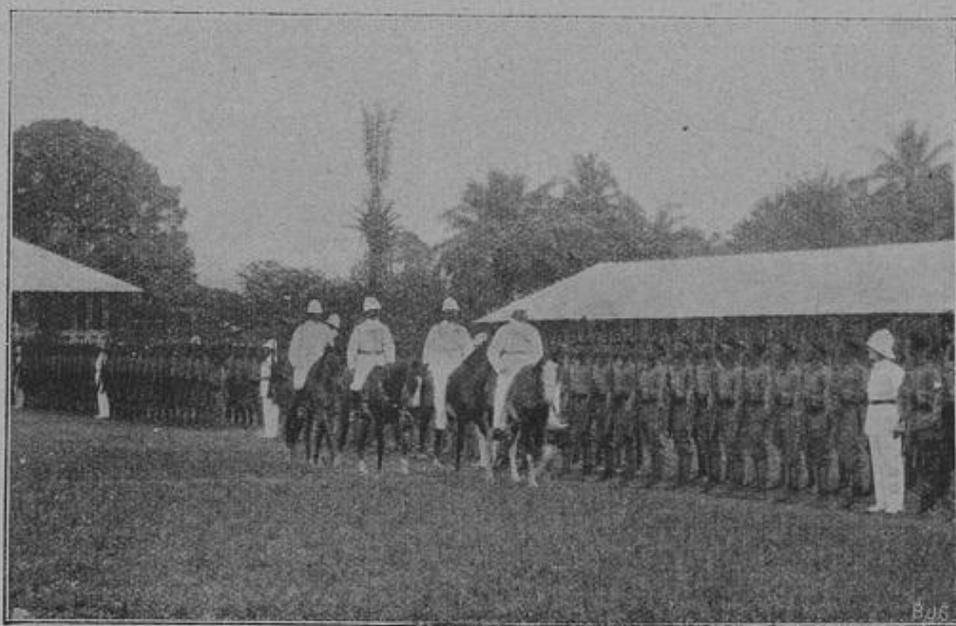
„Wir führen Krieg mit der Nation, nicht mit dem einzelnen. Wenn du in Feindesland wärest, würde es nicht auch dir wohl tun, wenn dir eine fremde Hand ein gutes Lager bereite? Der fremde Offizier ist in seinem Privatberuf Jurist und aus Karlsruhe. Haben wir nicht noch vor einem halben Jahre die Badener als unsere guten Nach-

der Tasche ballten, weil sie nach den überstandenen Wochen in den Einziehenden nur ihre Beiniger erblickten. Auch seine warme Freude, in der Dame des Hauses eine Frau von gerechter und milder Gesinnung getroffen zu haben, wurde in der Entdeckung verdunkelt, daß ihr einziger Sohn ein chauvinistischer Hühlopf zu sein schien!

„Ich werde mir, ehe der Preuße von dem Zimmer Besitz ergreift, noch wenigstens meinen Revolver aus dem Zimmer holen!“ In seiner Festigkeit sah Pierre nicht das Zeichen seiner Mutter, zu schweigen. Sondern er fuhr fort, indem er ungestüm die Tür zum Nebenzimmer aufstieß: „Wenn ich den Revolver in diesen sechs Wochen bei mir getragen habe, so werde ich ihn nicht aus der Hand geben, wo diese Eindringlinge nicht nur in unsere Stadt, sondern bis in unser Haus gekommen sind.“

Da stand er plötzlich mit einem Ruf der Ueberraschung dem fremden Offizier gegenüber. Der hatte sich mit vor Zorn erröteten Jügen erhoben und trat dem jungen Gläffler entgegen.

„Ich bedauere, daß Sie uns als Eindringlinge betrachten.



Die Frühjahrsparade der Kameruner Schuistruppe in Duala. Wie in Deutschland, findet in unseren Kolonien alljährlich eine Frühjahrsparade statt, die in diesem Jahre zum ersten Male von dem neuen Gouverneur Dr. Klein abgenommen wurde.

barn betrachtet? Bedenke, daß auch die dort am Ziel einer langen und mühevollen Arbeit stehen . . .“

Durch die angelehnte Tür hörte im Nebenzimmer Premierleutnant Ehrmann die Worte der alten Frau. Er bewunderte im stillen ihre Gerechtigkeit, die sie über einen engen Gesichtskreis hinaus mit Objektivität urteilen ließ. Ihre etwas reservierte, aber höflich-vornehme Art hatte ihm beim Empfang gleich wohlgetan. Dem auch in sein Herz war Bitternis gestiegen, als er gegen Abend ermüdet und überanstrengt dieses Haus als sein vorläufiges Quartier betreten hatte.

In das stolze Gefühl des Sieges hatte sich bei ihm und bei vielen seiner Kameraden die Ueberzeugung gemischt: daß man, wenn auch nicht mit offenen Armen, so doch mit reservierter Sympathie, von der Bevölkerung aufgenommen werden würde. Das Wort: „Wieder unser!“ hatte ihm im Sinne gelegen, und der Klang des Liedes „Du bist einst deutsch gewesen, deutsch sollst du wieder sein!“

Nun aber hatten sie überall verschlossene Türen und verschlossene Herzen gefunden, und Menschen, die die Faust in

Aber ich muß Sie doch darauf hinweisen, daß wir uns in langen und schweren Wochen dort draußen Stück für Stück von diesem Boden erlähmt haben, schwer erlähmt. Und vergessen Sie nicht, daß Frankreich es war, das uns in dieses Land rief, indem es uns zum Kriege zwang.“

„Sie sollten die Gefühle eines Besiegten schonen!“ unterbrach Pierre ihn erbittert, denn die eingedämmte Erregung der letzten Wochen lohte heiß in ihm empor, „wir haben uns hier tapfer gehalten. Das werden noch andere anerkennen als Sie. Und wenn uns auch eine tollköpfige Regierung mit diesem Krieg überzogen hat, so hindert mich nichts — nichts, Sie in meinem Hause als Eindringling zu betrachten.“

In seinem ausbrechenden Zorn schwand ihm jede Ueberlegung. Er ergriff den Revolver von einem nahen Tisch. Einige Sekunden standen sich die beiden Männer erbittert Aug' in Aug' gegenüber.

Da machte Madame Fiévet hastig eine Bewegung und rief ihrem Sohne zu: „Du wirst das Gastrecht dieses Hauses nicht verletzen!“



Der Kronprinz mit dem Gouverneur Sir Baker und Gemahlin in Kalkutta.

Infolge der im Osten wütenden Pest hat der Kronprinz seine Weltreise in Kalkutta unterbrochen. Nachdem er dem dortigen Gouverneur einen mehrtätigen Besuch abgestattet hatte, trat er die Heimreise an, auf der er inzwischen in Aegypten eingetroffen ist.



Zum 400jährigen Bestehen des Quedbrunnen in Dresden.

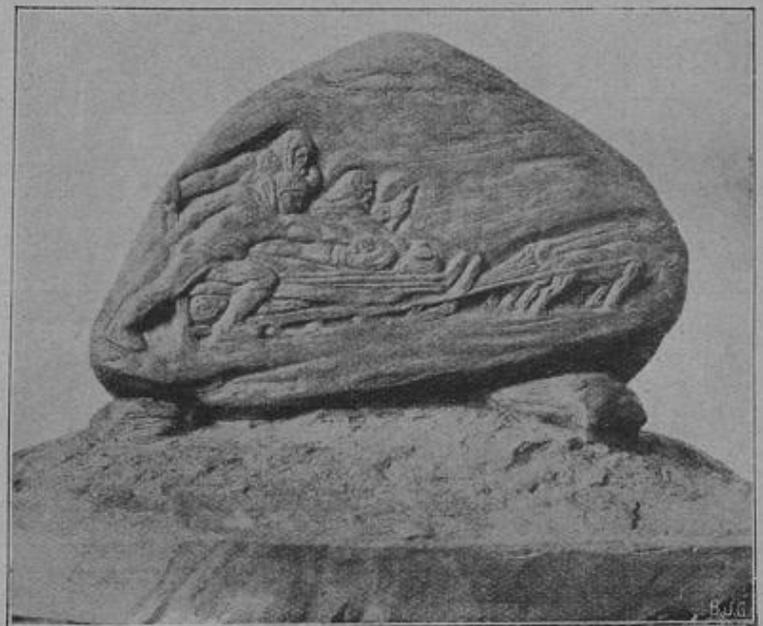
Der Quedbrunnen blickt in diesem Jahr auf ein 400jähriges Bestehen zurück. Er ist im Jahre 1551 auf Befehl des Herzogs Georg errichtet worden und erhielt den Namen „Quedborn“.

Und als Pierre in diesen Momenten dem Gegner ins Gesicht starrte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß der ermüdete Zug in jenem Antlitz von der Ueberanstrengung, dem wochenlangen schweren Kampf dort draußen vor der Stadt in den feuchten Herbstnächten zeugte. Auch jener hatte schwer gekämpft.

Da schleuderte Pierre Fievet den Revolver von sich, er stürzte aus dem Zimmer, die Tür des Hauses schlug schwer hinter ihm zu. Und die sinkende Nacht nahm ihn auf. Was in ihm aufgeschwemmt gewesen war an Schmerz über die Schmach, an Stummer über die wochenlangen entsetzlichen Zustände, schaffte sich nun einen Weg. Auch gegen seine Mutter flog ein heißer Zorn auf; immer wieder hörte er ihren Ruf: „Du wirst das Gastrecht dieses Hauses nicht verletzen!“

*

Madame Fievet erwartete umsonst ihren Sohn die ganze Nacht, umsonst den nächsten Tag. Er kehrte nicht zurück, er blieb verschollen. Woche um Woche, Monat um Monat veraing, ohne eine Kunde von ihm zu bringen. Still und abgeschloffen verbrachte sie im oberen Stockwerk ihres Hauses ihre Tage. Wenige Tage nach dem Einzug war bei dem Premierleutnant Ehrmann ein schwerer Gelenkrheumatismus ausgebrochen, die Folge von so mancher regenfeuchten Arbeitsnacht draußen in den Schanzen vor der belagerten Stadt. Da war seine Schwester nach kurzer Zeit aus Karlsruhe eingetroffen, um den Bruder zu besuchen und ihn in den fremden Verhältnissen zur Seite zu stehen. Und da Ehrmann im Verständnis für die schwierigen Umwälzungen des Uebergangstages und aus Rücksicht für die vornehme Gesinnung von Madame Fievet es unterlassen



Das Denkmal für Erik Mjlius in Kopenhagen.

Dem dänischen Polarforscher Erik Mjlius, der bei der Erforschung des Nordpols mit zwei seiner Gefährten den Tod fand, wird von dem dänischen Volk ein Denkmal in Form eines Granitblocks gesetzt.



Gestörtes Liebeswerben. Nach dem Gemälde von Otto Rehnagel.

hatte, Meldung von dem Vorfall zu machen, entwickelte sich langsam auch zwischen der alten Dame und Käthi Ehrmann ein freundliches Verhältnis.

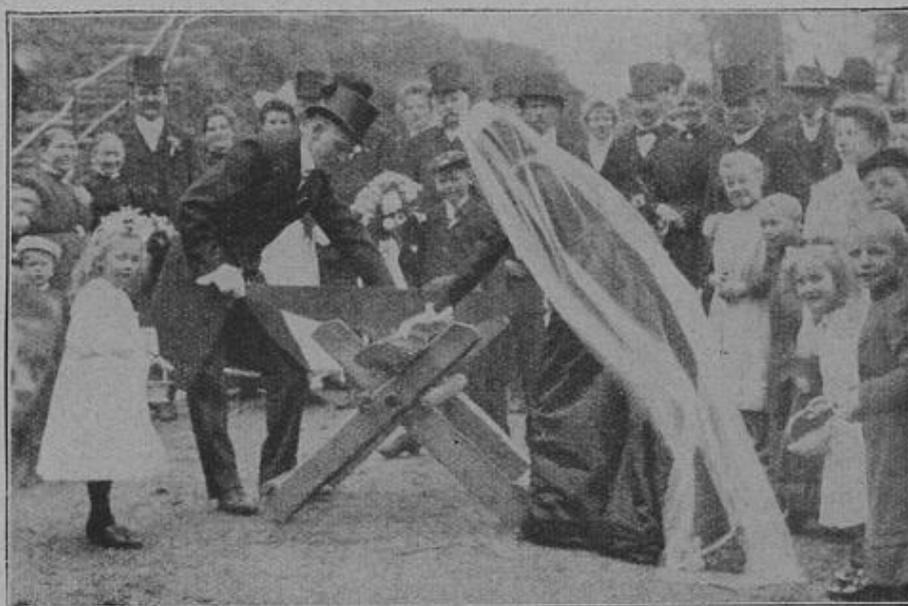
Jeden Abend stieg die Mutter in das Zimmer ihres Sohnes hinauf. Der Raum mußte vollständig unverändert bleiben, wie sie es ihm am Tage nach der Kapitulation wieder eingeräumt hatte, jeden Augenblick bereit, den Zurückkehrenden aufzunehmen.

Denn jeden Abend wenn sie diese einsame Stunde in dem leeren Zimmer ihres Sohnes verbrachte, stieg die Zuversicht empor: „Die Fremde wird ihn nicht halten! Er wird zurückkehren!“ Und ihre leidenschaftliche Sehnsucht stellte ihn in Gedanken vor sie hin: mit seinen elastischen Bewegungen, mit seinen leuchtenden Augen, aus denen sein heißes Temperament sprach, in seiner heldenhaftesten Liebeshwürdigkeit, mit der er seiner Mutter zu begegnen gelernt hatte. Jetzt brachte er ihr die erste, große Enttäuschung, und die Zweifel begannen: er sei das große Opfer

ihn: die Wunden des Krieges waren auch hier noch frisch. Die Frauengestalten unter den Zuhörern waren fast alle in Trauer gekleidet, die Klänge der Instrumente schwebten noch über vielen zerstörten Mauern, und in den sinkenden Abend ragten noch immer die verholzten Sparren des abgebrannten Münsterturmes in die Luft.

Ein scharfer Duft von frischen Tannen schlug ihm entgegen. Als er um die Ecke bog, sah er auf einem kleinen Platz frischgefällte Tannenbäume nebeneinandergereiht. Und Leute kamen und gingen, kauften von den Tannenbäumen und ließen sie sich nach Hause tragen. Es fiel ihm ein, daß man über dem Rhein immer das Weihnachtsfest mit besonderer Weihe beging. Er erinnerte sich, wie er als kleiner Knabe am Nikolausabend seine Schuhe zum Empfang von kleinen Näscherlein in die Asche des Kamins gestellt hatte.

Als er überlegte, erinnerte er sich, daß es der Abend vor dem ersten Weihnachtstag sei. Hier und dort fiel heller Ker-



Ein origineller Hochzeitsbrauch im Harz.

In der Bergstadt Wildemann im Oberharz herrscht die Sitte, daß die Brautpaare am Hochzeitstage einen Stamm auf dem Sägebock vor den Augen der Bevölkerung zersägen müssen. Aus dem Sägen des Paares, der ersten gemeinsamen schweren Arbeit, will man schließen, ob die Ehe eine glückliche oder weniger glückliche wird.

ihres Lebens nicht wert gewesen. Denn vor Jahren hatte sie auch ihrem Gatten in einer entscheidenden Stunde um des Sohnes willen geantwortet: „Ich bleibe!“ Um ihren Knaben zu besitzen, war sie noch jahrelang an der Seite eines unwürdigen Mannes geblieben. Als sie Witwe wurde, hatte der Jüngling sich ihr mit doppelter Herzlichkeit angeschlossen.

Und nun verließ er sie zürnend um Frankreichs um eines Phantoms willen! Was der Krieg und die Schwere der Belagerungszeit nicht vermocht, vollbrachte nun der nagende Herzenskummer: ihr leuchtendes, dunkles Auge wurde matt, ihr Gang gebeugt, ihr Haar bleichte schneeweiß.

Da kehrte Pierre Fievet an einem Wintertage zurück. Er hätte es nicht nötig gehabt, Seitenstraßen einzuschlagen, um keinen Bekannten zu begegnen. Kaum jemand hätte in den blassen, vergrämten Zügen, in der abgemugten Kleidung den schmucken Pierre Fievet wiedererkannt. Als er auf dem Kleberplage die Klänge einer deutschen Militärkapelle hörte, biß er nicht wie einst erbittert die Zähne zusammen. Aber wie eine große Traurigkeit kam es über

zenschimmer aus einem Fenster auf die Straße — das verlieh der Nacht etwas Heimelndes.

Da stand er vor seinem Elternhaus, in allen Fenstern lag noch die Dämmerung. Und er riß beklommen an der Glocke.

Er hörte leichte Schritte über den hallenden Vorplatz kommen und eine fremde hohe Stimme rief auf Französisch: „Laß nur, Sabine, ich gehe und öffne!“

Im herausfallenden Schein der sich öffnenden Haustür sah er die Silhouette eines jungen Mädchens. Und beide maßten sich einige Sekunden mit bestremdeten Blicken. Dann trat Pierre Fievet ein, mit einer festen Bewegung, als habe er ein Anrecht auf dieses Haus.

In der Nähe auf einem Tischchen stand ein kleiner Tannenbaum mit vielen brennenden Kerzen, und der Schein fiel wie ein blondes Gespinnst auf das Kraushaar der Fremden. Das war alles so neu, so unbekannt und fern. Und er wurde unsicher in dem Gedanken, daß vielleicht seine Mutter —

Aber als er nach Madame Fievet fragte, neigte sich oben

über das Treppengeländer eine dunkle Frauengestalt, und im nächsten Moment glitt die alte Frau — als beslügelte die Freude ihren Fuß — die Stufen hinab.

Als sie ihren Sohn in die Arme schloß, sagte sie nichts, als mit ihrer glaubenden Zuversicht: „Ich wußte es, daß du zu mir zurückkehren würdest!“

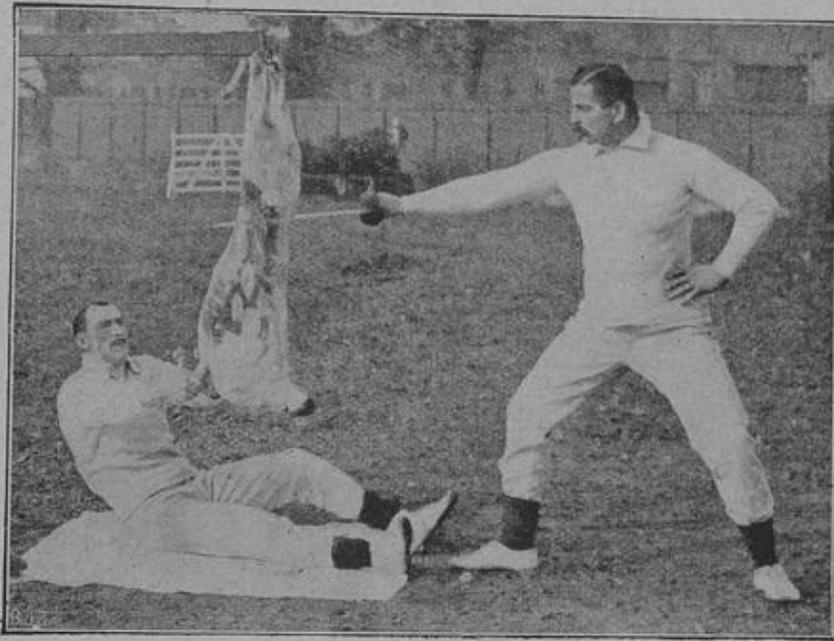
Pierre aber bemerkte in all der Erschütterung, die ihm der Anblick der gealterten Mutter bereitete, daß die junge Fremde zurücktrat und auf den Lichterbaum zuschritt, den sie vorhin beim Öffnen der Tür auf das Tischchen abgesetzt zu haben schien. Er wandte den Blick nicht von ihr, als sie nun langsam und leise, als wollte sie das Wiedersehen hier nicht stören, das brennende Bäumchen über den Vorplatz in ein Zimmer trug. Eine unvergleichliche Lieblichkeit lag in diesen Augenblicken über der jungen Fremden.

Aber er kam nicht sogleich dazu, seine Mutter zu fragen, wer jene sei. Denn droben in seinem Stübchen, in dem seine Mutter so oft und stumm seines Wiederkommens ge-

Nun, da ihn die Enttäuschung ruhiger, leidenschaftsloser und gerechter gemacht, verschloß er seine Gefühle nicht vor der Hochachtung, die ihm die Deutschen abnötigten. Er willigte ein, daß seine Mutter bei der herrschenden Wohnungsnot das ganze untere Stockwerk an Ehrmann vermietete. An dem Fortgang des Krieges durch seine langwierige Krankheit verhindert, hatte Ehrmann die Uniform ausgezogen und blieb als Richter am neu eingeweihten Amtsgericht in Straßburg.

Aus der anfänglichen Gegnerschaft des ersten Moments inmitten gärender Stunden war für Pierre und Ehrmann eine achtungsvolle Freundschaft geworden. Und leise und unmerklich schloß sich auch die junge Deutsche in der noch immer kalt reservierten Umgebung an Piérets an.

Als Pierre sie einst unter vier Augen fragte, ob es ihr keine Ueberwindung, kein Opfer koste, um ihres Bruders willen hier in diesem halb fremden, zurückgewonnenen Lande zu leben, entgegnete sie ihm schlicht:



Ein sensationeller Säbelhieb.
Ein gewandter Säbelfechter ist Mr. Eggleton, der mit einem Hieb einen Hammel in zwei Teile zerlegt.

harrt, kniete er an dem tiefen Hauteuil vor der alten Frau und erzählte in abgerissenen Sätzen — nur ihr allein — wie die Enttäuschung aus Frankreich ihn wieder hergetrieben hatte. Wie in diesen Monaten Stück für Stück von seiner fanatischen Liebe zu Frankreich abgedröckelt, wie sein Eifer für die Sache Frankreichs in ihm erlöschen war. Von den Entbehrungen und Enttäuschungen sprach er, die ihm und mit ihm vielen Elsässern, die aus Haß vor dem deutschen Eroberer gleich ihm das Elsaß verlassen hatten, in Belfort und Bordeaux bechieden gewesen seien.

Sie hatten geglaubt, als Dulder für eine nationale Sache dort drüben mit offenen Armen empfangen zu werden. Aber die großen Versprechungen, mit denen man sie begrüßt hatte, waren leere Phrasen geblieben, die getroffenen Maßnahmen waren von vornherein unzulänglich gewesen. Entbehrungen waren über sie hereingebrochen, und man hatte die Ausgewanderten mit Versprechungen von Stadt zu Stadt geschoben. Da hatte er sich innerlich von Frankreich losgesagt, und ein hartes Gefühl trieb ihn reuevoll zu der Mutter zurück: daß das Elsaß seine wahre Heimat sei.

„Ich will wie mein Bruder und wie unsere anderen deutschen Kameraden hier mit ruhigen Schritten arbeitend durch dieses Land gehen. Nicht mit der Ueberhebung des Siegers, denn wir müssen für die Gefühle der Gewonnenen schonen. Aber wir wissen auch, daß viele von den Unsern um dieses Landes willen den Heldentod gestorben sind, daß so manche Mutter jenseits des Rheins um ihren gefallenen Sohn trauert. Ich werde hier bleiben, und in der Arbeit werden wir uns alle die Hand reichen. Und in der gemeinsamen Arbeit, im guten Willen werden wir uns über die Schwere der Uebergangszeit hinweghelfen.“

Da wuchs bei den tapferen, ruhigen Worten seine stumme Zuneigung, die ihn beim ersten Anblick zu ihr gezogen hatte.

Und es wurde sein größter Wunsch, daß wenn er die Lebensfrage an sie stellen würde, sie ihm antworten möge: „Ja, ich will hier meine zweite Heimat finden, ich will bleiben — ich will bei dir bleiben!“



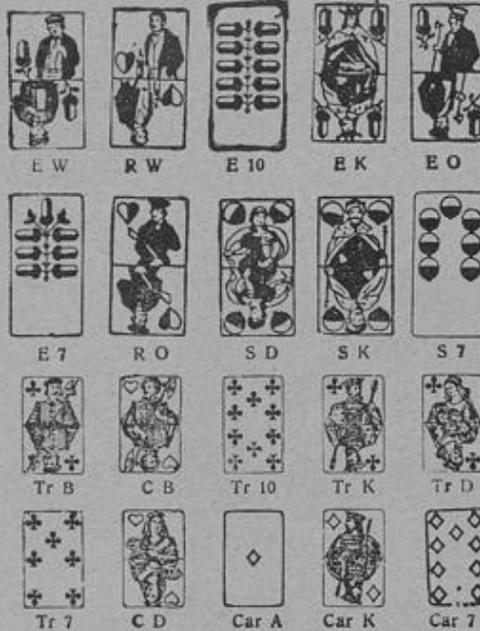
Rätsel-Ölbe.



Stataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Mittelhand spielt auf folgende Karten:



Gudi, er findet S W und R 7, drückt die beiden Not, verliert aber trotzdem mit 59 Augen. Vorhand hat 1 Auge mehr in seinen Karten als Hinterhand. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Rätsel.

Die ersten schwer man halten kann,
Die zweiten tragen Frau und Mann.
Doch soll dir irgend etwas passen,
Mußt du das Ganze nehmen lassen.

Scharade.

Eins—Zwei erzeugt der Schmerz, das Leid;
Drei—Vier bedecken jedes Kleid;
Doch sehen munter fliegen wir
Im Sonnenschein Eins—Zwei—Drei—Vier.

Anagramm.

Wer die Gefahr nicht merkt,
Dem ruft man 1, 2, 3, 4, 5.
Wenn er sie aber merkt,
Dann ruft er 5, 3, 2, 1, 4.



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße samtmetwiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Beckmann & Co., Radebeul** & St. P. L. Geiswal zu haben.

Rätselsprung.

zen	lich	ber	dich	die	Rott	elns	Die
Tau	ter	Her	en	ist	ber	um	er
te	was	die	sehn	tel	Trau	die	Läch
strent	von	mân	le	Son	en	Falk	ern
fie	Schw	sie	ist	er	drun	es	find
dein	sie	Dunk	ter	was	ne	statt	ter
ärmer	such	etter	Trân	und	und	ge	dein
Schm	en	bunt	en	lin	en	bun	sie

Rätsel.

Die erste Silbe eine Tugend,
Die hochgeschätzt und hochgeehrt.
Die zweite trennt, sie bringet Glück
Und wird von vielen sehr begehrt.

Begierbild.



„Warum weinst du denn mein Junge?“
„Mein Bruder Paul hat mir 'nen Groschen weggenommen!“

Wo ist Paul?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Homonym: Steuern.

Visitenkartenrätsel: Versicherungs-Agent.

Rätsel: Hausfrau.

Rätselhafteste Inschrift: (Von hinten nach vorn zu lesen):

Der Hund beißt in die Kette,
Wird aber doch nicht frei.

Begierbild: Bild nach rechts drehen, der Kommilitone liegt zwischen Gitter und Erdboden.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 13.

Sonntag, 26. März.

Jahrgang 1911.

Hinter dem Vorhang.

Humoreske von John D. Warken.

(Nachdruck verboten.)

„Ohne Schreck sollst du wenigstens nicht davontommen! So laß ich mich nun doch nicht behandeln. Diesmal ging deine Grobheit zu weit.“

Frau Kitty setzte sich vor ihr kleines Schreibtischchen. Die Abenddämmerung fiel durch das hohe Fenster und legte ihre zarten Schleier allmählich über alle Gegenstände des behaglichen, mit seinem künstlerischen Geschmack eingerichteten Malerateliers.

Ein kleines zierliches Persönchen. Ganz Lebendigkeit. Jede Bewegung ihres schlanken, madenhaften Körpers, jede Wendung ihres blondköpfigen Kopfes ließ auf tadellos geschmierte Gelenke schließen. Nichts an ihr schien auch nur für eine Sekunde in Ruhe zu sein; alles Ausgelassenheit und Uebermut. Ihre Haarfrisur war verwirrt, denn sie hatte sich

fast zwei Stunden lang im Nebenzimmer auf dem Bette herumgewälzt — im wahren Sinne des Wortes herumgewälzt — und zuerst „herzzerbrechend“ geschluchzt und später, als sie das als zwecklos erkannte, „bitterlich“ geweint. Aber auch das war ihr schließlich langweilig geworden. Man kann ja doch nicht fünf Stunden ununterbrochen weinen, nur, um rote Augen zu haben, wenn der Gatte abends nach Hause kommt. Dann hatte sie ein wenig mit dem Kanarienvogel, ihrem „kleinen Puffel“ gespielt; als er aber absolut nicht zungen wollte, nannte sie ihn „Rittvieh“ und verhängte seinen Käfig zur Strafe zwei Stunden früher als gewöhnlich mit einem Tuch, um sich dann der Sklave zuzuwenden, die nicht rechtzeitig unter's Sofa entwischt war. Aber zu ihrem Glück haarte die Sklave und entging dadurch bald den „Liebesungen“ der „zärtlichen“ Kitty. Weil sie dann nicht gleich eine ähnliche nützliche Beschäftigung fand, hing sie „Nachgedanken“ nach.

Kaum hatte sie sich vor ihren Schreibtisch gesetzt, da sprang sie auch schon wieder auf. Von der Treppe her klangen



Die französische Fremdenlegion bei der Durchquerung eines Flusses in Afrika. In den letzten Debatten im Reichstag wurde vielfach die Fremdenlegion erwähnt, und auch in der französischen Kammer wurde über die Mißstände in derselben lebhaft debattiert. Hierbei wurde festgestellt, daß ein Achtel der Fremden-Legionäre Deutsche sind.

Schritte. Schnell rieb sie sich die Augen, aus Furcht, sie könnten nicht mehr gerötet sein, und horchte.

Aber die Schritte gingen ein Stockwerk höher.

„Er scheint überhaupt nicht zu kommen, der Glende! Schon nach sieben! Nicht einmal zum Essen kommt er heute! Das ist eine niederträchtige Beleidigung!“

Tränen der Wut traten in ihre Augen. Sie zog gar nicht in Betracht, daß sie den Tisch überhaupt nicht gedeckt hatte, nur um ihn zu ärgern. Nichts halfte er mehr als Unpünktlichkeit und Warten. Dafür war Kitty gerade die richtige.

Mit einem Ruck ihres Körpers, der den Stuhl frachen ließ, griff sie zur Feder und schrieb:

„Mein lieber Heinz! Verzeih mir! Alles, was Du sagtest, ist wahr. Nur zu wahr! Ich sehe es leider zu spät ein. Unsere Ehe war ein Jertum. Du mußt frei sein als Künstler. Ich bin zu lebhaft für Dich. Ich bin nicht die Frau, an deren Seite Deine künstlerischen Gedanken reifen können. Du hast recht: der Künstler gehört nicht seiner Frau allein, er gehört der Menschheit! Die Pflichten der Kunst

Stufe sah, spulte sie ein ganz klein wenig mit gespitzten Lippen darauf und vertrieb es mit ihrem kleinen Fingerchen.

Dann steckte sie den Brief in einen Umschlag, schrieb „An Heinz“ darauf und legte ihn, in der Ueberzeugung, durch seinen edelmütigen Inhalt ihrem Gatten Tränen der Reue in die Augen zu treiben, recht sichtbar auf den Tisch.

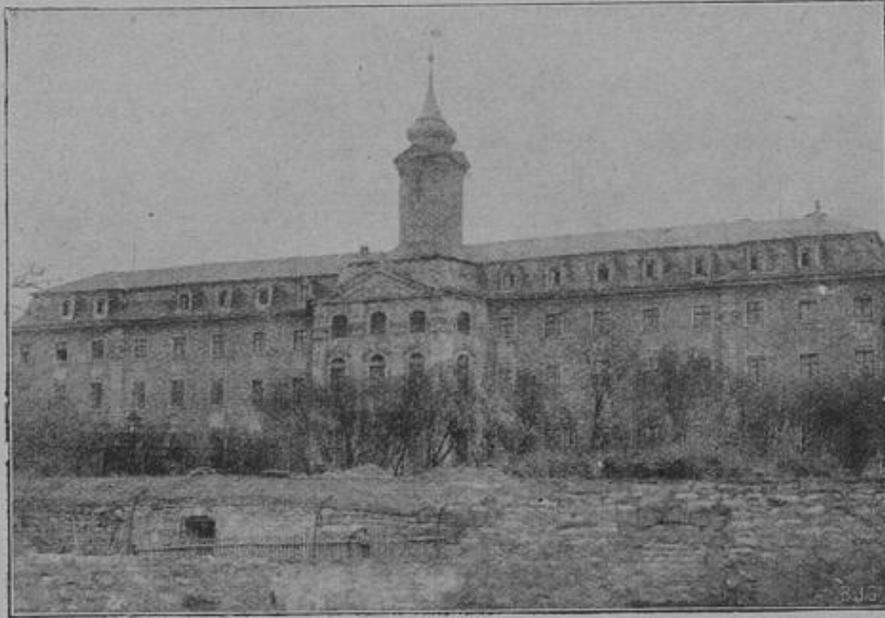
„So,“ atmete sie erleichtert auf. „Jetzt wirst du wohl zur Besinnung kommen, Tyrann!“

Bei ihrem Temperament war es selbstverständlich, daß sie sofort auf eine neue Idee kam.

Schnell deckte sie den Tisch mit tadellos frischem Tischzeug, ordnete alles recht hübsch und stellte Blumen in die Mitte. Aber nur ein Gedeck legte sie auf. Unter die Serviette legte sie den Brief.

„Schon halb acht, und noch ist er nicht da!“

Schnell lief sie ins Schlafzimmer, warf dort alles durcheinander, als ob sie gepackt hätte, riß alle Kleider aus dem Schrank, suchte die übrigen, die dort mit denen von Heinz zusammenhängen, hastig heraus, rollte sie zusammen und stopfte sie in die äußerste Ecke unter das Bett. Die Schrank-



Die älteste Schule Deutschlands.

Nah bei dem Dorf Koblleben in Thüringen liegt die älteste Schule Deutschlands, die Klosterschule Koblleben. Die Schule wurde vom Grafen Ludwi; von Bippria im Jahre 1142 gegründet; es sind aus ihr viele große Männer hervorgegangen. Augenblicklich sind in der Schule 13 Lehrer angestellt die etwa 80 Schüler unterrichten. Das Schulgebäude stammt aus dem 18. Jahrhundert.

sind ebenso heilig, wie die Pflichten der Ehe. Ich habe über eine Stunde nachgedacht. Zuerst glaubte ich, Du wärest grob gewesen; grob wie ein Prolet, das kam wohl, weil Du so unglaublich ordinär aussehst, wenn Du grob bist. Aber jetzt fühle ich, daß Du es tatest, um Deine Pflicht der Menschheit gegenüber zu erfüllen. Aber ein Leben ohne Dich kann ich nicht leben, das wäre ein lebendiger Tod. Mein Entschluß steht fest, ich gehe ins W. . . .“

Die kleine, blonde Kitty, die übers ganze Gesicht lachte unterbrach sich hier.

„Nein, lieber nicht ins Wasser. Vielleicht rührt ihn vor Schreck der Schlag. Das ist schon öfter vorgekommen.“

Sie durchstrich das „ins W. . .“ und schrieb: „zu meinen Eltern zurück nach Magdeburg.“

Dann fuhr sie fort: „Folge mir nicht. Mein Entschluß steht felsenfest. Der Inhalt meines Lebens wird der Gedanke an Dich bleiben. Ohne Groll werde ich an Dich denken. Deine unglaubliche Grobheit habe ich vergessen. Hier ist der letzte Kuß von Deiner Kitty.“

Sie küßte das Papier; als sie aber keine Spur von ihrem

tür ließ sie offen stehen, damit dem Glenden sofort alles klar würde. Dann lief sie wieder ins Atelier zurück. An einer Staffelei hing ihr Hut, der natürlich immer irgendwo hing, wo man es nicht erwartete; sie zerrte ihn herab, lief wieder ins Schlafzimmer, riß alles aus dem Schrank heraus, warf den Hut hinein und die Schuhe wieder darüber. Aufgeregt ging ihr Blick noch einmal durch das ganze Schlafzimmer und fiel auf Heinz' Handkoffer, den einzigen, den sie besaßen. Schnell riß sie ihn vom Schrank herunter, lief damit ins Atelier und versteckte ihn dort.

Nun hörte sie Schritte auf der Treppe. Sie wußte, daß er es war. Schnell zog sie die schweren Vorhänge vor das große Atelierfenster und stellte sich so dahinter, daß sie den ganzen Raum übersehen konnte. Es war ihr, als ob sie sich vor unbändigem Lachen schütteln müßte.

Heinz trat ein. Nicht etwa mit verstörtem Gesicht, auf dem das Bewußtsein einer unaheuren Schuld oder der Schmerz bitterer Reue lag, sondern höchst vergnügt. Seine Lippen waren noch etwas gespitzt, gerade als ob er auf der Treppe gepfiffen hätte. Der Glende pfiff, nachdem er seine Frau

sah in den Tod getrieben hatte! Im Arm trug er Pakete. Leise ging er zur Tür des Schlafzimmers und rief zärtlich: „Kitty!“ Als er jedoch keine Antwort erhielt aber infolge des brennenden Lichtes, dessen Schein durch die Türspalte fiel, überzeugt war, daß seine Frau im Zimmer sei, murmelte er nur: „Troytopf!“ Dann wickelte er die Pakete aus. Eine Bonbonnière mit Konfitüren. Kitty redete den Hals, um die Firma zu erkennen. Wahrhaftig, echte französische! Sicher gefüllte Datteln, ihre Lieblingschocolade. Wenn sie jetzt doch nicht hinter dem Vorhang stände! Dann seines Gebäck, Weintrauben, um diese Jahreszeit, zwei tadellose Pfirsiche, die er aus Watte nahm und — eine Flasche Sekt. Kitty war es, als ob ihr ein Fiedeln durch den ganzen Körper ging, und sie trippelte vorsichtig mit ihren kleinen Füßchen. Aber ihr „Spaß“ ging doch über alles.

Während Heinz auspackte, rief er noch einmal zärtlich: „Kitty, komm, wollen essen!“

Natürlich wieder keine Antwort. Sie sah sein volles Gesicht und ärgerte sich über sein überlegenes, reiches Lächeln. Der Grobian! Der Heuchler! Vorhin so grob und

„Sie hat doch Charakter!“
Dann setzte er sich sichtlich mißmutig zu Tisch und nahm die Serviette vom Teller.

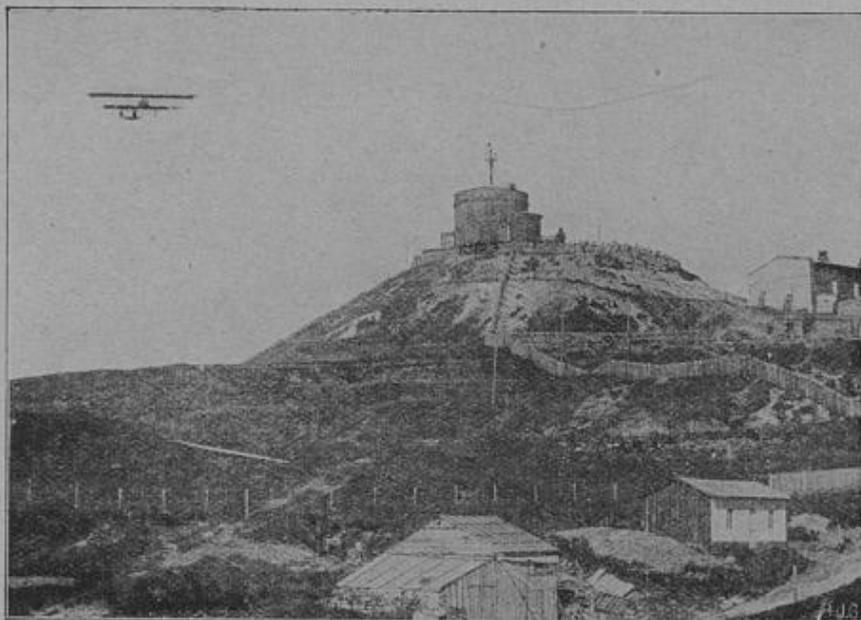
Vor ihm lag der Brief. Kitty sah, wie er erschraf. Aber sie erschraf fast ebenso sehr. Das Herz stand ihr einen Augenblick still. Sie zitterte und konnte sich nur mit Gewalt beherrschen.

Hastig riß er den Umschlag herunter und las.

Kitty sah, wie er die Augen weit aufriß. Dann sprang er auf. Sicher würde er jetzt wie ein „Bahnsinniger“, wie ein Rasender nach Hut und Mantel greifen und zur Bahn stürzen. Nach Magdeburg. Ihre ganz übermüdete Laune hatte sie schon wieder ergriffen. Sie biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen.

Aber Heinz griff nicht nach Hut und Mantel. Er lief aufgeregter im Atelier auf und ab und blieb dann stehen. Blödsinnig streckte er die Arme in die Luft und stieß wie er löst heraus: „Gott sei Dank!“

Kitty stand wie erstarrt. Das hatte sie nicht erwartet.



Zum Wettfliegen um den 100 000-Franken-Michelin-Preis.

Der Sieger Renaux vor der Landung auf dem Puy de Dome.

Der französische Aviatiker Eugen Renaux flog mit einem Passagier vom Aerodrom von Buc, Paris, bis auf den Gipfel des 1460 Mtr. hohen Berges Puy de Dome, und legte damit eine Strecke von 380 Kilometern zurück.

jetzt diese stotternde Zärtlichkeit! Aber wie hübsch er doch eigentlich war! Er kam sicher direkt vom Friseur. Der Schnurrbart war so tadellos. Jetzt wickelte er das letzte Päckchen aus. Ein Fläschchen Parfüm. Ihr Lieblingsparfüm. Er öffnete das Flacon und besprengte sein Taschentuch mit aller Gemütsruhe.

Nun ging er zum Büfett und nahm zwei Sektgläser heraus. — „Komm, Kitty, oder muß ich meinen Sekt allein trinken? Fühlst du dich zu elend, um aufzustehen?“

Dieser ironische Ton.

Als er die Gläser auf den Tisch setzte, sagte er:

„Ah, du hast nur für mich allein gedeckt. Dann will ich dich nicht stören. Gute Besserung, liebe Maus. Hoffentlich hat's nichts auf sich.“

Kitty sah, wie er mitten im Zimmer stand und einen Lachkrampf mit Gewalt zu unterdrücken versuchte. Dann öffnete er die Sektflasche und ließ den Pfropfen mit lautem Knall in die Luft fliegen. Gerade vor dem Vorhang. Gespannt lauschte er, ob sich etwas im Nebenzimmer regte. Aber nichts! Leise flüsterte er:

Ihre Hände krallten sich in den Vorhang. Sie war nahe daran, ihn zurückzuschlagen, sich auf ihn zu stürzen und ihm die Augen auszukratzen. Aber sie beherrschte sich. Der Mann da hatte sie nie geliebt. Das war klar! Alles war Heuchelei gewesen. Und sie hatte so fest an seine Liebe geglaubt. Eine eifige Ruhe kam über sie. Sie wollte doch sehen, wie das weiter ging.

Heinz steckte den Brief in die Tasche, trank schnell nach einander zwei Glas Sekt und aß dann seelenvergnügt zu Abend. Er schien ganz außer sich zu sein vor Freude. Die Sektardinen behandelte er mit einer Sorgfalt, als ob nichts auf der Welt ihn mehr interessierte. Wie jedesmal, bevor er auch jetzt die Butter, ehe er sich bediente, was Kitty in den Tod nicht leiden konnte. Also nicht einmal wenn ihn ein so schwerer Schicksalsschlag getroffen hatte, würde der Esotik ranzige Butter essen.

Gerade machte er sich daran, die Früchte zu verzehren, da klopfte es und sein bester Freund, ein junger Bildhauer, trat ein.

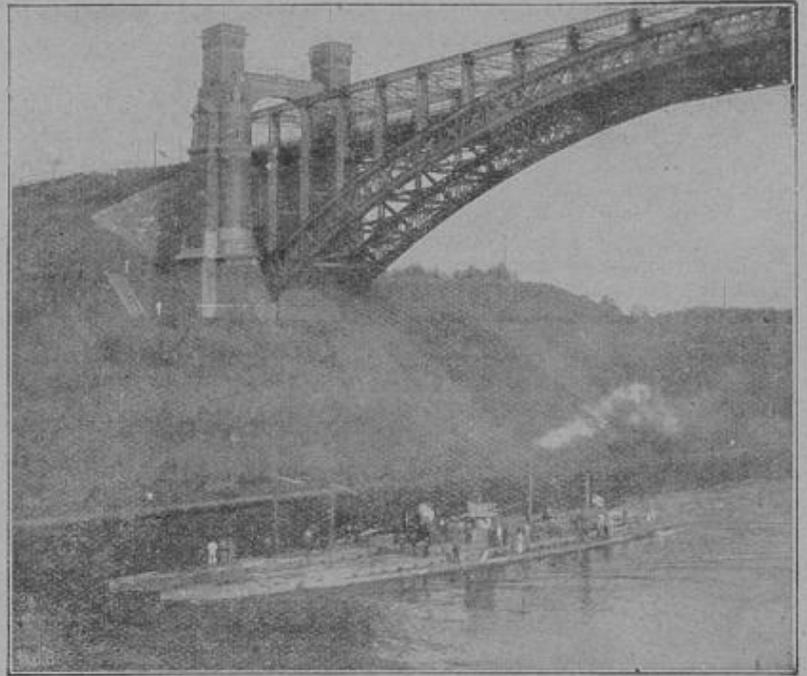
„Guten abend, Heinz! Ich wollte bei euch essen. In

Menschenliebe.

Wer fern der großen Menschenherde
Den Weg der Pflichten einsam geht,
Der ahnt das Elend nicht der Erde,
Aus dem das Menschentum besteht.
Er hört die Seufzer nicht, die vielen,
Er sieht die Not nicht, die so drückt.
Wie sollte er auch Mitleid fühlen,
Da er doch all in Leid entrückt?

Hinab ins Leben mußt du steigen
Ins Kampfgewühl der Leidenschaft.
Da, wo sich led die Laster zeigen,
Dort prüfe deine Willenskraft.
Leicht sindest du da einen Armen,
Dem Rettung bringt ein gütig Wort.
Zu guter Tat führt dich Erbarmen,
Du bringst das Glück an manchen Ort.

Du lernst der Liebe Wert ermessen,
Der dir aus gutem Werk erspricht.
Der wird die Sonne nie vergessen,
Dem sich ein dankbar Herz erschleicht.
Das ist die wahre Menschenliebe,
Die gibt, doch niemals sich vergibt,
Die frei von jedem falschen Triebe,
Das Menschliche im Menschen liebt.
Grenzen. Heinz Evers.



Die Unterseeboote U 1 und U 2 im Kaiser Wilhelm-Kanal bei Kiel. Wie die anderen europäischen Großstaaten besitzt auch Deutschland eine schlagfertige Unterseeboot-Flotille. In der Nordsee finden augenblicklich die Frühjahrs-Manöver derselben statt, zu welchem sich die Unterseeboote von Kiel aus durch den Kaiser Wilhelm-Kanal begaben.



Die drei Söhne des Kronprinzenpaares auf dem Wege zum Denkmal der Königin Luise im Berliner Tiergarten, wo sie die ersten Frühlingsblumen niederlegen.



Denkmal für Otto von Wittelsbach in München. Anlässlich des Geburtstages des Prinzregenten wurde vor dem Armeemuseum ein von dem Bildhauer Ferdinand von Miller geschaffenes Denkmal Otto von Wittelsbach feierlich enthüllt.



Trompeter. Von W. Diez.

meiner Kasse ist wieder mal Ebbe. In diesem Hause hat man dafür Verständnis, das weiß ich."

"Sehe dich, alter Freund. Das ist famos! Greif zu; hoffentlich reicht es noch! Ich hatte heute einen so guten Appetit wie selten."

"Nein, hier hast du nichts zu sagen, lieber Heinz. Ich habe zur Beruhigung meines empfindlichen Gewissens die Erlaubnis deiner kleinen Frau nötig."

"Ist nicht da!" sagte Heinz ganz vergnügt. "Ist verreist!" Dabei strahlte sein Gesicht förmlich.

"Was, verreist? Und dann trinkst du ganz allein Sekt? Aber das verstehe ich; der Sekt deines Lebens ist deine kleine quecksilberne Frau und du mußt einen Ersatz haben für ihren pridelnden, pikanten Reiz. Selbstverständlich! Deine Frau ist unvergleichlich! Deine Frau ist göttlich!"

Das gefiel Kitty sehr. Der Bildhauer war doch ein reizender Mensch! Hohnlächelnd sah sie auf Heinz. Aber der machte ein klägliches Gesicht, schüttelte den Kopf und senkte.

Der Bildhauer schenkte sich ein Glas Sekt ein.

"Gefällt dir meine Frau wirklich so?"

"Ganz famos, ganz famos! Gefallen ist nicht der rich-

"Ich liebe sie ja so sehr! Ich bin ja auch eine lustige, ausgelassene Natur; aber ich wage mich gar nicht mehr damit hervor, weil sie dann gleich so übermütig wird, daß es ganz unerträglich ist. Und immer soll ich mich um sie kümmern, auf sie hören, mit ihr lachen! Das kann ich doch nicht. Ich bin ja Künstler! Ich will doch schaffen! Aber das begreift sie nicht. Ich muß grob werden, nur um arbeiten zu können. Dann sprechen wir ein paar Tage lang kaum miteinander und in dieser Zeit schaffe ich dann ernstlich, aber in der beständigen Furcht, daß sie zu früh für meine Arbeit wieder guter Laune wird."

"Und was willst du jetzt machen? Du mußt doch irgendwelche Schritte tun!"

"Ich werde gar keine Schritte tun. Ich arbeite jetzt an meinem Bilde für die Ausstellung. Dazu habe ich ein anderes Atelier mieten müssen. Hier wäre mir das ganz unmöglich gewesen. Hier kriecht sie mir immer zwischen den Beinen herum und ich habe beständig Angst, daß sie sich auf meine Palette setzt oder ein Loch durch die Leinwand schießt. Es ist die höchste Zeit für das Bild. Hoffentlich kommt sie nicht so bald wieder zurück, so daß ich damit fertig werde! Wenn nur ihre Eltern vernünftig sind und sie



Zum 50jährigen Jubiläum des Königreichs Italien.
Das Palais Carignano in Turin, der Sitz des ersten italienischen Parlaments.

tige Ausdruck! Sie packt mich, sie läßt mich nicht los! Ich kann mich mit keinem Weibe so großartig unterhalten, wie mit ihr. Ich verstehe nicht, wie sie auf alle ihre tollen Einfälle kommt! Und das hast du Glückspetz nun so den ganzen Tag!"

Es rat eine kleine Pause ein. Dann trat Heinz mit ernstem Gesicht an seinen Freund heran und fragte:

"Sag mal aufrichtig — aber ganz aufrichtig, Walter, hieltest du das den ganzen Tag aus?"

Der Bildhauer stutzte, sah ihn eine Minute lang nachdenklich an und antwortete dann treuherzig:

"Nee, nee, wahrhaftig nicht! Das hält ja kein Mensch aus! Dabei würde ich verrückt. Ich ließe fort."

Das kam so überzeugend heraus aus dem Munde des ehrlichen Freundes, daß es Kitty wie ein Schmerz durchfuhr und verwirrte.

Nun setzten sich die Freunde einander gegenüber und Heinz erzählte alles, was er auf dem Herzen hatte.

Kitty merkte, wie sehr es ihm eine Wohlthat war, sich aussprechen zu können. Aber sie erkannte auch bald, wie aufrichtig er sie liebte, wie er sie trotz all ihrer Schwächen doch von Herzen gern hatte. Je weiter er sprach, um so mehr wurde ihr klar, wie sie ihn quälte.

mir nicht gleich wiederbringen! Das wäre Pech! Und falls sie vielleicht zu lange fortbleiben sollte, so hole ich sie wieder; aber erst, nachdem ich mein Bild zur Ausstellung geschickt habe. Sie würde mir meine ganze Ruhe wieder nehmen."

Kitty verschluckte Tränen. Durch Heinz' Stimme klang so aufrichtige Liebe. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht hinter dem Vorhang hervorzustürmen und ihn mit Klüssen zu bedecken.

Plötzlich sagte der Bildhauer:

"Du, Heinz, eine Idee! Gehen wir auf die Redoute heute abend! Jetzt bist du Gott sei Dank mal wieder Junggeselle."

"Nein, mein Junge, das nicht! Es würde mir keine Freude machen. Ich müßte immer an den Kleinen, lieben Kerl denken. In ihrer Art meint sie es ja gut."

Die beiden Freunde saßen sich eine Viertelstunde lang gegenüber. Keiner fand den richtigen Ton zu einer harmlosen Unterhaltung. Sie hatten ihren Humor vollständig verloren.

Plötzlich sprang Heinz nervös auf.

"Du hast recht. Wir wollen auf die Redoute gehen! Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, dann muß ich abends



Zum 50 jährigen Jubiläum des Königreichs Italien.
Der italienische Freischarführer Garibaldi.

etwas haben, das mich erheitert, das mich aufreizt. Etwas Lustiges, Frickelndes!"

"Famos! Gehen wir auf die Redoute!"
Heinz ging ins Schlafzimmer, um sich in Frack zu werfen.
Sein Freund folgte ihm.

Kitty stand wie leblos hinter dem Vorhang. Sie überlegte, was sie tun sollte, und kam mit sich ins Klare. Mänschenstill wollte sie sich verhalten, und wenn beide fort waren, ihre Sachen packen und zu ihren Eltern fahren. Sie wollte nichts von alledem zu Hause sagen. Warum konnte sie ihre Eltern nicht besuchen? Und dann wollte sie an den Bildhauer schreiben, da er ja doch einmal alles wußte, daß er ihr mitteilen solle, wann Heinz mit seinem Bilde fertig sei, und dann wolle sie wiederkommen, ihn um Verzeihung bitten und in Zukunft eine ganz andere werden. Ja, so wollte sie es machen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so vernünftig über etwas nachgedacht.

Da hörte sie, daß Heinz im Schlafzimmer jagte:
"Nein, Walter, nimm mir's nicht übel, ich bring's nicht übers Herz. Noch mal zurück ins alte Junggesellenleben, das soll man nicht tun; vielleicht findet man wieder Gefallen daran!"

"Ueberreden darf ich dich natürlich nicht. Da muß selbstredend jeder seinem eigenen Willen folgen."

"Doch! Ich gehe! Ich ertrage es nicht, wenn ich den ganzen Tag schwer gearbeitet habe, abends trübselig allein zu sitzen! Ich brauche da etwas! Warum ist Kitty auch nicht da! Es ist ihre eigene Schuld! Warum kann sie nicht zufrieden damit sein, mich abends zu haben und mich bei Tage meiner Kunst lassen! Wir gehen auf die Redoute!"

Mit finstern Gesicht suchte er nach seinem Frack. Aber der war nirgends zu finden, obgleich beide Freunde mit vereinten Kräften suchten.

"Aber wie ist das möglich? Jrgendwo muß er doch sein!"

"Natürlich," lachte der Bildhauer, "der Gedanke ans Leibhaus liegt mir fern, nachdem ich an deiner wohlbesetzten Tafel Sekt getrunken habe. Es gibt gar keine andere Erklärung, als daß deine kleine Frau den mitgenommen hat. Ein Wunder wäre das doch jedenfalls nicht. Ich traue ihr vollständig zu, daß sie sich noch einen kleinen Uff erlaubt, wenn sie ihren Mann verläßt."

Zum Scherz leuchtete er unter das Bett, stieß einen Laut der Ueberraschung aus, warf sich auf den Bauch und zog das große Kleiderbündel aus der Ecke hervor.

Sprachlos sahen sich die Freunde an. Dann rollten sie das Bündel auseinander. Zu ihrer großen Freude, aber nicht ohne Erstaunen, entdeckten sie den Frack zwischen den Kleidern.

Während Walter ihn vor sich hin hielt und prüfend sagte: "Na, du! Tadellos gebügelt ist er dadurch gerade nicht," war es Heinz, als ob er hinter sich ein Geräusch hörte. Doch ehe er sich umwenden konnte, schlangen sich zwei weiche Frauenarme um seinen Hals und eine flehende Stimme flüsterte:

"Geh' nicht fort, Heinz! Ich will ja alles tun, was du willst! Nur geh' nicht fort!"

Zur Unterhaltung.

Ein Herr kam unvermutet nach Hause. Als er in das Zimmer trat, fand er seinen Diener breit und bequem im Hautstuhl liegen. "Ich glaube gar," herrschte er den Diener an, "du meinst, du seist der Herr! Dumm genug wärist du dazu."

Ein junger Mann prahlte: "Ich bin in fünf Minuten eine halbe Meile geritten, können Sie dies auch, Herr Stallmeister?" — "Reiten kann ich's nicht," erwiderte der Gefragte, "aber lügen kann ich es auch."

Ein Chemann, der eine große Abneigung gegen die Chignons trug, bemerkte zu seiner damit versehenen Ehehälfte: "Wie kannst du nur die Haare einer anderen Person auf dem Kopfe tragen?" — "Aber bedenke doch," erwiderte die Gattin, "du trägst ja auch die Wolle eines anderen Schafes auf deinem Rücken."

Bei der Prüfung eines Schulamts-Kandidaten richtete der Examinator folgende Frage an denselben: "Wieviele Inseln liegen im Mitteländischen Meere und wie heißen sie?" — "Im Mitteländischen Meere liegen viele Inseln und ich heiße Müller," lautete die Antwort des Kandidaten.

Tiroler Marterl.

Hier liegt der Bote Michel,
Erfiel mit seinen Straxen,
Brach sich die beiden Haren;
Die wurden amputiert,
Das hat ihn sehr geniert,
Dann kam der Brand hinzu!
Gott schenk' ihm die ew'ge Ruh'!

L. v. Hörmann.

Schnadahüpfel.

Du flachsbaarets Dirndl,
Di hon i so aern,
Und i kunt weg'n dem Flachs
Slei a Spinnradl wer'n.

Fr. Kobl.

Alte Weisheit.

De Kehl
Kost't veel.

Norddeutscher Spruch.

Rässel-Ecke.

Rässel.

Das, was so manchen oft betrügt,
Das Licht uns gibt in diesem Leben,
Das wird, wenn man's zusammenfügt,
In Not uns sichere Hilfe geben.

Berierbild.



Wo ist der 2. Vagabund?

Rässel.

Bereint sind sie verlassen und allein;
Getrennt — will's wachsen, blühen und gedeihn.

Königszug.

e	e	W	n	e	g	t	i
ü	g	r	ä	a	f	h	e
h	f	e	n	b	r	e	i
w	e	o	f	a	W	r	b
r	r	S	t	r	f	e	b
f	s	i	e	e	h	i	e
e	n	a	g	r	b	n	a
t	r	e	n	w	ü	e	m

Homonym.

Zweierlei ist's und doch nur eins;
Einer gab Geld und hatte keins.
Palindrom.

- 1 2 3 3 4 5: Arme Leute, die hinter diejem stecken;
5 4 3 3 2 1: Scharf Gemüse, doch wie tut es schmecken.

Rässel.

Von Waffen ist's ein wicht'ger Teil,
Es wächst in Fluß und See;
Dem Alter dient's zu Stük' und Heil
Dem Knaben tut's oft weh.

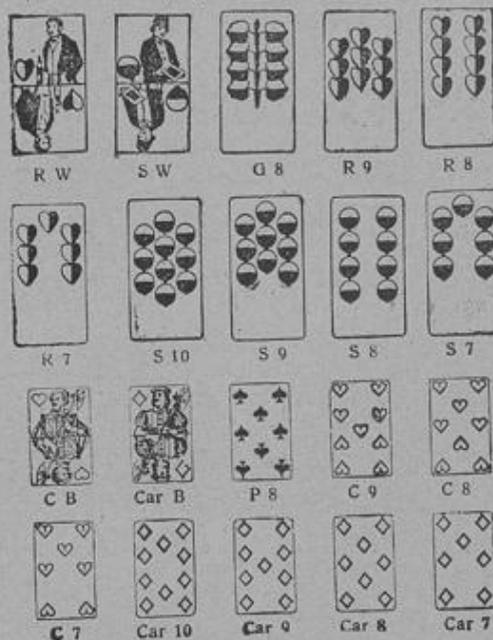
Anagramm.

- 1 2 3 2 4 Man ißt ihn gern und pflanzt ihn drum im Garten;
2 4 3 2 1 Man sieht ihn und studiert darin die Karten.

Skataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Hinterhand erhält folgende Karten:



Mittelhand reizt Vorhand bis Eichelhandspiel. Vorhand hat zwar 3 Däuser und 1 Zehn, wagt aber Großspiel nicht, das er auch sicher verloren hätte, und paßt daher. Hinterhand bietet offenes Null an, worauf Mittelhand paßt. Nach dem 6. Stiche verliert Hinterhand sein Spiel. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Skataufgabe:

- Vorhand: G D, K, 8 7, R D, 10, K, 9, 8, S 9.
Hinterhand: G W, E D, 9, 8, G 10, O, 9, S 10, O, 8.
1. R D, R W, G W — 15.
2. E D, G D, E 7 — 22.
3. E 8, G 7, E 10 + 10.
4. S D, S 8, S 9 + 11.
5. S K, S 10, R 10 — 24.

Rässel: Maßnahme.

Scharade: Trauermantel.

Anagramm: Flieh, Hilfe.

Rässelsprung:

Schmetterlinge sind die Lieder —
Dichter streut sie bunt und bunter,
Falter, Motten, lichte Schwärmer,
Dunkle Trauermäntel drunter.
Und sie flattern um die Herzen;
Was sie suchen, was sie sehnen,
Ist die Sonne deines Lächelns,
Ist der Tau von deinen Tränen.

Viktor Blüthgen.

Rässel: Trenlos.

Berierbild: Bild auf den Kopf stellen; Paul steht hinter dem Rücken des Bruders.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. S.



Nr. 14.

Sonntag, 2. April.

Jahrgang 1911.

Lene Tirten.

Novelle von Theo Lieferk.

(Nachdruck verboten.)

Man schrieb das Jahr 1870. Ich war damals zehn Jahre und einige Monate alt. Für mich und meine Schulkameraden roch es schon eine geraume Zeit nach Blut und Rauch. Daran war teilweise unser Lehrer schuld.

Der gute, alte Behrend! Er war ein Mann nach meinem Herzen und ein Patriot, nicht einer von denen, die nur Hurra schreien. Er hielt eine große Berliner Zeitung und teilte uns alles mit, was draußen Großes vor sich ging.

Gestern hatte er zu uns gesagt: „Jungens, seht euch diesen alten König an, mehr wie siebenzig Jahre ist er alt, und dem gönnen die vermaledeiten Franzosen seine Ruhe auf

den alten Tag nicht. Die Bluthunde zwingen ihn zum Kriege.“

Dann hatte er etwas gebrummt, was wir nicht ganz verstanden. Der Teufel kam aber darin vor. Unser alter Lehrer hatte darnach zum Königsbild an der Wand geschaut und sich die Augen gewischt, ehe er fortfuhr: „Jungens, wäret ihr zehn Jahre älter, ich zwanzig jünger und wir aus Eisen und Stahl!“ — „Ssm . . . m! fuhr der Behrend mit dem Rohrstock durch die Luft.“

Heute war er ganz weg, unser lieber, alter Lehrer. Sinnend mit starrem Auge stand er am Fenster. Wir sollten Religion haben. „Kinder!“ sagte er laut, aber tonlos, „seht von Hermann, dem Bestreiter Deutschlands, und dann von Blücher, dem Marschall Vorwärts . . . Es kommt, heut' oder morgen, es kommt!“ fügte er leise für sich hinzu und blieb am Fenster stehen. Unser Lehrer kannte etwas von



Zu heiß! Nach dem Gemälde von M. Lebling.

der Zukunft. Mehr wie einmal hatte er diesem oder jenem etwas vorhergesagt. Es war eingetroffen, wenn auch Behrend meist der ausführende Teil war.

Wir Jungens lasen nicht, überlegten vielmehr den Feldzugsplan für nachmittags. Auf einmal riß der Lehrer das Fenster auf. „Peter, Peter! was gibt es?“ schrie er. Wie ein Witz fuhren wir auf. Da stürmte der Brieftote atemlos vorbei. „Der Krieg ist erklärt!“ rief er, schwang seine Depesche hoch und trabte weiter.

„Unser alter König soll leben!“ schrie Behrend mit zitternder Stimme. „Hoch, hoch, hoch!“ brüllten wir begeistert aus tiefstem Herzen. Dann hielt der alte Mann uns eine Rede, die leider im Tumult verloren ging.

Wie das hinaus ging. Stürzen und Fliegen war nichts dagegen. Wir schrien, lärmten und rannten. Jedem armen Spätlein flog ein Stein nach. Er galt den Rothosen. Überall hagelten die seltsamsten Geschosse. Jetzt standen die größten Helden unter uns zusammen: der schwarze Heinrich, der rote Kaspar, der lange Andres und andere Führer mit klangvollen Namen.

„Wir laufen nach Haus, sagen, was los ist, und gehen

umschnalzte, behauptete meine Großmutter, er stamme von einem Kosaken aus dem Jahre 1815. Jedenfalls war er echt, alt und verrostet. Meine Ausrüstung schloß ein stülpstiefelhelm. Der war nicht ganz echt, aber täuschend ähnlich von meinem Oheim nachgemacht. Der Stopf entflammte einem heißen Filzhut ohne Rand. Vorne war ein kleiner, hinten ein langer Schirm aus einem alten Stiefelschafte angenäht. Das ganze war verfilbert und die Spitze aus bronziertem Holze, aber die Schuppenfette echt.

Mit kriegerischem Schritt polterte ich die Söllertreppe hinunter. Da saß meine Großmutter, schälte Kartoffeln und betete still. Ich gab ihr heimlich recht; denn für ausziehende Krieger soll man beten, wenn man alt ist. Meine Mutter war ganz blaß; sie weinte und seufzte. Ich schüttelte den Kopf und ärgerte mich, keine Heldennutter zu haben. Meiner heulenden Schwester gab ich einen gelinden Schupps, und sporenklirrend sauste ich den Sandbergen zu.

Von allen Ranten kamen die Krieger heran. Oben am Feldkreuz stand schon der schwarze Heinrich mit seiner roten Partei. Mindestens jeder dritte oder vierte Mann hatte eine rote Hose an. Es waren alte, rote Viberunterröde.



Zur Eröffnung der Rennsaison. Ein Sturz im Hürdenrennen. Die diesjährige Sportsaison in England wurde mit einer Steeplechase im Sandown Park eröffnet. Infolge des noch harten Geländes ereigneten sich mehrere schwere Stürze.

dann auf die Sandberge,“ begann der rote Kaspar. „Aber in Uniform!“ warf ich ein, als Kaspars Unterführer. „Ganz natürlich!“ sagte der, „und du, Heinrich, hast heute die rote Hosen-Partei.“ Der knirschte nur ein „Ja!“ Er mußte aber mit seiner Partei Franzosen spielen, weil Kaspar es befahl, und der der Stärkste war. Gegen den konnte keiner. Endlich war die Parole vergeben, jeder stürzte nach Haus.

Zu Hause stieß ich die Tür auf, mit ihr meine alte Großmutter um, riß meine kleine Schwester nieder, und fand erst Widerstand bei meiner Mutter, die mich verb mit dem Widel saßte und schüttelte.

„Was ist denn los?“ fuhr die mich an.

„Krieg ist, Krieg mit den Franzosen,“ brüllte ich mit Heldenstimme, „heute ist er erklärt, der alte Behrend sagte es, der Brieftote Peter hatte die Depesche.“

Ich war von meiner Mutter befreit und stürmte die Treppe herauf, mich in Uniform zu werfen. Meine Holzschuhe flogen aus. Dafür zog ich ein Paar alte Stulpstiefel von Lackleder an, welche mir mein Vater mit wirklichen Sporen versehen hatte. Von dem alten Säbel, den ich mir

Schneider Gottfried hatte sie mit ein oder zwei Nähten versehen, einen Keil herausgeschnitten, und die Hose paßte. Freilich soll manche Rothose den Boden ausgeklopft bekommen haben, weil der Schwester ein roter Unterrod fehlte.

Kaspar stellte die blaue Partei auf. Da gab es Infanteriehelme, echte und unechte, Mützen und Papierhüte. Keiner hatte eine echtere Ausrüstung wie ich. Aber der rote Kaspar war zu stark, und mithin war ich — Untergeneral.

Eine verstimmte Trompete ertönte, und auf einem umgestülpten Blechimer wurde getrommelt. Die Schlacht begann, die Geschosse flogen. Es durften nur Erdklumpen sein. Das aber gegen die Instruktion Steine kamen und gingen, empfand der, welcher ein Loch in den Kopf bekam, nur zu gut. Das Kriegsgeschrei war fürchterlich.

Endlich wurde man handgemein. Ich focht gegen den Feldherrn der roten Partei. Er schlug mir eine gewaltige Beule in den Helm und meinen Hut in Brand. Mein Kosakensäbel trieb den schwarzen Heinrich schließlich in die Flucht. Bald war Sieg auf allen Linien, und die rote Partei zog sich zurück.

Ich erstattete dem Kaspar Bericht. „Du blutest ja!“ sagte

der, und hob mir den Kürassierhelm ab. Auf der Stirn hatte ich eine Schramme. Daran war der schwarze Heinrich schuld, der mir den Hieb versetzt und mein Oberin, der den Vorderschirm mit Draht befestigt hatte. Im Trab begab ich mich zum Bache jenseits der Landstraße und schwor Nacht.

Als ich die Straße kreuzte, sah ich jemand mit einer Schiebkarre kommen, schwer beladen mit Streu aus dem Busch. Ich sah näher zu. Es war die Lene. Die mochte ich gut leiden, und ich mußte ihr die Nachricht von der Kriegserklärung brühwarm geben.

Lene Tirten war früher Magd bei uns gewesen und eigentlich eine Art Ziehmutter von mir. Sie hatte mir jeden Morgen die warme Milch in mein Becherchen gemolken und meine Fragen treulich beantwortet, wenn andere keine Zeit dazu hatten. Alle strafbaren Risse in meinem Hosensboden oder meinem Rock hatte sie kunstgerecht zugemacht. Wenn mir ein Red fehlte, durste ich vorübergehend an ihrem runden Arm turnen. Manchmal ritt ich auf ihren starken Schultern vom Felde nach Hause und rieb ihr dafür ihre rofigen Wangen noch rofiger. Süßlich war die Lene immer

lam, sprang ich auf, suchte mit meinem Kofafensäbel in der Luft und rief ihr entgegen: „Hurra! Lene, der Krieg ist erklärt.“

Lene blieb zuerst starr stehen, dann setzte sie die Schiebkarre mit Streu schwer nieder, ehe sie hervorstieg: „Was sagst du?“

„Der Krieg ist erklärt,“ antwortete ich wichtig, „morgen geht es los!“

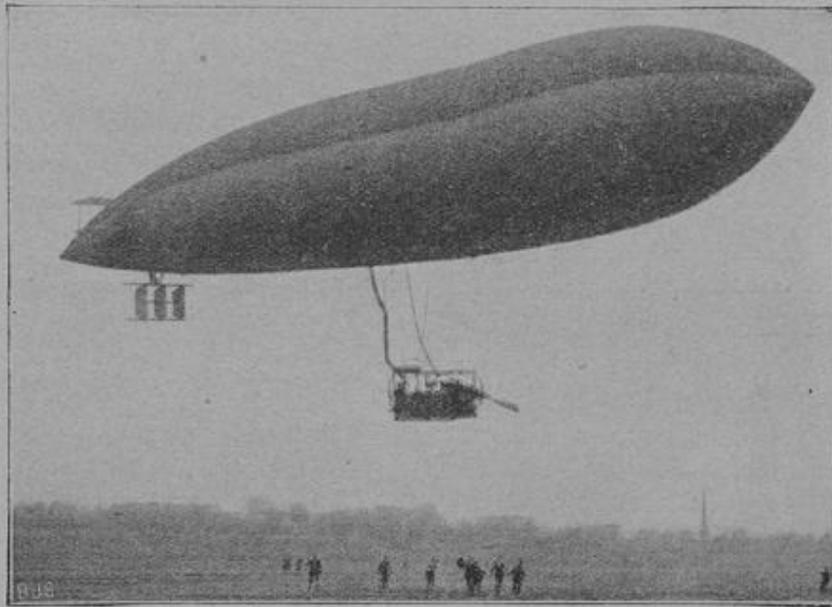
„Lügst du nicht, Fränzel?“ fragte Lene unsicher.

„Nein! Der alte Behrend hat es uns gesagt, und dem sagte es Peter, der Briefbote.“

Da setzte sich Lene auf den Schiebkarrenbaum, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Ich sah schwere Tropfen durch die Finger in den Staub fallen. Beinahe hätte ich mitgeweint, aber ich wußte ja nicht, warum die Lene weinte, und ich war in Uniform, da ging es doch nicht. Nach einer Weile sah die Lene auf; sie war ganz blaß.

„Was ist dir?“ fragte ich erstaunt.

„Nichts!“ seufzte Lene, „o, der Krieg, der Krieg!“ Damit hob sie die Schiebkarre, kam aber nicht vorwärts. Anscheinend war es ihr gar nicht wohl.



Das neue Luftschiff der spanischen Armee „Astra Torres“.

Der erste Lenkballon mit querliegenden Ballonetts.

In Jssu les Moulineur unternahm am 18. März der neue spanische Lenkballon seinen ersten Aufstieg. Das Luftschiff hat einen Rauminhalt von 1600 cbm, ist 45 m lang und besitzt einen Durchmesser von 10 m.

gewesen. Für eine Magd hatte sie eine merkwürdig weiße Haut. Ihr feingescheiteltes Haar glänzte wie Goldstaub auf schwarzem Grunde. Dunkel waren die Augen und schneeweiß ihre Zähne. Lachte sie, so hatte sie zwei reizende Grübchen; die hatte ich manchmal, als ich noch ganz klein war, mit einer Brotkruste tiefer zu bohren versucht.

Ich glaube, die meisten jungen Nachbarn kamen früher so oft in unser Haus des Abends, weil die Lene da war; denn jetzt kamen nur die alten Nachbarn noch. Lene machte sich aber aus keinem etwas. Aber da war der Matthes; ich glaube, den hatte sie gerne. Er hatte mit meinem Vater bei den Kürassieren gedient, war aber einige Jahre jünger wie der und kam häufig zu uns. Manchmal bestellte der Matthes mir etwas an die Lene, und die Lene an den Matthes. Es war zwar immer Gleichgültiges, bedeutete aber mehr.

Seit einem guten Jahre war Lene weg bei uns, weil ihr Vater gestorben war. Jetzt besorgte sie zu Hause alles; denn ihre Mutter tränkelte seit des Mannes Tod. Vier Morgen Land bearbeitete teilweise der Matthes, welcher jetzt Weiserthnecht beim Barthener war.

Ich saß auf einem Wegestein. Als die Lene ganz nahe

„Soll ich dir ziehen helfen?“ fragte ich in einem Anfluge von Mitleid.

„Dann mach das Seil von der Krone los!“ gab die Gefragte tonlos zurück.

Ich tat es und spannte mich in Uniform vor Lenens Schiebkarren. Es sah zwar für mich nicht gut aus, aber auch ein Krieger muß Barmherzigkeit üben, und ich hatte die Lene so gern.

Das erste Haus im Orte war der Bettgens-Hof. Der junge Bettgens stand an der Gartenhecke und grüßte lächelnd zu Lene herüber. Die tat, als sähe sie den Bauer nicht. Als er rief: „Morgen, schöne Lene, nun gibt's Abwechslung mit dem Krieg,“ gab diese schroff zurück: „So können Geldfische reden, die nicht mit müssen.“

„Sei nicht so, Lene,“ lachte Bettgens laut, „hier ist man ziemlich sicher vor Kugeln, und alle treffen auch nicht, und wenn...“ Der Bauer schnippte mit dem Finger und lachte ein gemeines Lachen, daß Lene das Blut ins Gesicht schoß und Tränen in die Augen kamen.

„Nur euch redet Gemeinheit,“ rief Lene erboßt, „laß mich damit.“ Bettgens lachte noch mehr. (Fortsetzung folgt.)

Abendlied.

Nun ruhen alle Wälder,
 Vieh, Menschen, Stadt' und Felder;
 Es schläft die ganze Welt:
 Ihr aber meine Sinnen,
 Auf, auf! ihr sollt beginnen,
 Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Der Tag ist nun vergangen,
 Die güld'nen Sterne prangen
 Am blauen Himmelsaal:
 Also werd' ich auch stehen,
 Wenn euch wird heißen gehen
 Mein Gott aus diesem Jammertal.

Nun gehi, ihr matten Glieder:
 Geht hin und legt euch nieder,
 Der Betten ihr begehrt!
 Es kommen Stund und Zeiten,
 Da man euch wird bereiten
 Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.
 Paul Gerhardt.

Sinnsprüche.

Ein anderes ist: auf etwas antworten.
 Ein anderes: etwas beantworten.
 Lessing.

*

Leg's dem Leben nicht zur Last,
 Müßst sein Werk dich blunder!
 Wenn du Märchenaugen hast,
 Ist die Welt voll Wunder.
 Viktor Blüthgen.



39 Mitglieder der Camorra vor Gericht
 in der italienischen Stadt Viterbo.
 Da die Behörden befürchten, daß die Angeklagten befreit werden
 könnten, werden sie besonders streng überwacht.



Ein Denkmal für Paul Gerhardt.
 Dem Liederdichter Paul Gerhardt ist in seiner Vater-
 stadt Gräfenhainichen, in der Provinz Sachsen, ein
 Denkmal gesetzt worden, das kürzlich enthüllt wurde.



Der Engel als Armenpfleger.
 Engelsstandbilder mit Sparkassen auf dem Schoß sind seit
 vielen Jahren in Hannover aufgestellt und werden von der
 Armenverwaltung zur Aufnahme von Almosen unterhalten.

Geld.

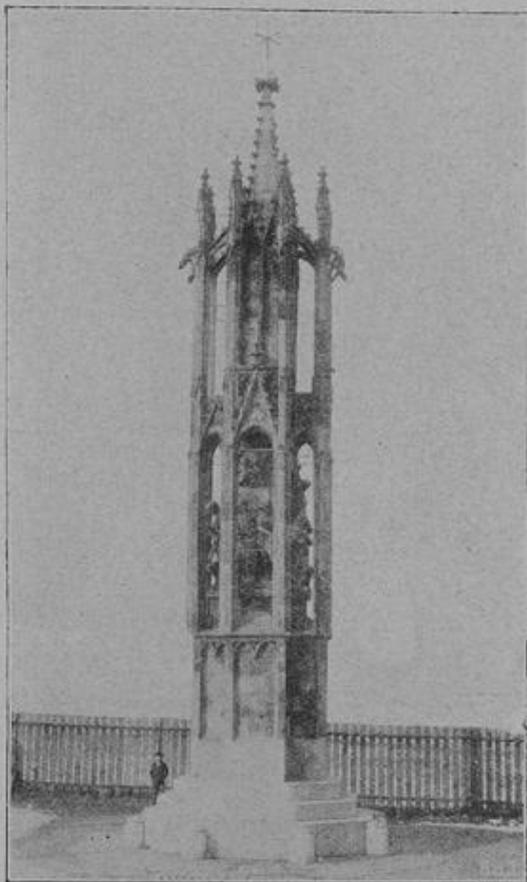
Skizze von Minna v. Heide.

(Nachdruck verboten.)

Langsam fuhr Peter Kamm mit einer großen Kuhre Torf auf Heide zu. Heide ist ein schmudses, sauberes Städtchen in Holstein, im Kreise Dithmarschen. Es ist viel Moorland in der Gegend. Kamm besah ein gutes Stück, nicht weit vom Dorfe Holm. Er hatte wieder ziemlich stark aufgeladen und schritt bedächtig neben seinem Gaul her. Ihm ging viel durch den Kopf. Zu Haus lag seine tote Mutter im Bett, und sie unter die Erde zu bringen, das würde wieder ein nettes Stück Geld kosten. Ueberhaupt paßte es ihm

storbener Mann anfragte, der ebensoviel aufzuweisen hatte wie sie, willigte sie ein, und die beiden schlossen auf die billigste Weise einen Ehebund. Dann kauften sie ein Stück Moorland und begannen zu arbeiten wie zwei Pferde.

Eine unliebsame Unterbrechung erfuhr ihre Tätigkeit, als Peter sich erlaubte, auf die Welt zu kommen. Dörte Kamm war gerade mit ihrem Mann im Moor, als er sich meldete, und sie machte sich ziemlich unwillig auf den Heimweg, um den kleinen Gast zu empfangen. Hergerichtet war nichts für ihn. Als er dann aber mit zwei lustigen, blauen Augen in die Welt schaute, machten die Alten gute Miene zum bösen Spiel, pöppelten den Jungen nebenbei mit auf und begannen auszurechnen, wann Peter mit ans Verdienen käme. Das war verhältnismäßig früh.



Die Spinnerin am Kreuz.

Zu der Nähe der Teufelsmühle, Wien, auf derselben Stelle, wo früher die Hinrichtungen stattfanden, erhebt sich eine Säule „Die Spinnerin am Kreuz“. Dieselbe wurde im Jahre 1451 errichtet. Es knüpfen sich an das Heiligenghäuschen verschiedene Sagen.



In schwindelnder Höhe.

Arbeiten an der Spitze des Kölner Dom-Turmes. Zur dauernden Instandhaltung des Kölner Domes werden von der Dom-Verwaltung ständig Arbeiter beschäftigt, und ist es erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit die Handwerker die Arbeiten selbst an den höchsten Spitzen des Turmes ausführen.

nicht, daß die Alte tot war. Jahrelang hatte er mit ihr zusammen gewirtschaftet und sie hatte sozusagen nichts gekostet. Ihre Nahrung hatte zur Hauptsache in schwarzem Brot und Speck bestanden, und den Kaffee konnte keine dünner kochen als sie. Auch verschliffen hatte sie kaum etwas. Sie trug selbstgesponnene Jacken und Röde, die steif waren wie ein Brett. Dabei hatte sie trotz ihres hohen Alters — sie war 82 Jahre alt geworden — ohne jede Hilfe gewirtschaftet.

Geheiratet hatte Frau Kamm erst mit 40 Jahren. Das schöne Geld, das sie sich so sauer verdient hatte, war ihr zu schade, um es auszugeben für Anschaffungen und was sonst mit dem Heiraten verbunden war. Erst als ihr ver-

Der Junge erwies sich ganz als der Sohn seiner Eltern und begann schon mit nach Pfennigen zu scharren, als die kleinen Fäuste kaum einen Spaten halten konnten. Und so blieb es. Jahraus, jahrein häuften die drei langsam Taler auf Taler. Ihr Dasein mußte ja geprüfet werden zu neuer Arbeit; aber auch gerade nur soviel ließen sie ihren Körpern zu gute kommen.

Ohne Sang und Klang ist Peter Kamm sen. in die Grube gefahren, und daß Dörte zu diesem Zweck eine schwarze Schürze erkand, hätte ihr Mann sich bei Lebzeiten sicher nicht träumen lassen. Mutter und Sohn wirtschafteten weiter und empfanden zu Anfang des Vaters Verlust bitter — er war eine tüchtige Arbeitskraft gewesen.

Run lag auch die Alte tot im Bette.
Peter nahm die Mütze ab und kraute sich hinterm Ohr. Dann griff er in die Tasche, an die blanke Talerstücke, die er eingesteckt hatte. Es ging ihm wirklich an die Nieren, daß er nun auch für die „Olsche“ so einen schwarzen Kasten

Es sollte ein neues Bahngelände gelegt werden, und es hieß, daß das Kammsche Land gestreift würde. Die Nachbarn hatten prophezeit, es wäre ein tüchtiges Stück Geld dabei zu verdienen. Das versetzte Mutter und Sohn in fieberhafte Aufregung. Und eines Tages war aus dieser



Erwartung.

mit heimbringen mußte. Der Dorfbewohner jensezte tief: Ja, ja, das Leben ist eine kostspielige Sache! —

Peter sah neben dem Sarg und grübelte über die Zukunft nach, und dabei fiel ihm der Tod der Alten wieder ein. Der war ganz merkwürdig gekommen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Hoffnung Gewißheit geworden. Aber das nicht allein — 200 blanke Taler mehr als sie gerechnet hatten, konnte Peter seiner Mutter auf den Tisch schütten. Ihr runzeliges Gesicht verzog sich zu einem freundigen Grinsen, als sie beide Hände danach ausstreckte. Und so blieb sie unbeweglich sitzen. Schließlich wurde es Peter unheimlich. Im Be-

griffe, das Geld wieder in den Beutel zu tun merkte er jetzt erst die Veränderung, die mit seiner Mutter vorgegangen war. „Se, Mutter!“ Peter schüttelte einen leblosen Körper. Frau Ramm blieb stumm.

Der Arzt stellte einen Herzschlag fest.

So war es gekommen, und weil nichts mehr daran zu ändern war, fand Peter sich sehr bald damit ab; nur über den eventuellen Kostenpunkt machte er sich Sorgen.

Bald nachdem Frau Ramm neben ihrem Manne auf dem Friedhofe zur Ruhe gebettet war, ging Peter auf Freierrufen. Niele Lanten hieß die Auserwählte. Sie war ein stark entwickeltes, kräftiges Mädchen, noch in den Dreißigern, und diente in der Nachbarschaft. Erspart hatte sie nicht viel; man hatte sie immer ausgenutzt. Sie war schwerfällig im Denken; aber sie machte dafür auch feinerlei Ansprüche und hatte Kräfte für Zwei.

Niele Lanten wußte das ihr zuteil gewordene, unverhoffte Glück im vollsten Maße zu schätzen und war in bezug auf Fleiß und Bereitwilligkeit kaum zu übertreffen.

Ein knappes Jahr später wagte sich ein neuer Ramm auf die Welt. Dieses Mal ein Mädchen. Aber daß Niele ihr Leben dafür lassen mußte, hatten die jungen Eheleute sicher nicht erwartet. Peter geriet denn auch bei dem Anblick des schreienden kleinen Balges beinahe in Wut — er hatte ihm eine Stütze genommen, wie er noch keine gekannt. Selbst seine Mutter hätte sich mit Niele nicht messen können. Und nun lag auch sie da und wollte mit all den üblichen Kosten beiseite geschafft sein.

Nichts auf der Welt hätte Peter bewegen können, eine zweite Frau zu nehmen. Er besorgte jetzt alles allein. Und sein Kind? Niele hieß die Kleine nach der Mutter. Ja, Niele wurde wie durch ein Wunder mit groß. Daß man Babys mit Milch und ganz weichlichen Speisen fütterte, davon hatte Peter natürlich keinen Verstand. Niele bekam eine Fulle Staffee, Braumbier, oder was Peter sonst gerade zur Verfügung hatte. Die Zähne biß die Kleine sich auf schwarzem Brot durch und wuchs ganz munter dabei heran. Uebrigens war Niele von der Mutter Schlag. Mit dem

kleinen Hirn schien es nicht zu stimmen und mit der Sprache wollte es auch nichts Rechtes werden. Im Anfang war letzteres zwar kein Wunder, denn Peter verschwendete kein überflüssiges Wort an sein Kind. Aber auch als sie draußen im Sande mit anderen Kindern spielte, brachte Niele es nur zu einem unverständlichen Lallen. Peter rührte das nicht sonderlich. Er für sein Teil zog sich immer mehr von den Menschen zurück und redete nur noch, wenn es unbedingt sein mußte.

An einem Winterabend — Niele war inzwischen schon zehn Jahre alt geworden — kam Peter ziemlich spät aus der Stadt nach Hause. Er hatte, um sich gegen den Frost zu wehren, Schnaps getrunken — Trinken war sonst nicht seine Gewohnheit — und hatte sich zu Haus dann bald ins Bett gelegt, um in einen schweren Schlaf zu fallen. — Die kleine Niele hatte ihm durch eine Spalte der Kuchentür zusehnd, wie er zuvor einen langen Strumpf aus dem Bettstroh hervorzog und klingende Geldstücke hineinfallen ließ. — Als die Kleine später des Vaters tiefe Atemzüge hörte, schlich sie langsam an sein Bett und zog behutjam den Strumpf hervor. Sie hatte sich die Stelle genau gemerkt. Mit vieler Mühe und blödsinnigem Lächeln schleppte sie den Strumpf zum Tisch, packte all die vielen blanken Stücke aus und ließ sie im Schale des erbärmlichen Oellämpchens schimmern. So spielte sie mit dem Gelde, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Mit ausgebreiteten Armen schlief sie über den toten Metallstücken ein. Und noch im Traume fingen die Händchen wieder an, sich zu bewegen und zu greifen und dabei fuhren sie gegen das Lämpchen. Das fiel auf die armseltige Decke, und eine schwache Flamme troch langsam und züngelnd über den sadenscheinigen Stoff

Ramm's Häuschen hand abseits vom Dorfe. Kein Mensch hatte die rote Zunge gespürt, die es über Nacht bis auf einen kleinen Trümmerhaufen weggeleckt hatte. Unversehrt fand man nur unter dem Schutt im Keller einen eisernen Kasten voll Gold- und Silbergeld.



Zur Unterhaltung.



Ein Vater, der zu Düsseldorf seinen Sohn besuchte, welcher sich zum Maler ausbilden wollte, wünschte auch Proben seiner erworbenen Kenntnisse zu sehen. Der Sohn zeigte verschiedene Oelgemälde, die er gefertigt hatte und die dem Vater auch nicht übel gefielen. Auf die Frage des Vaters, ob er nicht auch in Kreide gearbeitet habe, gab der Sohn zur Antwort: „O ja, aber diese Arbeiten mache ich im untern Stode.“ Er führte nun den Vater in diesen untern Stod; es war aber eine Bierstube, in welche sie eintraten. Inwendig in einem Schranke befand sich eine Tafel, auf welche des Herrn Sohnes spezifizierte Rechnung mit Kreide aufgeschrieben war und betrug dieselbe gerade 16 Mk. 18 Pfg. Der Vater kratzte zwar hinter den Ohren, doch zog er den Beutel und zahlte. „Aber,“ sagte er, „es ist mir doch lieber, du machst mehr in Del; deine Kreidemantel hat mir nicht gefallen.“

Eine Dame sagte zu einem über sechs Fuß langen, häßlichen jungen Mann beim Abschiede: „Bleiben Sie nicht so lange und kommen Sie hübsch wieder!“

Nach beendeter Fierschau in Goltstein hielt der Präsident folgende kurze, aber erbauliche Rede: „Meine Herren! Unsere Viehzucht hat europäischen Ruf; unsere Vorkahnen ritten schon mit Stolz im Turnier ihre Pferde; unsere Ochsen sind weltberühmt und die Schweinewirtschaft im Lande kennt jeder!“

Während des siebenjährigen Krieges erließ Maria Theresia ein Manifest an die deutschen Reichsstände und bat um eilende Reichshilfe. Der Seher fehlte, der Fehler ward nicht bemerkt und so erhielten die Fürsten das Gesuch um eilende Reichshilfe.

Einem Wirte wurde eine silberne Sachuhr aus einem Nebenzimmer gestohlen. Trotz aller Nachspürungen blieb der Täter unentdeckt und die Uhr verschwunden. Da kam ein witziger Nachbar zu dem Wirte und fragte: „Wißt Ihr, was

aus Eurer Uhr geworden ist?“ — „Nun,“ fragte der Wirt hastig und glaubte sie schon wieder in seinem Besitze. „Ein Waisenkind ist daraus geworden, denn sie wird von fremden Leuten aufgezogen.“

Ein Wisling sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft nicht gehen wollte: „Dem können nur zwei Menschen helfen: ein Jäger mit einem Vorschuß und ein Schuster mit einem Absatz.“

Ein Dorfschulze saß an der Tafel zwischen zwei jungen Leuten, welche ihn koppten. „Ich sehe wohl, meine Herren,“ sagte er, „daß Sie mich aufziehen, und ich will Ihnen einen richtigen Begriff von meinem Charakter geben. Ich bin weder ein Dummkopf, noch ein Narr, sondern ich besinde mich zwischen beiden.“

Zimmerleut' und Maurer,
Das sind die rechten Lauerer;
Zween Stunden tun sie priesen,
Zween Stunden tun sie niesien.

Inskrist eines Berliner Dachsteins vom Jahre 1708.



Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendlichen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man nur die echte

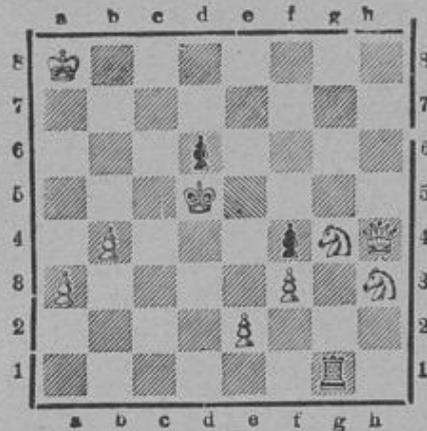
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Rätsel-Ecke.

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.

Scharade.

Man sitzt auf Eins, man singt Zwei-Drei,
Ob noch so viel vom Ganzen sei,
Und wenn man auch ein Krösus wär',
Man nähme gern Eins-Zwei-Drei mehr.

Bexierbild.



Wo ist der Uebeltäter?

Rätsel.

Die erste ist der Menschen Freude,
Die zweite dient zu ihrem Leide.
Die erste wird jedoch zerstört
Vom Ganzen, das sich davon nährt.

Königszug.

er	Mutt	dein	d	mat	Sei
die	sang	ie	Wie	Die	ist
er	ne	ge	nl	wo	dich
Her	weit	bern	wan	ger	man
in	ist's	gern	steht	en	ne
ob	auch	sie	un	er	schein

Rätsel.

Es ist ein Staat im Deutschen Reich
Und dient als Stütze auch zugleich.

Scherzrätsel.

PALRTOE LPGKURUB

Die Buchstaben in richtiger Reihenfolge ergeben ein wichtiges politisches Ereignis, das sich im Oktober 1910 vollzogen hat.

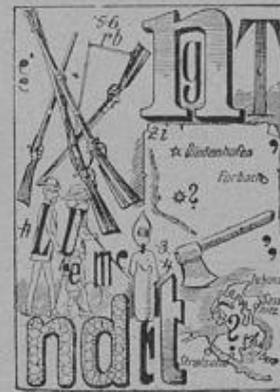
Jahreszahlen-Quadrat.

In einem Quadrat von 49 Feldern sind die Zahlen 249—297 so einzusetzen, daß die wagerechten und diagonalen Reihen jedesmal die Jahreszahl 1911 ergeben.

Rätsel.

Eng ist es mit dem Glück verbunden.
Der Kaufmann braucht's für seine Kunden,
Es macht ihn arm, es macht ihn reich.
Zu Lust und Arbeit dient's zugleich.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Rätsel: Schein.
Bexierbild: Bild nach rechts drehen; der Vagabund steht dann unterhalb der Baumkronen.
Rätsel: Einsommen, Ein Sonnen.
Königszug: Wäre Lügen so schwer als Steine tragen, Würde mancher lieber die Wahrheit sagen.
Homonym: Fersengeld.
Palindrom: Gitter, Kettig.
Rätsel: Rohr.
Anagramm: Salat, Atlas.
Skataufgabe:
Vorhand: E W, E D, 7, G 7, R D, 10, K, O, S D, O.
Mittelhand: G W, G D, 10, K, O, 9, E 10, K, O, 9.
Im Skat: S K, G 8.

1. S D, G D, S W.
2. S O, G K, S 10.
3. R D, G O, R W.
4. R K, G W, R 9.
5. R O, G 10, R 8.
6. R 10, G 9, R 7.
7. G 7, E K, G 8.

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 15.

Sonntag, 9. April.

Jahrgang 1911.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Sigena.

(Nachdruck verboten.)

Wer an spanische Verhältnisse den Maßstab des übrigen Europa anlegen wollte, wäre von vornherein auf dem Holzwege, und wer den spanischen Volkscharakter nach dem der meisten Kulturnationen unseres Erdteils bemessen würde, täte diesem schönen Volke in tiefster Seele unrecht.

Eine riesige Intelligenzlosigkeit und ein ethischer Tiefstand sondergleichen sind die beiden Hauptpunkte, welche den intelligenten Kulturträger speziell der Nation der Denker mit Spanien in ständigen Konflikt zu bringen scheinen. Wer freilich meint, den moralischen Hochstand eines Volkes lediglich an der nichtsjagenden Stala der unehelichen Geburten abmessen zu sollen, der mag das tun, ein Beweis von Intelligenz ist es nicht. Das ist aber Tatsache: Keiner ein-

zigen Stadt Spaniens kann man das tiefbeschämende Moralzeugnis ausstellen, was vor kurz einem Jahre ein Statistiker aus dem Jesuitenorden einer Großstadt des deutschen Westens an der Hand völlig einwandfreier Belege ausstellte. Man lehre doch ruhig vor der eigenen unfaubern Tür, man tut besser daran.

Wie gestaltet sich alles ganz anders, wenn man Spanien und sein Volk als afrikanisch durch und durch ansieht. Aufbau des Landes und Pflanzenwuchs, Lebensgewohnheiten und Speisen, Sonne und Himmel, alles weist auf das nur durch die fast zwei Stunden breite Gibraltarstraße geschiedene Afrika hin.

Wie sind über die zauberhaft schöne Bai von Valencia die Völker hingebraut, wie haben Römer und Goten zur Zeit Christi für und gegen diesen Paradiesessack gestanden, aber trotz alledem, nur was von Afrika herüberkam, was die stolzen Maurenherrscher an Lebensgewohnheiten und Anschauungen brachten, was sie dem Volke gaben an stolzem



Vom Dorf zur Großstadt: Die Kaiserstraße in Hamborn.
Hamborn in Rheinland erhielt am 1. April Stadtrechte. Das „Dorf“ zählte etwa 110 000 Einwohner; es dürfte wohl das größte der Welt gewesen sein.

Hochheitsstimm und feinfühndem Verständnis für alles künstlerisch Schöne und Anziehende, das wurde Gemeingut. Und wer heutz noch in den Morgenstunden auf dem weiten mercada oder auf der breiten Alameda, jenseits des trüb schleichenden Guadalquivir, die echt afrikanischen Typen sieht Grazie und läppige Schönheit, nichts kalt Nordisches, nichts, was an unsere mit Recht an allen Ecken und Enden verachtete deutsche Brüderie erinnert, wer dies träumend liebe Lachen hört und die entzückend schönen Kindergesichter schaut, denen deutsche Schulmeisterkunst nicht den Stempel der Langweile und Müdigkeit in dumpfen Schulräumen aufgedrückt hat, der möchte Spanien und sein Volk beneiden.

Es ist ein gluthelber Augusttag. Valencia schläft, getarnt in blendend weißes Sonnenlicht. Die engen Straßen um die Kathedrale herum liegen in Todeschweigen.

Wenn an der Südostküste Spaniens die Hitze vierzig und mehr Grade erreicht, wenn hin und wieder in den ersten Nachmittagsstunden Windstöße wie aus einem weißglühenden Glasofen hervorhauchen, dann ruht alles. Die Lohn-tutcher schieben Wagen und Maultier in die katakomben-

neigen und in tiefer Demut ihr Allah kebir, Gott ist groß, murmeln.

Durch die Alabasterischeiben fällt milchblaues Licht in die 97 Meter lange Kathedrale. Hier und dort in halbdunkeln Gewölbe- und Pfeilernischen ein spanisches Weib; aus der Kopfmantilla leuchten in gelbweißem Teint zwei Glugaugen. Bomben in purpurroter Gappa schlurfen über den Marmorboden, und gegen die Riesenbronzeandelaber zu beiden Seiten des Priesterchores gelehnt hocken monagnillos, Chorknaben, und — schlafen, schlafen wie die Jünger im Garten auf den Bildern der alten italienischen Schule.

Droben, in der capilla mayor, dem Hauptchor, ein Presbyterium von stolzer Heppigkeit. Gold, braun und zinnoberfarben leuchten die Florentiner Flügelüren des Hochaltars ins Dämmerlicht der weiten Hallen hinab. In den achtziger Jahren wütete in diesem Kathedralteil ein Brand, aber auch, was übrig blieb, erzählt dir genug von der Prachtliebe und dem Kunstgeschmack des ersten Erzbischofs von Valencia, Rodrigo Borja, dem späteren Papst Alexander VI. Was auch immer seine großen Fehler gewesen —



Das Berliner Sechstagerrennen 1911.

Der Start. X Der Sieger Ritt.

Zum ersten Male wurde in diesem Jahre das Berliner Sechstagerrennen im neuen Sportpalast ausgefahren. Es fand lebhaftes Interesse beim Publikum. Siegerin im Rennen ist die deutsch-holländische Mannschaft Ritt-Stof.

artigen Gänge der Straßen, die Bettler ziehen sich in die dunkeln Gewölbe der Kirchen zurück, und der guardia municipal, der Schutzmann, in weißblaugestreiftes Leinen gehüllt, hängt seinen langen Säbel an das nächste Gitter, zieht seine Handschuhe und kurzen Strümpfe aus, und läßt sich das Kristallwasser eines Straßenbrunnens über Schenkel und Hüfte sprudeln.

Auch du meidest die sengende Sonne, schleichst unter den Platanen und Palmen hin und schlüpfst durch die skulpturreiche puerta de los Apóstolos ins linke Querschiff der Kathedrale.

Kühler weht ein Hauch verschollener Jahrhunderte dir entgegen. Wo du stehst, ragte vor einem Jahrtausend ein Tempel der Diana in die stahlblaue Luft empor; dann trat eine christliche Kirche an die Stelle, und als der Halbmond blut- und siegestrunken über der iberischen Halbinsel aufging, bauten die Mauren hier eine Moschee, und das Bismillah, Gott sei gelobt, das der Muecin, der Turmrufser, dreimal am Tage von der Galerie ins lachende Palmenland hinausrief, ließ die Turbantöpfe sich in den Staub nieder-

wer will den wahren Gehalt an Schuld im Menschenbergen abmessen — ein prunkliebender Prinz war er doch. Valencia und Rom zeugen davon auf Schritt und Tritt.

Du stehst noch versunken in die weltfremde Pracht und läßt Farben und Duft, Dämmerung und Licht, auf dich wirken. Jemand taucht aus einer Seitengalerie auf. Ein Mann mit braunglattem Gesicht, weißen Pantoffeln und goldenen Ohrringen. „Senor, die Aussicht droben vom Miguelete ist heute zauberhaft schön und um 6 läutet die oración.“ Der Alte ist Glöckner auf dem Kathedralturm von Valencia, die oración schlechtthin nennt man in Spanien den Angelus, und in Valencia hat er eine besondere Bedeutung. Du folgst dem Greis ins linke Seitenschiff und steigst auf steiler Wendeltreppe 207 Stufen empor. Auf der Plattform des achtgedigen Turmes ein kleiner Aufbau, und im Eisengerüst frei unter dem wolkenlosen Himmel, wie die Kirchenglocken Spaniens überhaupt, die am Michaelstag getaufte Wasserglocke, die campana de la huerta, die vom Dreiklang des Aves am Abend beginnend, die Nacht hindurch bis Tagesanbruch von Zeit zu Zeit geläutet wird und das Doff-

nen und Schließen der Bewässerungskanäle weit hin draußen in den leuchtenden Palmengärten regelt. Der Alte hat einen schweren Dienst, aber die Nacht hier oben unter diesem südlichen Himmelsdom, an dem die Weltkörper wie Diamantensplitter funkeln, muß von überweltlichem Zauber sein. Die Aussicht über das valencianische Paradies entzückt schon den Cid, den Sidi oder Said der Araber, den tapferen, aber auch treulosen und grausamen Soldnerführer aus Burgoz, der sich als Nationalheld und campeador, nachdem er die Stadt dem Halbmond entrissen, zum Herrscher über Valencia aufschwang.

Zu deinen Füßen ein Gewirr enger Gassen. Keine Stadt Spaniens mit Ausnahme vielleicht von Alicante macht einen so völlig orientalischen Eindruck wie Valencia. Blaue, goldene und weiße Emaillenkuppeln von Kirchen und Palästen steigen aus den Straßenlinien auf, die wie tiefe Gräben spinneartig sich drunten ausbreiten. Ueber den flachgedeckten Häusern mit ihren arabischen Aussichtstürmchen ragen hier und dort schlank Dattelpalmen empor, immer mehr, je näher dem Stadtrand, bis draußen in der sonnendurch-

Schmetterlinge wedeln die Fächer auf und nieder. Es ist ein liebreizendes Durcheinanderflattern, ein Kofettieren ohne Aufdringlichkeit, ein Abelsgang und eine Hobeit der Bewegungen, die Stauern erregen. Wie platt und langweilig sind Haltung, Handbewegung und Gang selbst unserer besseren Damenwelt gegenüber dem Auftreten der Zigarrenarbeiterinnen aus der großen Tabakfabrik an der gloria. Viertausend sind hier beschäftigt, und wenn am Abend die Palmen, Krautarien, Cedern und Pinien ihre zitternden Schatten aus den Königsgärten in die hohen, sauberen Arbeitssäle werfen, wenn die ewigen Rosen Valencias am Abend süßer duften, dann schmückt sich die schöne cigarrera Tag für Tag. Gott gab ihr das lachschwarze Haar, gab ihr glühfunktende Kohlenaugen, Wangen, Hals und Hände wie Marmor und eine wahrhaft königliche Gestalt. Und die Natur gab und gibt ihr immer dunkelglühende Rosen und bezaubernd duftenden Flieder, womit sie ihr Haar schmückt.

An den Verkaufständen schnuppert man Aprikosen und Mandeln, Kirichen und Erdbeeren, Süßzitronen, Pfirsiche



Ein telegraphischer Schachwettkampf Wien-Berlin.
Der Turniersaal in Wien.

Zwischen der Berliner Schachgesellschaft und dem Wiener Schachklub fand dieser Tage ein telegraphischer Schachwettkampf statt. Die beiden Turniersäle waren durch direkte Leitungen verbunden. Das Resultat war unentschieden, 4 Punkte gegen 4 Punkte.

glühenden, heißlachenden huerta Stamm an Stamm sich reiht mit dem golden schimmernden Rotbraun der Kastanien mit den tiefgrünen, lachartig leuchtenden Wedeln und den süßduftenden schwefelgelben Blütenkolben. Und weiter draußen kupferrote verbrannte Felsenberge, über denen die Südländerglut zittert und — dir zur Seite, auf einer steinernen Turmbau der Alte, der mit dem geröteten Gesicht in der vollen Sonne eingeschlummert ist.

Du legst ihm einige Kupferstücke aufs Knie, wirfst noch einen Dankesblick auf dieses Stück Himmel da draußen und steigst die Turmtreppe hinab.

Unten vor dem Aposfelor der Kathedrale, an der plaza de la Constitucion ein seltsames Straßenbild. Bauern aus der Umgegend mit rotgebrannten Gesichtern, orientalische bunten Hemden und Leibbinden sitzen in Gruppen. Still und stumm schauen diese erznen Gestalten in das Gewühl des Abends.

In leuchtendes Sonnengold gebadet liegt der weite Platz da. Die Valencianerin schmückt sich am Abend und läßt ihre Reize spielen. Wie ein Faltertanz buntschillernder

und Melonen und die herrliche goldenrote naranja. Granatäpfel in Alfesineneis gibt's an andern Stellen, Ziegenmilch und Backwerk und — das Lieblingsgetränk jedes Spaniers, chocolate mit bizcochos, die die spanische Mutter ihrem Jungen kocht, ehe er zur Klosterschule geht, um die der Bettler an den Kirchthüren bittet, wie man bei uns um ein Stück Brot fleht, und die der senor cura, der Pfarrer, schlürft, wenn er seine misa am Morgen gelesen hat.

Röter und feurriger strahlt die niedergehende Sonne, süßer und üppiger wogen seltsame Gerüche durch die bezaubernd milde Luft.

Nun ein silberner, lang ausklingender Glockenton, ernst, ruhig und doch froh stimmend. Das ist der Alte droben auf dem Miguelete. Alles und alle auf dem weiten, wogenden Platz werden ruhig. Es geht wie eine augenblickliche Sammlung durch die Menge. Die Kutscher halten Fagen und Maulesel an, ziehen ihre Turbantücher von den tahlgeschorenen Schädeln und murmeln die oracion. Selbst in den Läden macht die Verkäuferin für einen Augenblick halt, und die Waidame, die im Café ihren Sorbet schlürft

und landierte Rüsse knabbert, läßt den Fächer ruhen und rezitiert ihre Aves. Und nun erheben sich groß und würdevoll die auf den Bordsteinen, Körben und Apfelsinentisten sitzenden Mauern. Langsam gießen sie den Tabak aus den Lederbenteln in die Hand, langsam drehen sie ihre papéles, ihre starken Papierzigarren, werfen langsam ihre bufandas, ihre kumfarierten, groben Halstücher wie eine Toga um Nacken und Schultern und schreiten langsam, wie römische Patrizier, vor den Migueleturm, wo droben noch die letzten Silberflänge der Wasserglocke leise in die goldensimmernde Abendluft hinausjittern.

Das ist der Tribunal de Aguas, das Wassergericht, das seit den Tagen der Mauren in alter Einfachheit gehalten wird. Die Mitglieder des Tribunals sind Mauern. Sie wählen aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden, den Regidor de Justicia. Das Verfahren ist stets mündlich und kostenfrei. Einer der Mauern ist Gerichtsdienner. Er ruft die streitenden Parteien auf. Sie treten vor den regidor, und sowohl sie wie die Zeugen werden sofort verhört. In Gegenwart des Publikums tritt der Gerichtshof dann in Beratung und verkündet den Beschluß. Wehe dem, der sich nicht fügt: er wird vom Kanalwasser abgeschnitten, er erhält das nicht, ohne was ihm seine Datteln und Bananen zu Pulver verbrennen müssen.

Es ist sicher, das Kapital christlicher Grundformen, das im spanischen Boden lag, war gewaltig groß, und das wildfremde, arabische Element, welches hier mit dem Anfang des achten Jahrhunderts eindrang und nun im größten und schönsten Teile Spaniens auf dem eigentlichen Ackerfelde seiner Kultur herrschend ward, ist eigene Wege gegangen und hat Stannenswertes geleistet auf allen Gebieten. Und wenn auch durch den Kampf von Jahrhunderten das maurische Element, von der Niesenschlacht von Tours angefangen bis zu den Tagen, da im 13. Jahrhundert der Reihe nach Córdoba, Sevilla und Granada fielen, verdrängt, zerrissen und verjagt wurde, der Einfluß auf das natürliche Volksempfinden, der selbständige Freiheitsdrang der Wüstenjöhne ist auch heute noch nach einem Jahrtausend für den sichtbar, der Spanien mit ehrlich offenen Augen durchwandert.



Die diesjährige Marktallen-Königin von Paris, die schönste der Marktallen-Verkäuferinnen, nach der Vorstellung beim Präsidenten der Republik zu Mittfasten.

Sinnprüche.

Nur die Sache ist verloren, die man aufgibt.
Lessing.

Bohtaten lassen sich nicht aufzwingen.
Sprichwort.

Arbeit und Sparen macht reiche Knechte.
Kölnhagen.

Blaue Augen —
Himmelsaugen,
Braune Augen —
Liebesaugen,
Schwarze Augen —
Diebesaugen,
Graue Augen —
Katzengaugen.
Sprichwörtlich.

Das Wasser rinnt ins Meer zurück,
Doch kehrt zurück kein Augenblick!
Inscription an einer Schmiede im Staufertal.

Ein wichtiger Einfall wirkt besser als ein hitziger Ausfall.
Flieg. Blätter.

Mancher wollte Maler werden,
Und bracht es nur zum Pinsel auf Erden.
Sprichwort.

Unsere männlichsten Gedanken,
Oft zerstörte sie — ein Weib.
Herder, der Eid.



Empfang des deutschen Kaiserpaars auf dem Wiener Nordbahnhof. Auf Einladung des Kaisers Franz Joseph berührte das deutsche Kaiserpaar gelegentlich seiner Reise nach Korsu auch Wien. Der greise Kaiser begrüßte seinen Bundesgenossen, in dessen Begleitung sich die Kaiserin, Prinz Joachim und Prinzessin Viktoria Luise befanden, auf dem Bahnhof aufs herzlichste. Links: der deutsche Kaiser im Gespräch mit der Herzogin von Sibirien. Rechts: Kaiser Franz Joseph begrüßt die deutsche Kaiserin.

Lene Tírten.

Novelle von Theo Dieferich.

(Nachdruck verboten.)

„Soll ich ihm einen Stein an den Kopf werfen?“ fragte ich Lene; denn ich konnte Bettgens nicht leiden. Der gönnte

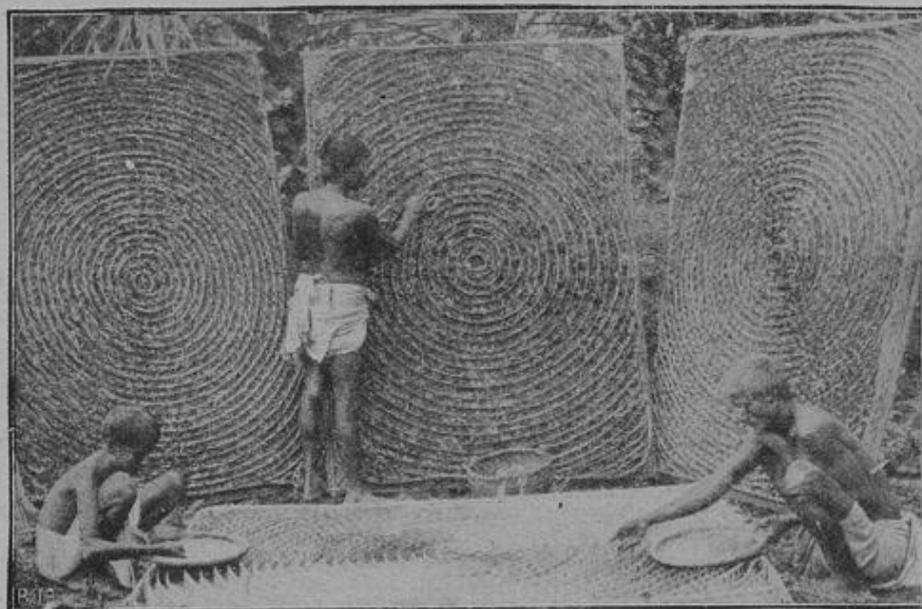
„Das ist ja um!“ wandte ich ein. Als Lene aber darauf bestand, zog ich bergan.

Wir kamen bis zu Wegemanns Haus. Hier wohnten der alte Dorez und seine Mariche, Matthes Eltern. Dorez versah den Gemeindedienst, und Mariche spann fast den ganzen Tag, wenn sie nicht sonst im Hause arbeitete. Bei ihr holten wir uns Flachs, wenn wir für Fasnacht einen Bart

Die Seidenraupenzucht in Indien.



Die Seide fertig zum Versand.



Das Ausfortieren der Cocons.

einem keine Kirsche und keine Stachelbeere; er ließ die Früchte lieber faulen. Da war der alte Bettgens anders gewesen. Von dem bekamen wir Jungens unsern Teil. „Laß den bredigen Menschen!“ gab Lene zurück. „Hilf mir hier den Berg hinauf.“

nötig hatten. Vor dem Hause hielt Lene, als auch Mariche schon das Fenster öffnete.

„Morgen, Lenchen, bist du schon aus dem Busch heim?“ fragte Mariche. „Gott, Kind, du siehst so schlecht aus, ist dir etwas?“

„Mutter, es gibt Krieg, er ist erklärt!“ schluchzte die Ge-
fragte auf.

Die alte Frau ließ den Kochlöffel fallen, so sehr zitterte
sie: „O Gott, Krieg, Krieg, unser Matthes, unser Matthes!“
Weinen ersetzte ihre Stimme.

Lene sah schon wieder auf dem Schiefbarrenbaum und
schluchzte mit.

Da hatte ich genug. Ich lief quer über eine Wiese nach
Hause. Es gab für mich keine Heldenmütter und keine Hel-
denmädchen mehr.

Zu Hause legte ich meine Uniform still unter dem Tore
ab, sie drückte mich mit einemale. Ich schlich mich in die
Küche: meine Großmutter seufzte und bewegte die Lippen,
meine Mutter weinte noch immer.

Ich schlüpfte in die Wohnstube. Da stand mein Vater an
dem großen Schranke. Neben ihm lag ein Paar große
Reiterstiefel und auf dem Tische ein Heftchen offen. Ich
schaute hinein. Da stand auf hellrotem Papier: „Kriegs-
Beorderung. Der Kürassier-Gefreite d. L. Franz Froerh,
wohnhaft zu Dingen, hat sich sofort nach Bekanntmachung
einer Kriegs-Erklärung beim 8. Kürassierregiment Köln-
Denny zu stellen.“

Das galt meinem Vater, und nun weinte ich Helde-
nabe auch. Mein Vater sagte nichts, er strich mir nur ein-
mal ganz sanft über den Kopf; ich glaube noch heute, daß
eine Träne in seinem Auge stand. Und das geschah selten.

Dann schlich ich durch die Küche zum Hofe. Unseren bun-
ten Bahn, mit dem ich sonst auf Kriegsfuß stand, ließ ich
ungehorsam. Stern, unserer besten Kuh, strich ich einige-
male über den Leib. Das Tier schaute mich ruhig an und
brummte ganz behaglich. Es kannte ja nichts von Krieg
und Frieden. Vom Kuhstalle trieb es mich zum Holzschup-
pen, wo ich zerkleinertes Holz noch kleiner machte. Und erst
mittags! Erbjesuppe war nie mein Leibgericht, wohl das
meines Vaters. Aber selbst der — ich beobachtete es ganz
genau — brachte mir einen Teller voll herunter. Meiner
Mutter tropften Tränen in die Suppe. Wie konnte ich da
essen!

Und trübselig verlief der Nachmittag. Das Kriegsspielen
machte mir trotz meiner vorzüglichen Ausrüstung keinen
Spaß mehr. Großmütig entband mich der rote Kaspar vom
Unterkommando. Ich brauchte nur das trockene Gras anzu-
zünden, damit es mehr nach Krieg aussah und roch. Da
konnte ich in die Blut stieren. Ab und zu zischte es leise,
meine Tränen wurden vom Feuer verzehrt.
Am Abend ging ich gern zu Bett, was sonst selten der
Fall war. Ich weinte mich in den Schlaf . . .

Es war eine pechschwarze Nacht. Das ganze Kürassier-
regiment ritt fast lautlos durch den feinen pridelnden Re-
gen, vorn im Zuge mein Vater und Matthes, beide auf
mächtigen schwarzen Pferden. Eintönig und einsüßig rit-
ten alle wie schwarze, gespenstliche Schatten. In der Ferne
leuchtete etwas, dann ein unbestimmter Ton wie ein Schuß.
Keiner hörte darauf. Jetzt ging es in rascher Gangart über
weichtes Feld. Ein Schuß! noch einer! dann Stille. Einen
Augenblick hielten die Kürassiere. Die Ballasche flogen
aus der Scheide, und es brauste so vorwärts. Ich sah hin-
ter meinem Vater auf dem Kappen. Matthes stürmte ne-
ben uns her. Ein Knattern erfüllte die Luft; es prasselten
die Kugeln auf meines Vaters Kürass. Dann . . . mähte
sein Ballasch Menschenköpfe, und der Matthes auch. Plötz-
lich fand drüben im Feuerchein die Lene. Ein Kürassier
schlug ihr den Kopf durch . . .

„Lene, Lene!“ wollte ich schreien, konnte es aber nicht.

Ich riß die Augen auf, und — meine Mutter stand an
meinem Bette. Sie hatte schon geweint, ich sah es ihr an.
Im Augenblick freute ich mich aber doch, daß ich nur ge-
träumt hatte. „Sieh' auf, Junge, es ist Zeit, du willst ja
mit dem Vater zur Bahn gehen.“ sagte meine Mutter.

Als ich nach wenigen Minuten herunter kam, waren alle
schon in der großen Stube. Meine Mutter widelte Butter-
brote in Papier, während die Großmutter den Kopf fort-
während schüttelte und die Augen wischte. Der Onkel
packte die großen Reiterstiefel ein, die ich tragen sollte. Kei-
nem schmeckte heute der Kaffee.

Dann . . . auf der Treppe stand mein Vater und um-
faßte meine Mutter, die laut aufschluchzte.

„Sei doch still, Mädchen!“ sagte er mit dem weichsten
Tone seiner tiefen Stimme, „es kann ja alles nichts nützen,
und, so Gott will, komme ich gesund wieder. 1866 hat es
auch gut gegangen. Du darfst dich nicht so aufregen, weißt
ja . . .“ Auf den Mund und die Stirn küßte der Vater
die Mutter. „Adieu, Sophie!“ Er wandte sich, aber auf

den blauen Treppenstein fielen schwere Tropfen. Und der
Himmel war ganz wolkenlos, morgenblau.

Die Dorfstraße lag so still da. Nichts regte sich. Kaum
waren wir hundert Schritte weg, so öffnete sich ein Fen-
ster. Ein ungewaschener Kopf erschien, eine Nachthaube.
„Adieu Franz, Gott gib, daß du wiederkommst. Adieu
Franz, die arme Sophie!“ Es waren der Nachbar und
seine Annelene, die meinem Vater Lebewohl zuriefen.
Wohl zwanzig-, dreißigmal wiederholte sich daselbe. Ich
wußte nicht, warum die Leute meinen Vater auf einmal
alle so gern hatten. Sogar Dossie, des Nachbars Hund,
kam uns nachgerannt, sprang an meinem Vater in die Höhe
und lief wieder heim.

Vor dem Dorfe stand ein altes, großes Steinkreuz. Dort
kniete Lene und neben ihr der alte Doreß. Matthes stand
in seiner vollen Größe hinter beiden. Eben ging purpurrot
die Sonne auf und übergieß die Welt mit Gold und Blut.
Der Vater, mein Oheim und ich traten zu den Betenden.
Andächtig war ich nicht; immer sah ich zu dem dicken En-
gelgesicht aus Stein, dessen Mund von uns Kindern im
Laufe der Zeit glatt und dunkel geküßt worden war. Nach
wenigen Minuten ging es den Feldweg nach zur Kreis-
stadt, der Bahnstation.

Es war so sonntäglich im Felde. Rings ruhte noch alles,
kein Deggelschlag, kein Sichelrauschen. Der goldene Weizen
wiegte die schweren Lehren im Morgenwehen. Noch ein,
zwei Tage, und sie sanken unter dem Sichelstrich. Ich sah
zu meinem Vater und Matthes auf; zwischen beiden schritt
Lene.

„Ihr bleibt treu beinander, dann ist die Gefahr nicht so
schlimm, und muß . . . einer . . . sterben, so stirbt er nicht
. . . allein, und . . .“ Lene sprach nicht weiter.

„Du hast recht, Lene,“ sagte mein Vater, „vielleicht kom-
men wir beide in eine Eskadron, Matthes und ich werden
miteinander halten, und ein Duzend Franzosen fürchten
wir nicht.“

Ein Duzend Franzosen! „Wie Kornhalme stehen die
Feinde da, aber gemäht werden sie auch so,“ hatte der alte
Behrend im Franzosengrimme gesagt. Ich schaute noch-
mals in das wogende Weizenmeer. Mich grüßte.

Bald gingen Lene und Matthes zuletzt. Mein Vater, der
Oheim und der alte Doreß eröffneten einen langen Krieg
mit Worten, mir blieb nur übrig zwischen beiden Parteien
zu traben und zu schwitzen; denn die beiden Reiterstiefel
waren höllisch schwer. Umschauen mußte ich doch und sah,
wie Lene und Matthes ab und zu stehen blieben und sich
küßten. Was sie sich sagten, konnte ich wirklich nicht ver-
stehen.

Aber das Schwerste kam noch: der Abschied. Auf dem
Bahnsteig gab es an dem Morgen nur ausziehende Krie-
ger und Anverwandte, die sie begleitet hatten. Der Zug
war gemeldet. Fast kein Wort hörte man mehr sprechen,
Schluchzen, Flüßern und wieder Schluchzen. Unten am
Waldchen kam der Zug heraus.

„Matthes, mein Matthes!“ schrie da Lene plötzlich auf,
und schluchzend hing das starke Mädchen an ihres Liebsten
Halse.

Der strich Lene über das schwarze Haar mit dem Gold-
schimmer — das Kopfstück war ihr in den Nacken gesunken
— und küßte sie, unbekümmert um alle Menschen.

„Still, Lene, Lenchen sei still!“ tröstete Matthes mit un-
sicherer Stimme, „so Gott will, komme ich wieder . . . und
wenn nicht . . .!“

„Matthes!“ Nur ein Schrei war's.

„So bist du, wenn ich falle, mein letzter Gedanke,“ sagte
Matthes.

„Und kommst du nicht wieder, so bleib' ich dir treu, nur
dir, mein Lieber, liebster Matthes!“ gelobte Lene.

Der Zug polterte heran und hielt. Mein Vater machte
mir ein Kreuz an die Stirn und küßte mich, meines Wis-
sens, zum ersten Male im Leben. Dann gab er allen die
Hand und stieg ein. Matthes küßte seinen alten Vater und
gab auch uns die Hand. Noch einmal hing Lene an seinem
Halse und preßte ihre Lippen auf die seinen, innig, heiß,
heftig.

Später . . . später hat sie mich auch einmal so geküßt.

In den folgenden Tagen gingen aus unserem Dorfe noch
mehr Krieger fort, im ganzen siebzehn. Da gab es noch viel
Sommer, und viele Tränen stoffen. Man fügte sich jedoch
in's Unabänderliche, und wartete in Spannung.

Am 25. Juli nachmittags war es, als Peter, der Brief-
bote, den ersten Brief vom Vater brachte. Er war mit

Matthes zur ersten Eskadron gekommen, standen im Giede zusammen, und hatten am 21. Juli Deuz verlassen.

So schnell ich konnte, lief ich zur Yene hin. Die mähte im Felde bei ihrem Hänschen einen halben Morgen Roggen. Das konnte sie, Yene konnte überhaupt alles, was geschehen mußte. Die Nachricht freute sie. „Da trink, du bist so gelaufen!“ Damit reichte sie mir ihren Krug mit Breubier hin. So was ließ ich mir nicht zweimal sagen und trant herzlich. Yene gönnte es mir sicherlich.

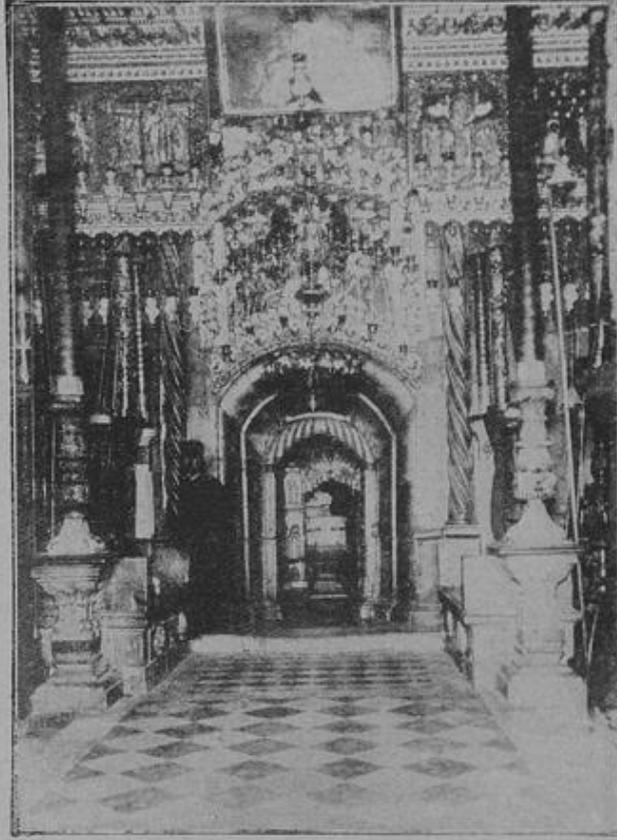
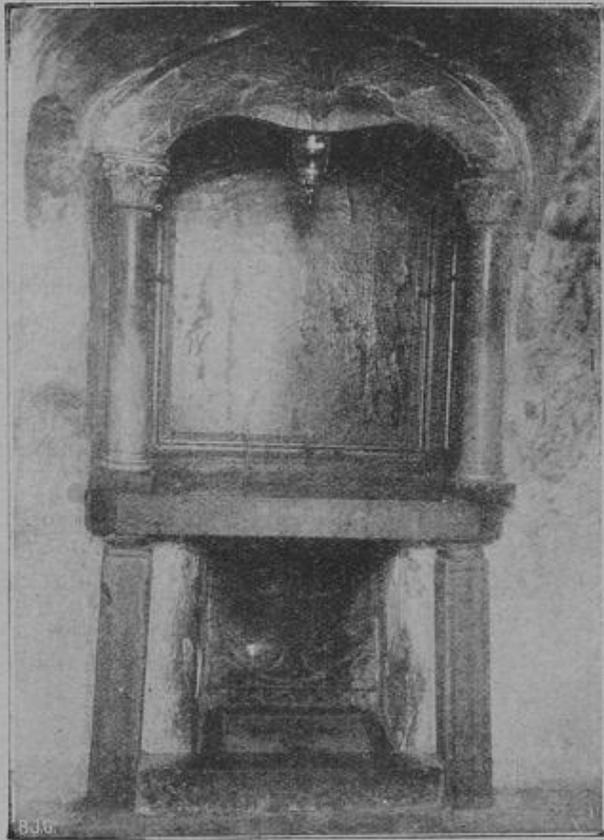
Wörth und Spichern. Genauer hörten wir Jungens immer Dann kamen die großen Schlachten von Weißenburg, von unserm lieben alten Behrend, der es aus einer großen „Berliner“ uns vorlas und erklärte. Wie ließ er uns die Kanonen in die Ohren donnern, die Gewehre knattern, die Säbel sausen. Wir erlebten förmlich die Schlachten und

wiederholten sie unter Oberführung Kaspar's an den Sandbergen. Manchmal vergaß unser Lehrer aber, daß er eine Brille nötig hatte, die Begeisterung riß ihn fort, er las und las und hatte die Brille auf der Stirn sitzen.

Wir Jungen erzählten alle zu Hause, nur hingen wir aus Gewohnheit eine Null an alle Zahlen, die Behrend uns vorgelesen hatte. Und erst abends! Da sah jung und alt auf dem „Berge“ auf den dort lagernden Holzstämmen. Wie da die Franzosen flogen, gleich Müden, die der Pfeisenquaim betäubt hätte.

Zu der Zeit kamen die Gloden auch kaum aus der Bewegung. Unser Sonntagsvergütigen, mit den Glodenseilen hochzuwippen, hatten wir fast alle Tage. Wer allzu hoch flog, quittierte allerdings mit einer Beule am Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)



Heilige Stätten in Jerusalem.

Die Kapelle an der Stelle, wo unser Herr Jesus Christus ans Kreuz genagelt wurde und das Innere der Grabeskirche.

Zur Unterhaltung.

— Ein Bihling sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft nicht gehen wollte: „Dem können nur zwei Menschen helfen, ein Jäger mit einem Vorschuß und ein Schuster mit einem Abjaß.“

— Einem Wirte wurde eine silberne Sachuhr aus einem Nebenzimmer gestohlen. Trotz aller Nachspürungen blieb der Täter unentdeckt und die Uhr verschwunden. Da kam ein wichtiger Nachbar zu dem Wirte und fragte: „Wißt Ihr, was aus Eurer Uhr geworden ist?“ „Nun,“ fragte der Wirt

hastig und glaubte sie schon wieder in seinem Besitze. „Ein Waisenkind ist daraus geworden, denn sie wird von fremden Leuten aufgezogen.“

— „Aber ist es möglich, daß Sie bei Ihren vielen Schulden ruhig schlafen können?“ wurde ein Edelmann gefragt. „Ich,“ antwortete derselbe, „kann ruhig schlafen, aber wie meine Gläubiger ruhig schlafen können, das begreife ich nicht.“

— :: —

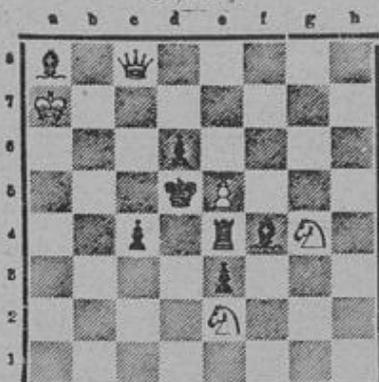


Rätsel-Lese.



Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.

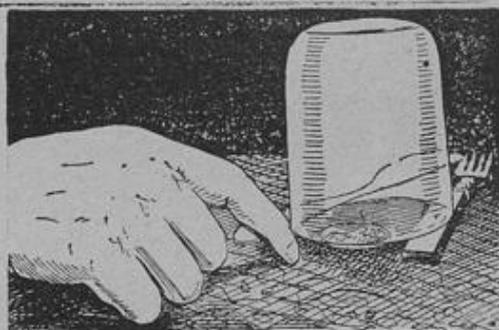


Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Logogriph.

Es ist ein Himmelslicht und schimmert prächtig.
Mit I drin qualmt und riecht es niederträchtig.

Der Rauberer in der Kamisie.



Das laufende Geldstück. Auf zwei flachen Gabeln oder anderen Gegenständen wird ein Wasserglas mit der Öffnung nach unten aufgestellt, in die Mitte unter das Glas legt man ein Geldstück. Wer den Trick nicht kennt, wird es nicht glauben, daß man das Geldstück nun unter dem Glas hervorlocken kann, ohne es direkt oder indirekt zu berühren. Nichts ist leichter als das. Man braucht dem Geldstück nur zu winken, nur muß man bei dem Winken auf der Tischbede tragen, und die elastischen Fäden des Gewebes ziehen das Geldstück etwas schneller vorwärts als das Glas, so daß es nach wenigen Augenblicken freiliegt.

Konzertprogramm.

- | | |
|----------------------------|--------|
| 1. Giosele Giosta | Lecocq |
| 2. La Barcarolle | Detras |
| 3. Dollarprinzessin | Fall |
| 4. Fatinibamarisch | Suppe |
| 5. Prinz Methusalem | Strauß |
| 6. Der fliegende Holländer | Wagner |
| 7. Wiener Blut | Strauß |
| 8. Airs hongrois | Ernst |
| 9. Wir tanzen Ringelreih'n | Fall |
| 10. Sphärenlänge | Strauß |

Aus jeder der 10 Zeilen des Programms ist, jedesmal in gleicher Reihenfolge, ein Buchstabe zu entnehmen. Dieselben ergeben dann zusammengestellt den Namen eines populären modernen Komponisten.

Geographisches Rätsel.

Welcher deutsche Fluß hat mehrere Stunden weit keine Ufer?

Berierbild.



Wo ist das Opfer der kleinen Photographin?
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- | | |
|-----------|----------------|
| 1. Kd5-e6 | 2. Sh3×f4 matt |
| 1. Kd5-c6 | 2. Dh7-b7 matt |
| 1. Kd5-e4 | 2. Dh7-d3 matt |
| 1. Tgl×g4 | 2. Dh7-e4 matt |

Scharade: Banknoten.

Berierbild: Bild auf den Kopf stellen; die gesuchte Figur steht dann zwischen den beiden Personen.

Rätsel: Nebelaus.

Königszug:

Die Heimat ist, wo man dich gerne
Erscheinen, ungern wandern sieht!
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne
Die Mutter sang dein Wiegenlied.

Rätsel: Anhalt.

Scherzrätsel: Man nimmt immer den 4. Buchstaben und erhält dann: „Republik Portugal“.

Jahreszahlen-Quadrat:

270	295	264	289	258	283	252
253	271	276	265	290	259	277
278	254	272	297	266	284	260
261	279	255	273	291	267	285
286	262	280	249	274	292	263
269	287	256	281	250	275	293
294	263	288	257	292	251	276

Rätsel: Wagen.

Nebula: Wer beginnt mit Lügen — Endet mit Betrügen.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf n. b. S.



Osterlied.

Nun jubelt ihr Glocken von Land zu Land,
Nun jubelt ihr, fern' und nah',
Christus der herr glorreich erstand —
„Der Sieger von Golgatha!“

Es leuchtet sein Haupt im Glorienschein,
Sein Gewand wie flüssiges Gold, —
Und seine Wunden wie Demantstein,
Und sein Antlitz mild und hold.

So wandelt er still im Morgengrau'n
Durch's Tor zu den steigenden Höh'n,
Und wie verwandelt ist Alles zu schau'n —
„O Welt, wie bist du so schön!“

Mit seinem Blut' erlöst' er die Welt! —
Es kündet's der Sonnenstrahl,
Es kündet's die Lärche am Himmelszelt
Und die Blümlein alle im Tal!

Durch duftende Blumen wandelt der Fuß,
Wohin der Hefand nur geht, . . .
Die ganze Natur bringt ihren Gruß
Ihm als einziges Dankgebet!

Dann steigt er hinauf zum Cedernwald,
Und dort bleibt sinnend er seh'n,
Er kann zu seinen Füßen die Stadt
Jerusalem liegen seh'n.

So steht er verzückt und schaut hinaus,
Und was ist sein erstes Tun? —
Er breitet selig die Arme aus
Und segnet die Menschheit nun!

Drum jubelt ihr Glocken von Land zu Land,
Nun jubelt ihr, fern' und nah',
Christus der herr glorreich erstand —
„Der Sieger von Golgatha!“

Düsseldorf, Ostern 1911.

Marie von Wilbenradt-Schuylen.



Verkauf von lebenden Osterlämmern in den Straßen von Bukarest.



Ostern.

Eine Erzählung von Hans Dürr.

(Nachdruck verboten.)

Lange hatte der Frühling mit dem Winter um die Herrschaft gestritten; noch lagen da und dort in den Falten der Berge und auf selten von der noch unkräftigen Sonne beschienenen Halben einzelne Schneestreifen. Aber jetzt, jetzt zog der fröhliche Herrscher der Natur mit seinem ganzen Blütenstabe ein. Gestern hatte ein Gewitter sein Nahen verkündet. Der Donner rief die jungen Knospen. Mutig hatten sie ihre Hüllen gesprengt. Nun lugten sie mit einer Freudenträne an den kaum geöffneten Blättchen stolz in die Welt, als könne ihnen keines Winters Macht mehr etwas anhaben.

In diese Frühlingsstimmung hinein schritt, vom einsam liegenden Bahnhof der kleinen Landstadt kommend, ein schmales Bündel auf dem Rücken, in der Hand den derben Knotenstock, rüstig ein einsamer Wanderer. Ein frischer Mensch, nicht viel über die zwanzig alt. Er hatte kaum des Weges acht, wie einer, der vertraute Pfade geht. Und wenn nicht gerade ein Nieselbach, den der schmelzende Schnee armfelig nährte, ungebeten den Weg sperren wollte oder eine tiefe Pfütze sich allzu breitspurig über die Straße drängte, ließ er seine beiden, blaugrauen Augen lustig über die langgestreckten Höhen schweifen. Sie folgten dem Verhang zur Linken, der sich mehr und mehr an die Straße herandrängte und um dessen vorspringende Ecke sie für einen Augenblick verschwand, um dann nach der rechten Seite hinüberzubiegen und in zwei großen Windungen den von hohen Fichtenstämmen gekrönten Bergzug zu übersteigen.

Sein kurzes Jagdpfeifchen eifrig schmauchend, schritt der Wanderer tapfer aus, schnitt auf einem Saumpfade die langen Serpentin ab und beeilte sich, den Paß auf der Höhe zu gewinnen. Je höher er stieg, desto schneller schien er vorwärts zu hasten, desto lebendiger wurden seine Bewegungen, desto heftiger dampfte der Tabak, desto fester waren die Augen auf ein Ziel gerichtet. Jenseits der Höhe mußte er es sehen können: sein Heimatdorf, das Haus der Eltern und das...

Helm Wispert mochte nicht weiter denken. Nur einen Juchzer hätte er am liebsten ausgestoßen. Aber das ging nicht recht an; denn erstens hatte er ja die Pfeife im Mund, und dann war's ihm auch, als sei ihm die Kehle zugeschnürt. Durfte er denn wirklich froh sein, die Heimat wiederzusehen? Würde ihm nicht diese Heimkehr auf zwei Ostertage vielleicht der Anfang einer schlimmen Zeit bitterer Enttäuschung sein?

Seit vollen drei Jahren war er, der Sohn des Lehrers, nicht mehr daheim gewesen. Die Vorbereitungen auf sein Examen hielten den jungen Beamten in der Großstadt fest. Und wenn es nicht diese Vorbereitungen getan hätten, so würde schon der schmale Geldbeutel dafür gesorgt haben, daß Helm Wispert hübsch dableib, wohin ihn weit weg von der Heimat das Schicksal verschlagen hätte.

Nun aber war seit drei Wochen das Examen glänzend bestanden; die Eltern hatten ein schönes Stück Geld geschickt und einen kurzen Brief, aus dem alle ihre Liebe und alle Besorgnis wie ein Juwel in köstlich-ernster Fassung herausleuchtete. Sie hatten ihm Glück gewünscht zu seiner nun entschiedenen sicheren Zukunft und ihm erzählt, wie das Alter über sie gekommen sei in den Jahren, da er sie nicht gesehen, und wie sie sich nach ihm, ihrem einzigen Jungen, sehnten.

Da hatte es ihn gepackt wie ein Sturm. Mochte es kosten, was es wollte, und mochte auch der letzte Spargroschen daraufgehen; er mußte nach Hause. Er mußte einmal sehen, wie alles ging und stand; und mußte dort ausspre-

chen, daß er nicht vergaß, wem er sein eigenes Leben und Wesen verdankte. Und dann mußte er doch auch endlich wissen, ob — Nachbars Käthe, des kleinen Gutsbesizers braune Käthe, von der die Eltern nie ein Wort zu schreiben für gut fanden, noch zu Hause war; und — ja und ob sie noch am Ende unverlobt und unverheiratet war! Er mußte das wissen! — — — Denn die Käthe ging ihm nun schon die ganzen drei Jahre immer dann im Kopfe herum, wenn er gerade die besten Absichten hatte, sich in der Großstadt nach einem Mädchen umzutun, das ihm wohl einmal zur Frau passen würde.

Wäre die Käthe nicht gewesen, hätte er sicher schon längst eine Wahl getroffen. Aber sie, die doch sicherlich nichts davon wußte, hinderte ihn immer wieder daran.

Denn bald hatte ein Mädchen, das eigentlich recht hübsch war, gar keine so schönen braunen Augen wie die Käthe; bald hatte eine andere trotz ihrer kleinen Füße nicht so reizende wie — Käthe. Hier war die Figur nicht adrett, dort der Gang zu schlecht, die Hände, das Haar, der Ge-



Das Osterrei des Zaren.

Der Zar erhielt im vorigen Jahr von der Großfürstin Sergius ein kostbares Osterrei geschenkt.

sichtsausdruck und gar die Asteider; Helm Wispert mochte sich drehen und wenden wie er wollte, alles schien ihm häßlich, wenn es nicht so war wie bei Käthe. Und wenn es so war, wie bei ihr, schien es ihm nur an ihr schön. Kurz und gut, Helm Wispert war so verliebt, wie man es mit fünfundsiebenzig Jahren eben sein kann. Jedoch er war sich über diesen seinen Zustand mit Willen so wenig klar, daß er tatsächlich sich selbst glauben machte, nur ganz allein die Sehnsucht nach den Eltern habe ihn so stürmisch nach Hause verlangen lassen.

Immerhin soll ihm nicht vergessen sein, daß dieser Gedanke gewiß sehr hübsch von ihm war. Nur wäre unter solchen Umständen glaubhafter erschienen, wenn er nicht gar so schnell die Höhe hinaufgerannt und dann, da er glücklich oben war, nicht so unschlüssig gewesen wäre, seinen Fuß vorwärts zu setzen.

Das war nicht eine plötzliche Müdigkeit, die ihn da oben sesselte; das war nicht der Rausch des Glücksgefühls, der wie Schmerz und Lust zugleich den überfällt, der nach langen Jahren zum erstenmal wieder das Vaterhaus betritt. Es war die Angst vor jener einen Frage, die ihm zu fragen blieb, wenn die Eltern ihm aus eigenen Stücken alles erzählt hätten, was er, irgend von ihnen wissen wollte. Er

ein Nebel über der Landschaft wie ein grauer Schleier. Unwillkürlich ließ Helm den Kopf sinken, hielt die Augen träumerisch auf den Weg gewandt und starrte in sich hinein . . .

So kam er bis kurz vor die ersten Häuser. Da schral er plötzlich jäb zusammen. Er hatte seinen Namen rufen hören; ganz leise, aber von einer Stimme, die ihm tief vertraut war und die all den Sturm im Herzen aufbrausen ließ, den er eben mit Mühe beschwichtigt hatte.

„Helm! Helm!“ hatte es gerufen; und als er die Augen hob, da hatte er ein Wort und das hieß, wenn seine zitternde Stimme nicht täuschte, „Käthe!“

„Deine Mutter schickt mich, dich hier abzuholen, weil sie selbst nicht mehr so weit gehen kann. Dein Vater ist schon zum Hochamt in die Kirche hinüber, alles vorzubereiten.“ Sie sagte das so ruhig und gelassen, daß manch einer hätte glauben können, es wäre ihr um den kleinen Liebesdienst für die alten Wisperts allein zu tun gewesen. Aber als sie Helm die Hand reichte, da zitterte diese ein wenig und gab seinen kräftigen Druck schein und doch weich zurück.

Und sein „Guten Tag, Käthe!“ und sein Wunsch: „Ein fröhliches Osterfest!“ war so von innerem Klang gesättigt, daß Käthe die Augen niederschlug und mit einem ganz roten Kopf neben Helm her in das Dorf hineinschritt.



Osterbrauch im Spreewald.
Das „Wall ein“.

wußte, daß er diese Frage, die ihm die wichtigste war, erst dann stellen konnte, wenn sonst nichts mehr zu beantworten blieb. Und er fühlte, wie an der rechten Antwort sein Herz und ein Stück von seinem Leben hing.

So klopfte er denn bedächtig an einem Baumstumpf seine Pfeife aus und steckte sie langsam in sein Bündel.

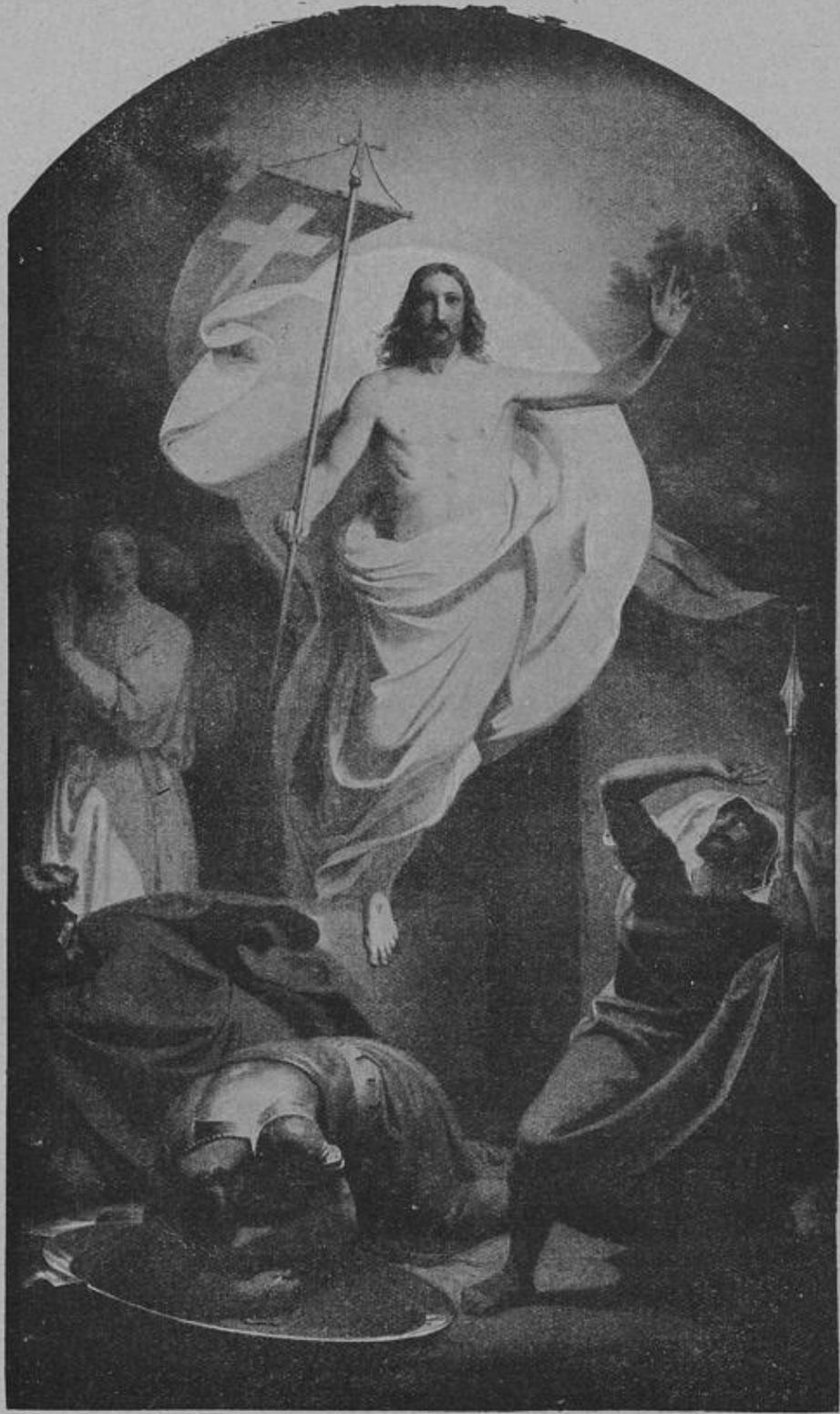
Da lag die Heimat vor ihm, das friedliche Tal mit dem kleinen Dörfchen, aus dessen Gehöften der altersgraue, schwere Kirchturm mit seinen Schießschächten und dem gewaltnen Dach wie ein treuer Freund herübergrüßte. Und daneben stand das elterliche Schulhaus und der Rußbaum, der den Hof beschattete; daneben der lange Bau mit dem hohen, roten Giebel und den in der frischen Morgenonne hell blinkenden Scheiben des Herrenhauses und darin wohnte

Helm Wispert schüttelte den Kopf. Er war ja entschlossen, nicht mehr daran zu denken.

Trotz dieses guten Vorsatzes wollte dem Wanderer der helle Tag, der so herrlich über das Tal gebreitet lag, nicht so recht in die Seele leuchten. Während er die Straße zögernd abwärts schritt auf das Dorf zu, war ihm, als läge

Da klangen von der Kirche die Osterglocken in feierlicher Auferstehungsfreude. Wie es kam, daß sich die beiden Menschenkinder in diesem Augenblicke ansahen, wußten sie selber nicht; aber als sie sich nur so lange in die Augen geschaut, wie zwischen zwei Schwingen der Glocke Zeit ist, da fühlten sie beide tief, wie es um sie stand. Und da sie nun sprach: „Kommst du mit zum Amt?“ gab er leise zurück: „Ja, mit dir! — Und du gehst mit mir zum Vater und zur Mutter? Willst du?“ „Ja.“ „Und wenn ich zu dir käme und sagte: „Komm mit mir hinaus in die Welt? Was würdest du dann antworten, Käthe?“ Da sah er eine Träne in ihrem Auge.

Und wieder kam der große Sturm über ihn. Er hätte sein Mädchen umarmen und küssen mögen! Aber die Bauern schritten des Weges zur Kirche. Und so reichte er ihr nur die Hand und hielt die ihre fest, als sie zaghaft einschlug. So gingen sie dahin in dem jungen, schönen Frühling; und die Glocken, die Auferstehungsglocken, jangen den irdischen Kindern das Lied von der überirdischen Liebe.



Auferstehung!

Lene Tirten.

Novelle von Theo Liefers.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nach gut acht Tagen schrieb Matthes einen Brief an Lene aus einem Dörflein unten an der Saar mit der Nachricht, in einigen Tagen würden die 8. Kürassiere die Grenze überschreiten. Lene kam mit dem Briefe zu uns, sie weinte mit meiner Mutter ein Stückchen und barg den Brief an ihrem Herzen. Dort ruhte er, bis ein neuer kam.

Inzwischen mußte aber Lene den Weizen mähen und einfahren. Das hatte bis jetzt der Matthes besorgt und nun . . . Lene konnte keine Karre bekommen zum Einfahren, und ich Unglücksrabe mußte ihr von meiner Großmutter die Nachricht bringen, daß es diese Nacht bestimmt regnet.

Hallo! stand Lene in der Stube. „Was nun, und ich kann keine Karre bekommen.“

„Geh zum Bettgens!“ sagte die alte Tirten, welche im Sessel saß.

Blinzelnd schaute Bettgens zu der schönen Lene hin und überlegte. „Für ein Küßchen tue ichs,“ pffiff er endlich in süßem Tone.

„Und ich verzichte schon auf Pferd und Karre von euch“ zornig stieß Lene es hervor und wandte sich. Ich stand am Tor und suchte nach einem Stein, um damit irgend etwas gegen Bettgens zu unternehmen, meine beleidigte Lene zu rächen.

Da rief der Bauer uns nach: „Nun wart, Lene, so war es nicht gemeint, du sollst ja Pferd und Karren haben!“ die blieb zögernd stehen. Bettgens fuhr fort: „Aber ich helf dir dabei.“

„Ich kann es allein, danke, das wäre zu viel Ehre,“ antwortete Lene Tirten.

„Dann bekommst du Pferd und Karre nicht,“ sagte Bettgens.

„Ich will sie auch schon nicht mehr.“ Lene schaute den Bauer nicht einmal mehr an, obwohl der von neuem anhub, Bedingungen zu machen. Stolz wie ein Spanier durchschritt Lene das Tor. Als sie bei mir war, fauste ein Stein gerade



Zum Abbruch des Düsseldorfer Rathhauses.

Das gewaltige Anwachsen der Stadt Düsseldorf erfordert ein neues Rathhaus, und um Platz für einen neuen Prachtbau zu schaffen, sind die Häuser eines ganzen Stadtviertels angekauft und werden abgerissen. Vor dem Rathhaus befindet sich das Denkmal Jan Wellem's, des letzten Herzogs von Berg, das über 200 Jahre alt ist.

„Zu dem?“ fragte Lene scharf und wurde rot, „das tue ich nicht.“

„Nicht, und dann regnet es, und der ganze Weizen verdirbt,“ jammerte die Tirten und fing an zu schimpfen.

„Ich gehe schon, ich gehe schon, Mutter,“ sagte die Tochter ruhig. Sie hatte einen harten Stand mit der alten kranken Frau, die immer zankte und zeterte. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte, Tirtens Vater statt eines Franzosen zu fangen, ging ich mit Lene zum Bettgens hin.

Der Bauer stand in weißen Hemdsärmeln auf dem Hofe. Er grinste mit dem ganzen Gesichte, als er uns erblickte. Ich bezog das nicht auf mich; wohl die Lene, sie wurde rot.

„Tag, guten Tag, Lene!“ sprang Bettgens herbei und versuchte Lene in den Arm zu legen, dessen Ärmel sie aufge- rollt trug. Die wehrte ab.

„Ich komme nicht, um mich von euch hänseln zu lassen, ich war überhaupt nicht hier, wenn meine Mutter es nicht wollte.“

„So . . . o . . . o!“ machte Bettgens immer breiter lachend und rieb sich die Hände, „womit kann ich denn dienen, hübsches Lenchen?“

„Mit einer Karre und einem Pferd für eine gute Stunde zum Weizeneinfahren.“

in den Müßsuhl, daß es braun auf Bettgens weiße Hemd- ärmel spritzte.

„Du lumpiger Schweineigel!“ rief er zornig.

Ich lief aber schmurstracks zu den Sandbergen, wo Kaspar gerade Kritik abhielt.

„Wo warst du?“ fragte er mich.

„Bei Tirtens, und dann mit der Lene bei Bettgens.“ antwortete ich, und erzählte von Lenes Not mit dem Weizen und der Frechheit des Bauern.

Kaspar meinte: „Ja, wenn Matthes nicht im Kriege wäre, so hätte der eingefahren.“

„Und den Bettgens verdrochen!“ ergänzte ich.

„Sollen wir ihm dafür die Äpfel abwerfen,“ sagte Kaspar, „an der Landstraße liegen zwei Karren feine Basaltsteine dafür.“

„Damit kriegt Lene den Weizen nicht ein,“ entgegnete ich; heimlich hatte ich aber nur Angst, vom Meßdienen abzukommen, welches Amt ich erst zwei Monate versah.

Kaspar verzog sein Feldherrngesicht nachdenklich in Mollte- falten. Endlich stieß er einen Pfiff aus. „Ich hab's! Wer hat zu Hause eine Schieblarre?“

Achtzehn hatten eine solche. „Zu zwanzig Minuten an- treten damit!“ kommandierte der rote Kaspar, und alle Krie-

ger geh' rühten. Nach kaum zwanzig Minuten standen achtzehn, sogar neunzehn schwere Geschütze dem Kommandierenden zur Verfügung. Mit Hurra rasselten wir durchs Dorf zu Tirtens hin.

„Lene, komm!“ stolperte ich zur Tür herein, „wir wollen dir den Weizen einfahren.“

Wir haben es getan. Jeder lud zwölf Garben, jeder fuhr zweimal, Lene Tirtens hatte den Weizen ein und brauchte dem geizigen Bettgens keinen Kuß zu geben. Wir bekamen jeder ein Glas voll Beubier von Lene, und haben dem Bauer mit Rasen den Regenwasserkanal verstopft. Weil es nun in der Nacht regnete, sehr sogar, war sein Hofraum am Morgen voll Wasser und der ganze Dünger ausgelaugt.

Lene war mit diesem Streich nicht so recht einverstanden. Auch der alte Behrend nicht. Er las am anderen Morgen die neuesten Kriegsnachrichten nur sich selbst vor, und wir schlüpfen aus — Unwissenheit in biblischer Geschichte.

Zwei Tage später. Kaspar, Heinrich, Andres, ich und die anderen nichtchargierten Jungen standen an der Pumpe und ließen uns das eiskalte Wasser über die Füße laufen. Wer

vom guten Behrend bekam ich ein frisches Töpfchen Tinte. Der war ja ein Kind für alles. Ich schwindelte ihm noch ein halbes Dutzend Briefbogen mit Linien ab, denn ohne solche würde die Lene auch nicht fertig. Denke aber keiner, daß Behrend um diese Sachen die Gemeinde betrog, er tat das aus seiner Tasche. Wofür sollte er auch alles brauchen? Außer acht Kanarienvögeln, zwei Lachtauben und einer Kacke hatte er keinen, den er satt schaffen mußte.

Nachdem ich nun nach der Schule als Oberfeldherr dem Andres den Tschako — es war ein fuchsiges Zylinderhut mit Goldborde und dürrem Hofschwänzchen aus Flachs — eingehauen, und Kaspar eine Beule als Erinnerung an mein Kofakenschwert hinterlassen hatte, torleste ich zu Tirtens hin. Die Alte saß im Sessel und schlief, was sie immer tat, wenn sie nicht schimpfte. Lene fütterte gerade die „Bläß“, die faßte Kuß. Meine Tinte und die sauberen Briefbogen freuten sie. Etwas lang und feierlich dünkten mir ihre Vorbereitungen zum Schreiben, und ich beschloß, einen Brief an meinen Vater beizulegen. Bald sahen zwei und lauten an dem Federhalter. Zuerst schrieb Lene zwei Reihen lauter



Der deutsche Pavillon auf der italienischen Kunst-Ausstellung in Rom. Das Hauptereignis der Jubiläums-Feierlichkeiten zur Erinnerung an die 50jährige Wiedertekehr der Begründung des Königreichs Italien, war die Eröffnung der internationalen Jubiläums-Kunst-Ausstellung. Der deutsche Pavillon wurde in Gegenwart des Königs durch eine Rede des früheren Reichskanzlers, des Fürsten Bülow, eröffnet.

keine Gänsehaut bekam, sollte nachmittags der erste Anführer sein. Und, o Wunder, ich war's! Selbst der rote Kaspar hatte eine natürliche Gänsehaut bekommen. Er konnte aber nichts dafür. Während ich vor Freude einen kleinen Sprungfoller austanzte, kam die Lene Tirtens vom Felde heim. Sie hatte Haser gemäht.

Eine schönere Schmitterin hatte ich noch nie gesehen, und der lange Andres meinte, so mußte Ruth aus der biblischen Geschichte ausgesehen haben.

Kaum hatte Lene mich gesehen, so winkte sie, und schon war ich auch bei ihr. Hätte sie nicht das blödsinnig scharfe Sicht auf dem Rücken gehabt, so wäre ich ihr wahrhaftig auf den Nacken gellertert, und hätte ihr nochmal die Wangen gerieben.

„Du, Fränzel!“ sagte Lene, „besorg' mir von Behrend ein Töpfchen frische Tinte, die meine sieht aus wie Lehm und Wasser.“

„Was willst du denn damit, hat der Matthes geschrieben?“ forschte ich.

„Ne, aber ich muß ihm mal schreiben, Dore's und Marichen sind zu alt dazu.“

Ich wollte es wohl glauben, aber ich hatte den schwarzen Verdacht, daß beide überhaupt nicht schreiben konnten.

Anreden, während auf meinem Bogen nur „Lieber Vater“ in großen Lettern prangte.

Dann gluckte Lene, und ich schaute auf. „Was machst du, Lene?“

„Nix, dummes Schäschen, mir war was . . . in den Hals gekommen!“ preßte sie zwischen Weinen und Lachen hervor.

Ich wollte es glauben und schrieb weiter. „Ich muß dir schreiben, lieber Vater, weil die Lene an Matthes schreibt. Die mußte Weizen einfahren, konnte aber keine Karre kriegen. Der Bettgens wollte ihr eine leihen, aber einen Kuß dafür haben. Auch in den Arm wollte er Lene kneifen. Die hat ihm aber fastig auf die Psote gehauen. Eine Karre bekam sie nicht. Ich hab' einen Stein in den Mißpfluß geschmissen. Da sprühte es Bettgens über die weißen Hemdmäuen so — —“ Hier machte ich zur Anschauung ein gutes Duzend Tintenkügel, als mitten im Schreiben Lene Tirtens laut ausschluhzte, ihr Gesicht in beide Arme barg und sich schüttelte vor Weinen.

Einen Augenblick war ich starr und schlich mich fachte zu ihr hin. Nach einigen Minuten hob Lene ruhig den Kopf, sah zum Fenster hinaus, wo die Sonne so golden über volle Haserispfen zitterte. Ich strich über ihre heiße Wange.

„Märchen geh!“ sagte sie nur, „wir wollen ja einen Brief schreiben.“

Da mußte ich weiter schreiben:

„Wir, Kaspar, Heinrich und die anderen haben Tirten den Weizen eingefahren mit Schieblarren. Auch den Hafer wollen wir ihr helfen. Sage dem Matthes, er möchte mir dafür einen Bronzosen fangen und ihm den Säbel abnehmen. Dann kann ich Kaspar den Koslensäbel immer leihen. Behrend meint, das eiserne Kreuz sei der schönste Orden. Können Ihr das nicht kriegen? Lieber Vater! Die Mutter weint immer gar, still. Lene sagt, ich solle sie nicht ärgern. Das tue ich auch nicht, nur einmal, wie das mit Bettgens war.“

Jetzt wußte ich wirklich nichts mehr. Lene schrieb eifrig. „Lene?“ fragte ich leise.

„Was willst du, Fränzel?“

„Pause! Dann: „Lene, ich led' rechts das Briestubert und du links, ja?“

Die nickte nur. Da machte ich Schluß am Briefe.

„Wir sind alle gesund. Und links will Lene für Matthes am Brief leden, und ich will rechts für dich. Alle grüßen dich herzlich, besonders dein Sohn Franz.“

Lene Tirten war auch fertig und wuschte die Feder an ihrem glänzenden Haar. Trotz aller Schmeicheleien bekam ich ihren Brief nicht zu lesen. Es sei nichts für kleine Schajsnasen. Da ledte sie links, ich rechts, und Lene liebte den Unischlaq zu. Die Adresse hatte Behrend im voraus geliefert.

„Lene, Lene!“ Die alte Tirten rief es und stieß mit dem Stod auf den Boden.

„Ich komme schon, Mutter, ich komm!“

„Schon wieder am schreiben, und der Hafer fällt ab, du wirst noch verrückt damit.“

(Fortsetzung folgt.)



Der militärische Rundflug Berlin-Hamburg, Bremen-Berlin. Leutnant Madenthun und Oberleutnant Erler auf ihrem Albatros-Doppeldecker.

Eine aviatische Glanzleistung allerersten Ranges war der militärische Erkundungsflug der beiden Offiziers-Flieger. Trotz großer Schwierigkeiten und widriger Witterungsverhältnisse führten die Piloten die gegebenen Befehle und Instruktionen genau aus.



Der Mainzer Dom in Gefahr.

Infolge Verwitterung und Unterwäsung der Grundpfeiler ist der Mainzer Dom sehr gefährdet. Er ist eine der größten und wertvollsten Kirchen Deutschlands; vor etwa 1000 Jahren wurde er von dem Erzbischof Willigis erbaut.

♦ Zur Unterhaltung. ♦

Dürerer April
Ist des Bauern Will.
(Bauernregel.)

*
Aprilschnee ist besser als Schafmist.
(Bauernregel.)

*
Arbeit verfüßt das Leben zu allen Zeiten:
Aber nicht jeder ist Freund von Süßigkeiten.
Boozmann.

*
Jetzt ist gelb die Modefarbe! Die alten Weiber mit den gelben Schleiern sehen aus wie ein geräuchert Stück Fleisch in einer Safranbrühe.

Geiler von Kaisersberg (Anno 1498).

*
Mitleid hab' mit allen,
Mit Mensch und Tier —
Nur eines lasse fallen:
Mitleid mit dir.
Otto von Leirner.

*
Die Mode ist weiblichen Geschlechts, hat folglich ihre Launen.
Weber, Demofritos.



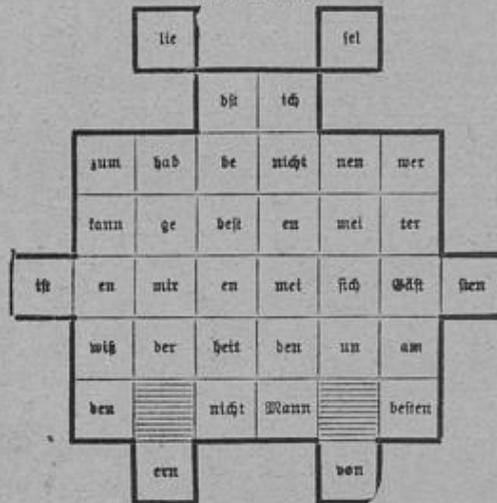
Rätsel-Blatt.



Dechiffrier-Aufgabe.

Zfn ffp wwp teg jnpcke jenuenouffuep lamput aempe
ezmuacmf degceda.

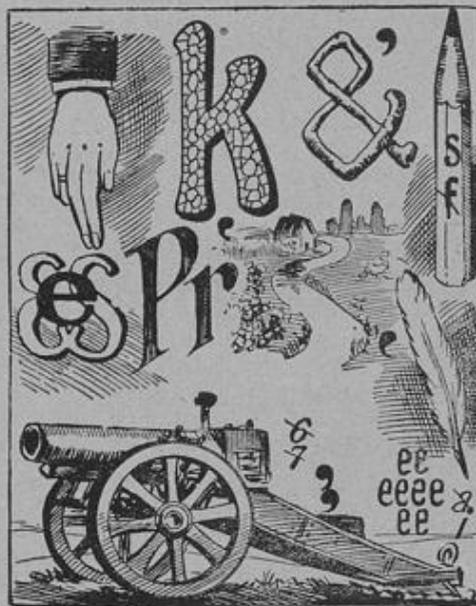
Räffelsprung.



Scherzfrage.

Wie schreibt man Bildpret, Fisch und Eselsgeschrei mit einem Wort?

Bilder-Rätsel.



Magisches Quadrat.

- | | |
|-------------|---------------------------|
| a a a a a a | 1. Stadt in Spanien. |
| a a a a a a | 2. Altes Volk. |
| a a e e g g | 3. Musikschriftstellerin. |
| g l l m m n | 4. Spanische Provinz. |
| n n n n o o | 5. Stadt in Spanien. |
| r r r r j v | 6. Frucht. |

Rätsel.

Die erste sei dir stets beschieden,
Die zweite bringt bald Glück, bald Leid,
Das Ganze macht dich unzufrieden
Mit deiner ganzen Lebenszeit.

Arithmetische Aufgabe.

Ein Zigarrenhändler schickt einem Kunden für 1000 M. Zigarren, im ganzen 100 Kisten zu je 100 Stück, drei verschiedene Sorten, von der mittleren weniger als von der billigsten, aber mehr als von der teuersten Sorte. Eine Kiste von der billigsten Sorte kostet 9 M., von der mittleren 12,50 M. und von der teuersten 15 M. Wieviel Kisten von jeder Sorte enthielt die ganze Sendung?

Begierbild.



Wo ist der erwartete Herr?

Rätsel.

Welcher Hochgesang
Ist nur drei Lettern lang?

Bisitenkarten-Rätsel.

Fritz J. Foernu.

Aus dem Namen des Besitzers der Karte ist der Stand des betreffenden Herrn zu erraten.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- | | |
|-----------|----------------|
| 1. Te4-d4 | 2. Se2-c3 matt |
| 1. Te4-e5 | 2. Sg4-f6 matt |
| 1. c4-c3 | 2. Dc8-g8 matt |
| 1. d6-e5 | 2. Dc8-d7 matt |
| 1. — | 2. Dc8-g8 matt |

Logogriph: Taglicht, Taglicht.

Programm-Rätsel: Die richtige Lösung ergibt sich, wenn man jedem Konzertstück den fünften Buchstaben von vorn entnimmt. Abwärts gelesen ergeben sie: Franz Lehar.

Geographisches Rätsel: Der Rhein beim Durchfluß durch den Bodensee.

Begierbild: Zu den Füßen der photographierenden Dame.

Redaktion: Erwin Thussen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 17.

Sonntag, 23. April.

Jahrgang 1911.

Lene Tirlen.

Novelle von Theo Lieferk.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ruhig entgegnete Lene: „Der Hafer steht schon in Haufen, und der Brief ist fertig.“

„Immer der Matthes, Matthes, nur ein Bauernknecht, wenn es noch . . .“

„Weiß schon, Mutter, wenn es noch der Bettgens wär, nicht . . . ich danke für solches Obst.“

„Du bist eine dumme Gans, so ein reicher Mann, er braucht nicht in den Krieg.“

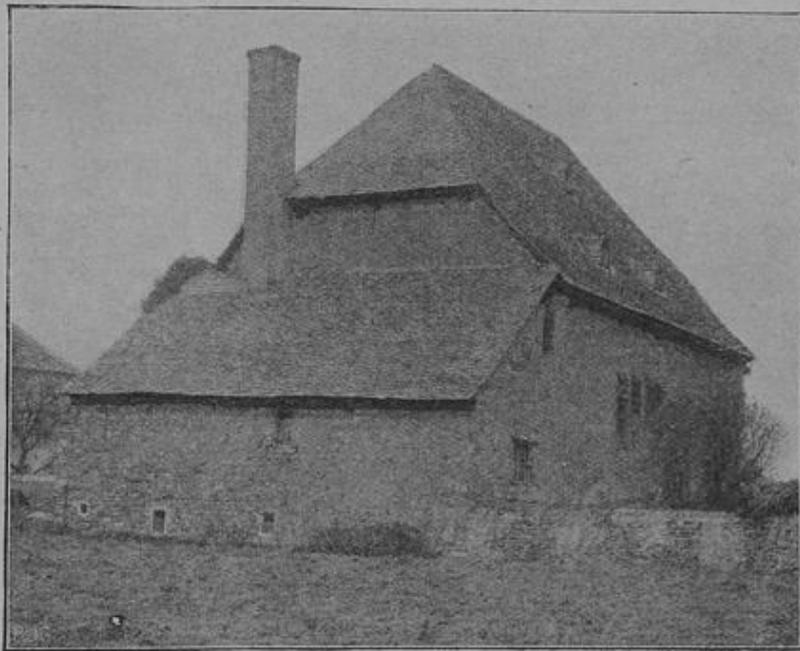
„Geben darum. Entweder ist er ein ungesunder Schwachsapper, und den mag ich nicht, oder er ist durch sein Geld frei gekommen, und für so einen danke ich auch.“

„Aber an mich, an deine alte Mutter denkst du nicht.“

„Uns fehlt nichts, Mutter, und was fehlt, schaffe ich. Ich verkauf' mich nicht.“

Lene alt Tirlen ging in schärfere Töne über, und ich machte mich sachte weg. Lene rief mich zurück, damit ich den Brief mit zum Boten Peter nehme.

Während, der sich mit uns ausgesöhnt hatte, gab wieder Schlachtenberichte. Da hieß es: Bionville, Mars la Tour und vor allem Gravelotte. Uns wurde schwül und warm. Franzosenfäbel gab es da doch sicher genug, aber noch wartete ich, daß Matthes mir einen schickte. Vor einigen Tagen hatte mein Vater geschrieben, sie seien munter und wohl, bei Diedenhofen hätten sie einige Franzosen gefangen und bei Colombey-Neuilly im Granatfeuer gestanden. Er teilte auch mit, daß sein Kürass schwer und stark sei und keine Kugel durchgehe.



Das älteste Wohnhaus Deutschlands.

In dem alten Städtchen Winkel im Rheingau befindet sich das „graue Haus“, das älteste Wohnhaus Deutschlands. Es war lange Zeit der Wohnsitz des Mainzer Erzbischofs Rabanus Maurus, der darin um das Jahr 850 starb. Der jetzige Besitzer des Hauses hat den Bau vor der Renovation untersuchen lassen; gleichzeitig wurden Ausgrabungen vorgenommen.

Wir hatten Lene Tirten den Hafer schon eingefahren und durften dafür an ihrem Arm turnen, den sie gegen die Mauer stemmte. Gerade war ich dran. Klimmzug! Aufzug! Dann biß ich Lene in den Arm.

„Au, du!“ damit hob die Lene mich frei in die Luft. Ich schrie und zappelte vor lauter Lust und konnte begreifen, daß die stolze, starke Lene den erbärmlichen Bettgens nicht wollte. Der Matthes war doch ein Kerl wie . . . Mitten in meinen Gedanken sah ich auf dem Boden. Lene stand schon am Tor. Der Peter war da. Hurra, Matthes hatte geschrieben! Wie Lene zitterte, Tränen tropften, sie lachte. Dann barg sie den Brief, wo sicher der andere noch steckte. Mich griff sie mit dem Bidel und schwenkte mich rund, daß mir der Atem fast verging und Kaspar, Heinrich, Andres und die andern sich in sichere Entfernung zurückzogen.

Nach vielen Bitten durfte auch ich den Brief lesen. Auch bei Gravelotte waren die 8. Kürassiere dabei gewesen und sollten nur vor Metz bleiben, um dort die Franzosen gefangen zu halten. Matthes hatte einen Säbel für mich erobert, und Lene gab mir einen richtigen Kuß. Ich glaube, weil ich dem Matthes alles so fein geschrieben hatte.

Krank war, kam Lene jeden Tag zu uns und half. Sie hatte Arbeit genug bei uns, sorgte aber dazu für ihre Mutter und „Bläß“ und ging auch noch immer zu Dorez und Mariche Wegemann. Dem Dorez ging es schlecht. Die Leute sagten, daß wäre der Krieg schuld. Früher hatte der alte Wegemann schon mal einen Schlag bekommen. Am nächsten konnte er leicht sterben.

Meine Mutter war schon einige Tage auf und wieder gesund. Lene hatte gerade gewaschen und war nach Haus gegangen.

Ich sah meinem Laubfrosche zu, der sehnsüchtig, aber vergeblich einer dicken Fliege nachschaute, und langweilte mich. Heute fiel der „Krieg“ aus, weil Kaspar und Heinrich nachhaken mußten, zwei Stunden. Nicht für den Behrend, der brachte in dem glorreichen Jahre so was nicht übers Herz. Aber der Herr Pastor!

Da rief mich meine Großmutter, gab mir ein Viertel Eier, die ich zu Tirten bringen sollte, weil Lene sie vergessen hatte.

Gemüthlich schleuderte ich mit meinem Körbchen zu Tirten hin. Unterwegs fing ich mir an den Hecken Schnecken-



Vom Besuch des Kronprinzen u. der Kronprinzessin in Rom.

Das deutsche Kronprinzenpaar nahm im Auftrage des Kaisers an den Jubiläumsfeierlichkeiten des Königreichs Italien teil und besuchte bei dieser Gelegenheit auch die klassischen Ruinen der ewigen Stadt. Professor Boni, der Leiter der Ausgrabungsarbeiten, führte das Kronprinzenpaar und den König von Italien durch das Forum Romanum.

Als wir Sedan feierten, erhielt ich von Matthes den verlangten Säbel und von meinem Vater eine Franzosenmütze geschickt. Kaspar bekam das verrostete Kosatenschwert dauernd geliehen. Allerdings schenkte er drei Tage mit gemahlenem Ziegelstein und dann mit Sand und saurer Milch, um dem Schwert einen säbelwürdigen Glanz zu verleihen.

Es war am 10. Oktober. Ich kam aus der Schule und wollte gerade meine Büchertasche fliegen lehren, als die Lene mich am Arm faßte. Erstaunt fragte ich: „Was tust du hier?“

„Schrei nicht wie ein Salzkrämer,“ sagte sie, „du hast ein kleines Schwesterchen bekommen.“

Vergebens forschte ich weiter, bekam die neue Schwester auch nicht zu sehen: denn sie schlief. Schreien hörte ich sie oft, das heißt eigentlich piepsen, und meine Mutter blieb vor Schreck vierzehn Tage krank, weil das Kind direkt zum Schornstein herein gekommen war und zu ihren Füßen gelegen hatte.

Ich mußte einen ausführlichen Bericht nach Lenens Diktat an meinen Vater aufsetzen. Die Zeit, daß meine Mutter

häuschen: „Schleck, Schleck, komm heraus, der Teufel sitzt in deinem Haus und säuft dir all die Milch aus.“ Die Schnecke kam nicht heraus, die mußte was gemerkt haben.

Oben zogen Marienfäden. Die letzten wohl! Ich flötete ein Stückchen.

„Fränzel! Fränzel!“ Das war Bettgens. Wo die Hecken aufhörten, stand er. „Gehst du nach Tirten?“

„Ich, was soll das denn?“

„So können wir zusammen gehen.“

Ich schaute mir den Bettgens erst mal an; denn ich traute dem Frieden zwischen ihm und mir nicht recht. Weil er aber ein zu eseliges Gesicht machte, ging ich mit ihm, hielt aber doch zur Vorsicht das Eierkörbchen zwischen uns.

„Ist die Lene zu Haus?“ fragte der Bauer.

„Nein, sie war bei uns!“ log ich frech. Was ging den die Lene an!

„Hat Matthes Wegemann ihr schon geschrieben?“ forschte er weiter.

„Zwölf Briefe und drei Pakete, und Lene schreibt jede Woche,“ log ich weiter, „und sie will nur einen, der wenig-

stens Soldat war, einen Schlappack will sie nicht und auch keinen, der sich drum dreht." Damit log ich nicht.

"Hat sie das gesagt?"
"Ja und noch mehr, wenn der Krieg aus ist, bekommt Matthes das Eiserne Kreuz, und dann heiraten sie direkt."

Das wünschte ich zwar, aber es war dennoch gelogen. Entgegen meiner Behauptung war Lene nun doch zu Haus.

Sie schaute nicht mal nach Bettgens um. Der wurde ärgerlich und ich streckte ihm noch dazu die Zunge heraus. Das war nicht fein, aber es kam mir von Herzen. Bange brauchte ich nicht zu sein; denn Lene hätte ihn einfach herausgeschmissen, wenn er mich nur angerührt hätte.

"Ist die Mutter nicht da?" begann Bettgens. "Ich wollt mal fragen, ob nichts am Hause zu machen ist?"

"A, hm!" machte Lene, "die Mutter ist in der Kammer, aber sie schläft noch, sie schläft fast immer. Das Dach könnte mal gemacht werden."

Das Häuschen der Tirtens gehörte dem Bettgens. Wilhelm Tirtens war auf Bettgens Hof Meisterknecht gewesen und hatte das Haus mit einigen Morgen Land zu Pacht gehabt.

Jührung schielerte an einem Rippenstoße, den Lene dem Aufdringlichen so ungefähr verjegte.

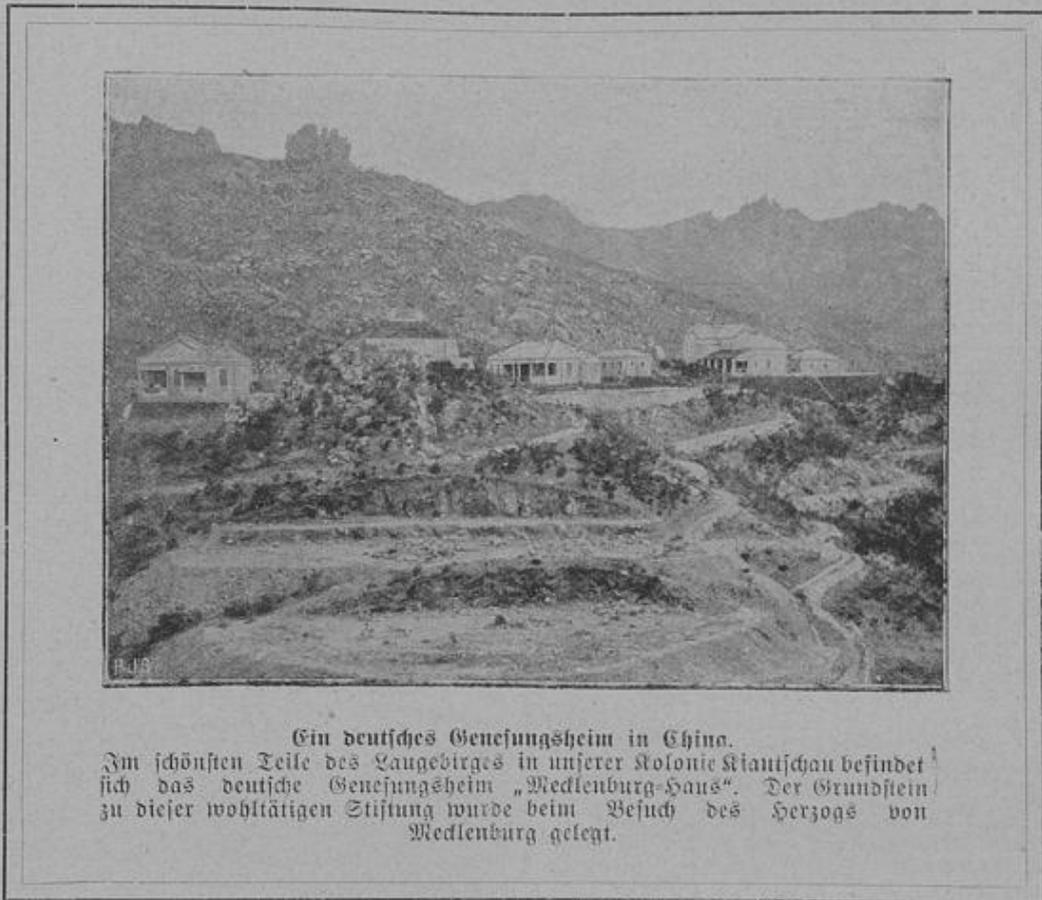
"Ihr könnt euch zum Kukud scheren!" schimpfte sie. Der Bettgens ging aber doch auf Lene Tirtens zu. Die hätte nun den erbärmlichen Kerl durchs Dach werfen können. Da griff ich ein. "ne Matte, 'ne Matte!" brüllte ich aus Leibesträften.

Was nun geschah sah ich nicht, weil ich schnell wie ein Wiesel die Treppe hinunter zu den schäumenden Schwelldmänn schlüpfte. Da stand ich mit einer ganz unschuldigen Miene, als auch Bettgens schon die Treppe herunterpolierte, mich fast unvannte und erst auf der Straße umschaute. Ob nun meine nicht gesehene Matte ihm so eine Angst gemacht, oder ob Lene ihn einfach durch die Luke geworfen hatte, wußte ich nicht.

"So ein zudringlicher Geselle!" sagte Lene noch auf der Treppe und strich sich ein paar schwarze Haarlocken aus dem Gesicht, "wo ist der Bettgens?"

Spornstreichs herausgelaufen, mich hat er bald umgerissen."

"Warst du oben, Kränzle?" fragte Lene.



Ein deutsches Genesungsheim in China.

Im schönsten Teile des Laugebirges in unserer Kolonie Kwantung befindet sich das deutsche Genesungsheim „Mecklenburg-Haus“. Der Grundstein zu dieser wohltätigen Stiftung wurde beim Besuch des Herzogs von Mecklenburg gelegt.

"Das Dach, da mühten wir ja mal heraufgehen, nicht Lene?" sagte Bettgens und rieb ans Gewohnheit seine Hände.

"Schickt mir den Dachdecker, dann ist es gut."

"Erst besehen, Lene, dann kann ich . . ."

"Meinetwegen kommt, sonst . . . Kränzle, sieh mal zu, daß die Schwelldmänn nicht überkochen." Diese hatte Lene gerade in den Topf gewaschen und aufs Feuer gesetzt. Also ward ich Wächter des heiligen Herdes.

Die Geschichte wurde mir schnell langweilig. Lene und Bettgens konnten jetzt im Kirchturm gewesen sein. Ich wurde meinem Amte am Herde untreu, schlich vorsichtig die Söllertreppe hinauf und stand neugierig auf der Leiter zum Oberföller, um zur Luke hereinzuspähen.

Wie der Bettgens um die Lene schwänzelte. Er guckte und schaute, aber nicht zu den Schäden im Dache, sondern in Lenes schöne Augen. Dafür stieß er sich an einem Ballen ein Horn an den Kopf.

Das erfüllte mich mit der so verwerflichen Schadenfreude. Bettgens mußte das Horn wohl Mut gemacht haben; denn er wollte Lene in den Arm kneifen. Nur Versuch! Die Aus-

"Nur ein Momentchen, Lene," antwortete ich verlegen, "nur „Matte“ habe ich gerufen . . . die Schwelldmänn . . ."

"Die wollen wir fein essen, du und ich, Kränzle, und viel Butter drauß streichen."

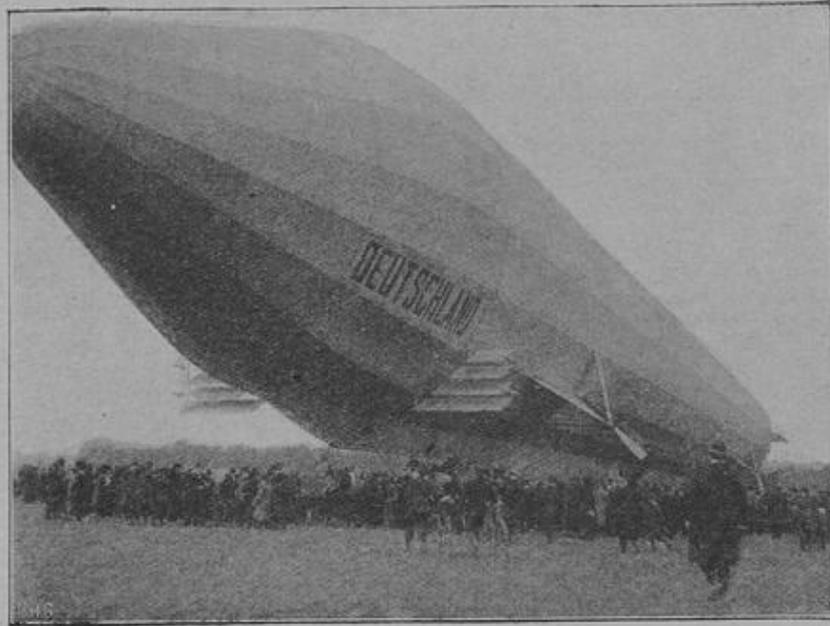
Die Aussicht freute mich sehr. Schwelldmänn — Kartoffeln mit der Schale gekocht — aß ich leidenschaftlich gern. Eine Ungewißheit brannte mir noch auf dem Herzen. Die mußte herunter, und ich fragte Lene ganz harmlos: "Lene, sag mal, hast du den Bettgens die Treppe heruntergeworfen?"

Die Gefragte lachte, daß ihre Wangen die tiefen Grübchen zeigten. "I, wo werde ich Kränzle, so ein feiner, reicher Bauer, der unser Dach machen lassen will, ich hab ihm nur mühselicht schnell durch die Luke geholfen."

Die alte Tirtens klopfte. Lene brachte sie auf dem Arm in ihren Sessel wie eine Puppe. Sie war gut gegen ihre Mutter, wenn die auch immer schimpfte.

Während ich den Schwelldmänn das Fell abzog und ihnen die Augen ansah, machte Lene für ihre Mutter ein Mehl-pöppchen zurecht und kochte ihr ein Ei ganz weich.

Die alte Tirtens aß an einem kleinen Tische, den Lene vor den Sessel schob. Das war ein Glück, denn sonst hätte



Die Fahrt des Zeppelin-Luftschiffes „Deutschland“ Friedrichshafen—Düsseldorf:
Der Luftkruzer bei seinem Aufstieg in Frankfurt a. M.

sie nur geschimpft, weil ich die Butter noch dicker als Lene auf die Schwelkmänn strich.

„Ghe die Alte ihren Rosenkranz begann, fragte sie die Tochter: „Was war eben auf dem Söller los?“

„Bettgens war hier, um nach dem Dach zu sehen.“

„Warst du auch ordentlich zu ihm, nicht wie eine Straybürtle?“

„Ich hab ihn so behandelt wie es sich für einen solchen Mann gehört.“

Die alte Lirten nickte und begann ihren Rosenkranz. Lene schaute mich an und lachte leise. Später ging sie mit mir nach Haus.

War da ein Schmied in unserem Orte, mit einer großen Brille und einem langen, weißen Barte. Den steckte er immer unter das Schurzfell. Dennoch zeichneten glühende Funken manche Brandstelle hinein. Arnold war der Dorfschmied getauft, Kolles hieß er. Grob war er, faugrob manchmal, schimpfen und fluchen war ihm eine Notwendigkeit, und fauchen konnte er wie ein Blasebalg.

Wenn wir Jungen zu ihm kamen, warf er zuerst mit einem Stück Eisen an uns vorbei. Dann flogen uns Kohlen entgegen, und wenn er uns nahgeschüttelt hatte, waren wir seine Freunde.

Heute ging es auch so. Kaspar hatte den geliehenen Rosafenjäbel aus dem Griff gebauen, und Kolles sollte den Schaden miengetzlich heilen. Dafür bekam er alle alten Hufeisen, die wir fanden.

Kaspar mußte den Blasebalg ziehen, der schwarze Heinrich war zum Wasserholen verurteilt, nur ich schnupperte, ledig aller Last, um eine Kiste mit Luftlöchern, in welcher es verdächtig rumorte.

„Du, Kolles, was hast du in der Kiste?“ fragte ich neugierig.

„Ratten, fünf Biesters, die werden zubereitet und laufen gelassen.“

„Das müßt' der Bettgens wissen, der . . .“

„Der Bettgens, das ausgepumpte Rhinoceros, der geizige Strahjad, der soll zum Bloßberg fahren, so ein Pinself. Kennst du den nochmal, schmeiß ich dich zur Bude heraus.“

Da hatten wir den Regen. Kolles war wütend. Wie konnte ich auch daran denken, daß Bettgens seit einiger Zeit bei dem neuen Schmiede arbeiten ließ und mithin bei Kolles als Todfeind galt.

Ich lenkte ein: „Kolles, ich wollt' ja bloß erzählen, wie Bettgens Angst vor Ratten hat.“

„Was?“ rief der Schmied, „der Angst vor einer Ratte, so ein Kalbskopf ohne Gehirn, sag' ihm, er soll sich eine Lutzich kaufen.“

Jetzt erzählte ich, was gestern bei Lirten dem Bauer passiert war. Kolles lachte, daß es dröhnte und hämmerte am Rosafenschwert herum.

„Ja, die Lene, die möchte ich als Gefelle haben; schad', daß sie kein Jung' ist, aber so'n blödsinniger Käfer von Bettgens zittert, wenn er eine Ratte sieht. Ich glaub' noch, die Lene hat ihn heruntergeworfen.“

„Paf! Der Säbel flog ins Wasserbecken. Dampf stieg auf, daß Rosafenschwert war geheilt.“

Fortsetzung folgt.



Der dickste Mann der Welt.

Colossus ist 26 Jahre alt, 606 Pfund schwer und 198 Zentimeter groß. Er tritt 3. Jt. im Berliner Passage-Panoptikum auf.

Im Schatten des Titanen.

Historische Skizze von H. Tegner.

(Nachdruck verboten.)

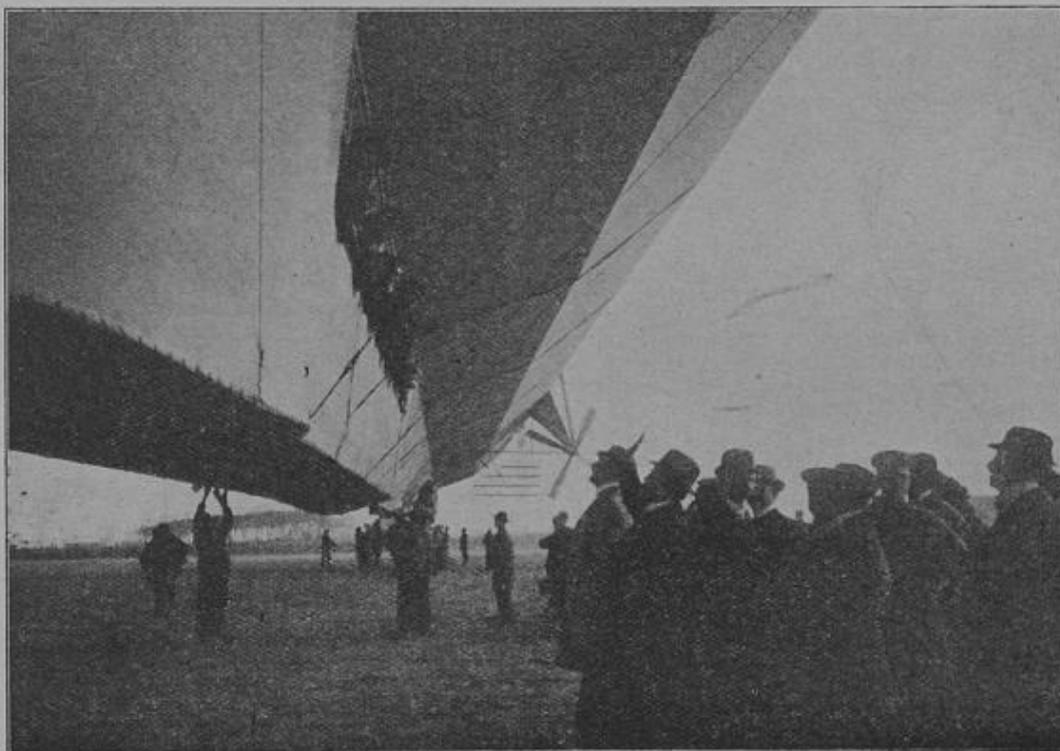
Der Sturm war vorüber. Westwärts verschwanden die letzten Schatten der Nacht. Leuchtend erschien im Osten die Königin des Tages, freudig begrüßt von der Mannschaft des Kreuzers, der Frankreichs Flagge nach fernen Tropenländern, nach der Insel Haiti führen sollte. Am Neelina lehnte ein junger Offizier dessen weicher Gesichtsausdruck felsam abfiel von der hohen Stirn des Cäsarschädels. Ermüdet von den Anstrengungen, die der Sturm den Diensttenden der Besatzung gebracht hatte, sah er ungeduldig seiner Ablösung entgegen, die denn auch bald erfolgte. Bevor er aber in seine Kabine hinabstieg, begab er sich auf die Kommandobrücke. Der Kapitän war so mit dem Ausblick durchs Fernrohr beschäftigt, daß er den Gruß des Jüngeren vollständig überhörte.

Jagd auf die kostbare Fracht. Was blieb ihm übrig, wie schnelle Flucht in einen neutralen Hafen, wenn anders er nicht in die Hände des Feindes geraten wollte. Und so richtete er den Kurs des Kreuzers direkt auf den Hafen von Newyork.

Aber auch Jérôme, der die unschuldige Ursache des veränderten Kurses war, grüßte mit Napoleon. Mißmutig lag er in seiner Koje und verwünschte die Laune seines Bruders, ihn zu dieser langweiligen Seereise zu bestimmen. Schließlich konnte es noch kommen, daß er den Engländern zur Beute fallen und sein Leben, wer weiß wo, vertrauern konnte. Und mit einem tiefen Seufzer dachte er an sein liebes, lustiges Paris.

Auch dann noch, als das Schiff im sicheren Hafen geborgen lag, lehnte er sich oft nach der schönen Seinstadt zurück. Wie öde und langweilig ihn dagegen die Niesenstadt der Neuen Welt annütete!

Der schöne, lustige Jérôme verging fast vor Langeweile. Aber siehe da, Rettung in der Not brachte die Einladung



Die Fahrt der „Deutschland“ Friedrichshafen—Düsseldorf:
Die Landung auf der Golzheimer Heide in Düsseldorf.

„Was gibts, Herr Kapitän?“ frug dieser, als er sah, wie die Miene des ersteren sich verfinsterte.

„Sacré Dieu,“ brummte der alte Eisbär, „ich will nicht Jules Michel heißen, wenn das nicht die englische Flagge ist, die da auf beiden Seiten uns entgegensteuert. Sehen Sie selbst, Herr!“

Der andere trat einen Schritt vor und ließ sein Auge durchs Rohr nach der angegebenen Richtung hin schweifen. „Sie haben recht, Herr Kapitän, es ist die englische Flagge, die uns den Weg abschneiden will.“

Das übernächtige, bleiche Gesicht des Leutnants ward noch fahler, und sein Auge hing fragend an dem des Kapitäns. Der aber beugte sich über Karte und Kompaß und bedeutete dem andern, daß er sich zur Ruhe begeben möge.

In seinem Innersten grüßte er dem allmächtigen Konsul Frankreichs, der gerade ihn ausersehen hatte, den jungen Bruder des Staatsoberhauptes an Bord zu nehmen. Ohne Zweifel wußten die Engländer darum und machten nun

eines früheren Kameraden, der in Baltimore ansässig war und Jérômes Anwesenheit in der Neuen Welt erfahren hatte. Bald darauf war der französische Marineleutnant am gesellschaftlichen Himmel Baltimores der Stern, um den sich die Erklustosten der Aristokratie, wie man zu sagen pflegt, förmlich rissen. Daß er in erster Linie dem Namen seines Bruders dieses Entgegenkommen zu verdanken hatte, kümmerte ihn wenig. Er ließ sich von den jungen Amerikanerinnen umwerben und verhätscheln; sang, tanzte und caufierte in ihren Salons und — verlobte sich mit der Tochter des vornehmsten und reichsten Hauses, der bildschönen Elisabeth Patterson. Sich seines Glückes ganz zu versichern, überwand er mit dem goldenen Optimismus und dem Wagenmut seiner neunzehn Jahre alle Schwierigkeiten, die der kluge Vater seiner Auserwählten dem Bunde entgegensetzte. Am dritten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1803, also vor gut 107 Jahren, führte er die Braut als sein vor Gott und der Welt rechtmäßig angetrautes Ehegemahl

heim. Ahnungslos von den Wolken, die sich am Himmel seines Schicksals aufstürzten, lebte das junge Paar in den Tag hinein und genoss sein großes Glück in vollen Zügen.

Napoleon war außer sich vor Entrüstung, als ihm die Kunde von Jérômes Vermählung erreichte. Er sah und suchte viel mehr in dem Schritt seines Bruders, als das leichtfertige Entschließen sich selbst hätte je träumen lassen.

Um den Sausewind für seine Tollheiten zu bestrafen und ihn zur Reife zu bringen, hatte er ihn nach den Tropen entsandt. Daß er nach der Neuen Welt verschlagen worden war, konnte er ihm nicht als Schuld anrechnen, aber daß er dort diesen Streich vollführte, war geradezu unverzeihlich!

Ganz andere Pläne hegte Napoleon in bezug auf die Verbindung, die seine Geschwister ihm bringen sollten, als die Verschönerung mit einem amerikanischen Nabob, und wenn dieser noch mehr Schiffe auf dem Meere gehen hatte, als Elisabeth Pattersons Vater!

Mit unbegreiflicher Härte erklärte Napoleon diese Ehe für ungültig. Er befahl seinem Bruder sofortige Rückkehr nach Frankreich, „aber ohne das junge Frauenzimmer, das sich an ihn gehängt habe.“

Vergebens waren alle Bemühungen der amerikanischen, sowie der französischen Gesandten und anderer einflussreicher Persönlichkeiten, den Erzwürnten verständlicher zu stimmen. Mit dem Schein des Rechts, das allerdings in der Minderjährigkeit Jérômes auf seiner Seite stand, beharrte er auf seinem Willen. Jérôme, im Vollbesitz seines Glückes dessen schon halb überdrüssig, hätte sich am liebsten den Befehlen seines Bruders bedingungslos unterworfen und wäre gern allein nach Frankreich zurückgekehrt. Doch der feste Charakter seiner Gemahlin und ihr Stolz war nicht geringer als der seines Bruders. Sie bestand darauf, auf eigenem Schiffe mit ihm die Reise in seine Heimat zu unternehmen.

Damit beginnt das Drama ihres Lebens, in dem Jérôme die erbärmlichste, Napoleon die abstoßendste Rolle spielt, Elisabeth aber uns entgegentritt als eine Heldin, die sämtliche Frauengestalten der Gens Bonaparte überragt!

Da dem Pattersonschen Schiff auf Befehl der Regierung die Häfen Frankreichs die Einfahrt verweigerten, landete Jérôme in Lissabon und eilte allein nach Paris, seiner Frau den Weg in die kaiserliche Familie zu ebnen.

In sehnender Ungeduld harrete Elisabeth in Lissabon seines Rufes. Wie schlug ihr Herz, als ihr eines Tages der Gesandte Napoleons gemeldet wird. Stolz und hoheitsvoll wie eine Fürstin empfängt sie ihn. Nicht einen Augenblick verliert sie ihre Haltung, als ihr statt des verwandtschaftlichen Willkommengrusses mitgeteilt wird: „Der Kaiser läßt Fräulein Patterson fragen, womit er ihr dienen könne.“

Diese brutale Nichtachtung ihrer Stellung und Würde mußte die junge Frau und angehende Mutter aufs tiefste empören und verletzen.

„Frau Elisabeth Bonaparte ist gekommen, ihre Rechte und Stellung in des Kaisers Familie zu fordern,“ entgegnet sie. Jérôme aber hüllte sich in Schweigen. Erst als ihm einige Monate später von England aus die Geburt eines Sohnes gemeldet wurde, schrieb er einen langen Brief voll Liebesbeteuerungen und Treuschwüren und bat zum Schluß dringend, Elisabeth möge doch nach Amerika zurückkehren!

Napoleon sandte ihr gleichzeitig als Entschädigung auf die Geburtsanzeige die Urkunde über die rechtsgültig vollzogene Scheidung Jérômes Bonaparte von der Amerikanerin Patterson.

Voll Verachtung zerriß Elisabeth beide Briefe in tausend Stücke und spreute sie in alle Winde. So hatte man ihr Leben zerrissen! Ihr Heiligstes mit Füßen getreten!

Machtlos stand sie dem Feinde gegenüber. Der Kampf war ein zu ungleicher. Auf der einen Seite der Herrscher über Millionen, dem alle Mittel zu Gebote standen, eines anderen Ehre und Glück wie ein Nichts erbarmungslos in den Staub zu treten! Auf der andern Seite ein schwaches Weib mit einem hilflosen Kinde. Aber die Mutterliebe gab der verlassen Frau Kraft, selbst ihre Niederlage mit Würde zu ertragen.

Um alles beraubt, was das Glück eines Weibes ausmacht, rüstete sie zur Rückkehr in ihre alte Heimat. Es war wohl die ergreifendste Szene in ihrem Lebensdrama, als sie ihren wenigen Monate alten Säugling auf dem Arm, an der Küste Frankreichs vorüberfuhr, dem Lande, von dem man sie ausgeschlossen hatte wie eine Verbrecherin, obgleich ihr ganzes Sein nur dort noch Vererbung hatte.

Zerfallen mit den Jahren, lebte Elisabeth nach ihrer Ankunft in Baltimore, ängstlich Welt und Gesellschaft meidend, nur der Erziehung ihres Sohnes und der Erlämpfung ihres

Rechts. Ihrem Kinde zulieb überwand sie sich, auch die ihr von Napoleon angebotene jährliche Rente von 12 000 Dollar nicht anzuschlagen. Hartnäckig bestand Napoleon darauf, daß die Sendung stets an Madame Patterson adressiert wurde, und empfing dafür stets die Quittung von Elisabeth Bonaparte.

Da hielt Jérôme es endlich an der Zeit, einzugreifen, aber nicht etwa die Rechte seiner ersten Frau zu wahren, sondern ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie sich an den Namen Bonaparte anklammerte! Er bot ihr als Ersatz den Titel einer Fürstin von Schmalkalden mit einer jährlichen Apapage von 10 000 Dollar an.

Prinz Jérôme war inzwischen König von Westfalen geworden und hatte sich mit einer württembergischen Prinzessin verheiratet. Elisabeths Stolz verbot ihr hier die Annahme der fürstlichen Summe. Sie lehnte beides, Geld und Titel, ab mit dem Bemerkten: „Sicher ist Westfalen ein hübsches Königreich, für zwei Königinnen ist es aber zu klein. Auch wohne ich lieber unter den Fittichen eines Adlers (Napoleons), als unter den Flügeln eines Gänserichs.“

Die Antwort verrät, daß auch die Verlassene in ihrer großen Zurückgezogenheit sich der Bewunderung für ihren großen Feind nicht zu entziehen vermochte. Von ihm nahm sie ein späteres Geschenk von 20 000 Dollar ohne weiteres an. Für Jérôme hatte sie kaum noch ein Gefühl des Hasses übrig. Nur mit grenzenloser Verachtung erwähnte sie seinen Namen. Und doch sollte das Schicksal die beiden noch einmal zusammenführen.

Elisabeth war, nachdem Napoleon die Kaiserkrone hatte ablegen müssen, nach Europa gekommen, die Erziehung ihres Sohnes hier zu vollenden und von ihren Rechten zu retten, was zu retten war. Jérôme hatte ebenfalls den Königsthron verlassen müssen und war nach Florenz gegangen. Seine Gemahlin war ihm freiwillig, gegen den Wunsch ihres Vaters, dorthin gefolgt. Und hier standen die drei sich plötzlich unverhofft gegenüber.

Mit stolzem Blick maß Elisabeth ihn vom Kopfe bis zum Fuße. Er aber war so erschrocken daß er kein anderes Wort seiner Gemahlin gegenüber fand, als: „Das ist meine amerikanische Frau“, und schleunigst davonlief.



Eine Million in Goldstücken.

Eine Million in Goldstücken wiegt ungefähr 8 Ztr., und ein paar Menschenarme können diese Summe leicht umspannen.

Im Gegensatz zu dem einsiedlerischen Leben in ihrer Heimat suchte Elisabeth in Europa Zutritt zu den ersten Gesellschaftskreisen zu erlangen. Durch ihre Schönheit, ihren Geist und nicht zuletzt durch den Nimbus des Märtyrertums, der sie umgab, wußte sie sich bald eine angesehene Stellung zu schaffen. Aber ihre Pläne gingen weiter. Sie ruhete nicht eher, bis sie die offizielle Anerkennung ihres Rechtes auf den Namen Bonaparte für sich und ihren Sohn erkämpft hatte. Nach einem über ein halbes Jahrhundert langen Kampfe durften sie und ihr Sohn unangefochten den Namen führen, welcher ihr eigentliches, unantastbares Recht war!

Die letzte bittere Enttäuschung brachte ihr das Testament Jérômes, in dem nur die Kinder seiner zweiten Ehe und seine dritte Gemahlin bedacht waren. Auf prozessualen Wege machte Elisabeth ihres Sohnes Ansprüche geltend, wurde aber abgewiesen.

Die allgewaltige Ausgleicherin, die Zeit, endete auch Elisabeths Drama. Sie allein, die Heldin, stand noch auf der Bühne des Lebens. Die andern Hauptpersonen des Stückes waren vom Tod schon lange abberufen worden.

Auf St. Helena hatte ihr großer Feind unfreiwillig Ruhe gefunden, aus dem Mauthen der Wellen, die das Felsenland umspülten, sein Schicksalslied herauszuhören. Vielleicht, daß ein Ton Schuld und Reue den Weg zu seinem Herzen fand. Von Reue über seinen maßlosen Ehrgeiz, der untätiges Leid über ganz Europa und — das Leben einer Frau gebracht hatte.

Auch die Szenerie der Weltgeschichte war vollständig verwandelt worden. Frankreich hatte seine führende Rolle ausgespielt. Ein neues Reich war entstanden. Deutschlands Banner wehte hoch über allen!

Elisabeth Bonaparte sah ihren Entel wenigstens gesund heimkehren aus den Reihen der geschlagenen französischen Armee, die einst die „Große“ in aller Welt genannt wurde und deren Führer nun schon lange unterm Marmor des Invalidendomes zu Paris ruhte.

Vom Schicksal war ihr endlich Genußnahme geworden. Den letzten gekrönten Bonaparte, der ihre vollen Ansprüche nicht anerkennen wollte, sah sie entthront in der Gefangenschaft sterben, den Resten des Mannes, der einst Kronen und Länder verteilt hatte, wie der Weihnachtsmann Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen, und der doch ihr Leben alles Sonnenglanzes beraubt hatte.

Am 4. April 1879, im Alter von 94 Jahren, war es endlich auch ihr vergönnt, die Rolle niederzulegen, die „Leben“ heißt und die ihr Leiden und Tränen in übergroßem Maße gebracht hatte.



Das bogende Ponny, ein Wunder der Tierdressur. Im Berliner Wintergarten erregt augenblicklich ein Ponny Aufsehen, der nach den Vorregeln mit seinem Herrn einen Vorkampf vollführt.



Zur Unterhaltung.



— Ein Ungar hatte seine Strümpfe verkehrt angezogen und gab, als man ihn um den Grund davon befragte, zur Antwort: „Weil sie auf der anderen Seite ein Loch haben!“

— In einem offiziellen Bericht über einen Straßentravall hieß es: Der Polizeidirektor habe sich mit einer Ansprache an den Pöbel gewendet, welche indes ohne alle Wirkung geblieben sei. „Das ist unwahr“, erklärte eine nicht offizielle Widerlegung, „denn das Volk hat mit Steinen nach ihm geworfen.“

— Der Bauer Bonny in Doberan verordnete voriges Jahr in seinem Testamente: „Vor vier Wochen sind mir zwei Ochsen gestohlen worden. Entdeckt man den Dieb, vermache ich die Ochsen meinem Schwiegersohne; bekommt man sie jedoch nicht wieder, gehören sie dem Verwalter.“

— Ein sehr reicher aber außerordentlich hagerer Mann in London begegnete einem seiner Freunde auf der Straße, den er schon lange nicht gesehen. „Nun, Freundchen, was macht Ihre Seele?“ redete der Bekannte den Mann an. Verwundert über diese Anrede fragte dieser: „Wie kommt meine Seele zu der Ehre einer solchen Teilnahme?“ — „Darum“, lautete die Antwort, „weil Ihr Körper ohnedien nicht der Rede wert ist.“

— Ein Fuhrmann pflegte oft betrunken nach Hause zu kommen, und als er eines Tages sein Pferd am Brunnen fressen ließ, sagte sein Weib zu ihm: „Nehmt sich nur den Fuchsen an, Frieder, das Tier könnte dir ein gutes Beispiel geben. Siehst du nicht, daß die Kreatur mit Trinken aufhört, wenn sie genug hat? Der Fuchse ist meiner Treu verständiger als du!“ — „Ach, Vene, schau, das verstehst du

nicht!“ versetzte der Fuhrmann fast unwillig. „Dem Gaul fällt es nicht schwer das Wasser stehen zu lassen, wenn er genug hat. Gesetzt aber, es stünde auf der andern Seite vom Trog noch ein anderes Pferd und rief: Prost Alter! Deine Gesundheit! glaubst du, dann würde der Gaul eher aufhören, als bis sie miteinander den ganzen Trog austrunken hätten?“

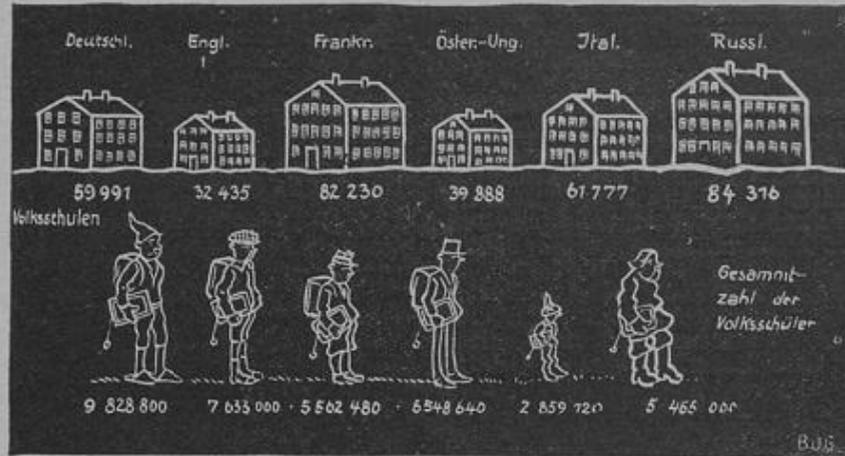
— In einem Intelligenzblatte stand zu lesen: „Wer sich umsonst Bähne einsehen lassen will, der versuche es einmal im —schen Garten Äpfel zu stehlen, wenn der Hofhund losgelassen ist.“

— Ein Berliner Spießbürger behauptete, daß er nur um drei Pfund leichter gewesen wie Humboldt. „Ganz recht“, bemerkte ein anderer, „aber diese drei Pfund fehlten an Ihrem Gehirn.“

Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Bfg. über auf...



Eine Schul-Statistik.
Unsere Statistik zeigt das Verhältnis der Volksschulen zu der Gesamtzahl der Volksschüler in den einzelnen Ländern.



Rätsel-Ecke.



Königszug.

l	u	te	it	l	e
i	i	de	r	M	i
t	c	ll	m	e	e
h	e	ä	u	d	t
i	h	v	r	r	t
e	l	ö	o	e	b

Scherzfrage.
Weshalb fischen die Engländer so gern?
Verzierbild.



Wo ist der dritte im Bunde?

Poesie-Rätsel.

Aus den nachstehenden Silben ist ein bekannter Spruch Chamisso's zusammenzustellen:

Alles, alles, Dir, Du, frisch, fröhlich, gesungen, gut, ist, klagen, lange, muß, nicht, nur, tut, und, und, was, wehe, wieder.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dechiffrier-Aufgabe: Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. (Schiller.)

Rätselsprung:

Ich liebe mir den heitern Mann,
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.
(Goethe.)

Scherzfrage: Realia (Reh—Mal—Ja).

Bilderrätsel: Die Kunst ist eine Sprache der Geschichte.

Magisches Quadrat:

Malaga
A varen
La M ara
Ragon
Gerona
Ananas

Rätsel: Freundlos.

Arithmetische Aufgabe:

75 Kisten à 9,— M. = 6,75 M.
20 Kisten à 12,50 M. = 250 M.
5 Kisten à 15,— M. = 75 M.

100 Kisten 1000 M.

Verzierbild: Bild auf den Kopf stellen; der erwartete Herr steht zwischen den beiden größeren Bäumen.

Rätsel: Ode (O d).

Visitenkarten-Rätsel: Unteroffizier.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. S.



Nr. 18.

Sonntag, 30. April.

Jahrgang 1911.

Lene Tírten.

Novelle von Theo Lieserth.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Kommt mal, ihr drei Räuber. Hier in der Kiste sind fünf Ratten. Wisst ihr, was ihr damit könnt?“

„Aee, Rolles, was denn?“ Wir drei standen um den Schmied mit seiner Rattentiste.

„Dem Bettgens Angst einjagen, daß er Regentropfen schwitzt.“

Das wäre ein Spaß. Kaspar sprang vor Begeisterung vier Fuß hoch. Rolles nahm ein altes Stück Ofenrohr und instruierte uns.

„In die Ofenpfeife setz' ich euch die Ratten. Hier ist das Ding ganz zu, hier offen. Jetzt drück' ich die Haube in den Schutt, und die Ratten sind drin.“

„Da können sie gar nicht heraus, wenn Bettgens kommt,“ warf Heinrich ein.

„Schmuzz' halten, sonst — — Der Bettgens macht jeden Abend die Türe zu und morgens auf. Er ist bang vor Spitzbuben, der Angstmeier.“

„Und vor Ratten!“ jagte ich.

„Auch's Maul halten, wenn Rolles redet. Das Rohr mit Ratten müßt ihr abends dem Bettgens fest vor die Tür legen, hinten einen Ziegelstein dagegen und dann den Schieber herausziehen. Kommt nun morgens der Bettgens und macht die Tür auf, so . . .“

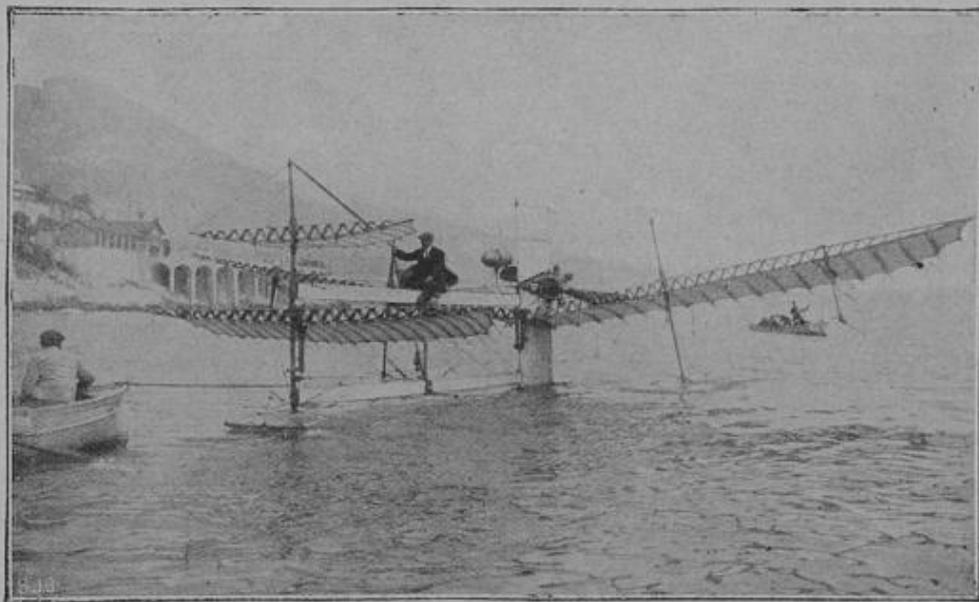
Der Schmied schlug sich aufs Schurzfell, daß es dröhnte. Wir lachten mit.

Abends holten wir uns die Rattenröhre. Es machte sich gerade schön, weil wir Probe im Kirchenchor hatten, sonst wäre ich nicht herausgekommen. Kaspar sang zwar nicht mit. Behrend sagte, er sänge wie ein siebenzigjähriger Rabe. Da lag nun die gefährliche Bombe, und ich träumte nachts von Ratten.

Dem Bettgens hat es schön gegangen. Wie er morgens die Tür aufgemacht hat, sind ihm die Ratten entgegengesprungen. Da bekam er vor Schreck einen Koller und ließ und stürzte blindlings in die große Milchtonne, welche die Mägde eben hingestellt hatten.

„Da konnte er ja lutschen,“ sagte Rolles, als er es erfuhr.

Lene aber lachte Tränen, als ich es ihr erzählte und hatte



Ein Aero-Hydroplan.

Der bekannte Aviatiker Fabre hat einen Aeroplan konstruiert, der sich auch auf dem Wasser mit Hilfe seiner Propeller fortbewegen kann. Bei Uebersee-flügen soll dieser Apparat dieselben Dienste tun, wie etwa der Farneval'sche Militäraero-plan.

mir zwei und Heinrich und Kaspar je einen Apfel in Weißbrotteig.

Ein scharfer Dezemberwind segte die staubige Dorfstraße und rüttelte an den geschlossenen Fensterladen. In unserem Ofenrohr heulte es ganz wehmütig, dann piff es lustig. Und die Lampe mit dem kuriosen Blechschirm strich eine letzte Kliege. Ich sah nach. Meine Großmutter schlief im Sessel mit offenem Munde, und meine Mutter bemühte sich, die Löcher in meinem Strumpfe zu stopfen, welche ich mit vieler Mühe hineingebracht hatte. Der Oheim las die Berliner, die Behrend jedem großmütig lieh. Ich gähnte.

Da polterte es auf der Treppe. Wie ich das kannte, konnte es nur Peter sein. Und richtig. Einen Brief vom Vater. Wir hatten lange nichts mehr von ihm und Matthes gehört, wußten nur, daß sie nach dem Falle der Festung Metz mit der ersten Armee nach Norden gerückt waren.

Meine Mutter riß den Brief auf und überflog die Zeilen. „Matthes hat das Eiserne Kreuz,“ rief sie plötzlich.

Ich war schon von der Bank herunter, und meine Großmutter schnarchte urplötzlich nicht mehr. Peter, der sonst immer Eile hatte, setzte sich, und der Oheim las den Brief vor. Die Anreden übergehe ich, das tat der Oheim auch.

„... Wir ritten von Amiens auf die Hallue zu. Alles war grau in grau, und ein scharfer Eisregen kam uns entgegen. Stumm und totenartig war es in der Kolonne. Wie mußten durch einen Wald, und da war es nicht geheuer. Erst mußte ausgekundschaftet werden. Matthes, der ja schon Unteroffizier ist, führte eine Patrouille. Ich war bei ihm. Zu Fuß ging es. Wir waren mitten im Walde, da raschelte es vor uns. Ein Blitz, ein Schuß! Hannes Greben, von dem ich Euch neulich schrieb, traf eine Kugel zwischen die Augen. „Meine Mutter!“ Das war sein letztes Wort. Lautlos brach er zusammen.“

In unserer Stube war es so stille. Die einzige Klage sumnte nicht mehr. Meine Großmutter schluchzte plötzlich, meine Mutter auch, und ich, ich schluckte tapfer Tränen. Der Oheim fuhr fort:

„Himmel und Hölle!“ fluchte Matthes. Ein Schlag mit seinem Fallsch, ein Franzose fiel. „Vorwärts nur! Nur vorwärts!“ Einzelne Schüsse knallten. Hier und da schlug eine Kugel auf unsern Stützpunkt. „Hinein in die Hölle!“ Matthes hatte im aufblitzenden Schusse einen Offizier erkannt. Wir kämpften Mann an Mann, unsere Klingens funkelten. Schlag folgte auf Schlag. Mir zu Füßen lag ein Blaukittel, mit dem Gesicht zur Erde, die Arme ausgebreitet. Matthes faßte den Offizier und riß ihn zu Boden. Ein Schuß blitzte aus dem Revolver. „Himmelhund!“ knirschte Matthes, der Revolver flog weg.

Um uns wurde es stiller. Wie weggeblasen war die Pande, als hätte der Erdboden sie verschlungen. Wir schweiften noch kreuz und quer. Nichts mehr. Die andere Patrouille hatte nichts gefunden.

Als Matthes vor unserem Rittmeister stand mit dem gefangenen Offizier, brach er zusammen. Er hatte einen Schuß in den Arm bekommen und nichts gesagt.

„Oh weh!“ schrie meine Großmutter. „Sei still, Mutter!“ sagte mein Oheim, „laß mich weiter lesen.“

„Matthes erhielt einen Verband, einige Kognaks und sah mit auf. Jetzt ist seine Wunde schon heil. Vier Tage später erhielt Matthes das Eiserne Kreuz, wegen seiner Tapferkeit und Tüchtigkeit. Der französische Offizier hatte sehr wichtige Papiere und außerdem eine starke Bande bei sich gehabt.“

„Hurra!“ brüllte ich, „wenn das die Lene wüßte.“

„Seh' und sage es ihr doch!“ höhnte mein Oheim; denn für einen dunklen Abend reichete mein Helldemut nicht aus. Diesen Mut hatte mein Oheim mir einmal auszublenen versucht. Dafür schlug ich ihm seinen besten Kassekrug in Scherben.

Peter stand auf. Jetzt, wo er die Neuigkeit wußte, hatte er Eile.

„Ich gehe zu Lene und sage es ihr.“ Was ging mich das übrige „Allgemeine“ des Briefes an. Das Eiserne Kreuz war die Hauptsache.

Mit Peter stapfte ich gegen den Wind. Ging er in ein Haus, so wartete ich, manchmal ziemlich lange. Jetzt schwenkte Peter am Gäßchen, das zu Tirten ging, ab. Mit ihm verließ mich meine Courage. Ich lief stolperte und lief immerfort: „Lene, Lene!“

Das Lattenwürchen fiel ich auf. Da stand auch Lene Tirten schon in der Tür.

„Der Matthes hat einen Schuß...“

„Mein Gott... wo... wo...!“ Lene schlug die Hände zusammen.

„Noh im Arm, es ist schon heil, und das Eiserne Kreuz hat der Matthes.“

Lene hielt sich am Türpfosten fest. „Wer sagt das?“

„Mein Vater hat geschrieben; einen langen Brief, wie es gegangen hat.“

„Komm, Fränzchen!“ Lene zog mich herein an den warmen Ofen. Dort erzählte ich. Dann sagte sie zu ihrer Mutter: „Ich geh' mit dem Fränzchen.“

„Was ist denn los?“ knurrte die Alte, im Rosenkranzbeten innehaltend.

„Sie haben den Matthes geschossen, und er hat's Eiserne Kreuz.“

„Sollst den Bettgens gehört haben, den hätten sie nicht geschossen, und das Eiserne Kreuz sind keine Taler und Kronen.“

War die alte Tirten gemein. Ich sagte ihr nichts, als ich ging. Lene rüchte ihr faust die Rippen zurecht, zog den dicken langen Rock an und schritt mit mir zu uns hin. Vorhin gingen wir noch bei Wegemanns an. Dorez las Marichen aus dem „Leben der Heiligen“ vor. Das konnte er. Zuerst waren die beiden alten Leute erschreckt. Dann aber lachten und weinten sie zugleich.

Als wir zu Hause in die Stube kamen, saß diese voll von Leuten. Daran war nur Peter schuld, der hatte es überall erzählt, wo er etwas hingebracht hatte. Und einer hatte es dem anderen gesagt. Sogar Behrend war da und hustete in dem blauen Tabakdunst, der einem Duzend Pfeifen entstieg.

„Lene, zu deinem Bräutigam gratuliere ich, das ist ein ganzer Kerl!“ sagte Behrend und gab ihr die Hand. Ganz rot wurde Lene Tirten, und helle Tränen fielen ihr auf den dicken Noa.

Und merkwürdig, jetzt sagte jeder etwas Feines und Lobenswertes über Matthes. Wenn der Krieg aus war, wollten sie ihn mit Pferden wie einen Bischof abholen, und die Kränzköpfe sollten drei Tage lang knallen.

Lene Tirten weinte mit einem und lachte mit dem anderen Auge.

Nach jeder Lesung des Briefes gingen ein oder zwei Nachbarn nach Hause. Zuletzt ging auch Lene.

In der Nacht träumte ich von Franzosen und dem Eisernen Kreuz.

Nach wenigen Tagen fing es an zu schneien. Lene Tirten kam zu uns und holte sich Dachziegel; denn der Schnee trieb durchs Dach, weil der Bettgens noch immer den Dachdecker nicht geschickt hatte. Wohl war er noch verschiedene Male bei Tirten gewesen, aber nur, wenn Lene nicht dagesewesen war. Die alte Tirten schimpfte immer mehr mit Lene und wollte haben, sie sollte Bettgens nehmen.

Das erzählte Lene meiner Mutter, als sie die Dachziegel holte. Kaspar, ich und drei andere Jungen halfen ihr beim Dachfliden. Zuerst wurde mit einem Ginsterbesen der Schnee vom Dache gelehrt. Wir ließen uns die Zwerghawinen auf den Kopf fallen. Das machte Spaß. Zuletzt reichten wir Lene die Pfannen. Geschickt bedeckte sie ganze Ziegelreihen auf und wieder zu; besser konnte Meister Keder es auch nicht, und Lene hatte Bettgens nicht nötig.

Dem Bauer fiel nach ein paar Tagen ein junges Pferd und brach ein Bein. Da aß das ganze Dorf fast eine Woche lang fastigen Rostbraten, nur Lene und ich nicht. Zu meinen Augen war das Tier verwünscht gewesen; denn am Sonntage sollte der Bettgens in der Wirtschaft gesagt haben: „Ich wollte, sie hätten den Kerl kaput geschossen.“ Mit dem Kerl war Matthes gemeint.

„Du verfluchter Lausbesen!“ hatte da der Schmied Rolles gesagt, „du kommst ja nur im Winter in die Wirtschaft, säuffst ein Glas Bier und wärmst dich dein elendes Gerippe. Zu Haus sparst du dem Kohlen, du Geizkraken. Wenn sie den Matthes totgeschossen hätten, nimmst die Lene dich doch nicht, und kämst du mit hundert Schweinen angefahren. Eher nimmst sie mich, verstehst du! Und ich lauf hier keinen Tropfen mehr, wenn der Wirt dich nicht rauschmeißt.“

Das wäre auch geschehen wenn Bettgens nicht freiwillig gegangen wäre.

Und, daß das Pferd das Bein zerbrach, war auch eigentlich Rolles Schuld. Der junge Schmied war krank und konnte keine Pferde scharf machen. Da war der Knecht mit dem braunen Wagenpferd zu Rolles gekommen. „Nein,“ hatte der da gesagt, „jedes Eisen hundert Taler, und ich mache sie noch nicht scharf. Und ich wollte auch, sie hätten den Kerl kaput geschossen.“

Der Zusatz hatte seinen Grund. Bei der letzten Treibjagd hatte jemand dem Bauer einige Schrotkörner ins Bein geschossen.

Nolles hatte das Pferd nicht scharf gemacht. So geschah dem das Unglück, und der Schmied hatte nicht einmal Ge- wissensbisse.

Weihnachten war gewesen. Traurig für viele. Man schrieb den 4. Januar 1871. Unsere Sandberge waren fußhoch mit Schnee bedeckt. Mit verbranntem Gras ließ sich der Krieg nicht mehr markieren. Das war schade. Da schlug Kaspar eines Tages dem langen Andres die Nase blutig, und auf dem weißen Schnee sah es, wo Andres stand, ganz schön nach Krieg aus. Kaspar konnte nun nicht gut allen die Nase blutig schlagen, so gerne er es getan, weil es dann mordsmäßig nach Krieg ausgesehen hätte.

Umsonst war nun nicht Hochsaison im Schlachten. Wo immer ein Schwein geschlachtet wurde, brachte jemand ein Fläschchen Blut mit. Hier und da wurde auch eine Schütte Stroh ausgepannt.

Am 4. Januar hatten wir nun drei Würden Stroh verbrannt und neun Fläschchen Schweineblut vergossen. Das sah fürchterlich aus. Und erst mein linkes Hosenbein! Ich war über meinen eigenen Kranzosenjübel gestürzt, so daß das Hosenbein eine bedenkliche Reizung zeigte, sich in eine

„Lauf doch nach Frankreich und such den Matthes, den Bettgens brauchtest du nicht zu suchen.“ Wieder lüchelte die Alte.

Lene trat nun wirklich mit dem Fuße auf. „Schweig, um Gottes Willen, ich halte es nicht aus, jetzt nicht, in dem Augenblicke.“

„Lene!“ sagte ich bittend, „geh mit nach Haus, ich bin bange.“

„Komm Fränzel!“

Schweigend zog Lene den dicken Rock an und nahm mich bei der Hand. Ebenso schweigend gingen wir hinaus und ließen die böse Alte im Dunkeln sitzen.

Wie der Wind unheimlich pfliff. Ich drängte mich nahe an Len und sah einmal sehen um. Ganz düster lag das Häuschen da. Wir standen gerade an den hohen Pappeln, welche im Winde stöhnten wie in Sterbelauten. Arr! Einige erschreckte Nebhühner flogen auf, und eine aufgeschreckte Krähe strich davon.

Da erschrak selbst Lene. Ich war froh, daß wir endlich vor unserm Hause standen.

„Jetzt brauchst du nicht mehr bange zu sein,“ sagte Lene und ließ meine Hand los, „ich muß nochmal nach Wege- manns.“

„Bist du nicht bange?“ fragte ich.

Der Wineraufstand in der Champagne.

Große Scharen von aufständischen Winzern, an der Spitze die Frauen mit aufrührerischen Schildern, marschierten gegen Reims. Nur mit großer Mühe gelang es den Truppen, die anrückenden Massen aufzuhalten.



nördliche und südliche Hälfte zu trennen. Nach Hause durfte ich so nicht.

Drum ging ich zu Lene Tirten hin. Die Hose mußte ich ausziehen und bekam den langen Rock von Matthes an. Lene nähte lange, lange, sprach aber nichts.

Darüber wurde es dunkel, und die Lene Tirten legte die Hände in den Schoß, schaute hinaus, wo der Wind anfing, den Schnee zu treiben. Sie seufzte: „Der Krieg, der schreckliche lange Krieg, es ist mir so bange heut.“

Mir fing auch das Herz an zu klopfen. Es war so ganz still, der Wind machte eine Pause. Ich hörte, wie die alte Tirten eine Rosenkranzperle gleiten ließ.

Mit einem Male zitterte Lene schrecklich. Ein Schluchzen ging durch den stillen Raum, wie wenn einem das Herz brechen will. Fast ungestüm riß Lene mich an sich und weinte heftig. Meine Wange ward ganz naß davon. Ich weinte auch.

Hinter dem Ofen lüchelte es. Oder hatte ich mich getäuscht? Die alte Tirten lachte wirklich.

Zum erstenmale sah ich Lene da heftig gegen ihre Mutter.

„Mutter!“ rief sie schluchzend, „das verdiene ich nicht um dich, und ich lasse mich nicht verlächen, wenn mir das Herz weh tut.“

Lene Tirten antwortete nicht. „Nacht, Fränzel!“ sagte sie und ging.

„Ein Brief und ein Paket zugleich!“ rief Peter zur Türe herein. Es war allerdings nur ein Paketchen, und die findige Feldpost hatte den Brief auf das Paketchen gleicher Adresse gebunden. Das war schön und sicher.

Ich schielte nach dem Paket. Doch meine Mutter gebot: „Brich zuerst den Brief auf und lies!“

„Acht Seiten!“ rief ich nach dem Deffnen.

„Lies doch!“ befahl meine Mutter abermals. Meine Großmutter kam auch herein. Der Onkel holte im Felde Stroh aus dem Schober. Ich las:

„Wir waren auf dem Wege zur Verfolgung Haiderbes auf Cambrai und Arras zu. Es war der 4. Januar nach der Schlacht bei Vapaume und ein schöner wenn auch kalter Tag. Bei dem Dorfe Saignies machten wir einige Gefangene. Dann sahen wir unten eine französische Infanteriekolonnie im Marsch. „Attakieren!“ befahl unser Kommandeur. Uns lachte das Herz im Leibe; denn wir waren bis jetzt noch nicht richtig zum Einhauen gekommen. Wir waren zwei Eskadrons. Unser Rittmeister Mares sollte der Kolonne in den Rücken fallen, während der Rittmeister Gischel auf die Flanke stoßen sollte.“

Hei! Wie das über den beschneiten harten Sturzader ging in drei Zügen. Die Franzosen — es war das 20. Marschjägerbataillon — formierten Karree und gaben Schnellfeuer. Wie Erbsen knallten die kleinen Chassepotugeln auf unsere Kürasse. Mein linker Nebenmann schrie auf, das Blut lief über die Backe. Er wankte und sank...

„Gott, was eine Morderei!“ seufzte meine Großmutter, „ist das nötig, mein Gott.“ Meine kleine Schwester trug einigemal, bis meine Mutter aufstand und sie rund trug. Mich siebte bis ich zum Weiterlesen kam.

Neben mir sauste Matthes. Wir erreichten die ersten Nothosen und sprengten sie nieder. Wir brachen ins Karree. Unsere Klängen hatten Arbeit, doch die war vergebens; denn die eine Eskadron konnte nicht herankommen, weil die Pferde in den tiefen Furchen den Hals brachen. Wir mußten zurück.

Mein Pferd erhielt einen leichten Bajonettstich in die Brust, es bäumte sich und riß dann drei Franzosen nieder. Links und rechts knallte es. Dann geschah das Schreckliche, ich vergesse es nie.

Neben mir brüllte es, Matthes, der arme Matthes! Sein ganzes Gesicht war nur Blut, doch blieb er noch steif auf dem Pferde wohl hundert Meter.

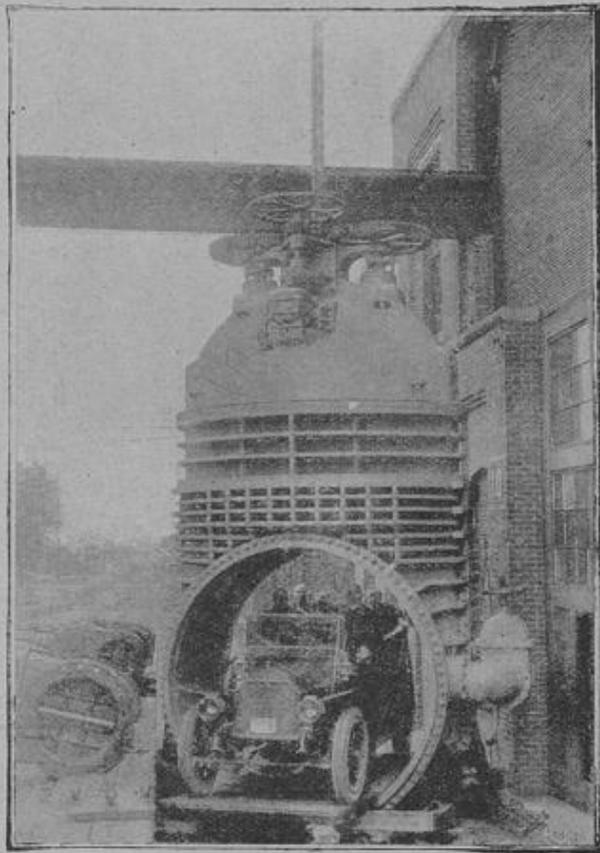
Ich stockte, niemand sagte etwas. Mir kamen die Tränen beim Weiterlesen.

„Matthes konnte nicht fallen, so dicht drängten wir uns. Hinter einer Hecke hielt unser Zug. Hier sank Matthes in meine Arme. „Vene!“ sagte er noch einmal, „Mutter!“ Er war tot!“

Starr war ich, starr alle. Das war schrecklich! Ich konnte zuerst nicht weinen. Die arme Vene, und Dorez und Marieche!

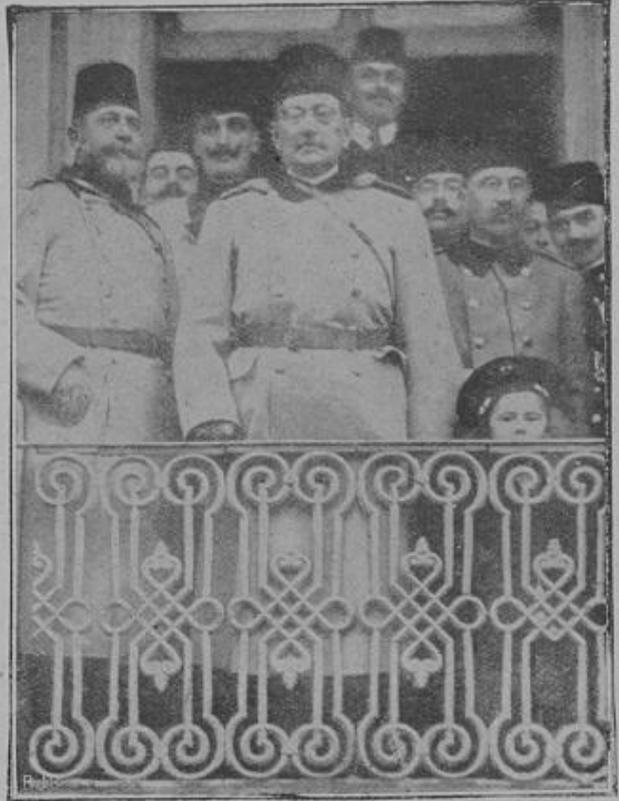
Lange saßen wir schweigend da, bis meine Mutter sagte: „Lies weiter!“

Und da las ich, wie sie abends den Matthes und acht andere Kürassiere begraben hätten und manches andere. Her-



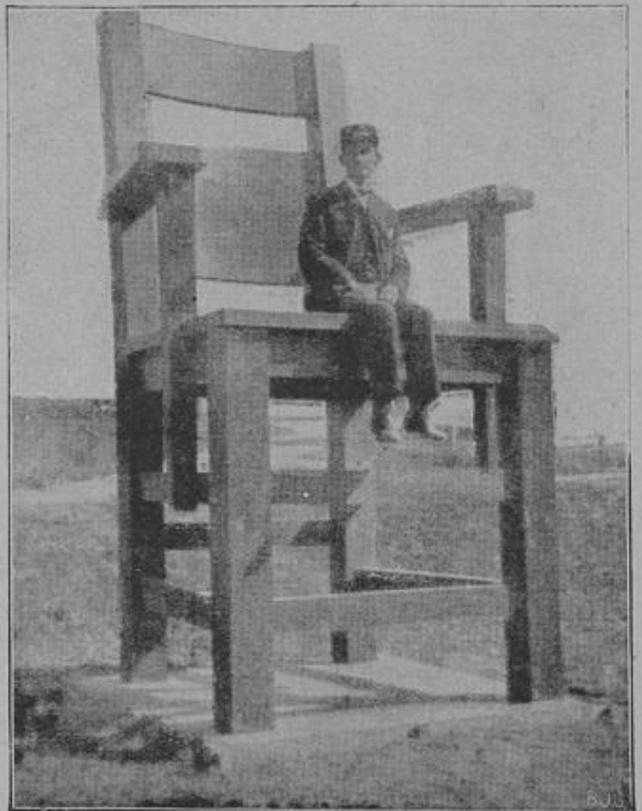
Das größte elektrische Ventil der Welt.

Zum Monat März sind für den Niagara-Fall in Amerika drei Riesenventile geliefert worden, die dazu bestimmt sind, das Wasser, welches die gewaltigen Turbinen von je 12000 Pferdekraften treibt, zu regulieren. Die Ventile wiegen je 55 Tonnen und besitzen eine Breite von je 11 Fuß und eine Höhe von je 30 Fuß, sodaß ein Automobil die Oeffnung bequem durchfahren kann.



General-Feldmarschall von der Goltz mit seinem türkischen Stabe.

Der Organisator der türkischen Armee, Freiherr von der Goltz, feiert demnächst sein 50jähriges Dienstjubiläum. Aus diesem Anlaß hat die ottomanische Armee sich entschlossen, eine Offiziers-Deputation zu entsenden, die dem Feldmarschall ein Jubiläumsgeschenk überreichen soll.



Der größte Stuhl der Welt.

Ein englischer Tischler hat den Ehrgeiz besessen für die Weltausstellung in Turin einen Stuhl von enormen Dimensionen herzustellen. Die Stuhlbeine sind über sechs Fuß lang.

nach wurde das Paketchen aufgemacht. Ein Brustbeutel mit Geld und einem Ring, ein Rosenkranz und — ein eisernes Kreuz lag darin. Das hatte Matthes auf seiner Heldenbrust getragen. Und nun — tot — — begraben in fremder, kalter Erde.

Ich küßte das eiserne Kreuz, denn es sah ja niemand. Meine Großmutter schälte Kartoffeln, die Mutter briet Speck aus. Beide weinten.

Leise, leise kam die Dämmerung. Im Ofenrohr heulte es wie Sterbemusik. Da nahm ich das eiserne Kreuz und schlich mich hinaus.

Wie ich auf einmal allein in Tirtens Stube stand und das eiserne Kreuz küßte, weiß ich nicht.

Da kam Lene vom Söller mit der kleinen Stüchenlampe. „Er ist tot!“ schluchzte ich. Die Lampe lag am Boden. Kein Unglück geschah, still erstarb das Licht.

„Wer... wer ist tot?“ schrie Lene auf.

„Matthes!“

„Matthes!... Mein Gott!“

Lene griff mit einer Hand nach dem Herzen, mit der andern in die Luft. Schwer sank sie auf die Bank. Ich hörte sie atmen, keuchen, dann nichts mehr. Ich war ratlos.

„Hier ist sein eisernes Kreuz?“ sagte ich leise und legte es auf den Tisch. Im unsicheren Zwiellicht glänzten matt die Silberländer.

„Matthes, Matthes!“ Mit dem erneuten Schrei riß Lene

Draußen rüttelte der Wind an den Läden und pfiß gar lustig um die Ecke des Häuschens, als wollte er den Schmerz der einsam Sitzenden verhöhnen.

Die Jamm: Vor Monden, da der Maienwind durch die hohen Pappeln flötete, kam ein Bursch gegangen und klopfte verstohlen an die Fensterläden. Dann erzitterte ein Mädchenherz in Freude und Wonne. Hinter dem Häuslein, wo die Pflaumen geblüht, küßten sich zwei glückliche Menschenkinder. Und drinnen sah eine alte, verbitterte Frau, die einen Goldschay an einen geizigen Bauern verkaufen wollte.

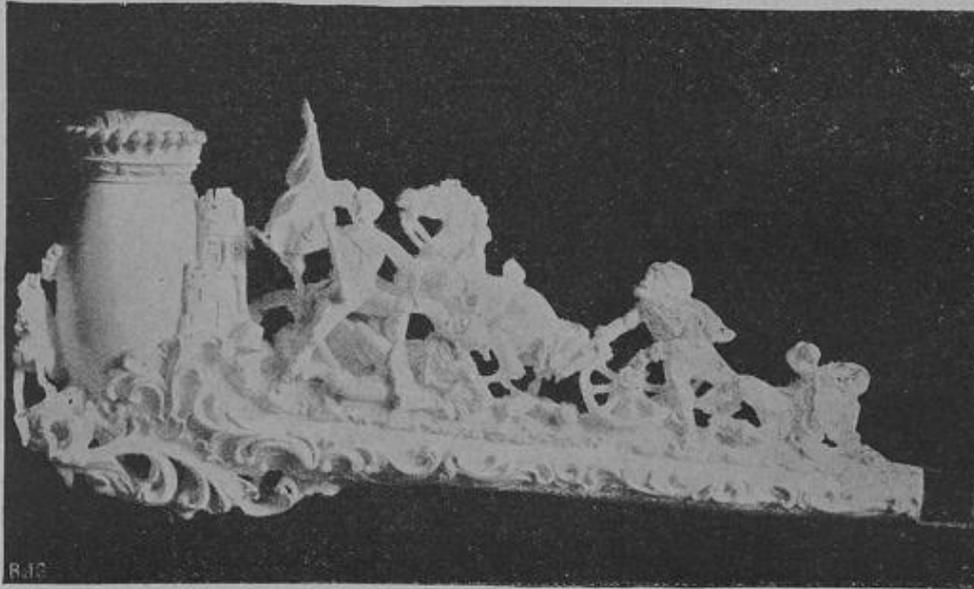
Juni! Im duftende Gräser flogen Leuchtläser. Die Liebeslieder der jauchzenden Paare wehten um den blühenden Klieder. Unter den Pappeln saßen zwei und schmiedeten Zukunftspläne.

Unterdessen brannte es zwischen zwei Völkern. Krieg! Sensendengel, Aehrenrauschen und frohe Lieder verstummten. Schluchzen und Weinen dafür, den Sohn riß es vom Vater, den Burschen vom geliebten Mädchen. Tot... tot... starr...!

Liegt da weit im Frankenlande ein stilles Grab. Schnee deckt die braunen, harten Schollen, und darunter ruht ein deutsches Herz den langen Schlaf. Und hier...

Im Ofen zerfiel das Scheit, das ich hineingelegt hatte, und Funken stoben den Kamin hinauf. Lene stand müde auf. Wie ein Heiligatun barg sie das Kreuz am Herzen.

Die alte Tirten schlief nicht, hatte auch nicht geschlafen.



Das Meisterwerk der
Raucher-Ausstellung in
Wien.

Auf der Wiener Raucher-Ausstellung erregt eine Meer Schaum-Pfeife in-
folge ihrer künstlerischen
Beschaffenheit sehr gro-
ßes Aufsehen. Die Pfeife
ist aus einem Stück Meer-
schaum hergestellt und
zeigt den General-Feld-
marschall Radetzki in der
Schlacht bei Belgrad.

mich an sich. Ein, zwei, mehr stüße brannten auf meiner Wange, meiner Stirn, meinem Munde, innig, heiß, leidenschaftlich. So hatte Lene es getan, als sie damals am Bahnhofe Abschied nahm von Matthes. Ich küßte es, die arme Lene küßte nicht mich, sondern ihren toten Liebsten. Wie weh und todtraurig möchte sie sein. Und sie konnte nicht weinen. In meinem jungen Herzen waltete es auf. Nützig schlug ich meine Arme um Lenes Hals und küßte ihr die Wange.

Der Mond ging auf und schien mattsilbern zum Fenster herein auf das eiserne Kreuz. Lenes Herz klopfte fast gar nicht mehr, es stockte ganz.

„Lene, Lene, weine doch!“ bat ich. Lene tat es nicht.

„Da küß mal sein eisernes Kreuz.“ Ich wußte nichts anderes. Und Lene küßte das kalte Kreuz. Dann erschauerte sie ganz, drückte mich fester an ihre Brust und weinte lange — lange —

Allmählich lösten sich Lenes Arme von mir, und ich glitt leise von ihrem Schoße.

Mich fror. Geräuschlos öffnete ich die Ofentür, um ein Scheit hineinzuwerfen. Wie das im Kamin heulte. Ein heller Schein zeichnete sich auf dem Boden der Stube. Da hinein stierte die Lene. Schlaf hing ihre rechte Hand, in die linke stützte sie ihren Kopf mit den traurigen, verweinten Augen.

Ich hatte es im Feuerchein gesehen, wie es böse um ihren Mund huschte. Zwar nur einen Augenblick. Ich haßte sie, die selbst fast am Grabe, noch ein Herz um Geld verkaufen möchte und für ihr Kind kein Wort des Trostes hatte.

Lene schlug ein Tuch um. Wir schritten wortlos aus dem Hause.

Das war ein schwerer Gang zu den alten Wegemanns hin.

Stille lag das kleine Häuslein zwischen hohen Scheunen. Aus dem Herzschnitt der geschlossenen Läden drang milder Lampenschein. Lene war groß und sah hinein.

Nun preßte sie die Hand aufs Herz und das Tuch vor den Mund.

„Und er ist tot!“ Schmerzgepreßt und weh klang es durch den stillen Winterabend. Ich sah durch den Spalt. Doras saß im Lehnstuhl und las Marieche aus der Handpostille vor. Die alte Frau spann. Jetzt ruhte ihr Rad. Doras hob den Kopf.

„Und er ist tot!“ gellte es durch den Abend. Mit dem Schrei schlug Lene wider die Lehnwand des Häuschens. Die Fensterlade öffnete sich. Zwei alte, graue Köpfe erschienen im niederen Fenster.

„Und er ist tot!“

Einen Augenblick hing Lene am Halse der alten Frau. „Lene!... Matthes!... Herrgott!“

Drei Schreie! Ein Fall! Doros lag am Boden der kleinen Stube.

Ich sah nur noch, wie Lene durchs niedere Fenster hinein-
sprang. Dann sahste mich eine wahnsinnige Angst; ich lief
und lief.

Atemlos kam ich zu Hause an. „Lene! Doros!“ Ich brach
zusammen.

Meine Mutter fing mich auf. (Schluß folgt.)

Der Schmuck.

Novellette von Heinz Nutt.

(Nachdruck verboten.)

Sascha Dronkij kam aus seinem Wärterhäuschen und trat
auf die Schwelle zwischen den Schienen. Wie die Sonne
heiß brannte. Die Schienenstränge glühten. Sascha glaubte
den Zug von Moskau schon rollen gehört zu haben. Er
hob die Hand über die Augen und spähte in flimmernde
Luft. Er sah nichts. Er lauschte mit gebogenem Nacken.

Nichts. Bleierne Ruhe.

Sascha schüttelte den Kopf.

Zu dumm, so was. Alle Augenblicke rannte er hinaus,
um zu sehen, ob die Züge noch nicht kommen. Das tat er
doch sonst nie. Und war doch immer zur Stelle. Teufel!
Dieser alberne Schmuck. Seine Frau machte ihn noch ver-
rückt mit ihrem dummen Schmuck. Sich wegen einer Hals-
kette so zu haben. Der Schmuck war schuld, daß er nicht
mehr ruhig sitzen konnte. Immer mußte er denken, auf
welche Weise er ihr den Schmuck doch noch würde kaufen
können. Dann klang ihm das Schlagen der Zugräder auf
den Schienen in die Ohren: Schmuck kost' Geld! Schmuck
kost' Geld! Zu dumm.

Da! Jetzt kam der Zug wirklich. Sascha stand vor dem
Häuschen.

Tröhnend und schraubend raste der Express vorbei. Ein
paar Papiersegen flatterten und drehten sich hinter ihm in
dem Luftzug.

So! Jetzt noch eine Stunde, dann kam Bogislaw Domb-
schaf und löste ihn ab.

Als Bogislaw in der Ferne zu sehen war, verließ Sascha
sein Häuschen, stopfte sich umständlich und behaglich seine
Pfeife. Mit kurzem Gruß ging er an dem andern vorbei:
Den mochte er nicht. Der hatte so was im Gesicht, so um den
Mund, was den guten Sascha abstieß.

Er hatte ungefähr eine Stunde zu gehen, ehe er zu Hause
war. Müde kam er an.

Was war denn los? Kein Essen auf dem Tisch. Sonja
wußte doch, daß er jetzt kam. Das war doch immer so. Je-
den zweiten Tag kam er um diese Zeit. Oder war er etwa
zu früh gekommen. Er sah auf die Uhr. Nein. Was war
denn?

Verfremdet sah Sascha sich um. Wo steckte sie denn. Er
sah durch das kleine Fenster, das in den großen Garten
führte, hinter dem Hause. Niemand.

Ein leiser Wehlaut traf sein Ohr.

Sascha hob den Kopf.

Aus der Kammer war er gekommen, dieser Ton, so dumpf,
wie erstickt. Blitzschnell schossen die Gedanken durch sein
Hirn. Hatte man . . . Erst vor ein paar Tagen hatte ein
Freund von ihm, der auch bei der Bahn war, als er heim
kam, sein Weib gefunden wie sie geknebelt auf ihrem Bett
lag. Alles was irgend einen Wert hatte, war geraubt wor-
den. Sollte man . . . Hatte ihn Bogislaw nicht so sonder-
bar angesehen. So . . . so . . . er wußte selbst nicht wie.

Mit zwei, drei Schritten durchmaß Sascha den engen Flur
und stieß die Tür zur Kammer auf. Mit einem Blick sah er,
daß alles in Ordnung war. Nur lag Sonja auf dem Bett
und hatte den Kopf mit dem dicken, schwarzen Haar in die
Kissen gedrückt und weinte und jammerte, daß ihr ganzer
Leib zitterte.

„Sonja, mein Täubchen, was hast du denn?“

Sonja stieß ihn weg. Und wühlte sich noch tiefer in die
Kissen. Und schluchzte daß ihr Kopf zuckte.

„Sonja, mein Weibchen, . . . was ist . . . Ich will ja alles
tun, nur weine nicht mehr.“

Und aus den tränennassen Kissen heraus, daß Sascha kaum
etwas verstehen konnte, stieß Sonja unter Schluchzen hervor:
„. . . dafür heiratetet man . . . so einen dummen, ungehil-
deten Menschen . . . und wenn . . . wenn man einmal einen
Wunsch . . . einen kleinen Schmuck dann . . .“

Heißiges Väterchen in Moskau! Sonja weinte wegen

des dummen Schmucks. Wenn er doch nur Geld hätte. Er
konnte sie nicht weinen sehen.

„Sonja, mein süßes Weibchen, weine doch nicht. Du
sollst ihn ja haben, den Schmuck. Heute noch hole ich ihn.“
Mit einem Ruck hob sich das Weib in die Höhe. Und
sahte Sascha um den Hals: „Ich wußte es ja, du hast deine
schwarze Sonja doch gern. Sascha, du lieber Mann.“

Alle Traurigkeit war wie weggeblasen. Aus Tränen lä-
chelte Sonja ihren Mann an. Sie wußte es ja. Er konnte
nicht hören, daß sie weinte. Sie bekam den Schmuck.

Sascha hatte den Schmuck gekauft. Fünf Rubel mußte er
dem Händler bezahlen. Fünf schöne, glänzende Rubel. Für
sich' einen dummen Schmuck. So was konnten die Damen
tragen, in Warschau oder Moskau und Petersburg. Was
hätte man mit dem Gelde nicht alles machen können.

Als er ihr den Schmuck gab, küßte sie ihn. Das hatte sie
lange nicht mehr getan. Ihn aus sich selbst geküßt. Zuerst
wohl. Aber als sie ein halbes Jahr verheiratet waren, nicht
mehr. Sascha war mit dem Kauf schon wieder ausgeföhnt.

Und Sonja stand vor dem kleinen halbblinden Spiegel an
der Wand und probierte den bunten Schmuck auf ihrem
braunen, schönen Hals.

Sascha sah in seinem Wärterhäuschen. Draußen ratterte
ein Zug vorbei. Sascha hörte nichts. Er hielt den Kopf
in die Hände gestützt und grübelte. Heute kam der Jude
und holte sein Geld für das Schwein. Und da hatte er
das schöne Geld ausgegeben für den Schmuck. Woher sollte
er jetzt das Geld nehmen? Und der Jude spaßte nicht. Der
hielt ihm den Daumen auf das Auge.

Sascha sann hin und her. Nichts wollte sich zeigen.
Schon wieder ein Zug. Der kam von Warschau. Wenn da
zufällig ein Beamter sah, daß der Wärter bei Block Nr. 37
fehlte! Das konnte ihn den Dienst kosten.

Aber Sascha hörte den Zug gar nicht.

Er hielt den Kopf mit den Händen und dachte hin und
her. . . .

Gegen Abend löste ihn Bogislaw ab.

Sascha ging nach Hause, den Kopf gesenkt.

Als er beinahe das Dorf erreicht hatte, fiel ihm ein:
Jetzt mußte der Jude bald kommen. Der machte immer den-
selben Weg. Bis zum Abend hatte er in der Stadt zu tun.
Er wohnte draußen, über das Dorf hinaus. Von der Stadt
kam er, dann mußte er über den Berg kommen.

Sascha hatte den Berg erreicht und wartete. Der bleiche
Mond warf sein weißes Licht über den Mann auf der Spitze
des Hügel. Die Gräser raschelten leicht im Abendwind.
Ueber der nahen Stadt schwebte roter Dunst. Sascha dachte,
das kommt von dem vielen Licht in den Straßen. Jetzt
mußte er bald kommen.

Und der Jude kam.

Sascha stellte sich ihm in den Weg.

„Ich kann heut' nicht bezahlen, ich hab' kein Geld jetzt,
du mußt noch warten, Väterchen!“

Der Jude hielt sich die Ohren zu. Er wollte von nichts
wissen. Er müsse auch sein Geld haben. Er müsse auch be-
zahlen, wenn's an der Zeit sei.

Sascha bettelte und quälte. In einem Monat wollt' er
es ihm bezahlen. Bis auf die Kopfe.

Der Jude winkte mit den Händen ab und schrie den Mann
vor ihm an. Und beschwor den Mond und sämtliche Hei-
ligen, er muß sein Geld haben . . . er muß . . . muß . . .

Und dann schrie er nicht mehr.

Sascha hatte ihm beide Hände um den Hals gelegt, daß
er nur ruhig war, und drückte langsam zu, ganz langsam,
bis der Jude ganz, ganz ruhig war und still zu Boden sank.

Sascha richtete sich auf. Den brauchte er heute nicht mehr
zu bezahlen. Auch nächsten Monat nicht, überhaupt nicht
mehr.

Er ging nach Hause. . . .

Bis in den hellen Tag schlief er.

Gegen Mittag mußte er zur Bahn. Er sah und aß sein
Mittagbrot. Dann ging er.

Er mochte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt haben,
als er hinter sich Pferdegetrappel hörte.

Erstaunt drehte er sich um: Kosaken?

Die Kosaken kamen schnell näher, jetzt waren sie bei ihm.
Jetzt machten sie Halt.

„Du bist Alexander Dronkij, Bahnwärter bei Block
Nr. 37?“

„Ja, bin ich.“

Sascha wurde immer erstaunter. Was wollten . . .

„Du hast den jüdischen Händler, Jsaak Kofina, ermordet?“

Sascha wußte nicht, daß der Jude noch nicht tot war, als bezahlen können! Wußten die das schon? Woher? Wer hatte es denen gesagt? Wer?

Sascha wußte nicht, da der Jude noch nicht tot war, als er ihn losließ. Einer hatte ihn gefunden. Da röchelte er noch. Und dem konnte Jsaak noch seinen Mörder nennen.

„Gib Antwort, du Hund!“

Sascha wechselte die Farbe.

„Du sollst Antwort geben! Warst du's?“

„Ja!“

Die beiden Kofaten nahmen Sascha in die Mitte, zwischen ihre Pferde.

Und dann ging's auf demselben Wege zurück.

An Saschas Haus vorbei.

Ob er noch einmal seine Frau sehen könnte, bat er seine Wächter.

„Magst zum Fenster hineinsehen!“

Sascha sah durch das Fenster.

Seine Frau stand vor dem Spiegel und freute sich über den Schmuck auf ihrem Hals und warf sich Kuschhände zu... Daß man draußen ihren Mann gefangen fortführte, dem Tode entgegen, sah sie nicht. Sie sah nur den glänzenden Schmuck und lachte und sang.

Sascha zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und trabte zwischen seinen Wächtern weiter, der Stadt zu.

Zur Unterhaltung.

— „Lieber Gott,“ bat ein Edelmann, der schwer krank darnieder lag, „erhalte mich nur noch so lange, bis ich meine Schulden bezahlt habe.“ „Wollen Sie denn ewig leben?“ fragte verwurfsvoll der Arzt, der an seinem Bette stand.

— Ein dummer Mensch spöttelte über Lichtenbergs große Ohren. „Meine Ohren,“ bemerkte dieser, „sind für einen Menschen allerdings zu groß, aber Sie werden zugestehen müssen, daß die Ihrigen für einen Esel auch zu klein sind.“

— Der verbannte Herzog von Braunschweig trat zu Paris in einen Laden und verlangte einfach Baumwolle. „Wozu, mein Herr?“ fragte der Kommiss. „Um mir die Ohren zu verstopfen,“ erklärte der Herzog. „Wie viel Ellen befehlen Sie?“ fragte der Kommiss weiter.



Der Erkennungsdienst im Berliner Polizei-Präsidium.
Das Photographieren einer Leiche.

— Die Nachricht von Napoleon III. Gefangennehmung schien vielen so unglaublich, daß sie ihnen die sonderbarsten Ausrufe entlockte. Als jemand in ein Kaffeehaus die Nachricht davon brachte, rief einer aus: „Wenn das wahr ist, schenke ich Ihnen meinen Kopf.“ — „Und ich nehme ihn an,“ sprach der, welcher die Nachricht brachte, ganz ruhig, „keine Geschenke erhalten die Freundschaft.“

Der alte General von Stetten, der am Anfange dieses Jahrhunderts Stadtkommandant von Würzburg war, schaute einst früh morgens zum Fenster hinaus und fragte dem Wache habenden Posten, was für Wetter sei. „Es ist zwar kalt,“ antwortete die Schildwache, „aber der Schnee geht doch fort.“

Abends wurde dem General rapportiert, daß ein Gemeiner, Namens Schnee, der morgens noch an des Generals Hause Schildwache gestanden, desertiert sei.

Auf einer Tanzpartie beschäftigte sich einer der Eingeladenen, ein junger Herr, namens Bär, ausschließlich mit der Verteilung von Fruchtweiss ohne jemals seinen Pflichten als Tänzer zu genügen. Die Frau vom Hause bemerkte dies sehr mißfällig und wendete sich darum mit den Worten an den Sünder: „Erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie hier nicht als Eisbär, sondern als Tanzbär eingeladen sind.“

Zwei Schauspieler, Nebenbuhler in der Gunst des Publikums, strebten fortwährend, sich gegenseitig etwas anzuhängen. Als der eine nun eines Tags in einem Trauerspiele einen Geist darstellte und in die Erde versank, sprach der andere, zum Publikum gewendet: „Da sieht man, wie tief der Mensch sinken kann.“



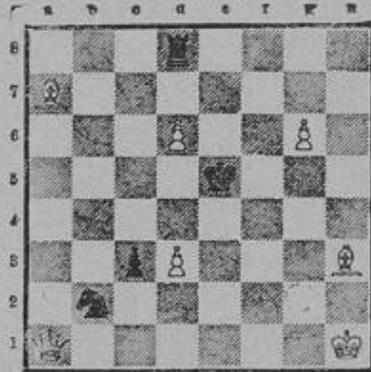
Der Erkennungsdienst im Berliner Polizei-Präsidium.
Die Verbrecher-Registratur, welche die Namen einer ungeheuren Anzahl Verbrecher enthält.



Rätsel-Geme.



Schachaufgabe.
Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.
Matt in 2 Zügen.

- Scharade.
- 1 2 Die sinden auf Stangen und Eiern sich,
 - 3 4 An köpfen und Neben jene,
 - 1 2 3 4 Die plagen die Menschen fürchterlich
Vom Nordkap bis Mytilene.

Rätsel.
Was uns im Gotteshaus erhebt,
Gesunkenen Mut auch oft belebt,
Hoch oben in den Lüften schwebt.



Wo ist der Uebeltäter?

Scherzfrage.
Welches Land ist am wärmsten?

Homonym.
Man legt sie auf und schreibt sich ein. Sie fristen
Uns noch das Leben, wenn es fast geendet;
Doch wenn ein Schlaupops gegen uns sie wendet,
Dann seh'n wir zu, daß wir ihn überlisten.

Der Zauberer in der Familie.
Die verhexten Münzen.



Ein recht schnell herzustellendes und billiges Zaubertrunkstück ist folgendes: Es ist nebenbei gesagt auch recht lustig und gibt zu einer sensationellen Ueberraschung Veranlassung. Es gehören hierzu außer einem Likörgläschen zwei Geldstücke. Das Gläschen muß so groß sein, daß man einen Taler oder ein Zweimarkstück hineinlegen kann ohne daß die Münze hineinfällt sondern etwa 5-10 Millimeter vom Rande entfernt hängen bleibt.

Auf den Boden des Glases aber legt man zuvor eine möglichst kleine und leichte Münze. Bläst man nun kräftig in das Glas hinein, so wird man sehen wie sich die größere Münze um ihre eigene Achse dreht, ohne herauszufallen. Die besondere Ueberraschung aber besteht darin, daß plötzlich die kleine Münze wie aus der Pistole geschossen vom Boden des Glases herausgeschleudert wird, als Belohnung für den Zaubertrunkstücker.

Rätselsprung.

	wer	ne	kann	Se	
Sor	ich	lig	ist	oh	le
feit	der	Doch	ist	das	er
bo	gen	ist	Ohne	sein	doch
glei	Geld	Froh	en	mein	Geld
	rg	Was	ei	Geld	

Auflösungen in der nächsten Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Königszug:

Mit dem Urteil nicht eile,
Hör' zuvor beide Teile.

Scherzfrage: Weil sie Angelsachsen sind.

Bezierbild: Bild nach rechts drehen, der gesuchte Herr steht dann rechts über dem Hügel.

Poesierätsel:

Du mußt nicht lange klagen,
Was alles Dir wehe tut.
Nur frisch und fröhlich gesungen,
Und alles ist wieder gut.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 19.

Sonntag, 7. Mai.

Jahrgang 1911.

Lene Tirten.

Novelle von Theo Lieferk.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lange war ich krank gewesen. Den Doros hatten sie längst begraben, er war am Schlage gestorben. Mein Bett stand jetzt tagsüber in der Stube, ein alter Sessel und zwei Stühle davor. Ich lag allein und horchte; denn draußen in der Küche sprach eine bekannte Stimme mit meiner Mutter. Es war die Lene.

Unsere graue Kaye schlich sich herein und ließ die Türe einen Spalt offen. Jetzt konnte ich hören, was die in der Küche erzählten.

„Ich halte es nicht mehr aus, meine Mutter quält mich

mit dem Bettgens, und der Matthes ist kaum einen Monat tot . . . Wenn es so weiter geht lauf ich nach Frankreich und sterbe an seinem Grabe.“ Bitter klagte es Lene meiner Mutter.

„Frankreich ist weit,“ sagte diese, „und es ist deine Mutter und eine alte, kranke Frau.“

„Du weißt doch, Sophie, wie ich den Matthes gern hatte, und den Bettgens nicht leiden mag. Wenn sie mir noch Ruhe ließen, jetzt wenigstens . . . nein, nein! Bettgens, Bettgens, reicher Kerl, Geld, Geld! als ob da einem das Herz von ganz und heil würde. Hier sitzt es hier hier frist es . . .“ Ich hörte wie die Sprechende gegen ihre Brust klopfte. „Ließen sie mich doch still um ihn trauern dann hielte ich es aus. Aber so . . . ich laufe fort . . . fort ans Ende der Welt und weine mich tot.“



Blick auf die internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911.

Mit großen Feierlichkeiten wird im Mai die internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden eröffnet. Fast alle Kulturnationen beteiligen sich an ihr und werden auch Vertreter zu Studienzwecken entsenden.

Lene schluchzte und meine Mutter tröstete.
 „Lene! sei doch still, es könnte noch schlimmer sein. Du könntest jetzt auch schon als Witwe mit ein paar armen Würmern da sitzen und nicht wissen, was du mit denen essen sollst.“
 „Dann hätte ich wenigstens etwas, was ich an mich drücken könnte, wär' nicht so ganz, ganz allein, da hätt' ich Sorge Arbeit und könnt' weniger an das Leid denken.“
 „Das kennst du noch nicht, wenn zum Leid auch noch Nahrungsfürsorge und Glend käme. Und du hast ja noch die arme Mariche. Wie geht es der?“
 „Wie soll es gehen, nichts besser, nichts schlechter, eigentlich ist sie wohl daran, sie weiß von nichts, sie meint und hofft Matthes käme bald wieder.“
 „Das ist doch schrecklich, was sagt der Doktor denn?“
 „Der meint sie hätte das Bewußtsein, die Erinnerung für die schrecklichen Tage verloren. Es würde auch wohl so bleiben. Hoffen und hoffen, bis sie eines Tages bei Dorez und Matthes im Himmel wäre.“
 „Da wäre sie auch unter den Umständen am besten versorgt.“
 „Und ich auch,“ seufzte Lene, „so ein elender Bettgens, ich halte es nicht aus.“

„Du hast zwei graue Haare, soll ich sie dir ausziehen?“ fragte ich.
 Lene Tirten lächelte matt: „Laß nur Fränzel, es kommen noch mehr — und — er hat es drum verdient.“ — —
 „Lene!“
 „Fränzel!“
 „Was will der Bettgens von dir?“
 „Ich soll den Matthes vergessen und Bäuerin werden, seine Frau.“
 „Tuft du das, Lene?“
 Da zog Lene ein Kettchen von ihrem Halse, und daran glänzte schwarz und silbern das eiserne Kreuz. „Wenn dieses Kreuz verrostet, eher nicht, und dann noch nicht.“ Mit den Worten steckte sie das teure Kleinod wieder fort.
 „Das rostet nicht!“ dachte ich.
 Nach einigen Tagen kam Kaspar zu mir. Er hatte meinen Kürassierhelm auf dem Haupte und den Kosatenjübel umgeschmakt. Sogar meine Stiefel mit den Riefensporen hatte er an. Nur den Franzosenjübel ließ ich ihm nicht, weil der von Matthes war. Dafür hatte Kaspar sich selber das eiserne Kreuz verliehen. Es war nur blankes Blech mit schwarzem Eisenlack. Rolles, der Schmied, hatte ein gutes Duzend davon ausgeschnitten. Großmützig wollte



Zum Aufenthalt des deutschen Kaisers in Korfu.

Wie alljährlich, verbrachte der Kaiser den Anfang des Frühlings auf seiner Besitzung, dem Achilleion in Korfu. Gelegentlich des diesjährigen Aufenthaltes des Kaisers wurden auch die Ausgrabungsarbeiten in Korfu wieder aufgenommen die interessante Funde zutage förderten.

„Geh' was in die Stube, ich muß oben noch eben die Betten zulegen“ sagte meine Mutter. Lene kam zu mir in die Stube, nahm einen Stuhl und setzte sich neben mich.
 „Wie geht es, Fränzel?“ fragte sie und versuchte zu lächeln. Es gelang ihr nicht ganz. Die hübschen Grübchen in den Wangen blieben aus. Und auch die roten Wangen waren fort.
 „Noch ein paar Tage, so darf ich mal herausgehen,“ antwortete ich, „und in vierzehn Tagen könnte ich an den Sandbergen wieder dabei sein meint der Doktor.“
 „Das ist ja schön“ sagte Lene Tirten und strich mir über die Wange.
 Ich aber antwortete: „Zu den Sandbergen gehe ich nicht mehr, ich habe den Krieg satt, er ist mir zu schrecklich.“
 „Ja der Krieg . . . der Krieg ist schrecklich.“
 Lene sah zu der gegenüberliegenden Wand. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Dort hing eine große Photographie, mein Vater und Matthes Wegemann in voller Uniform. Lange schaute sie hin, bis helle Tropfen auf ihr dunkles Kleid stelen.
 Ich schaute zu Lene auf und sah in ihrem schwarzen Haar silberne Näbchen.
 „Wie alt bist du, Lene?“
 „Fünfundzwanzig.“

Kaspar mir auch eins davon verleihen, wenn ich bald wieder zu den Sandbergen käme.
 Vorläufig konnte ich nun noch nicht und ob ich überhaupt noch wollte, konnte ich jetzt noch nicht sagen.
 „Wenn du mal wieder raus darfst, wirst du schon kommen,“ meinte Kaspar, „dauert's aber noch lange, so ist der Krieg aus. Paris haben sie schon, und Waffenstillstand ist. Weißt du auch, was ich gestern von Behrend bekommen habe?“
 „Vom Behrend? Nein!“
 „Sechs auf die Pfoten, auf jede drei mit'm Vineal und noch eine Reihe hintenaufgebuckt mit dem Niedstock.“
 „Du — vom Behrend — jetzt — was hattst de denn gemacht?“
 „Ich? mir bloß dem Bettgens drei Fenster kaput geworfen und seinem Dachshund eine Schweinsblase mit Erbsen drinn an den Schwanz gebunden. Der ist verrückt geworden, und Bettgens hat ihn kaput geschossen. Dafür hat es ihm aber schlecht gegangen.“
 „Wem?“
 „Dem Bettgens. Weißt du es noch nicht? Lene Tirten hat ihn die Türe hinausgeworfen. Er will die heiraten, und sie will ihn nicht. Da kommt er immer und sagt, es sei sein Haus, und wenn sie nicht wollte, ließ er sie her-“

aussetzen. Da hat Lene ihn einfach hinausgeschmissen. Mein Vater hat's gesagt."

Noch vieles wußte Kaspar, daß Mariche Wegemanns ganz verlinket sei vor Leid, daß die alte Tirtin immer zanke und schimpfe mit Lene, und auch einen Schlag bekommen habe.

„Daran kann sie sterben," schloß Kaspar seinen Bericht, „was aber nicht schlimm ist, denn sie ist ja doch nur ein alter Zankteufel."

Ich wußte noch nicht, ob ich Kaspar recht geben sollte, als der längst gegangen war und an den Sandvoergen leinverliebene Orden erstirft.

So verging der Februar. Ich war nur einmal bei Tirtens gewesen. Vere schien mir so gedrückt. Noch blässer waren ihre Wangen geworden, und um den Mund zeigten sich Spuren scharfer Linien. Meist war er geschlossen.

Lautlos ging Lene Tirtin ihrer Arbeit nach, unverdrossen zwar, aber manchmal ruhete sie sich aus. Dann schauten ihre Augen müde ins Weite. Das tat der fortwährende Seelenkampf.

Die alte Tirtin sah wie gemittertes Pergament aus. Nur dann und wann leuchtete es in dem bösen Blicke auf

Aus dem einen Gläschen wurden nun mehr. Schließlich blühten des Schmiedes zusammengekniffene Augenlein, und seine Nase bekam Karfunkelglanz.

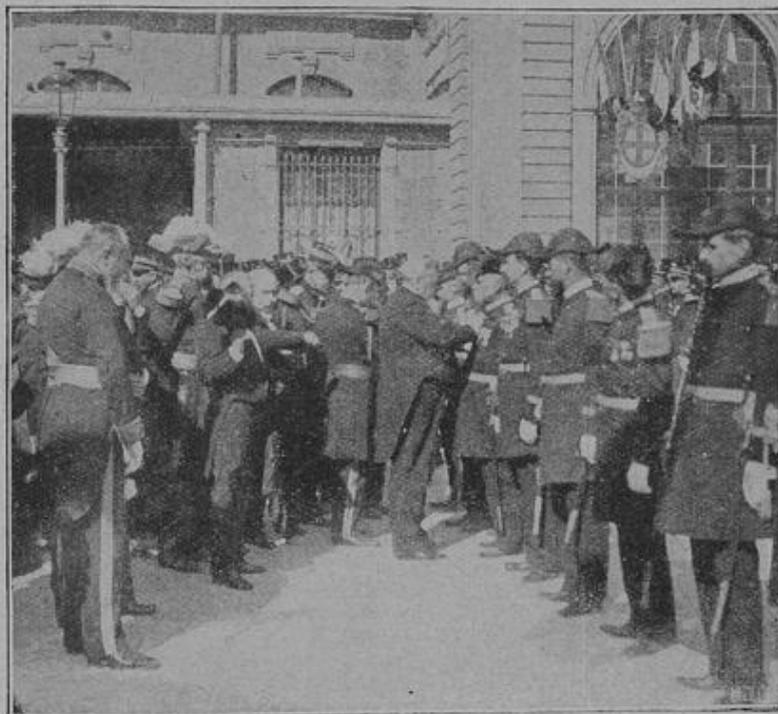
Mitten im schönsten Friedensgespräch — der war ja schon seit Wochenfrist geschlossen — schlug Kolles auf den Tisch, daß sein Gläschen umfiel.

„Hol' der Teufel den Frieden, so ein Kalumte!" „Was ist denn auf einmal los?" fragte meine Großmutter.

„Friede ist ja gut," murkte Kolles, „den Bettgens meine ich. Ja unter rechtschaffenen Bauernsleuten soll auch mal ein Mißsint wohnen. Denkt euch so 'nen Kerl. Er will Tirtens jetzt aus dem Häuschen wirklich heraussehen lassen. Da schlag doch Gott den Teufel tot. Hat man jemals so was gehört, eine alte Frau und ein armes Mädchen aus dem Haus jagen wollen. Die Alte... na! Grad die Sanftmut und Berträglichkeit war sie nicht. Aber die Lene!"

„Die war noch dieser Tage hier," warf meine Mutter ein, „und sagte, sie hätten einen Akt, der Bettgens könne sie, so lange die alte Frau Tirtin lebe, nicht veransetzen."

„Akt, Akt, ich pfeif' was auf einen Wisch, wenn man ihn



Fallières Besuch in Toulon. Auszeichnung von verdienstvollen Marine-Offizieren durch den Präsidenten.

Der Präsident Fallières nahm kürzlich eine Besichtigung des französischen Mittelmeergeschwaders vor, gelegentlich dessen er auch Toulon besuchte. Eine Reihe von verdienten Offizieren erhielt bei dieser Gelegenheit das Kreuz der Ehrenlegion.

blickartig. Der Schein verlosch, und es schien, als ob die Alte noch mehr zusammensinke.

An einem Tage zu Anfang März wurde „Stern“, unsere beste Kuh krank. Es war ein studierter Tierarzt im Orte; der kam aber gewöhnlich nicht. „Geht zu Kolles!" sagte er. Nur wenn es sehr schlimm war, kam der Tierdokter in eigener Person.

Da „Stern“ nicht sehr krank war, so kam der alte Schmied mit seinem großen Kasten. Die arme Kuh mußte aufstehen, wurde besüßelt und geknetet und bekam zuletzt eine Flasche voll Zeug in den Schlund gegossen. Das roch nach Küßöl und sah auch so aus. Kolles nannte es seine beste Medizin. Sie hat „Stern“ geholfen.

„Das wäre getan!" sagte Kolles und strich seine Finger am Fell der Kuh ab.

Da sagte mein Oheim: „Kommt herein, Kolles, und trinkt einen Korn!"

„Echten, sonst trinke ein anderer das Zeug."

„Echten ganz echten Doppelkorn," erwiderte mein Oheim, „kommt, Kolles."

„Na denn, Schaden kann ein Gläschen einem nichts."

nicht finden kann. Der Bettgens hat einen solchen abgefritten. Da Lene Tirtin den Akt nicht vorbringen konnte, bekam der Bauer die Vollmacht sie heraussetzen zu lassen. Ich weiß es bestimmt von der Polizei, von Welkem Barten."

„Die alte Tirtin ist doch krank, geht das denn so?" fragte mein Oheim.

„Du Esel! hätte ich bald gesagt," entgegnete bissig der Schmied, „da kennst du den Kamillenteevertreiber von Dingebda noch nicht. Tut der Bettgens seinen Beutel auf, ist die Sache fir und fertig. Heraus! heißt es."

„Dann trifft es ja hauptsächlich die Alte, und Lene ist es doch, die nicht will. Das ist doch eine Schande." Meine Großmutter war ganz entrüstet.

„Nicht die Alte trifft es, nein, die Junge!" polterte Kolles, „der spinatgrüne Glendzapsen von Bettgens weih ganz gut wie gern das Mädchen trotz allem ihre frau'e Mutter hat, so gehört es sich ja auch. Ehre Vater und Mutter! Die Lene ist ein Mädchen von Gold, sage ich."

„Ja, die wäre zu schade für den Bettgens, wenn der so ist." Das sagte mein Oheim.

„So ist, so ist; noch schlimmer ist der elende Kerl. Zu schad'

für den? Für eine Bürgermeisterin ist die Lene zu schade. Und dann dieser Heuchler von Kerl! Tut, als ob er den Tirtens alle Gefallen tun wollte, will sogar das Land umpflügen. Warum? Weil er sich einen frommen Anschein geben will, und die Lene tot ärgern möchte. Seht, so ist der Lungenichts. Nun muß ich gehen ich hab' noch Arbeit."

"Trink' auf den Kerger noch einen!" Mein Oheim schüttete dem Schmied noch einen Korn ein.

"In Gottes Namen denn." Kolles goß den Schnaps herein und kniff die Augen zu. „Hol der Kuckuck den Bettgens."

Damit nahm der Alte seinen großen Kasten und ging.

Am andern Tage mußte ich meinem Oheim eine Kanne heißen Kaffee zum Felde tragen. Kaspar ging mit. Wir kamen bis in die Gasse, die nach Tirtens ging.

"Sei mal still!" Kaspar griff meinen Arm. Wir blieben stehen.

"Ich will deine Guttaten nicht. Scher' dich doch vom Felde, scher' dich davon, sage ich." Das schrie Lene, ich kannte ihre Stimme.

"Und ich haue es um" schrie Bettgens, und wie zum Hohn setzte er hinzu: „Für dich, Lene, für dich!"

"Komm, daß wir aus den Hecken kommen," rief Kaspar; „die kriegen sich jetzt, paß auf, Lene verleiht den erbärmlichen Bettgens. Jung, das gibt Spaß!"

Kasper stand schon vor den Hecken und klatschte sich vor Freude auf seine dicke Manchesterhose. Wir ging der Stöpsel von der Steinfanne, daß mir der heiße Kaffee gegen das Bein spritzte. Ich hielt den Daumen auf die Kanne, verbrannte ihn mir und steckte ihn in den Mund. Dafür war ich aber auch bei Kasper.

Wirklich wollte der Bettgens das Feld umpflügen eigenhändig mit zwei Pferden. Vor den Tieren stand Lene mit ausgebreiteten Armen.



König Alfons von Spanien mit seinem ältesten Sohn, dem Prinzen von Asturien.

Der älteste Sohn König Alfons des XIII., der Prinz von Asturien, besitzt trotz seiner Jugend bereits Generals-Rang in der spanischen Armee. Kürzlich stellte sich der kleine Kronprinz zum ersten Mal seinem Vater in Uniform vor.



Primrose Day in London.

Das Denkmal des englischen Bismarck im Primroschmud. Alljährlich am Todestage des großen Staatsmannes Lord Beaconsfield schmücken seine Anhänger sich selbst und sein Denkmal mit Primeln, seinen Lieblingsblumen.

"Halt, sage ich!" schrie sie.

"Jöh, sage ich!" schrie Bettgens und schlug mit dem Stock auf die Pflugleine.

So ging der Streit hin und wieder. Endlich riß Lene Tirtens die Geduld.

Mit aller Gewalt fuhr die den Pferden in die Zügel.

"Zurück, halt!" schrie sie zornig. Bettgens schlug wie besessen auf die Leine. „Jöh, hott, jöh, Hor Mar! jöh!"

Die Pferde konnten nicht. Lene hielt sie zurück. Schon hatte sie die Koppelung derselben gelöst, als sie das eine Tier herumriß und das andere mit der Faust vor das Maul schlug. Das tat Lene, die sonst einem Tiere kein böses Wort gesagt hat.

Der Pflug schlug um. Bettgens lag in den weichen Furchen, die er schon gezogen hatte. Seine Pferde, die durch den Rück- und Seitensprung ganz los kamen, rasten querfeldein. Kaspar bekam vor Freude und Lachen Bauchweh. Mir zittern die Knie, dem Bettgens, der sich aufgerichtet hatte sicher auch.

"Nun pflüge," rief ihm Lene zu, „ich grabe mir meine Hände noch lieber blutig, ehe ich von dir eine Guttat annehme. Hol dir deine Pferde und gehe heim, sonst geht es dir noch schlimmer."

"Dir geht es schlimmer, am Ersten ziehst du aus. Morgen hast du die Polizei da."

"Maulfechter!" rief Kaspar. Lene antwortete dem Bauer nichts.

Der ging seinen Pferden nach, die Tirtens nach dem Häuschen zu, und wir spitzten uns, daß mein Oheim seinen kalten Kaffee bekam. Geschimpft hat er nicht, weiß das, was wir erzählten, ihm zu große Freude machte.

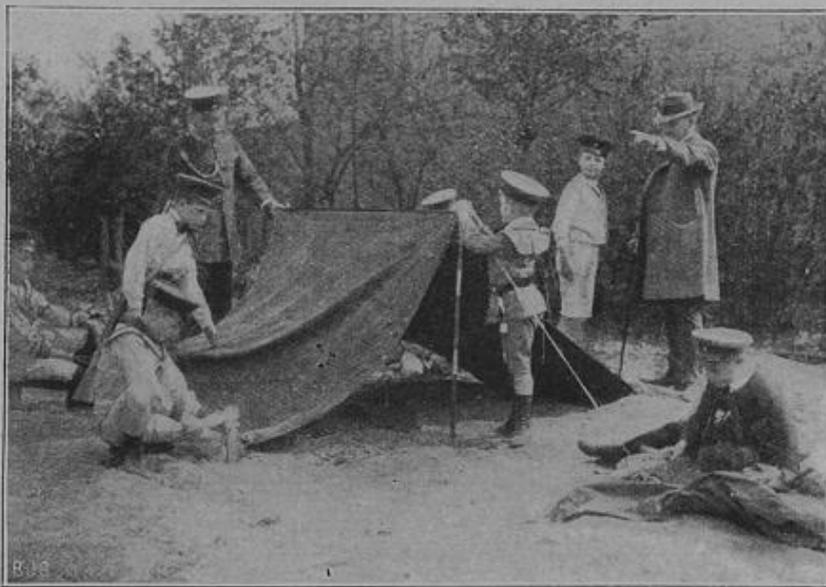
(Schluß folgt.)

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Eigena.

Wer kennt in unsern Himmelsstrichen die Nordostecke des gewaltigen Trapezes, womit man die Gestalt der iberischen Halbinsel vergleicht? Wo in aller Welt hört man reden vom Principado de Cataluña, dem wilden Gebirgsland, in das vom Norden her die Schneeberge der Pyrenäen wie riesige Metallmauern hinableuchten, wo in den Tälern

sich im Laufe der Jahrhunderte mischte mit griechischem und römischem, gotischem, arabischem und französischem. Der Katalane ist wie zur Industrie geboren, himmelweit sticht er ab gegen den furchtbar langsamen Castilier und den schlaffen, träg-sinnlichen Andalusier. In den Städten schaffen Tausende fleißiger Frauenhände Spitzen zu den mantillas. In den Webereien Eisen-, Papier- und Seifenfabriken, in den Schokoladenmühlen und Oelpressen wirkt ein kerniger Arbeiterschlag, dem Unternehmungslust und ein ehrender Standesstolz aus den Augen leuchtet. Der Katalane



Eine Exerzierschule für Knaben.

1. Der Ausmarsch der Knaben.
2. Das Erklären des Baues von Zelten.

Die Bestrebungen, Kindern den militärischen Drill beizubringen und sie dadurch den Segnungen der Gewöhnung an innere und äußere Disziplin teilhaftig zu machen, haben nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland schnell Boden gefunden. Wie die englischen Knaben und Mädchen als Späher, Hilfsmannschaften oder Krankenpflegerinnen ausgebildet werden, so bildet man bei uns in Deutschland die Knaben zu jungen Soldaten aus. Die von dem Feldwebel a. D. Thiele in Berlin geleitete Exerzierschule für Knaben unter 14 Jahren, in der den Knaben die Anfangsgründe für militärische Disziplin und militärisches Exerzieren beigebracht werden, veranstaltete am Sonntag, den 23. April, unter Aufsicht eines aktiven Unteroffiziers eine Felddienstübung. Besonders interessant war das Zeltbauen und Bewachen der kleinen Knaben. Die Vorteile einer solchen Ausbildung nicht nur für die körperliche Entwicklung des heranwachsenden Geschlechtes, sondern auch für seine Militärtauglichkeit und die leichte Verwendbarkeit im ernstesten Kriegsdienst sind so bedeutend, daß überall solche Jugenderzierschulen gegründet werden sollten.

Schaf-, Schweine- und Ziegenherden weiden und die Winzerin in der weiten Mano die entzückende ampurdaneza tanzt? Wer hat dieses stolze Land durchwandert, das von Norden nach Süden wechselt mit immergrünen, silzblättrigen Storkiechen, mit einer Menge von Pinienarten, Weinstock, Feigen, Johannisbrotbaum und Agaven, Kakteen, Delbaum, Orangen und Dattelpalme. Von den Bergen stürzen die Quellsbäche ins blaue Mittelmeer und treiben Mühlen und Fabriken.

In den Adern der Katalanen rollt altiberisches Blut, das

lance weiß, daß „Don diners es gran caballero“, welcher gewaltige Macht das Geld hat, und er handelt danach. Die ganze España uniforme, das „gecinte“ Spanien ist ihm Wurst, ist ihm weniger und verächtlicher als die trockene breba, die Frühseige, die er den Schweinen vorwirft. Was über die Grenzen seiner katalanischen Heimatprovinz hinausgeht ist für ihn Ausland. Er redet nicht die lengua castellana, sondern sein geliebtes Katalán, eine Mundart, die im Norden bis in die Pyrenäentäler, im Süden bis Valencia und im Osten bis auf die islas Baleares reicht.

Hier lag zur Römerzeit das Herz der spanischen Besitzungen dieses Weltreiches. Die Westgoten wechselten dann mit jener eigenartigen Volksmischung aus Berbern und Arabern, die man Mauren nennt, und als spanische Mark waren Land und Volk seit Ludwig dem Frommen ein Teil des Frankenreiches. Und dann kam die Zeit, da sich dieses stolze Volk eigener Kraft bewußt ward; das Condado de Barcelona entstand mit seinen herrlichen Grafengeschlechtern, die dem schönen Südländchen mustergültige Gesetze gaben, unter denen die Seefahrer Barcelonas Weltruf genossen, und wo Kathedralen und Kirchen entstanden, die heute noch in ihrer kühnen Bauart das Staunen des Spanienfahrers erregen.

So ist es auch erklärlich, daß die ständige Unruhe dieses zu Höherem geborenen Volkes nicht auf ganz Spanien übergreifen kann, und man im Gegensatz zu Portugal von einer allgemeinen Unzufriedenheit der ganzen spanischen Lande zu sprechen gar kein Recht hat.

Und da liegt sie vor dir, diese stolze Riesengestalt mit dem herrlich aufragenden Tibidabo im Hintergrund, an dessen Abhängen sich köstliche Villen in üppigster Südländflora hinauziehen; der herrliche Hafen, ein Wald von Masten auf denen die Banner aller Nationen im heißen Lebeche dem libyschen Wind flattern, der im Sommer aus Südwest von Afrika herüberweht — Barcelona, en sitio y en belleza única — du einziges Barcelona, wie schon Cervantes sie nannte.

Gottisch stumpfe Türme steigen über dem bunten Wirrsal enger, ineinandergeschlungener Straßen auf. Klöster und herrlich kühl-dunkle Gotteshäuser wechseln in überreicher Zahl. Und auf den Straßen ein lärmendes Leben. Das geschäftige Hasten von Marseille vermählt sich hier mit der Liebesanmut Valencias. Frohes Rauchen und Lebensernst reichen sich die Hand.

Das war an einem golddurchwirkten Abend, als die Palmen auf den Strandpaseos wie erstarrte Bronzelanddelaber standen und der Mond wie eine Blutscheibe über dem Hafen hing. In den Villengärten dufteten die Mandelblüten und der Sabia, die brasilianische Nachtigall, die Portugal aus seinen Kolonien ins iberische Land brachte, sang seine schönsten Lieder. Ich dachte an den Lehrer eines Gymnasiums im fernen Deutschland, der Jahr für Jahr bei der Behandlung Spaniens seinen Schülern den fundamentalen Satz eintrugte: Ueber Valencia hinaus gedeiht die Dattelpalme in Spanien nicht. Man konnte ihn mit jenem anderen deutschen Professor vergleichen, der ein Werk über die Lebensweise des Kamels schrieb und zu dem Zweck täglich in den Kölner zoologischen Garten ging. Ich wandelte also trotz deutscher Wissenschaft unter den langen Palmen des weit sich hinziehenden paseo, der den stolzen Namen des Entdeckers Amerikas trägt, wandelte weiter unter den Palmen der plaza de Arquinaona und kam auf die mit einer Unzahl von Palmen geschmückte grandiose plaza de Cataluña. Ich wollte nun einmal draußen die Villenvororte bei Mondlicht sehen, wollte vom mehr als ein halb tausend Meter hohen Tibidabo aus, die funkelnde Riesengestalt und das im Sternenglanz zitternde Meer schauen.

Die Hauptstraßen Barcelonas sind bis in den Morgen hinein von einer lustwandelnden Menge gefüllt. Die elektrischen Straßenbahnen surren über die kilometerweit sich hinziehenden ramblas und rondas die ganze Nacht hindurch. Langsam wandelte ich in den Nordwesten der Vorstädte hinein. Schweigend lag der templo de la sagrada familia vor mir, ein Gotteshaus, das ein reicher Barcelonaer zu bauen sich in den Kopf gesetzt hat, ein Werk von tollster, bizarrster Kunst ein Gebäude, an dem die Stilarten aller Völker und Länder in reichster Phantastik verwertet sind. Chor und Seitenwände sind vollendet. Die Vorderfront fehlt noch, und ein Dach ist auch nicht vorhanden. Das milde Klima der katalanischen Küste erlaubt es, so zu bauen. In der Kirche wachsen, wo bei uns die Gasleuchten stehen, Mandel- und Kletterbäume, in den Rausen spielen die Knaben der angebauten Klosterschule Reifen und Ball in der Riesenhalle und nachts wirft der spanische Mond seltsame Lichter durch diesen Bau.

Weiter und weiter wandelt man durch öder werdende Bauarründe, wo jetzt in niedrigen swärklichen Häusern alles in tiefem Schlaf liegt. Kein Laut dringt an dein Ohr, keine Menschenseele beaguet dir; wenn du einen Augenblick still stehst hörst du dein eignes Herz klopfen. Du wanderst weiter durch ein Labyrinth von kreuz und quer verlaufenden, sich schneidenden Wegen, an den Rändern starren die scharfen, zackigen Lanzen der Haaven in die heiße Nachtluft. Dein Fuß wirbelt Wolken von rotem und weißem Staub

auf, und das Mondlicht verwischt Entfernung und Gestalt. Du hörst deinen eigenen Schritt nicht mehr, und wenn die Fledermäuse aus einer einsamen Platane erschreckt aufstattern, suchst du einen Augenblick zusammen. Der Mond ist in Spanien ein Puhler, ein falscher, nichtsunziger Gefelle, der dich wie ein Irrlicht narret, hypnotisiert, wie im Schlafwandel gefangen hält, und mit einem Mal kommt dir zum Bewußtsein, daß du dich verirrt hast. Wie aus der Erde aufgetaucht steht plötzlich eine Gestalt vor dir. Bei Tage wärst du ihr weit ausgewichen, aber unter diesen Verhältnissen erscheint sie dir wie Rettung.

„Wohin Ihr wollt, caballero? Bei der heiligsten Jungfrau von Zaragoza, Ihr seid himmlisch weit ab von allen derartigen Orten. Und was wollt Ihr zu dieser Zeit hier, stört nur ehrliche Leute bei der Arbeit.“

Was der Mann in der Nacht arbeitete, war mir vorerst nicht klar. Der Spanier arbeitet selbst tagsüber nicht viel. Sereno, Nachtwächter war er nicht, diese Kaste trägt in Spanien Pife, Kupferlaterne und einen riesigen Schlüsselbund um den Hals. Er war einer von den vielen, die vor Barcelona in den Schluchten der montañas malas in Erdlöchern wohnen, die am Tage sich die Glutonne in den Wagen scheinen lassen und nachts auf Raub ausgeben.

„Komm mit, caballero, ich will dich führen,“ brummte er mißmutig. Nun ist es gerade kein beruhigendes Gefühl, um Mitternacht weit draußen vor Barcelona in einer Gegend, wo man nicht Weg noch Steg kennt, auf die Fährleitung eines Feldräubers angewiesen zu sein.

Auf seinen leichten Hausschuh schritt er lautlos voran, bisweilen nahm er hier oder dort von einem Ader, was ihm gut schien.

„Was macht Ihr da?“ unterbrach ich die Stille. Der Mann hatte nach seiner Aufforderung, ihm zu folgen, kein Sterbenswort mehr gesprochen. „Was Gott und die Jungfrau geben, nehm' ich.“ Dieser Mensch hatte eine wirklich edle Auffassung seines Berufes.

Der Weg führte nun aufwärts. Ich sagte meinen Stod fester und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er mich absichtlich irre führe, Barcelona müsse hinter uns liegen.

Ja, señor caballero, es war nicht gut von mir, aber hier nahebei ist meine Wohnung, ich wollte das nur noch ablegen, und dann führe ich Euch auf kürzestem Wege zurück.“

Damit stand er plötzlich bis zu den Hüften in einer Art Erdloch, zündete eine Fadel an und lud mich ein zu folgen. Es war eine jener Erdwohnungen, wie sie in Spanien von den gitanos, den Zigeunern, bewohnt werden. Rundherum Holzplanen, aus deren Ritzen der rote Erdstaub hervorgerieselte war, in der Mitte ein leises glimmendes Feuer und daneben ein etwa zehnjähriges schlafendes Mädchen. Ein armseliges Hemd war die ganze Bekleidung, das Gesicht war das eines Murilloengels. Der Spitzbube kniete neben dem Kind hin und küßte es mit einer himmlischen Zartheit auf Stirn und Füße. Und dann kramte er aus. Unter der zerlumpten capa kam eine feine mantilla zum Vorschein. Der Ladenpreis baummelte noch daran. Aus dieser Tasche ein Goldbleichen und aus jener ein feiner Goldreif. „Wie wird sich Eloisa freuen,“ sagte er mit einem langen Blick auf das halb nackte Kind, worin eine unendliche Liebe lag. Als wir aus dem Erdloch ins goldene Mondlicht hinaustraten, blickte dem Straßenräuber eine Träne im Auge.

„Señor caballero, nun hab' ich meine Arbeit getan,“ und nachdem er nach dorthin, wo das Kind lag, eine spanisch-kühnhand geworfene, schritten wir wieder durch heiße, staubige, mondbestrahlte Wege hin und her.

Wir kamen auf die Unruhen in Barcelona zu sprechen, auf die flammenden Klöster und ruinierten Kirchen.

„Señor, Sozialisten mag ich nicht leiden, alles soll gleich sein, was fangen dann Leute wie wir an?“

„Ja, aber müßt Ihr denn absolut stehlen?“ „Stehlen, caballero, wir nehmen nur, was Gott den Reichen zuviel gab. Glaubt Ihr, daß meine Eloisa heute abend noch ihre mantilla hat? Sie gibt sie dem ersten besten Bettelkind und tanzt in ihrem Hemdchen durch die Sonne weiter. Aber diese Sozialisten, die Satane, die wollen alles nur für sich haben, Halunken sind es, die soll man samy und sonders ertöten,“ und dabei spielte er nervös mit den Fingern am Griff eines krummen Dolchmessers, das ihm aus dem Brustschlitze des Hemdes hervorblühte. Und dabei kam etwas anderes bei diesem Aufschreier zum Vorschein, ein Skapulier, feuerrot mit aufgesticktem durchstochenem Herzen, eine Weihe an die virgen von Bonanova, der marmor- und goldstrotzenden Wallfahrtskirche hoch droben in der

heißen Vorstadt San Gervasio, wo die Pilger ihre Bitten auf besondere Wandtafeln schreiben die der señor sacristano am Ende der Woche auslöscht; vielleicht hat mein Enrique die Jungfrau um gutes Gefingen seiner Raubzüge?

Wir waren unter politisierenden Reden in die ersten Viertel Barcelonas hinabgekommen. „No señor, ich gehe weiter mit bis drunten auf die ramblas. Wißt Ihr, hier treiben sich gottlose Menschen herum, die einen Fremden für ein paar rote maravedis erdroffeln. Pfui!“ Er blieb einen Augenblick stehen, spie in weitem Bogen in die Straße und bekränzte sich.

An der plaza de Cataluña lag ein Weib mit einem Knaben im Arm, mit dem Rücken gegen eine Palme gelehnt und schlief. „Purissima virgen,“ murmelte mein Straßenräuber, „sie ist ärmer als ich;“ blühschnell legte er eine peseta in die offene Hand des Jungen. „Das ist die letzte,“ sagte er dann zu mir. „Dreihundert waren es. Ich wade sie alle ehrlich verteilt.“

Als ich Anstalten machte, dem seltsamen Moralisten für den weiten Weg eine Belohnung zu geben, wurde er eine Sekunde lang wütend. „Geld von einem Fremden, der sich in einer Teufelsgegend verirrt hatte. Der Satan würde

eine Extraspinne für solche Sünder bereithalten.“ Und mit einem Segenspruch war er zwischen den Palmen und Platanen verschwunden.

Aus einer Seitengasse kamen zwei guardias civiles, Gendarmen. Sie grüßten freundlich. Sie hatten uns bei dem Weib und ihrem Knaben stehen sehen, und ich erzählte ihnen den Vorgang dieser Nacht bei einer Schale café solo und einigen andalusischen Zigarren. Sie lächelten nur wie Spanier lachen, und als ich geendet, meinte der eine „cosas d'España señor mio! es ist halt echt spanisch!“ Wir plauderten noch viel über dies und das, über den jammervollen Krieg mit den Rissleuten in den heißen Bergen Marokkos, über den stolzen Fall der Philippinen und über die schaudervollen Tage der semana triste, der Revolutions- und Blutwoche Barcelonas.

Als wir wie gute Freunde schieden, leuchten bereits droben die verbrannten Mauern des Forts Montjuich im goldenen Frührot. Mein Zimmer in der calle del Carme glühte noch wie ein Backofen und Paquita, die Hauswirtin, lag auf dem kühlen Ziegelbelag der Küche, sagte fatalistische Korteichen und schlief wie ein Murmeltier aus den Pyrenäenbergen.



Die Radfersahrt Berlin - Hamburg.
Die Spitzengruppe der
Dauerfahrer passiert
Ludwigslust.

Die 381 Kilomtr. lange Strecke wurde von dem Sieger in 11 Stunden 56 Minuten und 32 Sekunden zurückgelegt. Dies entspricht einem Durchschnittstempo von 32 Kilometer in der Stunde, eine hervorragende sportliche Leistung.



Zur Unterhaltung.



— „Sie kommen mir so bekannt vor,“ redete ein Herr seinen Nachbarn an, dem gegenüber er soeben in der Eisenbahn Platz genommen hatte. „Ich glaube, ich habe Sie schon irgendwo gesehen.“ — „Möglich,“ antwortete der Angesprochene, „denn dort komme ich dann und wann hin.“

— Ein Engländer, der bei dem Fürsten Kaunitz zu Tisch war, warf von ungefähr ein Glas um. „Ist das in England so Brauch?“ fragte der Fürst. — „Das gerade nicht,“ antwortete der Gast, „aber wenn es geschieht, so fragt niemand darnach.“

— Zwei Individuen stritten mit einander, wie viel Uhr es sei, eins oder zwei. „Ich weiß es bestimmt, daß es nur eins ist,“ sagte der Betreffende. „Ich habe sogar zweimal ganz deutlich eins schlagen hören.“

— „Freund,“ belehrte ein Berliner Arbeiter den andern, „vor dem Frühstück soll man nicht arbeiten. Wenn man aber je in die Lage kommt, vor dem Frühstück arbeiten zu müssen, so muß man jedesmal zuvor etwas essen.“

— Letzten Sommer ging ein Mann in einer Stadt des Elsaß vor einem Hause vorbei, das neu aufgebaut wurde. Da sah er einen alten Maurer, der ganz gemütlich auf dem Gerüste stand und sich Feuer schlug; er setzte wohl hundertmal an, aber der Stein gab keine Funken und zudem schien der Schwamm feucht zu sein; darum sagte der Mann zu ihm: „Guter Freund, da habt Ihr ein Zündholz.“ — „Das ist nicht nötig,“ antwortete der Maurer mürrisch, „denn Zündhölzer habe ich selbst im Sack.“ — „Warum braucht Ihr sie denn nicht, statt dem Feuerzeug um Feuer zu machen?“ fragte der Mann. — „Das ist ganz einfach,“ antwortete der Maurer, „die Zündhölzer brauche ich wenn ich im Afford arbeite, wenn ich aber im Taglohn schaffe, so ist mir der alte schlechte Stein und Zunder gut genug, und pickte wieder darauf los.“

— Ein Herr, welcher in einer Restauration Stockfisch bestellt hatte, verlangte statt dessen ein Beefsteak. Der Kellner rief in die Küche: „Für den Stockfisch ein Beefsteak.“

Rätsel-Ecke.

Rätselhafte Inschrift



Zitaten-Rätsel.

Aus nachstehenden Sprichwörtern oder Zitaten ist je ein Wort zu entnehmen. Diese ergeben dann zusammengestellt ein Zitat aus Goethes „Hermann und Dorothea“.

1. Niemand kann zweien Herren dienen.
2. Verne viel, sage wenig, höre alles.
3. Bei Trunk und Scherz bleibt froh das Herz.
4. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.
5. Das Wandern ist des Müllers Lust.
6. Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.
7. Nach uns die Sintflut . . .
8. Ältere Menschen fangen an, sich wieder ihrer Jugendentaten zu erfreuen.
9. Ein jedes Menschenschicksal hat seine Bestimmung.

Anagramm.

1 2 3 4: Des Kindes Liebhaberei.
 Jedoch ein Männertrank: 1 4 3 2.

Rätsel.

Schon in der Schule wird's geübt,
 Den Dichter macht es stets beliebt,
 Was den Juristen öfters fehlt,
 Zu Tausenden im Walde zählt.

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul à St. 50 Bfg. Überall zu haben

Arithmoglyph.

- | | |
|-----------|----------------------------------|
| 1 2 3 4 5 | Mägdlein ohnegleichen; |
| 1 3 2 5 | des Mannes Zeichen; |
| 1 2 4 5 | wichtig für Fisch und Tier; |
| 5 3 4 1 | schlimm deinem Ohr und dir; |
| 5 3 4 | liegt auf Wiese und Feld; |
| 2 3 5 | oft über Nacht sich einstellt; |
| 1 3 4 | strebt oft gewaltig empor; |
| 5 2 3 1 | bringt dich zu Pferde rasch vor; |
| 2 3 4 1 | gewaltig, unrechtes Gut; |
| 3 2 5 | Tiergattung, verwandtes Blut. |

Bezierbild.



Wer belauscht die kleine Apfeldiebin?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- | | | |
|---------------|-----------|-----------------|
| 1. Ke5×d6, d5 | Da 1—g 1. | 2. Dg1—c5 matt |
| 1. Ke5—f4 | | 2. Dg1—c3 matt |
| 1. Ke5—f6 | | 2. La7—d4 matt |
| 1. Td8×d6 | | 2. Dg1—g5 matt |
| 1. Sb2×d3 | | 2. Dg1—d4 matt. |
| c3—c2 | | |

Scharade: Hühneraugen.

Rätsel: Reihe.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Uebelthäter steckt zwischen den Bäumen.

Scherzfrage: Ungarn, denn es hat Osen.

Homonym: Listen.

Rätselsprung:

Ohne Geld, doch ohne Sorgen!
 Was gleicht meiner Seligkeit?
 Geld, ei Geld, das kann ich borgen,
 Doch wer ist's, der Frohsinn leiht.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
 Düsseldorf m. b. H.



Nr. 20.

Sonntag, 14. Mai.

Jahrgang 1911.

Lene Tirten.

Novelle von Theo Liefertz.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am anderen Morgen war das Stück Land der Tirtens buchstäblich umgegraben. Das hatten trotz der stürmischen Märznacht die heimlichen Verehrer der Lene getan. Mein Oheim war auch dabei gewesen mit Rolles, dem Schmied. Und der war „nur erst“ zweiundsechzig Jahre alt.

An der Telegraphenstange vor Bettgens Haus klebte ein Schild. Darauf stand geschrieben:

„Kergert der Glendzapsen von Bettgens noch einmal Lene Tirten, so kriegt er seine Knochen kurz und hagelklein geschlagen und wird dem Teufel für Gehacktes verkauft!“

Der Schmied wollte aber nicht der Verfasser sein.

Trotz der schrecklichen Androhung ließ Bettgens den Tirtens die Aufforderung zustellen am 1. April die Wohnung zu räumen. Es kam alles genau so, wie der Schmied es vorausgesehen hatte.

Ein Haken war nur bei der Sache. Lene Tirten zog am 1. April eben nicht aus. „Solange meine Mutter lebt“ sagte sie, „hat kein Mensch das Recht, uns aus dem Häuschen zu treiben, das weiß der Bauer so gut wie ich und wenn er tausendmal sagt, ein Alt bestände nicht, er

besteht, mit eigenen Augen habe ich ihn gelesen, und ich finde das Papier, und soll Gott es mir vom Himmel werfen.“

Das geschah nun nicht, ebenso wie Lene die wohlgemeinten Auerbieten nicht annahm.

Die alte Tirten jammerte und zeterte.

„Daran sterbe ich, muß ich aus dem Hause, so sterbe ich. Ich hab eine Tochter, eine Tochter, die hat kein Herz für ihre Mutter, die läßt mich sterben. Sie heiratet den Bettgens nicht, damit ich sterben soll.“

Ich habe selbst gehört, wie sie so losfuhr. Glauben konnte ich es aber nicht; denn trotz allem hegte und pflegte Lene ihre Mutter, auf den Armen trug sie dieselbe. Nur sprach sie im Hause fast gar nichts. Und die alte Frau, deren Augen immer böser wurden konnte doch noch gehen, Ich hab sie einmal an dem kleinen Schränkchen in der Wand stehen sehen.

Wir kamen aus der Schule.

„Wo gehst du hin Wellem?“ rief Kaspar dem Varten zu. Der war für uns keine Respektperson, sondern ein gutmütiger Kerl, mit dem wir allerhand Schabernack trieben. Er trug nur dann eine Uniform, wenn etwas los war. Heute hatte er sogar den Helm auf. An solchen Tagen konnte er saugrob werden.

„Zehrt euch nach Haus, Banditentorps, ich habe keine



Das italienische Königspaar bei den Eröffnungs-Feierlichkeiten der Turiner Welt-Ausstellung.

Unter den festlichen Veranstaltungen, die zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen des Königreichs Italien abgehalten wurden, ist die Turiner Weltausstellung die bedeutendste. Alle Nationen der Erde haben sich an ihr beteiligt. Vorläufig ist nur die deutsche Ausstellung wirklich fertig. Sie bildet also naturgemäß einen der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung.

Zeit für euch," schnauzte er. "Oho! Wellem blüht, es gibt ein Donnerwetter," riefen wir und setzten uns hinter Vartens her in Trab. Der ging die Gasse hinaus nach Tirtens. Wir liefen mit.

"Bist auf!" sagte der schwarze Heinrich, "Lene Tirtens fliegt jetzt heraus."

"Wenn sie nicht den Garten herausschmeißt," meinte Klafpar.

Das tat Lene nun nicht. Ich schlich mich mit Varten in die Stube; denn ich war ja bei Tirtens so gut wie zu Haus.

Lene sah auf der Bank die Hände im Schoß, ganz blaß, und stierte aus einer Ecke in die andere. Sie weinte nicht, rührte sich überhaupt nicht. Nur ihre Brust hob und senkte sich schwer, und die Lippen zitterten.

"Lenchen, ich muß, ich kann nicht anders," entschuldigte sich Wellem Varten, ehe er sonst noch etwas gesagt hatte.

Lene antwortete kurz: "Ich weiß, Wellem."

"So zieh' doch aus, Lenchen, tue es doch um Gottes willen."

"Nein!" Nur das eine Wort klang scharf durch den Raum.

"Lenchen, tue es doch, sonst . . ." Varten stockte verlegen. "Schmeiß ich dich heraus!" ergänzte Lenchen bitter.

Lene rührte sich nicht.

Die Knechte kamen in die Stube. Der Schrank wurde herausgetragen, Stühle folgten, der Tisch war fort, die Lampe, die Bilder, der Spiegel, das Kreuzifix. Nur der heiße Ofen stand noch da und die Bank, auf der Lene saß.

Ein Knecht sperrte die Ofentür auf. Die Bank rührte keiner an. Ich setzte mich neben Lene und baumelte mit den Beinen.

"Jetzt noch die Kammer, so sind wir fertig!" sagte Ventel, der einzige Knecht, der war wie sein Brotherr.

Aber schon stand Lene an der Tür, noch blässer wie vorher, und breitete die Arme aus.

"Hier kommt keiner herein, so lange ich noch einen Finger rühren kann; meine Mutter hat ein Recht, hier zu bleiben, bis sie ihre Augen geschlossen hat."

"Geh' nur weg, sonst muß ich dich herausbringen, und die Alte im Bett heraustragen." Zynisch lächelnd sagte es der Ventel und kramte seine bunten Hemdärmel nach höher. Die übrigen Knechte Wurschen aus dem Dorfe, rührten sich nicht. Sie mußten ja nur, weil sie ihren Brotherrn nicht verlieren wollten.

"Ich sage ja, hier kommt keiner herein, meine Mutter liegt drinnen." Lenens Stimme kreischte. Eine flammende Röte goß sich plötzlich in ihr Gesicht, die ebenso schnell wich.



Schießübungen unter Sonnenschirmen.

Bei der schweizerischen Armee, in der es ziemlich gemächlich hergeht, da man in der Schweiz keinen Heeresdienst nach Art des deutschen kennt, bedient sich die Infanterie bei ihren Schießübungen im Sommer großer Sonnenschirme, um in ihrem Schatten besser zielen zu können und gleichzeitig Schutz vor den Sonnenstrahlen zu haben.

"Ich nicht, Lenchen, sicher nicht, es wird mir schwer, ich muß."

"Ich weiß!"

Nichts rührte sich jetzt im stillen Raum. Der Vater schnurrte behaglich hinter dem Ofen und blinzelte zu Vartens blanken Knöpfen hin. Wellem Varten stand am Fenster und laute am Schnurrbart. Ich drängte mich an Lene heran.

"Zieh' doch aus, Lene, komm zu uns," bat ich, und es war mir ernst gemeint.

"Es geht nicht, Kränzle!"

"Dann schaffen sie alles heraus, und dich mit."

"So sehen auch alle, wie grundschlecht der Mensch ist."

Varten wandte sich jetzt um. "Lene, dort kommen die Knechte von Bettgens, ziehe doch aus."

Lene sprang auf. "Nein, nein!" schrie sie. Dann setzte sie sich wieder. Wie eine Wachs puppe saß sie da.

"Dann muß ich die Knechte austäumen lassen," sagte Varten jetzt ernst, fast traurig. "hier ist mein Auftrag."

Lene Tirtens besah den Tisch nicht.

Es wurde ausgeräumt: Betten, Kisten, Kasten. Zuerst schrien und schimpften die Jungen. Dann halfen sie den Knechten. So geht es nun einmal.

Aus der Küche verschwand auch alles. Draußen auf dem kleinen Platze noch vor dem Lattenzaun häuften sich allenthalben Sachen in buntem Durcheinander.

"Weg von der Tür!" Der Ventel faßte Lene am Arm. Er bekam einen Stoß vor die Brust und taumelte. Das reizte den Knecht.

"Weg!" brüllte er, "ich zerbreche dich!"

Wie ein gereizter Stier stand der vier Schrötige Mensch vor Lene und ballte die Fäuste.

"Nicht lebendia . . . meine Mutter!" Abermals stieß sie den Ventel zurück.

Ehe die anderen ihn zurückhalten konnten, stürzte er sich auf Lene; ich schrie auf und wollte zur Türe. In dem Augenblicke flog Ventel gegen den Ofen und riß den um. Glühende Kohlen lagen am Boden, kleine Flämmchen schlugen auf, und Rauch drang brenzelnd in die Nase.

Starr standen alle da. Lene hatte die Fäuste noch geballt, ihr Körper war nach vorn gebeugt.

"Kind Lene!" Das schrie die alte Tirtens.

Kein Mensch hatte gemerkt, daß sie von innen die Türe aufgemacht hatte. In der Nachtsacke stand sie da.

"Mutter!"

Die Alte lag am Boden. Lene kniete neben ihr.

"Hier ist . . . der . . . Alt, . . . mein . . . liebes Kind!"

"Ich glaube, noch niemand hatte die alte Tirtens so zu ihrer Tochter sprechen hören. Zuerst redete keiner ein Wort. Einige hatten den Ventel gefaßt; denn die Stube hatte sich mit Menschen gefüllt, Rolles im Schurzjell, mein

Oheim in Samaschen, wie er neben der Düngeklarre gegangen, und andere waren eingetreten.

Yene hatte ihre Mutter ins Bett getragen und benagte sich schluchzend über sie. Dann schloß sie die Türe hinter sich.

Mutter und Tochter waren allein.

War das ein Tumult vor dem kleinen Häuschen. Ventel hatte man die Türe hinausgedrängt. Einen Schupps, einen Stoß bekam er nach dem anderen, natürlich von niemanden.

Der Schmied hielt eine Rede, kurz und bündig.

„Ist so was schon mal im Dorfe passiert,“ sprach er, „sagt der Kerl, er wüßte von nichts, und auf dem Fegen hat er selbst unterschrieben, daß er das achten will, was der alte Bettgens selig bestimmt hat. Und hier steht es schwarz auf weiß: „Wilhelm Tirtens oder seine Frau wohnen in dem Häuschen an der Gasse zur gleichen Mietsumme von zwanzig Talern für Haus und Garten und dreißig Talern für das Land bis an ihr Ende. Ein Jahr nach dem Ableben beider Eltern ist das Häuschen erst zu räumen. Mein Sohn ist an diesen Vertrag gebunden. Peter Joseph Bettgens.“

Schrei drang durchs geöffnete Fenster, in welchem Lenens verweintes, blaßes Gesicht erchien.

„Meine Mutter . . . sie stirbt . . . helf mir!“

Einen Augenblick war alles erschrocken, niemand rührte sich, bis Kolles sagte: „Nun steht doch nicht da und haltet Maulaffen feil: einer zum Küster und einer zum Pastor, und ein anderer zum Doktor.“

Der eine lief, der andere ging, ich begab mich nach Hause; denn wo ich nur vom Sterben hörte, machte ich mich aus dem Staube.

Ich hatte nach vielem Hin- und Herrutschen Umbfäutern und Pausen meine Bibel gelernt, und schaukelte ziemlich derb meine kleine Schwester in den Schlaf. Meine Großmutter hantierte in der Küche, als nun endlich die Mutter von Tirtens nach Hause kam.

„Da ist die alte Tirtens schon tot,“ sagte sie.

„Mein Gott so rasch!“ die Großmutter schlug die Hände zusammen, „das hat Bettgens auf dem Gewissen, fetu anderer. Wie ist sie denn gestorben?“

„Schön, wie man sich nur das Sterben wünschen kann,“ antwortete die Mutter.

„Schön . . . als wenn man schön sterben könnte, mir tief



Zu den Krönungs- feierlichkeiten in London.

Die Vorbereitungen zu der Königs-Krönung Georgs V. im Juni sind im vollen Gange. Interessant ist die Herstellung des Krönungsmantels. Der Wert eines solchen Mantels ist bei der Seltenheit des Hermelins nur nach Hunderttausenden zu schätzen. Die Herstellung erfolgt unter Aufsicht eines besonders geschulten Personals.

Ein Gerede und Gebrumme entstand. Kolles stand auf einem Stuhl, schlug mit beiden Händen auf sein Schurzfell, daß es klatschte, fuchtelte dann mit seinen ruhigen Armen durch die Luft und schrie zornig: „Nun haltet doch mal eure Mäuler, bis ich fertig bin.“

„Still!“ hieß es, „Kolles hat noch was zu sagen, still!“ Es herrschte einigermaßen Ruhe, als der Schmied fortfuhr.

„Soll die Geschichte nun zu Ende sein? Ich sag', der Bettgens soll ins Kütchen, Wasser soll er saufen und schwimmeliges Brot fressen und die Ratten sollen ihm die Ohren vom Kopfe abbeißen. Ins Kütchen mit dem Kerl! Und wenn er herauskommt, soll er durch ein Teerfaß kriechen und dann durch ein Federbett. Zuletzt setzen wir den Vogel in einen Korb und lassen ihn leben für 'nen Groschen. Was?“

Da wurde gelacht. Der Schmied gebot nochmals Ruhe und sagte dann, pfiffig lächelnd: „Aber der Yene räumen wir das Häuschen ein, bekränzen ihr die Tür diese Nacht, wenn sie nichts merkt, und am ersten Mai soll sie den schönsten Maibaum beto . . .“

Mitten im Worte wurde der Schmied unterbrochen, ein

es eiskalt über den Rücken. Die Sprechende fuhr fort: „Sie hat gebeichtet, so gut es noch ging, unsern Herrgott und die letzte Oelung empfangen. Keinen Augenblick hat sie Yene von sich gelassen, immer mußte sie ihr die Hand festhalten.“

„Das arme Mädchen,“ seufzte meine Großmutter, „Matthes im Krieg erschossen, Dores am Schlag gestorben und nun auch die Mutter tot. Das ist schwer für sie.“

Etwas später kam mein Oheim nach Hause. Sie hatten bei Tirtens alles eingeräumt und gehoffen, wo es ging. Ueber die Tür kam aber kein Kranz, wohl eine schwarze Schleife.

Am anderen Tage nach dem Begräbnis der Mutter zog Yene aus dem Häuschen an der Gasse zu Marieche Wegemann hin.

„Zu ihr gehöre ich jetzt!“ sagte Yene Tirtens.

Am ersten Mai, als mein Vater schon aus dem Kriegerheimgeleht war, stand vor Wegemanns Häuschen der schönste Maibaum, den das Dorf je gesehen hatte. Eine mächtige Inschrift hing daran. Die hieß: „Der treuen Yene Tirtens.“

Die großen Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte,

waren geheilt; man sah und merkte die Narben kaum. Daß manches alte Mütterchen ihren einzigen Sohn geopfert und sich in Leid um ihn verzehrte, das ging die große Welt nichts an. Wie manches Mädchenherz war verblutet an stillem Gram um den Geliebten, der irgendwo in Frankreichs Erde ruht. Davon weiß die große Welt nichts.

An den Sandbergen spielten längst andere Anaben. Sie kannten die große Zeit nur durch die Erzählung der Eltern. Meine Großmutter war einige Jahre tot, und der alte Schmied schwang den schweren Hammer nicht mehr. Ich hatte meine Studienjahre schon hinter mir, und Behrend, der schneeweiß war und gebückt ging, freute sich stets, wenn ein ehemaliger Schüler ihn besuchte.

Es war am Pfingstmontage. Ich kam aus dem Schulhause und ging die Dorfstraße hinab. Still und ruhig war der Abend und die warme Luft hatte alles nach draußen gelockt. Hier sang man Maientlieder, dort lachte man über schnurrige Geschichten, und von fern her trug der Abendwind die Töne einer Ziehharmonika herüber. Jetzt kam ich in den stillen Teil der Straße. Hier hörte man in den Wänden die Hausgrille zirpen. Ich selbst vernahm deutlich das Klirren meiner eigenen Sporen und mein Herz schwoll. Wer dünkt sich nicht so groß, wenn er den ersten Urlaub in dem Heimatdorf zubringt und seine Uniform spazieren führt. Ich schließe mich nicht aus beson-

wissen, daß ich der Zeit näher komme, wo ich bei ihm bin. Langsam wird man alt und müde."

"Du bist doch noch keine vierzig Jahre und hast ja ganz schwarze Haare."

Lene schüttelte den Kopf, lächelte wehmütig und wurde rot vor Verlegenheit. "Fränzel!" bat sie, "wir wollen leise reden, damit Mutter Marieche nichts hört, du weißt ja..."

"Hofft sie noch immer auf die Wiederverkehr ihres Sohnes?"

"Noch immer," gab Lene zurück, "früher ging sie jeden Tag ans Fenster, jetzt kann sie es nicht mehr, da muß ich hinausgehen und immer wieder sagen: 'Er kommt noch nicht.' Und ich muß die arme, alte Frau belügen und betrügen, um ihr mit der Wahrheit das Herz nicht zu brechen. Das ist schwer, Fränzel, sehr schwer, es macht müde und alt."

"Du lägst doch nicht, wenn du sagst, er kommt noch nicht?"

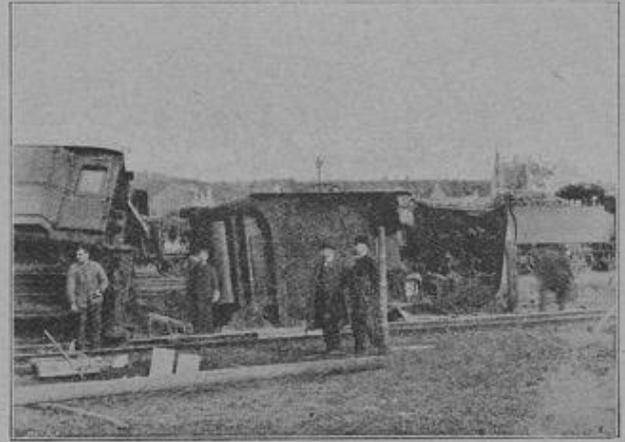
Lene sah mich an und lächelte wehmütig. "Sieh dir meine Haare an!" sprach sie. "schwarz sind sie, nicht wahr, und Gold glänzt darin, so sagte Matthes auch immer, aber es ist das Silber, was durchleuchtet... Ich färbe mein Haar... Mutter Mariechens wegen."

"Lene, das tuft du?" rief ich halblaut vor Erstaunen, und ihre Hand legte sich leicht auf meinen Arm.

"Ja, das tue ich, damit Marieche nicht merkt, wie ich alt



Der umgestürzte Pachwagen



Locomotive und Zender.

Eisenbahnunglück Düsseldorf-Rath.

Der in Düsseldorf nachmittags einlaufende Gilzug Essen-Düsseldorf, auch Börsenzug genannt, entgleiste unmittelbar vor dem Bahnhof Rath bei der Durchfahrung einer Kurve, in der schon im vorigen Jahre ein ähnliches Eisenbahnunglück geschehen ist. Der Zug sprang mit sämtlichen Achsen aus den Gleisen, lief die Schwellen und Eisenbahnschienen zerreißend, noch einige hundert Meter weiter und stürzte an einer Weiche um. Der Lokomotivführer, der durch Abspringen sich zu retten versuchte, kam unter den Pachwagen und blieb tot; eine Reihe von Reisenden wurde schwer, viele leichter verletzt. Die Unglücksstätte bot ein wüstes Bild der Zerstörung.

ders, da ich die Uniform des Regiments trug, welchem mein Vater und Matthes Wegemann angehört hatten.

Da unten lag Wegemanns Häuschen, ich konnte die weiße Wand sehen, welche Lene Tirten jedes Jahr frisch tünchte. Jetzt bemerkte ich auch Lene, welche vor dem Hause auf dem schweren Stein saß, das Antie mit den Händen umspannte und träumte.

So kam ich unbemerkt näher. Bei meinem langsamen Gang klirrten die Sporen nicht.

"Guten Abend, Lene!" sagte ich.

Die Angeredete drehte sich hastig um und sah mich einen Augenblick wortlos an. "Fränzel, du, Junge, was bist du groß geworden... ich dachte... das freut mich..." Lene stand vor mir, drückte mir warm die Hände und ließ Tränen auf ihr Kleid tropfen. Ich merkte ihre Verwirrung und setzte mich still neben sie auf den Stein. Woran Lene dachte, was sie empfand, ich wußte es ja und ehrte ihr Schweigen. Endlich brach sie es selbst. "Wie geht es dir bei deinem Regiment?" fragte sie.

"Sehr gut," antwortete ich, "und dir denn, Lene?"

"Wie soll es einem alten, einsamen Mädchen gehen, ich pflege Mutter Marieche, tue ein bißchen Arbeit und freue mich, an ihn den ganzen Tag denken zu können und zu

werde. Sie soll in der Hoffnung leben: er kommt, bis sie oben... im Himmel... bei... ihm ist. Und sollte mein eigenes Herz darüber brechen."

"Du bist treu und tapfer," sagte ich mehr für mich. Lene hörte es aber doch und wendete mir ihr noch immer hübsches Gesicht voll zu. "Warum soll ich ihm nicht treu bleiben, dessen letztes Wort mein Name war. Ich kann nicht anders, Fränzel, und tapfer muß ich wegen der alten Frau sein. Wenn sie nicht mehr ist, lebe ich auch nicht mehr lange. Das weiß ich ganz bestimmt. Und mein Glück habe ich im Herzen, die Hoffnung, ihn wieder zu finden. Nur einen Wunsch hätte ich, ich möchte einmal an seinem Grabe beten und weinen können. Aber..."

Lene stochte Tränen tiefen auf ihre Schürze, und ich strich mit meinem Säbel durch den Sand. Allerhand Gedanken gingen mir durch den Sinn. Plötzlich faßte Lene meinen Arm.

"Du tuft es, Fränzel, guter Junge, du tuft es." Hastig stieß sie es hervor.

"Was ich kann, tue ich für dich, Lene, ich kenne aber deinen Wunsch nicht."

"Einmal möchte ich sein Grab sehen... Marieche lebt nicht lange mehr, dann könnte ich hin, aber ich verstehe dort

Vom Margaretentag in Düsseldorf.

In vielen Städten des Deutschen Reiches hat am ersten Maienitag ein Maienfest, der Margaretentag, stattgefunden. Es galt, die Mildtätigkeit aller unter dem Zeichen der großen Gänse- oder Wucherblume, die man ein wenig undeutsch Margaretenblume nennt, rege zu machen. Freundlich-liebliche Verkäuferinnen aus allen Kreisen verkauften diese Blume gegen ein kleines Almosen den ganzen Tag über und brachten durch ihren aufopfernden Eifer große Summen zugunsten der Bedürftigen zusammen. Die größte Zahl von Menschen war zu diesem Tage wohl nach Düsseldorf geströmt; standen doch auf dem Programm des Düsseldorfer Margaretentages außer dem Verkauf von Blumen, außer einem Wagenkorso mit Blumenschlacht, einer Auffahrt der Segelboote auf dem Rhein und ähnlichen Veranstaltungen, die Teilnahme des in Düsseldorf stationierten „Zeppelins“, des Passagierluftschiffes „Deutschland“. Viel bejubelt wurde es, als das Luftschiff bei herrlichem Wetter über die Stadt hinwegelte und während seiner eleganten Fahrt eine Fülle Blumen auf die dichtgedrängte Menge herabregnen ließ. Unser unteres Bild zeigt eine Aufnahme des Publikums in dem Moment, wo das Luftschiff über der Alleestraße zwischen der Kunsthalle und dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal dahinfuhr. Auf dem Bilde zur Rechten sieht man einen der zahlreichen hübschen Pavillons, in denen von zarten Händen duftige Blumensträuße verkauft wurden.



Ein Verkaufstempel für Blumen.



Während des Blumenkorso in der Alleestraße.

die Leute nicht, und sie mich nicht . . . Du hast studiert, Kränzle, wenn du mitgingst . . . einmal möchte ich nur sein Grab sehen. Dein Vater hat mir gesagt, wo es ist, auf dem Kirchhofe, links vom Tor, wo eine Esche steht, du tuft es Kränzle, laae ja."

Nein sagen konnte ich nicht, und so versprach ich Lene, einmal in meinen Ferien mit ihr nach Frankreich an das Grab ihres Matthes zu reisen.

Lene Tirten war ganz glücklich und schaute wie träumend in die Ferne, manchmal bewegte sie die Lippen und lächelte. Schließlich merkte sie, daß ich sie beobachtete und fragte: "Weißt du, was ich jetzt tue?"

Ich sah nur auf und schwieg.
"Mit Matthes rede ich, lache mich nicht aus, Kränzle, ich weiß, studierte Leute lachen über so was. Sieh, wenn ich manchmal so allein sitze und sinne, dann ist es mir, als wäre Matthes bei mir, ich fühle es, aber sehen kann ich ihn nicht, auch nicht fassen. aber da ist er, dann klopf mir mein Herz, und ich spreche mit ihm, ohne den Mund aufzutun."

"Das begreife ich, Lene, und ich lache nicht darüber, das kommt, weil eure Seelen sich angehören und verstehen."

"Ich weiß es nicht, wie es ist," antwortete sie, "aber ich fühle es deutlich."

Noch über eine Stunde sprach i mit Lene. Der Mond stand schon blank am Himmel, als ich heimging. Vor meinen Augen sah ich immer das Schild, worauf stand: "Der treuen Lene Tirten."

Im Oktober fragte Marieche zum letztenmale: "Kommt er noch nicht?" Sie fand ihren Matthes, er kam ihr sicher entgegen dort oben, wo wir uns alle wiedersehen. Das folgende Jahr um Pfingsten konnte Lene am Grabe ihres Matthes beten. Und zwei Jahre später stand auf einem zierlichen schmiedeeisernen Kreuz:

"Der treuen Lene Tirten!"

Es war des Schmiedes letztes Lebenswerk.

Die Belohnung.

Humoreske von Georg Berlich.

(Nachdruck verboten.)

Es klingelte. Und weil es ein so bescheidenes Klingeln war, sagte sich Frau Böhme, die in der Küche das Mittagmahl bereite, daß wahrscheinlich einer draußen stünde, der etwas haben wollte — ein Bettler. Sie hatte es darum nicht sehr eilig, an die Korridortür zu gehen.

Aber plötzlich: blaff, blaff! Ein heftiges, aufgeregtes Gebell schlug an ihr Ohr. In freudigem Schreck preßte sie die Hand aufs Herz. Dann vergaß sie ihre sechsundfünfzig Lebenslenze und ihr hundertachtzigpündiges Körpergewicht und lief wie ein Blitzzug über den laanen Korridor.

Sie riß die Tür auf.
Das Gebell wurde zu barbarischen Lauten viehischen Jubels. Etwas Dunkles, Langhaariges sprang an ihr hinauf, eine eishalte Hundennase berührte ihr fleischiges Kinn.

"Klod! Klodchen! Mein Hundchen!"
Sie breitete die Arme aus und liebte das Tier, das sich wie besessen gebärdete. Als es wieder von ihr abließ, geschah es nur, um sich mit derselben Ueberschwänglichkeit auf den Herrn zu stürzen, der aus dem Wohnzimmer trat.

"Klod!" rief der gleichfalls sichtlich errent aber mit der Würde eines Mannes, der sich immer zu beherrschen weiß.
"Da bist du ja wieder! Sei doch nicht so wild! Genug, genug!"

Klod hatte aber noch nicht genug und unternahm einen neuen Ansturm auf Frau Böhme, die mehr Verständnis für seine Begeisterung hatte.

Auf dem Treppensur räusperte sich jemand.
"Nichtig ist es hier ja," sprach eine belegte Stimme, "das merkt man daran, wie der Hund sich hat. So'n Vieh kennt seine Angehörigen noch nach zwanzig Jahren wieder. Na, dann darf ich also wohl um die Belohnung bitten!" Und eine breite Hand kam zum Vorschein.

"Ah, Sie haben den Hund gebracht!" sagte der Herr Rat Schröder gedehnt. "Kommen Sie nur herein!"

"Meine Zeit ist man knavv" war die Antwort. "Geben Sie mir schon so das Geld!"

"Aber zwischen Tür und Anael erledigt man doch dergleichen nicht. Treten Sie gefälligst näher!"

Das klang trotz des "gefälligst" fast wie ein Befehl, und

widerwillig brummend leistete ihm ein hagerer Mensch in schäbiger Kleidung Folge.

Der Rat ging ihm in das Wohnzimmer voran. "Hier, bitte!" Und dann pfliff der Flock. "Auch du komm mit herein, du bist ja gewissermaßen die Hauptperson."

Frau Böhme wurde nicht aufgefordert, wohl, um sie nicht unnötig ihrer hauswirtschaftlichen Arbeit zu entziehen.

"Also, Sie erheben Anspruch auf die Belohnung, die ich für das Wiederbringen meines Hundes ausgesetzt habe?" fragte der Rat, nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen.

"Habe ich ihn etwa nicht gebracht? Ist er Ihnen durch die Luft zugeslogen?"

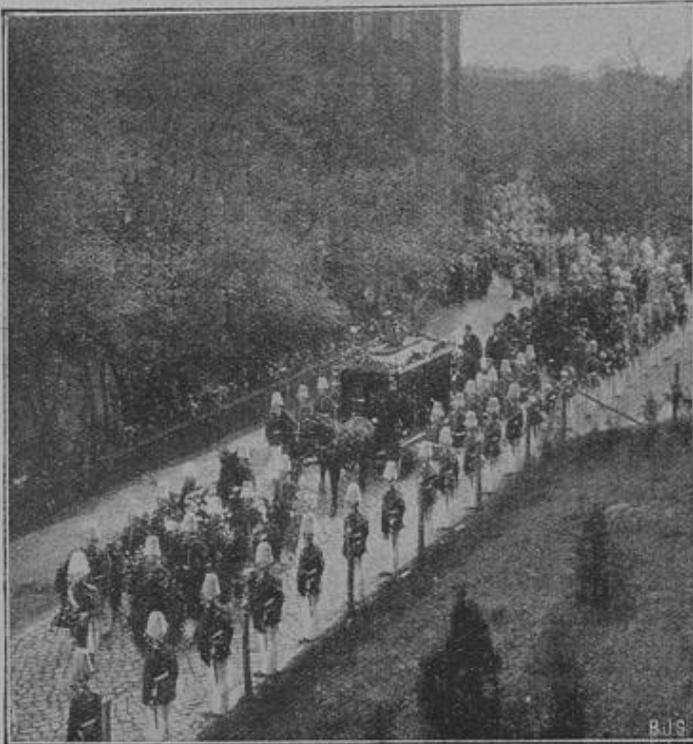
Sie haben ihn gebracht, daran ist kein Zweifel. Aber wie sind Sie zu dem Hunde gekommen — das wüßte ich noch gern."

Der Hagere drehte ungeduldig seine Mütze zwischen den Fingern.

"Ich bin nicht zu dem Hund, sondern der Hund ist zu mir gekommen, und es ist bald erzählt. Wie ich vor acht Tagen noch 'n bißchen an die frische Luft gegangen war und durch die Anlagen bummelte, in meine schönsten Gedanken versunken, kriege ich auf einmal 'n sanften Stoß in die Kniekehle. Ich achte erst kaum darauf, aber da stößt es wieder, und wie ich mich umdrehe, ist hinter mir ein Hund. "Was willst du!" fragte ich ihn. Er antwortet nicht; entweder konnte er nicht sprechen oder es war einer von den ganz Schlaunen, die so tun, als könnten sie nicht. Und ich gehe weiter. Aber da habe ich schon wieder 'n Stoß weg, und ich wäre nun fast unangenehm geworden. Doch das Vieh sieht mich an mit Augen, wie sie bloß 'n Hund hat. Und ich sage: "Ach, du hast wohl deinen Herrn verloren und bist hungrig?" Und da ist mir doch, als ob er mit seinen Augen zwinkert, was "ja" heißen sollte. Ich bin selbst man ein armer Kerl, aber für eine notleidende Kreatur gebe ich das letzte hin. Und weil Hunde für so was eine feine Nase haben und wissen, ob man's schlecht oder gut mit ihnen meint, so hat's auch wohl der hier gleich herous geholt, und ich

so hat's auch wohl der hier gleich herous geholt, und ich

so hat's auch wohl der hier gleich herous geholt, und ich



Die Trauerfeier für Oberstleutnant von Schlichting.
Der Trauerzug.

Bei einem Scharfschießen in Konstantinopel wurde der zur Instruktion türkischer Soldaten dort befindliche Oberstleutnant von Schlichting heimtückisch erschossen. Der Mörder wurde kurz darauf hingerichtet. Die Leiche des deutschen Offiziers wurde nach Berlin überführt. Am 2. Mai fand in Gegenwart des türkischen Botschafters, des Generalfeldmarschalls von der Goltz-Pascha und vieler anderer hoher Persönlichkeiten die feierliche Beisetzung statt.

habe ihn nicht wieder los werden können. Nicht wahr, Flocken? Und daß er nicht gedurft hat in den acht Tagen, können Sie ihm ja ansehen. Er hat aber auch 'n gesegneten Appetit gehabt. Zehn Mark Futtergeld ist nicht zuviel. Dreißig Mark die Belohnung, zehn Mark für Essen, Trinken und Logis — macht vierzig Mark."

Und wieder streckte er die Hand aus. Der Rat machte noch keine Miene, in die Tasche zu greifen.

"Wäre es nicht Ihre Pflicht gewesen, der Polizei zu melden, daß Sie einen fremden Hund zu sich genommen haben?" meinte er mit einer deutlichen Schärfe im Ton.

"Der Polizei! Was hatte denn Ihr Hund getan, daß ich ihn mit der Polizei in Konflikt bringen sollte?"

"Sehr gut! Für sich selbst hatten Sie nichts zu befürchten!"

"Ich weiß gar nicht, wie Sie reden! Geben Sie mir endlich mein ehrlich verdientes Geld!"

Rat Schröder glich jetzt einem Ankläger, der mit vernichtenden Waffen ausgerüstet ist.

"Ehrlich? Ja, für ehrliche Leute war die Belohnung bestimmt. Und deshalb haben Sie nicht das mindeste Unrecht darauf. Der Hund ist Ihnen nicht nach- und zugelaufen, Sie haben ihn entführt, gestohlen!"

pig? Anstatt froh zu sein, daß er dich wiederhat, denkst er bloß daran, die Belohnung zu behalten. War dein Adoptivvater nicht zehnmal besser als der Rabenvater? Komm, mein Flocken!" Er nahm das Tier unter den Arm und trat behutsam auf den Korridor.

Aber da war die alte Wirtschasterin noch. "Er ist dem Herrn zu schmutzig geworden," erklärte er treuherzig, "und ich soll ihn scheeren und waschen lassen. Sie möchten mir für die Auslagen 'n Taler mitgeben."

Sie hatte nur ein Fünfmarsstück. "Ist ja ganz egal, ich bezahle nicht mehr, als es kostet, und das andere gebe ich Ihnen nachher wieder."

Und schon war er mit dem Hund und dem Fünfmarsstück auf der Treppe — — —

Herr Rat Schröder hatte jede Hoffnung aufgegeben, seinen Flock jemals wiederzusehen. Der Hund war dahin, und Frau Böhme würde auch sein Haus verlassen. Sie hatte im Verlauf der unerquicklichen Auseinandersetzungen, die sich an das abermalige Verschwinden Flockens geknüpft hatten, gekündigt.

Doch eines Vormittags — es waren gerade vier Wochen seit obigem Ereignis verflossen — gab es draußen an der Korridortür wieder ein tolles Freudengeläch und eine stürmische Begrüßung. Flock war aufs neue da. Der ihn



Eine diamantene Hochzeit.

Selten ist es Ehelenten beschieden, das Fest ihrer diamantenen Hochzeit zu begehen. Und wenn es einmal ein solches Jubelbrautpaar gibt, pflegen die weitesten Kreise an dem Feste Anteil zu nehmen. So war es auch, als Geheimrat Dr. Brandes und seine Gemahlin in Reubaus an der Elbe ihr Ehejubiläum feierten. Die Müstigkeit des Brautpaares ist erstaunenswert groß.

"Nun wird's aber — — —"

"Wollen Sie leugnen? Ich habe Sie an dem Abend, als mein Flock verschwand, in meiner Nähe bemerkt. Sie standen vor demselben Schaufenster, in das ich sah. Das weitere ist einfach. Sie benutzten das Menschengedrange, dem Tier eine Schlinge überzuwerfen und es mit sich zu ziehen. In der sehr lebhaften Straße konnten Sie sich mit Ihrer Beute leicht entfernen."

"Ich glaube, Sie sind mal Hundefänger gewesen, daß Sie so genau wissen, wie's gemacht wird," spottete der Beschuldigte. "Aber Sie irren sich, 'n Kollegen haben Sie nicht vor sich. Die vierzig Mark im guten, oder ich verklage Sie."

"Vorher möchte ich wenigstens um Ihren Namen und Ihre Adresse ersuchen," sagte Herr Schröder kalt.

"Emil Schulze, Blumenstraße 188, Hinterhaus, vier Treppen."

"Warten Sie einen Augenblick, ich will nur im Adressbuch nachschlagen." Der Rat ging in das Nebenzimmer.

Mit verständnisvollem Kopfnicken blickte ihm der "ehrlische Fänder" nach.

"Kennen wir. Er telephonierte an die Polizei, daß sie 'n Schutzmann schicken. Pst!" Ein leises Schnalzen mit der Zunge. Schweiswedelnd folgte Flock dem Lokruf. Der sogenannte Emil Schulze kraute ihm den Kopf. "Was sagst du zu dem Benehmen deines Vaters? Ist es nicht rup-

brachte, war aber nicht wieder Herr Emil Schulze aus der Blumenstraße — die Polizei hatte ihn dort merkwürdigerweise vergeblich gesucht — sondern der Angestellte eines Hundeaufhals.

Flock sei auftragsgemäß behandelt und gepflegt worden, meldete er. Der Herr Rat möge sich nur überzeugen: das Tier sei munter und gesund, habe nicht die Spur Herzverfettung und Asthma mehr, könne rennen, springen, schlafe brillant, das Essen schmecke ihm, kurz, es sei alles wieder in bester Ordnung.

Der Rat begriff nicht. Er habe doch dem Asyl keinen Auftrag gegeben.

Aber der den Hund eingeliefert, wurde ihm erwidert, habe ein Schreiben des Eigentümers vorgelegt, des Inhalts, das Tier auf vier Wochen in sorgfältige ärztliche Behandlung und erstklassige Verpflegung zu nehmen.

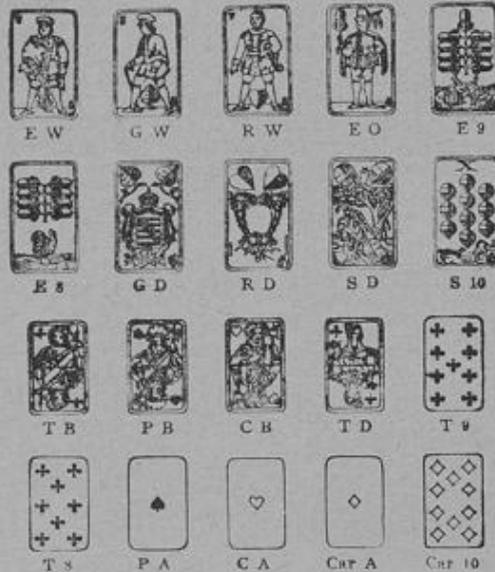
Da überlegte Flocks glücklicher Besitzer, ob er es auf einen Prozeß ankommen lassen oder die auf sechzig Mark lautende Rechnung begleichen solle. Und weil er an seine eigene Gesundheit dachte verzichtete er auf den Prozeß und bezahlte. Alsdann rief er Frau Böhme und gab ihr dreißig Mark.

"Die Belohnung," jagte er, "die ich damals nicht zahlen wollte. Es ist Ihre Belohnung, wenn Sie mir und Flock nicht verloren gehen. Auch das möchte mir ja nur wieder noch teurer werden."

Rätsel-Ölke.

Stataufgabe.

Hinterhand reizt auf folgende Karten:



bis Eichelhandspiel und sagt, da Mittelhand das Spiel hält, Großspiel an. Das Spiel geht mit 60 Augen verloren, im Stat liegen 8 Augen. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Scherzrätsel.

Viel ist mein Haupt, das Herz kreisrund,
Die Hüfte Mädchenname zart;
Das Ganze ist in jeder Art,
Noch immer alles Wissens Grund.

Rätsel.

Die erste Silbe ein Gericht,
Man brauchet sie zu mancher Speise.
Die zweite Silbe aber bricht,
So manches Herz, bald laut, bald leise.
Das Ganze, das ist übel dran,
Weil's über nichts sich freuen kann.

Rätselfrage.

Wenn er Wasser hat, dann trinkt er Wein, hat er kein Wasser, dann trinkt er Wasser.

Rätselsprung.

wür	die	fast	gärt	kn	Düft	eng	un
em	und	ein	en	en	ten	blif	en
mitb	sig	zu	feh	Grüß	ber	da	rod
brauß	por	erb	and	bes	er	füß	en
Meer	en	er	bis	nt	ten	Ein	fein
and	und	sich	stell	Zonne	her	Neb	von
wia	ent	ber	ber	wehn	mt	tn	ne
schalt	licht	de	sich	Wein	Son	se	Die

Wissensarten-Rätsel.

Emil Ränwart

Trier.

Aus Namen und Wohnort ist der Beruf des auf der Karte genannten Herrn zu ermitteln.

Fünffüßige Charade.

Die Zweite und Dritte möchten die Erste wohl haben,
Sie möchten es werden, doch nicht sein;
Die Vierte und Fünfte bringen viel Gaben
Und sind geliebt von Groß und Klein:
In jedem Jahre lehren sie wieder.
Und sind sie gegangen — schau'n wir nieder
Und freu'n uns des Ganzen, das prophezeit
Eine schöne, warme, sonnige Zeit.

Bexierbild.



Wo ist der Zauberlehrling?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätselhafte Inschrift: Man lese zuerst den äußeren Buchstaben der linken unteren Reihe, dann den der rechten unteren, sodann in derselben Weise die zweiten und die inneren Buchstaben der einzelnen Reihen: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Zitatenrätsel: Dienen lerne beizzeiten das Weib nach ihrer Bestimmung.

Anagramm: Drei Bier.

Rätsel: Stiel, Stiel.

Arithmogriph: 1 2 3 4 5 Braut.

Bexierbild: Bild auf den Kopf stellen, der Lauscher steht dann in der linken oberen Ecke.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;
Erud und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 21.

Sonntag, 21. Mai.

Jahrgang 1911

Miß Unverzagt.

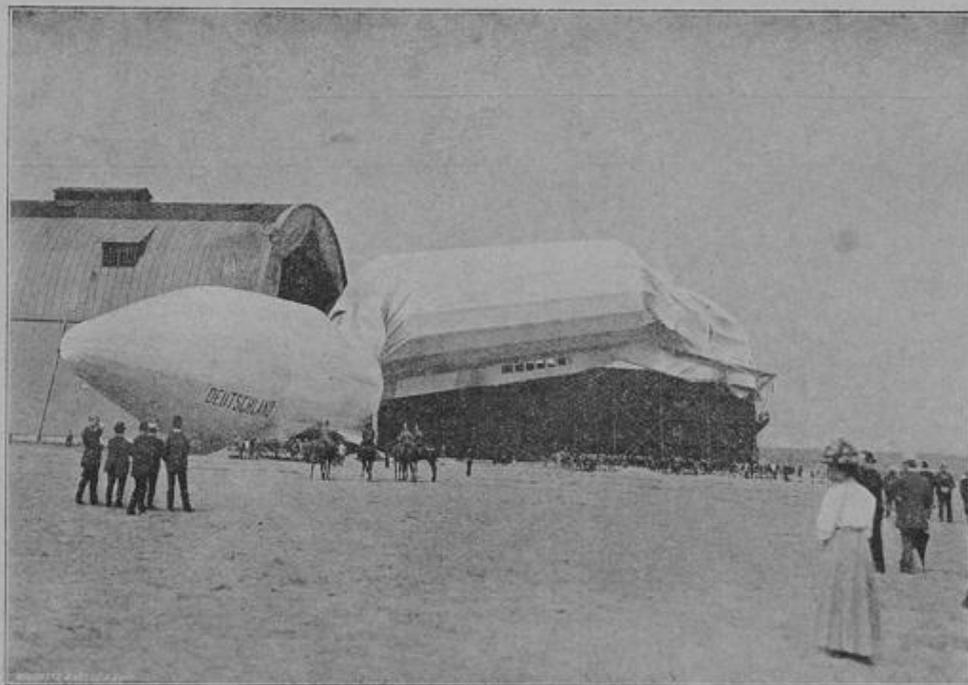
Erzählung aus unseren Kolonien von Walther Kabel.
(Nachdruck verboten.)

Auf der etwa fünf Meilen von der Station Wobambabe entfernten Farm Keiwijal wurde am Sonntag, den 18. Dezember 1903, der Geburtstag der Gattin des Besitzers festlich begangen. Zu dieser Feier waren außer den beiden benachbarten Farmern mit ihren Angehörigen auch die in Wobambabe stationierten Offiziere, Oberleutnant von Otting und Leutnant Röder, erschienen, die ihre dienstfreien Tage zumeist bei der ebenso gastreichen wie liebenswürdigen Familie Keiwijal zuzubringen pflegten, was leicht zu verstehen war, da die Herren auf ihrem verlorenen Posten im Norden der südwestafrikanischen Kolonie den Reiz einer gemütlichen, von zarter Frauenhand geleiteten Häuslichkeit vollständig entbehren mußten.

Die Geburtstagsgesellschaft hatte sich nach dem Mittagessen durch mancherlei Kurzweil im Garten die Zeit ver-

trieben, wobei jedoch keine rechte Stimmung aufkommen wollte. Auf allen lastete noch immer wie ein dumpfer Druck die Erinnerung an das bei Tisch geführte Gespräch, das sich hauptsächlich um die stetig zunehmende Unbotmäßigkeit und Frechheit des Hererostammes und die Möglichkeit eines baldigen Aufstandes dieses ebenso kriegerischen wie vorzüglich bewaffneten Volkes gedreht hatte. Die Anwesenden wußten leider ja nur zu gut, daß sie im Falle einer Empörung der wegen ihrer heimtückischen Grausamkeit berüchtigten Herero hier, in der von allem Verkehr abgeschnittenen Gegend dicht an der Grenze des Bergdamaralandes, nur auf sich allein angewiesen waren und Hilfe von den größeren Garnisonorten kaum zu erwarten hatten. Zwischen den Farmern und den Offizieren der Station Wobambabe war daher auch genau vereinbart worden, in welcher Weise man sich bei den ersten Anzeichen einer drohenden Gefahr gegenseitig warnen und einander die Flucht nach der kleinen Feste als dem einzigen, einigermaßen sicheren Zufluchtsort erleichtern wollte.

Endlich macht Frau Keiwijal dem zuletzt mit recht maß-



Das am 16. Mai bei der Ausfahrt aus der Ballonhalle zu Düsseldorf havarierte Luftschiff „Deutschland“.

gem Interesse betriebenen Strodtspiel dadurch ein Ende, daß sie ihre Gäste zum Kaffeeklatsch, der auf der langgestreckten, von wildem Wein dicht umrankten Veranda eingenommen werden sollte. Es gab als Gebäck einen riesigen Baumkuchen, dessen zackiger, mit weißem Zuckerguß überzogener Turm ein Produkt von Miß Unverzagt's jüngst erworbenen Kochkünsten war, wie die Hausfrau lobend erwähnte. Aber vergebens schaute man jetzt nach der jungen Amerikanerin aus, um ihr die wohlverdiente Anerkennung zu zollen. Und erst durch Unia, ein von Frau Reiwitz zum Stubenmädchen herangebildetes kluges Hereromädchen, erfuhr man, daß Miß Unverzagt vor wenigen Minuten in den hinter dem Wohngebäude liegenden großen Gemüsegarten gegangen sei um noch einige Blumen zur Ausschmückung der Abendtafel zu holen.

„Ja, ja — unsere kleine Miß Unverzagt wird hier noch ein echt deutsches Hausmütterchen werden!“ sagte Herr Reiwitz beinahe stolz. „Ich hätte nie gedacht, daß der Wildfang mir so schnell ans Herz wachsen würde,“ fügte er heiter hinzu.

Von allen Seiten wurde die Abwesende jetzt geradezu in den Himmel gehoben, bis Leutnant Röder schließlich lachend meinte:

„Unserer verehrten Miß Unverzagt werden schön die Oh-

ren klingen! Sie verdient diese Lobgesänge aber auch wirklich.“

Alice Wellerslow, wie Miß Unverzagt mit ihrem eigentlichen Namen hieß, war erst vor einem halben Jahre aus ihrer Heimatstadt St. Louis nach Südwest gekommen um, wie sie jedem, der es hören wollte, mit unbefangener Ehrlichkeit sofort erklärte, hier in der Wildnis für all die kleinen Sünden Buße zu tun, die sie in ihrem Uebermut drüben in Amerika begangen hatte. Jedenfalls konnte dieses Schuldkonto nicht ganz klein gewesen sein, da ihr Vater sonst wohl nicht auf die Idee gekommen wäre, sein einziges Kind gleich nach Reiwitztal ins Exil zu schicken. In dem Brief, durch den der alte Herr Wellerslow, ein vielfacher Millionär und Besitzer ausgedehnter Viehzüchtereien, seiner Nichte Luise Reiwitz die Ankunft seines stark exzentrischen Töchterleins angekündigt hatte, schrieb er geradezu man solle seinen Wildfang, der trotz eines goldenen Herzchens voll von unglaublichen Teufeleien stehe, recht kurz halten und tüchtig bei der Arbeit herannehmen damit sie endlich begreifen lerne, daß das Leben auch ernste Pflichten und nicht nur Vergnügen und Schabernack kennt.

So war denn Alice Wellerslow eines Tages mit drei Riesentoffern und einem alle Herzen vom ersten Augenblick an für sich erobernden, reizend schelmischen Lächeln auf der

Farm eingetroffen. Und was das jugendliche, pitante Gesichtchen versprach, hielt der ganze übrige Mensch. Es schien, als ob in Reiwitztal plötzlich ewiger Sonnenschein seinen Einzug gehalten hätte. Und daran war allein die tolle Miß mit ihren stets ein Liedchen trällernden Lippen und ebenso fröhlichen Augen schuld.

Die beiden Reiwitz'schen Kinder wollten bald der neuen Tante überhaupt nicht mehr von der Seite gehen, und nicht viel anders war's mit den Erwachsenen: Für die im harten Daseinskampfe hier in Südwest ernst und verschlossen gewordenen Naturen der Farmer bedeutete dieses sonnige Wesen geradezu eine langentbehrte Erquickung, und niemand von den Nachbarn noch weniger das Ehepaar Reiwitz selbst, konnte begreifen, weshalb Alice Wellerslow so kurzerhand in die große Korrektionsanstalt der afrikanischen Wüste verschickt worden war. Und als dann eines Tages Oberleutnant von Otting bei einem Besuche in höflich umschriebener Form eine diesbezügliche Frage an die junge Millionärstochter richtete, da ward ihm von dem kleinen Sprühtüfelchen ohne viel Hererei zur Antwort:

„Mein Pa hat mich drüben in St. Louis mit dem Sohne eines Geschäftsfreundes verheiratet wollen — mit einem Menschen, der nur einen Lebenszweck kannte: „Dollars machen“, wie wir Amerikaner sagen. Und für diesen Herrn



Ein schweizerisches Nationalspiel „Das Hornussen“.

In der Schweiz erfreut sich das „Hornussenspiel“ größter Beliebtheit. Es besteht darin, daß eine Kugel aus Hartholz auf einen in die Erde gerammten Pfahl gelegt und mittels eines langen unten verdickten Bambusschlägers abgeschlagen wird. Die fliegende Kugel wird dann mit Brettern, die mit einem Stiel versehen sind, aufgefangen.

habe ich mich natürlich bestens bedankt. Das war ja gar kein Mann, das war nur eine lebende Registrierkasse, ohne Herz, ohne Gemüt. Aber Pa wollte. Und wenn Pa will, ist schwer dagegen anzukämpfen — falls man nicht eben erst versucht, solche Freier wegzugraulen. Ich verstand's.

Wie ich der — „Registrierkasse“ dann beigebracht habe, daß ich keine passende Frau für ihn sei, werde ich lieber nicht erzählen, sonst sprechen Sie, Herr von Otting, kein Wort mehr mit mir. Kurz und gut, mein Verehrer verzichtete auf den Genuß einer weiteren Werbung und — Pa spedierte mich hier nach Reiwitztal zu Tante Luise, wofür ich ihm gar nicht genug dankbar sein kann. Denn es gefällt mir hier wundervoll.“

Der Heiterkeitserfolg dieser bündigen Erklärung war natürlich ein durchschlagender. Und Oberleutnant von Otting gab seinen Gefühlen kurz und treffend mit den ähnlich burchiflofen Worten Ausdruck: „Sie sind die großartigste Erfindung, anädiges Fräulein, die ich je gesehen habe. Solche Karitäten kommen ja bekanntlich stets nur von — da drüben überm großen Teich.“

Einen Monat nach ihrer Ankunft sollte die in allen Sportarten wohlgeübte junge Dame dann Gelegenheit finden, sich ihren Ehrentamen „Miß Unverzagt“ bei einem nicht ganz ungefährlichen Abenteuer zu erwerben.

Sie war eines Nachmittags mit den Ketwischen Kindern ein Stück in den Busch gegangen, um nach mehreren wertvollen Juchthennen zu suchen, die sich verlaufen hatten. Wie immer trug sie ihre mehrschüssige Selbstladepestole auch damals im Lederfutteral am Gürtel befestigt bei sich. Auf dieser Streife nach dem verloren gegangenen Federhieb verirrte sie sich und geriet immer weiter von der Farm nach Westen ab, wo die gelbgraue, nur von dichten Dornenfeldern bestandene Sandwüste sich in schauriger Eintönigkeit hinzieht.

Hier in der Einöde traten ihr plötzlich zwei Schwarze entgegen, die sie an der langen, mageren Gestalt und dem Gesichtsschnitt sofort als Herero erkannte. Die beiden Kerle, wahrscheinlich von ihrem Stamme ausgestoßene Rinderdiebe, waren ihr offenbar schon eine ganze Strecke heimlich gefolgt und wußten daher, daß Alice keinen männlichen Schutz in der Nähe hatte. Die Absichten dieser beiden, das junge Mädchen so frech-lüsternd angrinsenden Halunken, waren unverkennbar. Aber sie hatten ihr Opfer, das sie schon sicher zu haben glaubten, zu ihrem Schaden recht falsch beurteilt. Kaum hatte nämlich der eine Alice mit rohem Griff um die Taille gefaßt, um sie mit sich fortzuziehen, als sie sich ihm auch schon blitzschnell entwand, einen Schritt zu-

Sie war für alle „Miß Unverzagt“ und nahm es geradezu übel, wenn man sie anders anredete.

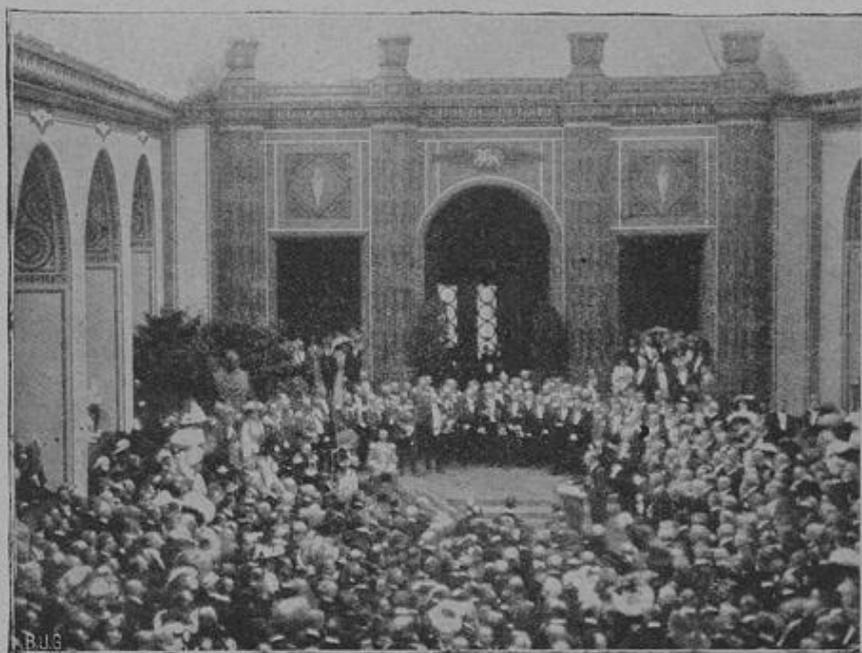
Und die Vorzüge dieser selben Miß Unverzagt wurden jetzt bei der Kaffeetafel in Keiwitjial mit begeistertem Eifer aufgezählt. Nur ein einziger beteiligte sich nicht an dieser Unterhaltung, die derart in einer uneingeschränkten Lobhymne auf die junge Amerikanerin ausklang.

Dieser eine war Oberleutnant Fritz von Otting. Nachdem er sich schaute und vor sich hin, hörte kaum, was die anderen sprachen. Und niemand ahnte, welcher Art die Gedanken waren, die ihn so vollständig gegen die Außenwelt abschlossen.

Nach einer Weile erhob er sich unauffällig, durchschritt den Flur und trat durch die Hintertür wieder in den Gemüsegarten hinaus. Jetzt, wo er unbeobachtet war, eilte er schneller vorwärts, indem er dabei fortwährend scharf umherlachte, ob er die Gesuchte nicht irgendwo entdecken könnte. Aber von Miß Unverzagt war nirgends eine Spur zu erblicken.

Otting war am Ende des Gartens vor dem hohen Stachelbrabzium angelangt.

Er öffnete die ins Freie führende Lattenspforte und ging auf eine mit dichtem Gebüsch bestandene Hülfkette zu die



Die Eröffnungsfeierlichkeit der Internationalen Hygieneausstellung 1911. Die Dresdener Hygiene-Ausstellung, welche ein besonderes Interesse dadurch beansprucht, daß in ihr fast alle Nationen der Erde ausgestellt haben wurde in Gegenwart des Königs von Sachsen, durch eine Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Ausstellungskomitees, Geheimen Kommerzienrat Lingner, feierlich eröffnet. Allerdings geht es dieser Ausstellung wie vielen anderen; es wird noch eine gute Weile dauern, bis sie ganz fertig ist. Dann wird sie eine wirkliche Weltchau der Einrichtungen sein, die man in aller Welt zum Schutze der Menschheit gegen Krankheiten und zur Beförderung der Gesundheit getroffen hat.

rücksprang und auf ihren Angreifer aus der schnell entscherten Pistole einen Schuß abgab, über den der Bursche mit einem kumpfigen Purzelbaum quitierte, ohne weiter an das Wiederaufstehen zu denken.

Sein Gefährte vergaß im ersten Schreck das Davonlaufen, und wie er dann seinen alten Vorderlader im Angesicht der drohend auf ihn gerichteten Pistolenmündung schühlerig zu machen suchte, war's zu spät mit der Gegenwehr.

Die zweite Kugel der schon in ihrer Heimat auf den weiten Viehweiden ihres Vaters vorzüglich ausgebildeten Schützlin zerschmetterte ihm den rechten Unterarm. Und als eine Stunde später Ernst Ketwisch, den Schweißhund an der Leine, die Vermissten auffand, sahen Alice Wellerslow und die Kinder eng aneinandergeschmiegt im Sande, während fünf Schritt von dieser Gruppe entfernt ein verwundeter Herero neben der Leiche eines zweiten auf der blutdurchtränkten Erde hockte.

So wurde aus dem „Wildfang mit dem goldenen Herzen“ eine „Miß Unverzagt“, ein Ehrentitel der die uralteste Erfindung des Oberleutnants von Otting war, worauf dieser nicht wenig stolz sein durfte, da bald niemand mehr die junge Dame bei ihrem eigentlichen Namen nannte.

die äußersten Ausläufer des im Westen sich aufstürmenden, wild zerklüfteten Gebirges bildete. Trotzdem die Sonne ihm mit sengender Glut auf den unbedeckten Scheitel brannte und der mühsame Weg durch den feinen, rötlichen Sand ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn trieb, verfolgte er hartnäckig die einmal eingeschlagene Richtung. Seine umherspähenden Augen durchsichtigten immer wieder jede Lichtung zwischen den Gesträuchgruppen, suchten ebenso sorgfältig den Boden nach frischen Fußspuren ab. Und dann sah er plötzlich durch den grünen Vorhang zu seiner Rechten ein Kleid schimmern das sich nach der Farm hin bewegte. Blitzschnell duckte er sich hinter dem nahen, turmartigen Bau der Termiten-Ameise zusammen.

Minuten vergingen so. Kein auffälliges Geräusch ließ sich vernehmen. Nur der Wind rauschte in den Sträuchern, und aus dem Termitenhügel tönte es wie ein ununterbrochenes Summen hervor, verursacht durch die rastlos hin- und bereitenden Insekten.

Otting richtete sich langsam in die Höhe. Das helle Kleid war verschwunden.

„Heute komme ich hinter dein Geheimnis, Miß Unverzagt,“ murmelte er vor sich hin. Und dann senkte er

tief auf, als ob ihn eine schwere, schwere Last bedrückte.
 Bald hatte er Miß Unverzagts Fährte, die er sofort an den tiefen Eindrücken ihrer hohen Stiefelabsätze erkannte, gefunden. Bang klopfenden Herzens ging er den Spuren nach und entfernte sich so immer weiter von der Farm.
 Und dann blieb er mit einem Male stehen, starrte ungewandt auf den Boden hin der hier in dem kleinen, verborgenen Talsessel von den Hufen eines Pferdes und schweren, offenbar mit Sporen versehenen Männerstiefeln aufgewühlt war. Und zwischen diesen plumpen Fährten sah er immer wieder die zierlichen Umrisse von Miß Unverzagts schmalen Stiefelchen immer wieder.
 Da senkte Otting abermals schmerzlich auf. Und mit diesem Seufzer begrub er all seine stillen Herzenshoffnungen.
 Als er nach etwa zehn Minuten das Wohngebäude von Reivivital wieder betrat, meldete Ania, die Herrschaften seien sämtlich nach dem Scheibenstande gegangen, um Miß Unverzagts neue Büchse zu probieren.
 Bei seinem Erscheinen wurde er von allen Seiten mit lauten Zurufen begrüßt.
 „Wo haben Sie denn eigentlich gesteckt?“
 „Eine geschlagene halbe Stunde waren Sie fort.“
 Otting machte einige nichtsagende Redensarten, vermied jedoch jede direkte Antwort.
 Mitten unter den übrigen hatte Miß Unverzagt mit ihrem bittersten Lächeln gestanden. Unwillkürlich waren Ottings Augen auf ihrem Gesicht etwas länger haften geblieben. Die Blicke der beiden, die bisher eine herzliche, ungezwungene Kameradschaft verbunden hatte, trafen sich. Und da bemerkte er in ihren sonst so ehrlichen, reinen Kinder-



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Straßburg (Elsass). In Straßburg wurde in Gegenwart des Kaisers und vieler anderer hoher Persönlichkeiten das von Professor Duailon geschaffene Denkmal für Kaiser Wilhelm I. auf dem Kaiserplatz feierlichst enthüllt; der Kaiser war dabei der Gegenstand begeisterter Ovationen. Die Studentenschaft, die durch eine Anweisung des kommandierenden Generals sich zurückgesetzt fühlte, veranstaltete am folgenden Tage für sich dem Kaiser einen Huldigungszug.



„Zar und Zimmermann“. In der holländischen Stadt Zaandam, in welcher Peter der Große von Rußland das Schiffshandwerk erlernte, ist kürzlich ein Denkmal enthüllt worden, das den fürstlichen Schiffszimmermann, den späteren Gründer St. Petersburgs, bei der Arbeit zeigt.

augen eine deutliche Unsicherheit, etwas Forschendes, Lauerndes, und auch ihr Lauern sah jetzt seltsam gezwungen, fast verzerrt aus.
 Sie nickte ihm nur flüchtig zu und sprach dann weiter auf Leutnant Röder ein, der ihre Büchse in der Hand hielt und besichtigte, sprach ganz ungewöhnlich laut, als ob sie die allgemeine Aufmerksamkeit schnell wieder von Ottings Person ablenken wollte.
 „Mein Pa, dem ich mein Abenteuer mit den beiden Herero brieflich mitteilte, hat mir diese Winchesterbüchse als Zeichen seiner Anerkennung zugesandt. Famos von meinem Pa, nicht wahr, Herr Röder? Sehen Sie nur diesen großartigen Revolverchaft. Wie der sich in die Hand schmiegt.“
 „Erst muß ich die Schußleistungen sehen, bevor ich das Fabrikat loben kann,“ erwiderte der junge Offizier, den man als den besten Schützen weit und breit kannte, zurückhaltend.
 Aber schon nach einigen Probeerschüssen zeigte es sich, daß es tatsächlich eine vorzügliche Waffe war, so recht geeignet für eine Frauenhand, mit ihrem leichten Gewicht und ihrer gefälligen Form. Und bei dem nun folgenden Scheibenschießen mußte Leutnant Röder wirklich seine ganze Ruhe und Fertigkeit aufbieten, um sich von Miß Unverzagt nicht überflügeln zu lassen.
 „Sie werden mich noch um mein Renommees als bester Schütze bringen, Miß Unverzagt,“ sagte er lachend, als das junge Mädchen wiederum drei Kugeln nacheinander mit unfehlbarer Sicherheit ins Schwarze geschickt hatte.
 Da meinte einer der Farmer ernst:
 „Ich wünschte, unsere Frauen wüßten auch so gut mit Schußwaffen umzugehen. Wer weiß, wie lange es noch ruhig bleibt hier im Norden der Kolonie. Und sollte — was Gott verhüten möge — je ein Aufstand losbrechen,

dann könnten wir wahrlich jede Büchse nur zu gut brauchen."

Oberleutnant von Otting und Leutnant Röder ritten durch die schweigende Nacht der Station Wohambabe zu.

Dahle Dämmerung lagerte über der einsamen Wüste. Vom klaren Himmel blinkten die Sterne herab, und ihr Licht spiegelte sich in mattem Silberglanz auf den glatten Blättern der gelblichen Dornensträucher wieder, die den Weg einfaßten, — falls man eben die in dem grundlosen, vor jedem Windzug hin- und herrieselnden Sande kaum sichtbare Wagenspur so bezeichnen wollte. Nur zuweilen klirrten leise die Kinnleiten der Pferde, und das Lederzeug der Sättel knarrte jedesmal, wenn einer der Reiter sich in den Bügeln aufrichtete, um die steif gewordenen Reine etwas zu strecken.

Leutnant Röder hatte vergeblich versucht, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Ottings Antworten wurden so knapp und mundauf gegeben, daß das Gespräch trotz des reichlichen Stoffes, den die eben in Keiwital verlebte Geburtstagsfeier bot, bald ganz verstummte. Der Oberleutnant war offenbar sehr stark von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, die jedoch keineswegs erfreulicher Natur sein konnten, da sich nicht nur in seinen Mienen, sondern auch in seinem ganzen Wesen eine gewisse Gereiztheit ausdrückte.

Soeben hatten die beiden Reiter ihre Pferde nach einem längeren Trab wieder in Schritt fallen lassen.

Da stieß Otting ganz unvermittelt, indem er seinen breitrandigen grauen Filzhut mit einem Ruck aus der Stirn schob, ärgerlich zwischen den Zähnen hervor:

„Und eine falsche Hexe ist sie doch, trotz ihrer schelmischen Braunauglein, diese Miß Unverzagt.“

„Nanu?“

Heinz Röder drehte den Oberkörper kurz nach rechts und schaute den Kameraden erst eine Weile mit ehrlich erstaunten Blicken an. Dann aber meinte er gutmütig vor sich hinmickend:

„Ihr habt euch heute gezannt. Das habe ich dir schon am Nachmittag angemerkt, mein Lieber. Doch tröste dich. Beim nächsten Wiedersehen ist deine kleine Hexe wieder ganz ver-



Graf Tolstoj bei der Modellierung der Büste seines Vaters. Ein Sohn des verstorbenen Schriftstellers Leo Tolstoj hat sich seit längerer Zeit in Paris als Bildhauer niedergelassen. Der Künstler ist augenblicklich damit beschäftigt, eine Büste seines Vaters herzustellen.



Watussi-Krieger in Deutsch-Ost-Afrika.

Die Leibgarde des Sultans Mutanga von Urindi in Deutsch-Ost-Afrika stellt ihre Bekleidung aus Rinden her, die sie von den Palmenbäumen abschält. Diese Rindenstoffe sind gegen Nässe und überhaupt jegliche Zerstörung sehr widerstandsfähig und obendrein billig, wenn sie auch nicht gerade schön genannt werden können.

ständig. Und zum Schluß kommt ja doch die übliche Verlobung dabei heraus. Darauf wettet nicht nur Heinz Röder, sondern sicher auch unser ganzer Bekanntkreis hier verschiedene Flaschen Selt."

„Verlobung?“ Otting lachte bitter auf. „Du würdest die Wette verlieren. Eine junge Dame, die sich mit einem mir vorläufig leider noch völlig unbekanntem Manne heimlich Stellbucheins gibt, dürfte für einen deutschen Offizier bei einer solchen Lebensfrage kaum mehr in Betracht kommen. Bitte, laß nur wieder die Zügel locker. Wir brauchen hier deswegen nicht gerade Halt zu machen, wenn ich auch deine Verwunderung vollständig begreifen kann. Ich selbst hab's ja im ersten Augenblick auch nicht glauben wollen. Aber — es ist Tatsache: die unschuldige Miß Unverzagt hat einen heimlichen Verehrer, mit dem sie sich nicht nur heute, sondern fraglos auch schon am Sonntag vor vierzehn Tagen zu einem süßen Schäferstündchen an einem versteckten Plätzchen getroffen hat.“

„Das ist kompletter Blödsinn, lieber Fritz,“ sagte Heinz Röder jetzt wirklich ärgerlich. „Wer sollte wohl dieser Verehrer sein? Vielleicht Markwart, der weiße Schafzüchter von Farmer Hartwig, oder einer unserer Unteroffiziere aus Wohambabe? Das wären so die einzigen Europäer, an die man hier im Umkreise von dreißig deutschen Meilen denken könnte, falls man eben einer Alice Wellerslow zutraut, daß sie ihr Herz an einen Menschen verlieren könnte, der seinem Stande nach weit unter ihr steht.“

„Greifere dich nicht. Diese Ueberlegungen habe ich schon ange stellt. Ich wünschte wahrlich, die unangenehme Entdeckung, die ich heute gemacht habe, wäre — kompletter Blödsinn, wie du dich etwas fährichmäßig auszudrücken beliebst. Doch — du kannst dir ja selbst ein Urteil über die Sache bilden. Heute vor zwei Wochen waren wir, wie du dich wohl noch erinnern wirst, ebenfalls in Keiwital. Und wie heute verschwand damals Alice kurz vor dem Nachmittagsstapfec. Angeblich wollte sie sich für eine halbe

Stunde zurückziehen, da ihre Miaräne ihr zu stark zusagte. Während ihrer Abwesenheit schlenderte ich nun durch den Gemüsegarten, um mir die neu angelegten Spargelbeete anzusehen, nach deren Muster ich dann ja auch für uns in Wobambabe eine kleine Plantage herrichten ließ. Während ich noch ahnungslos im Schatten eines Gebüsches dastehe und mir die sauber bepflanzten Beete beschaue, höre ich die ins Freie führende hintere Gartenpforte in ihrer Angeln kreischen und bemerke aufblickend unsere harmlose Miß Unverzagt, die mit hochrotem Kopf in höchster Eile den Mittelweg entlang dem Wohnhause zuläuft. Ich rufe sie an, sie fährt herum, starrt mich ganz entsetzt an, faßt sich aber schnell und fragt, wenn auch noch etwas unsicher: „Haben Sie nicht Unia gesehen, Herr von Otting? Ich suche sie überall. Sie ist nirgends zu finden.“ Und dann verschwindet sie schnell im Hause ohne eine Antwort abzuwarten. — Ich legte diesem Zusammentreffen damals natürlich keinerlei Wichtigkeit bei. Erst heute fiel es mir wieder ein, daß Alice um die Kaffezeit abermals verschwunden war. Und da tat ich etwas, was man nur einem Verliebten verzeihen kann. Denn einer Dame nachzuspionieren ist im allgemeinen eines Mannes unwürdig.

„Keine moralischen Betrachtungen. Weiter, weiter. Ich bin wirklich mächtig gespannt.“

Otting berichtete nun mit allen Einzelheiten, wie er den Spuren Miß Unverzagts gefolgt war und was er an viel-sagenden Fährten in dem kleinen, von Büschen umstandenen Talleffel gefunden hatte.

„Donner und Doria,“ meinte Heinz Röder kopfschüttelnd.

„Das hätte ich von dem Mädchel doch nicht gedacht. Spielt immer so den kindlich unschuldsvollen Wildfang und ist in Wahrheit eine ganz raffinierte, kleine Kröte. Aber wer in aller Welt kann nur jener Reitermann sein, dem sie diese Zusammentünfte in den Hügeln gewährt?“

„Ja, wenn ich das auch nur ahnte. Die einzige die darüber Aufschluß geben könnte, verweigert jede Auskunft.“

„Wie — du hast Alice danach gefragt? So laß dir doch nicht jedes einzelne Wort gleichsam mit der Zange herausziehen, Fritz. Damit machst du einen wirklich ganz nervösen.“

„Ruhe, Heinz, Ruhe. Du regst dich bei der Geschichte ja mehr auf, wie ich selbst.“

„Nur in deinem Interesse. Ich weiß, wie nahe dir diese Enttäuschung geht, Fritz, wenn du auch mit wenig Glück den Gleichmütigen zu spielen versuchst.“

„Also — ich habe Alice gestellt, als wir vor dem Abendessen in der Küche die Bowle ansehten. Sagte ihr — und ich glaube meine Stimme hat dabei merklich gezittert — was ich vorher beobachtet hatte, und knüpfte daran absichtlich in recht väterlichem Tone die Bemerkung, wie sehr es das Ehepaar Rehwitz betrüben würde, wenn etwas von diesem Stelldichein in die Öffentlichkeit dringen sollte.“

„Von Öffentlichkeit in dieser Gegend zu sprechen, wo auf die Quadratmeile kaum ein Mensch kommt, ist mehr wie dichterische Uebertreibung. Ueberhaupt — man sieht, was die Liebe aus den Menschen machen kann: Spione und scheinheilige Heuchler. Denn diese „väterlich“ jausten Vorwürfe sind wirklich ein starkes Stück.“

„Sollte ich Alice etwa mit einer Eiferuchtszene kommen? Mit welchem Rechte wohl? Auch so ließ sie mich schon genügsam abfallen, wenn dabei allerdings auch ihre Augen in Tränen schwammen und ihre Entrüstung nicht ganz echt war. Sie gab mir nämlich zur Antwort: Ich wünsche nicht Herr von Otting, daß Sie sich in meine persönlichen Angelegenheiten mischen. Und wenn Ihnen auch nur noch ein wenig an meiner Meinung liegt so behalten Sie Ihre heutige Entdeckung für sich. Sie wollte offenbar noch mehr hinzufügen. Aber mit einem Male drehte sie sich kurz um und verließ fluchtartig die Küche. Den „kompletten Wödsinn“ wirst du hiernach wohl zurücknehmen müssen, lieber Heinz,“ fügte Otting bitter hinzu. „Denn Alice hat auch nicht den geringsten Versuch gemacht, dieses Stelldichein abzustreiten oder es wenigstens in ein harmloseres Licht zu rücken.“

„Unbegreiflich, einfach unbegreiflich,“ meinte Röder nachdenklich.

Da setzten sich die Pferde, die sich wohl nach dem heimatischen Stalle sehnen mochten, ganz von selbst wieder in starken Trab und machten so jeder weiteren Unterhaltung ein Ende.

Fortsetzung folgt.

Der Seeräuber.

Von Heinz Rutt.

(Nachdruck verboten.)

Nun saßen sie sich schon eine halbe Ewigkeit gegenüber und waren noch immer nicht da, wohin sie doch beide mit jeder Faser des Herzens strebten. Sie zitterte an allen Gliedern. Jetzt, jetzt müsse er es doch sagen. Und sie könnten doch nicht so lange hier sitzen, ohne daß die anderen es merkten. Es hatte sie ohnehin Mühe genug gelostet heimlich von ihnen wegzukommen, und man suchte sie sicher schon überall. — Wenn er doch spräche. — Wenn er doch nur ein Wort sagte. Er hatte sie lieb. Sie wußte es, daß er sie lieb hatte. Sie wußte es ganz genau. Warum sprach er dann nicht? Weil er zu dumm war? Ja, er war ganz sicher zu dumm. Allerdings, er war nur dumm in diesem einen Fall; sonst wußte er so viel, wie all die anderen zusammen genommen. Harriet war dem Reimen nahe. Und sie mußte doch lachen. Sie durfte ihm doch nicht zeigen, wie brennend sie darauf wartete, daß er irgendwie davon anfing. Und darum mußte sie auf sein Gespräch eingehen. Wie hätte das auch ausgehen.

Und er? Nun, er verstand sich selbst nicht. Er, Bob, sonst vor dem Teufel nebst Anhang nicht bange, hatte vor diesem kleinen Mädchel eine Scheu, davon zu sprechen, was ihm doch beinahe das Herz abdrückte — eine so seltsame Scheu. Es lebte in ihm immer die Furcht, ihr wehe zu tun, irgendwie, wenn er das sagte, die paar Worte sagte, die ihm doch das seltsame Glück bringen sollten.

Und so kam es, daß sie jetzt vom Kennen und der letzten Segelregatta sprachen, als ob es nichts wichtigeres gäbe, als diese Sportereignisse. Der Sport bot ihnen eine Menge Berührungspunkte. Und sie wären vielleicht doch noch zum Sprechen gekommen von dem, was ihr beider seligster Wunsch war. — Aber es kam, wie es kommen sollte.

Sie wurden gestört. — Violet Peary, von der Harriet glaubte, daß sie nach Bob, — ihrem Bob, wie sie ihn heimlich bei sich nannte, angelte. Aber daß sie ihn nicht bekommen sollte, dafür wollte sie, Harriet, schon sorgen.

Und Bob ärgerte sich bis in die Fingerspitzen und mußte doch still sein — die gute Erziehung! Und dann gab ihm Harriet, diese dumme, kleine, süße Harriet, in ihrem besten Kerger über sein Phlegma, und über die Violet ja über die ganz besonders, eine blöde Antwort und verschwand. Und wie er sich auch nachher bemühte, sie blieb hartnäckig in der Gesellschaft ihres Vaters und war unnahbar. „Kalt wie eine Hundeschnauze,“ dachte er. Und man kann es ihm nicht verargen, daß er nach all dem Verdruß über die entgangene schöne Gelegenheit in etwas starken Ausdrücken selbst von „seiner süßen, süßen Harriet“, wie er sie heimlich bei sich nannte, — dachte.

Und dann kam ein Tag, so strahlend, wie ihn dieser Sommer noch nicht gezeitigt hatte. Die Sonne brannte mit heißer Glut auf die weißen Klaffelsen, daß einem bei längerem Hinsehen die Augen schmerzten. Die Luft über dem weißen Sande am Gestade stimmerte und zitterte. Die paar Bäume, die jetzt nur sich selbst Schatten gaben, ließen ihre staubgrünen Blätter hängen. Wie ein tiefblauer Mantel spannte sich der Himmel über die See. Ein leichter, ruhiger Wind kam aus Südosten.

Am Pier von Beverly steckten in der unbewegten Wasserfläche eine Anzahl Yachten, in allen Größen. Doch kein Mensch schien Lust zu haben, hinauszufahren in die blaue Unendlichkeit.

Und dann — die drückende Schwüle hatte schon etwas nachgelassen, — kam doch einer in ganz heller Kleidung, die kurze Pfeife im Munde. Die Hände in den Taschen, langsam, bedächtig, kam Bob zum Pier. Er löste sein Boot, zog das Schwert hoch, turbelte den Motor an und steuerte langsam aus dem Wirrwarr von Booten in die offene See. Näherete sich dann wieder ein wenig dem Strande und fuhr hier entlang, dem Wind entgegen, mit knatterndem Motor und wehendem Wimpel. Lässig drehte die rechte Hand das Steuer hin und her, so als ob sie gar nicht zu dem im Boot gehörte. — Der starrte vor sich hin in sich hinein und gab seinen Gedanken Audienz.

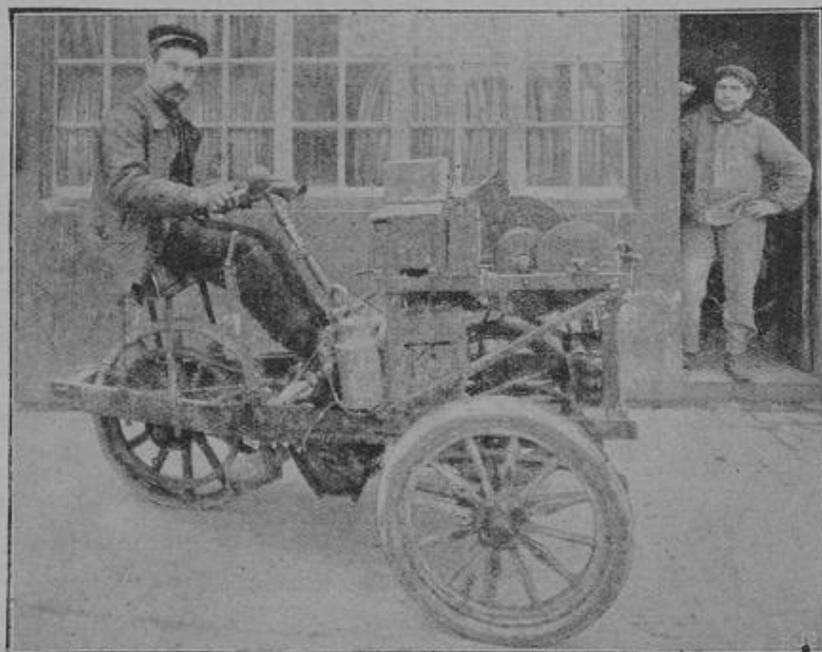
Wäre nicht schon Schopenhauer gewesen, Bob's Hirn hätte die Menschheit mit einer Unzahl neuer und epochemachender Gedanken beschenkt. Bob der stille, phlegmatische Bob fing an zu philosophieren. Philosophierte über das Weib — das rätselhafte — im allgemeinen und die Blondinen mit den blauen Augen im besonderen. Ja, die Blondinen mit den blauen Augen und der stillen Heiterkeit auf

der Stirn, das waren die Falschesten. — Und Harriet gehörte auch zu diesen. Sonst wäre sie ihm nicht einfach davongelaufen. Nein, diese simple Violet Pearu, die besser in ihrem Gloucester geblieben wäre als ihn mit ihren saden Schwägerlein anzudöden, ja, diese Gans hatte ihm seine „süße, süße Harriet“ vertrieben. Warum ließ sie sich denn vertreiben, warum lief sie fort?

Da stieg ihm ein Gedanke auf der ihm bis jetzt noch nicht gekommen war: „Harriet ist eifersüchtig auf Violet! Mensch, Bob, dann hat sie dich ja lieb! . . .“ Vor Schreck ließ er bei diesem Gedanken die Pfeife fallen, — ausgegangen war sie schon längst — was ihm so lange er sich erinnern konnte, noch nicht passiert war. „Bob, sie liebt dich!“ Wenn es so ist, dann . . .

In diesem Augenblick, da Bob die schützende Bucht, in der er sich bis jetzt aufgehalten, verlassen hatte, setzte der Wind plötzlich mit ziemlicher Gewalt ein. Nun war er nur noch Sportsmann. Ein Rudererschlag brachte ihn in Wind, das Zeug füllte, Bob stellte den Motor ab drehte an Wind, und jetzt zeigte sich „Go on“. Mit geblähtem Zeug fuhr sie leicht und ruhig dahin, eine silberweiße Furche hinter sich lassend, und Bob blühte das Vergnügen an der herrlichen Fahrt

Ruderboot in die Flanken. — Und Harriet . . . ? Nach allen Seiten sich erweiternde Kreise zeigten an, wo sie im Wasser verschwunden war. Und Bob . . . ? Auch er war nicht mehr zu sehen. Doch da — er tauchte mit der todblaffen Harriet in den Armen wieder auf. Und dann hatte er sie schnell in sein Boot gezogen. — War es Angst oder Furcht . . . Harriet barg ihr Köpfchen mit den triefenden, gelösten Haarmassen an der nassen Brust Bobs, und als sie noch einige Zeit lang so verharrte und nichts weiteres eintrat, wandte sie den Kopf halb und blinzelte aus scheumischen Augen in ein furchtbar ernstes Gesicht über ihr. Und wenn nicht in den Augen Bobs, so ganz innen drin, der Schall gefesselt hätte, jetzt hätte sie Angst bekommen können, ein so furchtbares Gesicht schneit der ungeschickte Segler. Und mit einer Stimme, in die er vergebens Zorn zu legen suchte, brüllte er ihr ins Gesicht: „Willst du mein sein? Ja oder nein? Sagst du nein, dann . . . dann werfe ich dich wieder ins Wasser, und sagst du . . .“ Und Harriet lachte, lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Und Bob hielt sie noch immer in den Armen. — Statt aller Antwort zog sie den erinnten Kopf zu sich nieder und sah ihm in die Augen,



Das Scherenschleifer-Automobil.

In den Straßen von Paris erregt ein Scherenschleifer-Automobil Aufsehen. Man hat wohl manchmal im Zirkus oder im Variété Clowns als Scherenschleifer auf dem Fahrrad gesehen. Die neueste Errungenschaft der Scherenschleifer will aber ernst genommen werden. Nur mag es nicht viele Leute dieses Berufes geben, die sich solch ein Automobil leisten können.

aus den Augen. Er hatte seine Pfeife wieder angezündet, und jetzt war eitel Wohlbehagen um ihn. Der verbrannte Schag blaute in Fegen hinter ihm. Eine Möve strich lautlos um die Mastspitze. Die weite in der Nähe blau, und in der Ferne grau werdende Wasserfläche blühte ab und zu auf. Wenn ein Fisch hochschnellte, sah man seinen Schuppenleib in der Sonne glitzern.

Da wurde Bob's Aufmerksamkeit auf ein ihm entgegenkommendes Boot gezogen. Eine Gestalt in weißem Dreh, von der man noch nicht unterscheiden konnte: Mann oder Weib — handhabte mit starker Hand die Ruder. Wie Silber tropfte das Wasser von deren Blättern, wenn sie aus den Wellen gehoben wurden. — Und dann, als das Boot näher kam . . . „Das ist ja . . . das ist . . . Harriet!“

Da hatte er den Namen auch schon laut über das Wasser gerufen. Die Gestalt in dem Ruderboote wandte den Kopf und als sie ihn erkannte drehte sie sich schnell wieder um und versuchte ihm auszuweichen, indem sie dem Ufer zuhielt. „Nun näher an sie heran!“

Und bei dem Versuch, an das andere Boot zu gelangen, blinkte plötzlich ein toller Gedanke durch Bob's Hirn. Gefährlich war's ja nicht. Das Wasser war hier nicht tief. Und schwimmen konnten sie beide auch. Und dann riß er das Steuer plötzlich herum, und „Krach“ fuhr „Go on“ dem

mit einem Blick, einem Blick, — unter dem sich Bobs bitterböse Miene in eine ganz strahlende verwandelte. „Was soll man mit solch großem und geschicktem Jungen machen? Man muß ihm seinen Willen tun? Ein Mann mit solchen Vorsätzen ist noch zu ganz anderen Dingen fähig.“

Jetzt blieb Bob zum zweiten Male der Atem stehen: So lieb hatte sie ihn daß sie ihm das nicht mal übel nahm?

Und plötzlich hatte er alle Schem diesem Neben Geschöpf gegenüber vergessen. Er drückte sie an seine Brust, in der das Herz so ungestüm klopfte und küßte, küßte sie. Und Harriet ließ nicht einen Aufschrei ertönen.

Und dann begann der Mond seine stille Bahn und übergoß alles mit seinem magischen Schein. Und er sah zwei Boote hintereinander herziehen. Im ersten ratterte ein Motor und im Heck saßen zwei Menschen, nah bis auf die Haut und schmiegen sich aneinander und in kurzen, sehr kurzen Zwischenräumen trafen sich ihre Lippen.

Und Harriet dachte: „Wie gut, daß ich heute hinausfuhr.“

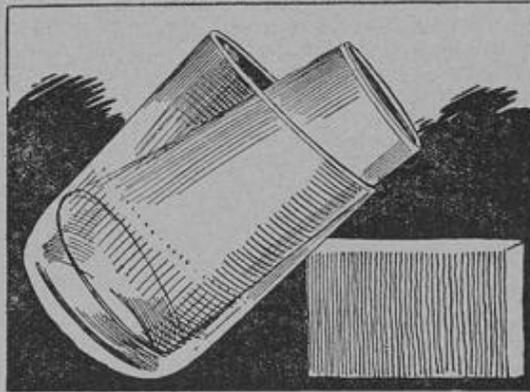
Und Bob? Nun, Bob hat seine ganze Weisheit dahin konzentriert daß die Monden mit den braunen Augen und der stillen Heiterkeit auf der Stirn nicht die falschesten Geschöpfe, sondern das beste und köstlichste Gut auf dieser Erde sind. — Und beiden lachte das junge Glück aus den Augen und legte seinen leuchtenden Glanz um ihre Stirn.



Zur Unterhaltung.



Der Zauberer in der Familie.



Das springende Glas.

Gläser sind bei den Familien-Zaubervorstellungen sehr beliebt als Requisit. Ein Glas kann sogar springen, wenn man es haben will. Man legt das Glas, das springen oder fliegen soll, mit dem Boden nach oben in ein zweites kleineres nahe am Tischrand etwas schräg aufgestelltes Glas. Nun setzt oder füttert man sich vor den Gläsern hin und pustet kräftig in das offene Glas hinein. Vom Luftdruck kräftig getrieben, wird das zweite Glas seinem Meister sehr bald in den Schoß springen. Hoffentlich ist er aber

vorsichtig genug, damit das Glas nicht nach dem kühnen Sprung auf der Erde in tausend Stücke geht und gleich zerspringt.

Humoristisches.

Zwei Knaben hüteten miteinander die Schweineherde des Dorfes. Da sprachen sie von den Herrlichkeiten der Welt. „Wenn ich König wäre,“ sagte der eine. — „Ich nun,“ entgegnete der andere, „was wolltest du tun?“ — „Ich würde die Schweine zu Pferde hüten.“ — „Und ich,“ fiel hastig der zweite ein, „ich würde mir alle Tage einen Hirsenbrei kochen lassen, und meine Sonntagsweste Werktags anziehen.“

Ein herumziehender Naritätenbesitzer fragte kürzlich bei dem Schulzen eines Dorfes an, ob er seine Schätze der schaulustigen Menge zeigen dürfte; „ich habe,“ schloß er sein Gesicht, „unter anderen Seltenheiten eine Mumie, die bereits dreitausend Jahre zählt!“ — „Was?“ rief erstaunt der Schulze, „dreitausend Jahre zählt sie, und dieses Weest lebt noch?“

In einigen Gegenden ist ein gewisses Kartenspiel, Schafkopf genannt, sehr beliebt. An einem bestimmten Tage kamen gewöhnlich mehrere Freunde aus der Nachbarschaft zusammen, um es zu spielen. Einer von ihnen, welcher einmal etwas später kam, rief beim Absteigen von seinem Pferde seinen Gefellschafftern zu: „Nun, gibt es heute keinen Schafkopf?“ — „Wir haben nur auf Sie gewartet,“ riefen einstimmig die andern.

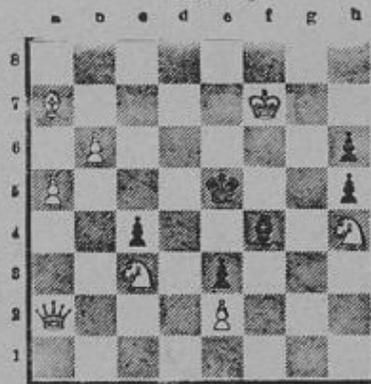


Rätsel-Ecke.



Schachaufgabe.

Früh Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Scherzfrage.

Sie winkte ihm, er hielt um sie an, reichte ihr die Hand, nahm ihr Geld und ließ sie sitzen. Wer war das?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Stafanfrage: Vorderhand: G 10, O, 9, 8, 7, R K, S O, 9, 8, 7. Mittelhand: S W E D 10, K, 7 R 10, O 9, 8, 7.

1. S O, S W, S 10 (— 15)
2. E D, E S, G 10 (— 21)
3. E 10, R K, E 9 (— 14)
4. E K, G O, E O (— 10)

Den Rest erhält die Hinterhand, das Spiel ist aber mit 60 Augen schon verloren.

Scherzrätsel: Phil—o—Sophie.

Rätsel: Griesgram.

Rätselfrage: Der Müller.

Rätselprung:

Die Nebel blüh'n, ein würzig Meer
Enströmt von süßen Düften,
Die milden Winde weh'n sie her
Bis zu des Kellers Grüften;
Da unten gärt und braust und schaffst
Der Wein in seiner Tonne,
Er sehnt sich aus der engen Hast
Empor aus Licht der Sonne.

Simrod.

Visitenkarten-Rätsel: Militär-Anwärter.

Fünfsilbige Charade: Altweiberdommer.

Verrierbild: Das Bild auf den Kopf stellen, der Zauberlehrling steht dann in der rechten oberen Ecke.

Redaktion: Erwin Thossen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Miß Unverzagt.

Erzählung aus unseren Kolonien von Walter Stabel.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Anfang Januar 1904 brach urplötzlich, nachdem Gouverneur Leutwein eben erst im Süden eine Empörung der Bondelzwaarts niedergeworfen hatte, der Aufstand der Herero im Herzen der Kolonie Südwestafrika aus.

Die Häuptlinge der Herero hatten diese allgemeine Erhebung mit größter Umsicht vorbereitet und jedem der schwarzen Unterführer genau seine Rolle in dem blutigen Drama zugewiesen. Nur so war es auch zu erklären, daß sich fast die sämtlichen kleineren Stationen und ebenso die strategisch wichtigsten Punkte der großen Verbindungsstraßen bereits nach wenigen Tagen in den Händen der Feinde befanden oder aber, wo eine Ueberrumpelung der Garnisonsorte nicht glückte, durch einen dichten Ring von Belagerern von der Außenwelt abgeschnitten waren.

In Keiwigtal ahnte man nichts von der so unmittelbar bevorstehenden Gefahr.

Mice Wellerstow hatte sich am Vormittag des 12. Januar ihre Schimmelstute Diana satteln lassen und war, be-

gleitet von den beiden Jagdhunden, nach Westen davongeritten, um einem Leoparden nachzuspüren, der sich in einer der letzten Nächte wieder ein wertvolles Mutterschaf aus der frisch eingeführten Merinoherde herausgeholt hatte, und dessen Spuren nach den wild zerklüfteten Ausläufern des fernen Gebirges hinwiesen.

Etwa zwei Stunden nach ihrem Ausbruch sprengte plötzlich eine zehn Mann starke Abteilung der Schutztruppe unter Führung von Leutnant Röder auf schaumbedeckten Pferden in den Hof von Keiwigtal.

Nach wenigen Minuten hatte der Offizier den entsetzten Farmer von dem drohenden Unheil verständigt. Denn nach der sicheren Meldung einer Patrouille war eine große Hereroschar, die in vergangener Nacht die nördlich gelegene Farm Martwartshöhe gestürmt, niedergebrannt und die ganze Farmersfamilie abgeschlachtet hatte, mit großem Troß von Weibern, Kindern und Vieh auf Keiwigtal in Anmarsch.

Im Fluge wurden nun die wertvollsten Sachen auf einen Wagen geladen, der dann die Station auf Umwegen zu erreichen suchen sollte, da der direkte Weg nach Wohambah von Hereroposten bereits gesperrt war.

Auf dem Wagen saßen eng aneinandergeschmiegt Frau



Zur Eröffnung der ostdeutschen Ausstellung in Bosen. Der Kronprinz bei der Besichtigung der Maschinenhalle.

In Gegenwart des deutschen Kronprinzen und der Behörden wurde am Dienstag, den 16. Mai, die ostdeutsche Ausstellung feierlichst eröffnet. Nach der Besichtigung trat der Kronprinz seine Reise nach Petersburg an.

Reitwig und ihre Kinder, während der Farmer und seine Leute, die Büchsen in der Hand, zu Pferde den traurigen Transport begleiten wollten.

Doch die mit aller Hast betriebene Abfahrt erlitt eine ganz unvorhergesehene Unterbrechung. Gerade als Heinz Köder mit seinen Leuten sich wieder in den Sattel schwang, um auch den dritten, in der Gegend ansässigen Farmer noch rechtzeitig zu warnen, erinnerte Frau Reitwig sich plötzlich an Miß Unverzagt, an die bisher niemand in der furchtbaren Aufregung gedacht hatte.

Katlos schaute der Leutnant vor sich hin.

„Was tun wir nur! Ich habe meine bestimmten Befehle, von denen ich nicht abweichen darf. Und teilen kann ich meine kleine Schar ebensowenig. Das könnte bei der feindlichen Uebermacht unser aller Verderben sein. Andererseits — wir dürfen doch auch die junge Dame nicht einfach ihrem Schicksal überlassen! Denn — fällt sie den Herero in die Hände, so hat sie bei den blutgierigen Teufeln auf kein Erbarmen zu rechnen.“

Da drängte einer der Soldaten sein Pferd etwas vor. Es war ein Mann mit einem dunkel gebräunten, völlig bartlosen Gesicht, aus dessen scharf geschnittenen Zügen deutlich eine mit hoher Intelligenz gepaarte Energie sprach.

Tom Brown, wie er sich nannte, war vor ungefähr zwei Monaten gut beritten und bewaffnet auf der Station Wohambabe erschienen und hatte den Kommandanten von Otting um Aufnahme in die Schutztruppe als Freiwilliger gebeten. Er gab an, er sei geborener Amerikaner und nach Südwest gekommen, um später, wenn er Land und Leute erst besser kenne, eine kleine Farm zu erwerben. Da seine Papiere in Ordnung waren, außerdem ein derartiges Gesuch von zukünftigen Ansiedlern gar nicht selten gestellt wurde, reichte der Oberleutnant ihn in die Truppe ein.



Der Kehlheimer Stein, ein Reiterstandbild Kaiser Maximilians. 75 000 Mark für ein Relief. Das von Hans Dauba, Augsburg, um 1520 verfertigte Denkmal für Kaiser Maximilian, ist ein Relief aus Solenhöfer Gestein. Bei einer kürzlich stattfindenden Auktion bei Lepke wurde das Kunstwerk für die allerhöchsten kaiserlichen Sammlungen in Wien für den enormen Preis von 75 000 Mark ersteigert.

Sehr bald stellte es sich heraus, daß man mit Tom Brown, der die deutsche Sprache fließend beherrschte, einen wirklich überaus brauchbaren Feldjagdboten angemittelt hatte. Er war nicht nur ein vorzüglicher Reiter und Schütze, sondern bewies auch bei vielen Gelegenheiten, daß er mit dem Leben in der Wildnis gut vertraut war und über einen äußerst praktischen Sinn und hohen persönlichen Mut verfügte. Im übrigen jedoch hielt er sich ganz für sich allein, schloß mit niemandem Freundschaft und brachte seine dienstfreien Stunden regelmäßig außerhalb der Station auf der Jagd zu. Bei seinen Vorgesetzten, die seine Zuverlässigkeit und seinen Diensteifer schnell schätzen gelernt hatten, war er sehr gut angeschrieben.

Daher nickte ihm Leutnant Köder jetzt auch aufmunternd zu und fragte freundlich:

„Nun, Brown, was haben Sie denn auf dem Herzen?“

„Ich möchte Herrn Leutnant den Vorschlag machen, ob ich nicht allein der jungen Dame nachreiten dürfte. Ich kenne von meinen Jagdstreifereien die Gegend hier herum ziemlich genau und traue mir wohl zu, Miß Wellerstow auffinden und ungefährdet nach der Station geleiten zu können.“

Der Offizier überlegte nur kurze Zeit.

„Gut, Brown, ich bin einverstanden. Sie haben wohl gehört: Miß Wellerstow ist nach Westen zu davongekommen, wahrscheinlich das ausgetrocknete Flußbett entlang. Hier haben Sie mein Fernglas. Nehmen Sie's nur mit. Und klettern Sie hin und wieder auf einen Baum. Der Schimmel der jungen Dame ist ja auf weite Entfernung zu erkennen.“

* * *

Am Abend desselben Tages lagerten in einer versteckten, von Gestrüpp dicht umgebenen Talmulde, ungefähr drei Meilen südlich von der Station Wohambabe, an einem niedrig brennenden, durch trockene Dornenzweige genährten Feuer die in ein dunkelgrünes, süßstieliges Jagdstium gekleidete Miß Unverzagt und Tom Brown, der Freiwillige der deutschen Schutztruppe.

Einige Schritte abseits standen zwei Pferde, die unruhig an einem Haufen frisch gerauften durren Graßes herumknupperten. Dicht neben dem Feuer ruhten außerdem noch zwei kräftig gebaute, glatthaarige Jagdhunde, die immer wieder gierig nach dem saftigen Lendenstück der erst vor wenigen Stunden erlegten Gazelle hinüberwitterten, das an einem Holzspieße über der Glut schmorte.

„Sie meinen also wirklich, Mißer Brown, daß wir den Versuch sobald nicht wieder wagen dürfen, uns durch die Herero hindurch nach Wohambabe hineinzuschleichen?“ fragte soeben Alice Wellerstow mit einem tiefen Seufzer.

„Wenn uns unser Leben lieb ist — nein!“ entgegnete der junge Amerikaner ziemlich mürrischen Tones. „Wir können überhaupt Gott danken, daß wir heute nachmittag so mit blauem Auge davongekommen sind. Hätten wir nicht unsere Pferde gehabt, so würden uns die Schwarzen sicher abgefangen haben. Wer konnte aber auch denken, daß die Station von den Herero schon so eng umzingelt war! Und jetzt, wo sie wissen, daß noch zwei Weiße ohne einen sicheren Zufluchtsort hier herumirren, werden sie natürlich doppelt aufmerksam sein. Sie werden sich also wohl schon einige Tage in meiner Gesellschaft langweilen müssen, Miß Wellerstow!“

Alice, die gerade mit ihrem Taschentuch das Schloß ihrer Büchse reinigte, blickte ihren Gefährten erst eine Weile vorwurfsvoll an, bevor sie erwiderte:

„Ich meine, wir beide hätten in unserer Lage doch alle Ursache, Frieden miteinander zu halten. Daß ich gern recht bald mit meinen Verwandten wieder vereint sein möchte, ist wohl leicht zu begreifen. Für eine junge Dame bietet das Kampieren im Freien doch recht viele Unannehmlichkeiten.“

Tom Browns Gesicht hatte sich bei diesen Worten noch mehr verfinstert.

„Spielen wir doch keine Komödie, Alice!“ stieß er erregt hervor. „Nicht Ihre Verwandten sind's, nach denen Sie sich sehnen, sondern jemand anders, der auch in Wohambabe eingeschlossen ist und für dessen Leben Sie zittern! Versuchen Sie nicht, mir zu widersprechen. Ich hab's an vielem gemerkt, wer jetzt Ihr Herz besitzt. Umsonst haben Sie heute nicht verschiedentlich nach Oberleutnant von Otting gefragt wenn auch in möglichst vorsichtig umschriebener Form. Und ich bin Ihnen hier nach Afrika gefolgt, weil ich nach Ihrer Abreise drüben in St. Louis keine Ruhe mehr fand, weil ich hoffte, Sie würden sich hier

in der Fremde vereinsamt fühlen und endlich erkennen lernen, welch' treues Herz in meiner Brust einzig und allein für Sie schlägt. Ich, der über Millionen zu verfügen hat, bin hier — gemeiner Soldat geworden, nur um in Ihrer Nähe weilen zu können! Und der Erfolg? Gerade zweimal habe ich Sie bisher für wenige Minuten gesprochen! Wissen Sie noch, als ich Sie damals an dem ersten Sonntag nach meinem Eintreffen in Bobambabe zufällig dicht bei der Farm überraschte, nachdem ich schon stundenlang die Festigung umschlichen hatte! Welche Hoffnung hatte ich an dieses Wiedersehen geknüpft! Und wie bitter wurde ich enttäuscht, wie bitter! Nichts als hellsten Schreden las ich in Ihren Mienen, und Ihre Begrüßungsworte waren auch nicht sehr geeignet, mich für die lange Seereise und die untergeordnete Stellung, die ich doch nur Ihre Wege an- genommen hatte, auch nur etwas zu entschädigen. Ein anderer hätte sich unter diesen Umständen wohl kaum noch so tief gedemütigt, um eine zweite Zusammenkunft am übernächsten Sonntag, wo ich wieder Urlaub zu erhalten hoffte, so lebentlich zu bitten. Und Sie — Sie sagten weder ja noch nein, ließen mich dann plötzlich stehen und eilten wie von Hurien geheizt dem Garten der Farm zu, wo Ihnen dann — der andere begegnete, wie ich sehr gut beobachtet habe. Das war unser Wiedersehen!"

Der junge Amerikaner lachte bitter auf.

„Und das zweite Mal,“ fuhr er mit selbstquälerischem Behagen fort, „das war jener Sonntag vor Weihnachten! Was habe ich da alles zu hören bekommen, als Sie ganz verstört in demselben kleinen Talleffel erschienen, wo wir uns schon vor vierzehn Tagen begegnet waren. Nichts als Vorwürfe! Ich hätte Sie kompromittiert durch mein häufiges Umherstreifen in der Nähe der Farm! Ihr guter Ruf würde leiden, Ihre Verwandten könnten schlecht von Ihnen denken. Und ich sollte Ihnen doch nur den einzigen Gefallen tun und sofort nach Amerika zurückkehren! Ja, — wenn das nur so leicht gegangen wäre! Aber ich hatte mich ja der Schutztruppe auf ein ganzes Jahr verpflichtet, wäre als Deserteur behandelt worden, wenn ich Bobambabe verlassen haben würde. Glauben Sie mir, Alice, — damals nach jener Aussprache wäre ich gegangen! Denn da wurde mir klar, welch' geradezu lächerliche Rolle ich hier spielte. Aber ich mußte bleiben, mußte! Und nun hat das Schicksal uns abermals zusammengeführt! Zu welchem Zweck? — Nur um mir noch deutlicher zu zeigen, daß alles umsonst gewesen ist, daß Tom Brown sich unnützlich gedemütigt hat! Wir Amerikaner verstehen es eben nicht, junge Damen, in deren Adern zur Hälfte noch das schwärmerische und nach weichem, süßlichem Liebesgetändel verlangende Blut des deutschen Gretchens fließt, für uns zu gewinnen. Wir sind eben, weil wir weniger honigsüße Worte zu machen verstehen, und uns die Rolle des schwärmerischen Anbeters nicht recht liegt, nichts als gemüthlose — Negistrierlassen, zu denen Sie mich ja auch stets gerechnet haben.“

Miß Unverzagt hatte diese leidenschaftliche Rede mit wachsendem Staunen angehört. Niemals hätte sie Tom Brown so viel Temperament zugetraut, wenn ihr auch durch sein ganzes Verhalten bereits klar geworden war, daß seine Gefühle für sie doch stärker sein mußten, als sie dies je angenommen und bei einem Manne, wie er für möglich gehalten hatte. War er ihr doch, ohne einem Menschen etwas über seine Absichten zu verraten, sehr bald hier nach Afrika gefolgt, er, dem sie noch vor wenigen Monaten auf eine nicht mißzuverstehende Art ihre völlige Gleichgültigkeit gegen seine Person — mehr noch, ihre direkte Abneigung gezeigt hatte. Ja, er war gekommen, obwohl er wußte, wie spöttlich man ihn dabei belächeln würde, wenn diese abenteuerliche Brautfahrt in St. Louis bekannt werden sollte. Freilich — vorsichtig genug und mit echt amerikanischer Verschlagenheit hatte er sich doch den Rücken zu decken gewußt, indem er hier nicht offen als alter Bewerber um ihre Hand auftrat, sondern sich ihr nur unter dieser, für seinen Mangelstolz sicher nicht bequemen Maske eines Freiwilligen der Schutztruppe zu nähern versuchte. Bisher ahnte ja auch niemand, wer Tom Brown eigentlich war — eben jene „Negistrierkass“, von dem sie hier jedem übermütig als der wahren Ursache ihrer „Deportation“ nach Südwest erzählt hatte. Daß sie in der Weise über ihn gesprochen, tat ihr jedoch schon längst aufrichtig leid. Denn — welches junge Mädchen wäre wohl durch eine derartige Selbstverleugnung, wie sie sich in Tom Browns hartnäckiger Werbung widerspiegelte, nicht zu einer anderen Beurteilung selbst des unbeliebtesten Feindes gelangt und auch bis zu einem gewissen Grade gerührt worden! Und jetzt noch die-

ser Ausbruch einer verhaltenen Leidenschaft, die sich so deutlich in jeder einzelnen seiner in der Erregung wahllos, aber deshalb um so ehrlicher hervorgesprudelten Worte kundgab!

Miß Unverzagts große, ausdrucksvolle Augen hatten, als sie sich das alles nochmals überlegte, einen weichen Ausdruck angenommen. Jetzt streckte sie Tom Brown bittend die Hand hin.

„Nehmen Sie doch meine Freundschaft an, Tom, die ich Ihnen schon so oft anbot. Mehr kann ich Ihnen nicht geben. Das habe ich Ihnen drüben in der Heimat schon immer gesagt. Und heute, wo ich Ihre Person so ganz anders einzuschätzen gelernt habe, bitte ich Sie auch herzlich um Verzeihung für meine damalige Ungezogenheit. Sie wissen wohl, was ich meine. Es war mehr als kindisch und unreif von mir, Ihnen bei der Wohltätigkeitsvorstellung in St. Louis in dem kleinen Lustspiel als Ihre Partnerin vor einem Publikum, dem Sie als Bewerber um meine Hand bekannt waren, meinen Unwillen über Ihre mir damals geradezu aufdringlich erscheinende Kurmachei mit Worten auszudrücken, die in meiner Rolle nicht enthalten waren und die Sie aufs schlimmste bloßstellten. Ich bereue diese Unüberlegtheit jetzt aufrichtig. Und wenn Ihre Fahrt hier nach der deutschen Kolonie auch den von Ihnen erwarteten Erfolg nicht haben kann, so mögen Sie sich doch in dem Gedanken trösten, in jener Alice Wellerstow, die früher so schwer zum Einsehen eines Unrechts und zur Abbitte zu bewegen war, eine reuige Sünderin und eine aufrichtige Freundin wiedergefunden zu haben. Denn — daß mein Herz Ihren heißen Wünschen nicht entgegenkommt deshalb dürfen Sie mir nicht zürnen. Liebe läßt sich nun einmal nicht erzwingen. Sie ist wie ein zartes Pflänzchen, das lange verborgen unter der Erde treibt und leimt und dann mit einem Male hervorbricht zum Sonnenlicht — dann — wenn der Rechte erscheint.“

Tom Brown hielt ihre kleine Hand noch immer zwischen seinen braunen Fingern.



Aus dem Karitäten Kabinett der Natur.
Ein eigenartiger Baum befindet sich in einem Walde unweit von Zürich. Es ist dies eine Buche, welche mitten im Stamme eine knollenartige Verdickung ausweist, die einen Umfang besitzt, daß mehrere Männer darauf stehen können.

Wie versteinert sah er da und starrte in die züngelnden Flammen, die sich so mühsam an den harten Dornenzweigen weiterfrähen. Noch immer hatte er ja in einem stillen Winkeln seines Herzens die leise, leise Hoffnung genährt, Alice Wellerstow doch noch für sich zu erobern. Jetzt allerdings sah er ein, daß es für ihn nichts, nichts mehr zu hoffen gab.

Jäh erhob er sich, schritt zu den Pferden hin und machte sich an den Zaumzeug seines Rappens etwas zu schaffen. Als er dann nach einer Weile zum Feuer zurückkehrte, lag um seinen bartlosen Mund nicht mehr jener schmerzliche Zug, der den fast zu energischen, beinahe harten Ausdruck seines Gesichts vorhin so angenehm gemildert hatte.

Schweigend setzte er sich nieder und prüfte mit der Spitze seines Jagdmessers das leise über der Haut zischende und brodelnde Lendenstück. Auf den großen, tellerartig gebogenen Blättern einer Kaktusart bot er Alice dann das saftigste Stück an, dazu als Trunk die letzten Schlucke des schweren Kaffees aus seiner Feldflasche.

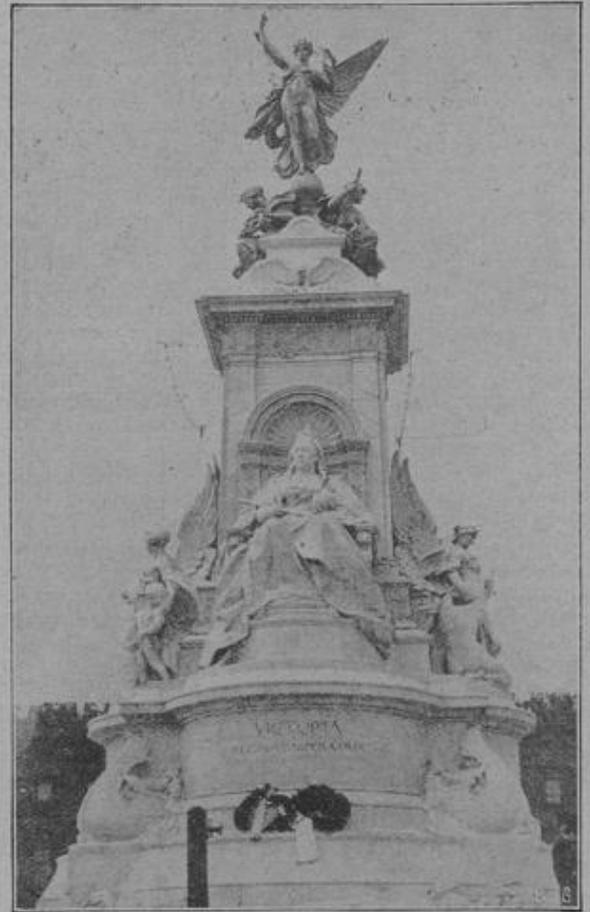
Sie aß nur wenige Bissen. Auch ihm selbst mundete das ungesalzene Fleisch nicht sonderlich. Das meiste davon erhielten daher die Hunde, die auch alles heißhungrig hinunterschlangen.

Tom Brown sah nach der Uhr.

„Ich werde noch auf Kundschaft ausreiten,“ meinte er einfach. „In vier Stunden, gegen zwei Uhr morgens, kann ich zurück sein. Nehmen Sie meinen Mantel als Decke und versuchen Sie zu schlafen, Miß Wellerstow. Die Hunde werden Sie genügend bewachen. Außerdem — wenn Sie das Feuer ausgehen lassen, wird kein Feind Sie hier finden.“

Miß Unverzagt widersprach nicht, trotzdem sie nicht wußte, was er eigentlich vor hatte. Er würde sich von seinem Vorhaben ja doch nicht abbringen lassen.

Bald darauf ritt er mit kurzem Abschiedswort davon, nachdem er ihr seinen langen grauen Mantel, der hinten auf dem Sattel seines Pferdes festgeschnallt gewesen war, an einer geschützten Stelle ausgebreitet hatte.



Zur Enthüllung des Denkmals der Königin Viktoria von England.

In London wurde am Dienstag, den 16. Mai, ein gewaltiges Denkmal der im Jahre 1901 verstorbenen Königin Viktoria feierlichst enthüllt. Schon gleich nach dem Tode der Königin Viktoria von England einigte sich ein Ausschuss, der die bedeutendsten Politiker und die ersten geistigen Führer des britischen Weltreiches in sich schloß, dahin, dieser Herrscherin, die über sechzig Jahre die Geschichte dieses Riesenreiches gelenkt hatte, ein Denkmal zu errichten, das nicht nur dem goldenen Denkmal ihres früh verstorbenen Gatten, des Prinzegepals, an Größe gleich sei, sondern das darüber hinaus Zeugnis ablegen sollte von der Bedeutung der Herrscherin, unter deren Szepter sich das britische Reich nicht nur zum räumlich umfangreichsten der Erde, sondern auch zum ersten Industriestaat entwickelt hat. Das Denkmal zeigt auf einem weit ausladenden Unterbau, der mit symbolischen Figuren der Macht und Größe geschmückt ist, eine bis zu bedeutender Höhe aufsteigende Pyramide, welche von der Gestalt einer Siegesgöttin gekrönt wird. An der Schauffseite befindet sich die lebensgroße Statue der Königin Viktoria, die

ähnlich wie das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia in Wien, in vollem Ornat mit der Krone auf dem Haupt und mit Szepter und Reichsapfel dargestellt ist. Abgesandte aus allen englischen Kolonien, also aus aller Welt, hatten sich zu der Feierlichkeit in London eingefunden. Das deutsche Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise begaben sich ebenfalls nach London, um an der Enthüllung des Denkmals ihrer Groß- und Urgroßmutter teilzunehmen. Auf dem Bahnhof empfing König Georg von England, der Enkel der gefeierten Königin, die Majestäten und geleitete sie nach dem Buckingham-Palast, wo sie abstiegen. Das untere Bild zeigt den Kaiser mit dem König Georg auf der Fahrt in den Straßen Londons, bei der die beiden Herrscher von der Volksmenge lebhaft begrüßt wurden; das obere Bild den Hauptaufbau des Denkmals, aus dem seine ganze Größe deutlich zu erkennen ist.



Zimmer tiefer brannte das kleine Feuer herab, bis nur noch hin und wieder ein Zweiglein für kurze Zeit auflohte. Lange starrte Alice mit offenen Augen zu dem klaren, gestirnten Nachthimmel empor. Aber schließlich siegte doch die Müdigkeit, die ihr nach all den Strapazen und Aufregungen des Tages wie Blei in den Gliedern lag. Sie schlief ein.

Stunden vergingen. Da fuhr sie mit einem Male empor. Es hatte jemand leise ihre Schulter berührt.

Im Dämmerlichte des inzwischen aufgegangenen Vollmondes stand Tom Brown vor ihr, die Büchse in der Rechten.

„Stehen Sie auf, Miß Wellerslow. Ich glaube eine Möglichkeit entdeckt zu haben, wie wir doch noch nach Wohambahe hineingelangen können.“

Und als sie sich jetzt völlig ermuntert hatte und schnell aufgesprungen war, fuhr er fort:

„Die Herero haben ihr Lager in der Richtung des großen Dornenfeldes aufgeschlagen, das sich meilenweit nördlich von der Station hinzieht. Dort sind in schnell errichteten Hütten ihre Weiber und Kinder untergebracht, während der größte Teil der Krieger in enger Postenkette die kleine Feste umzingelt hält. Noch zwei Stunden, dann wird sich der Morgenwind, der hier stets von Norden nach Süden weht, erheben. Er soll den Hauptanteil an dem Gelingen meines Planes tragen. Seit Wochen ist kein Tropfen Regen gefallen. Das Steppengras ist dürr wie Zunder, nicht minder dürr die Dornensträucher. Wenn wir nun das eben erwähnte Dornenfeld an seiner Nordgrenze möglichst gleichzeitig an verschiedenen Stellen anzünden, so wird der Wind die Klammen mit unheimlicher Geschwindigkeit gegen das Hererolager vorwärts tragen. Und die dann zweifellos entstehende Verwirrung müssen wir zum Durchschlüpfen benutzen. Ich rechne eben bestimmt damit, daß die Hereroposten in der Angst um ihre Weiber und Kinder und ihr bißchen Hab und Gut zunächst völlig den Kopf verlieren und nur daran denken werden, die Äbrigen in Sicherheit zu bringen. Jedenfalls müssen wir noch vor Tagesgrauen dort im Norden unsere Vorbereitungen beendet haben. Uns steht daher noch ein sehr scharfer Ritt bevor.“

Willenlos ließ Alice sich vorwärtstreiben. Aber ihre Gedanken waren nicht bei der Sache, als sie jetzt ihrem Schimmel den Sattel auflegte.

Vielleicht konnte sie, wenn der Morgen graute, bereits innerhalb der schützenden Mauern von Wohambahe sein — bei ihm, dachte sie freudig klopfenden Herzens. Und diese befehlende Hoffnung stimmte sie jetzt unendlich weich. Nur zu gern hätte sie noch schnell ein paar recht liebe, warme Worte an den gerichtet, der auch jetzt wieder in seltener Selbstverleugnung für ihr Bestes gesorgt hatte, während sie in tiefem Schlaf, eingehüllt in seinem Mantel, von einer sonnigen Zukunft an der Seite des Anderen geträumt hatte. Doch — würde sie nicht durch ihre erneuten Versicherungen



Sport im Heere.
Das Ueberklettern von Leitern.

ihrer steten Dankbarkeit in dem Herzen dessen, der etwas so ganz anderes, etwas, das sie ihm nicht geben konnte, von ihr verlangte, nur unnötig das traurige Bewußtsein abermals wecken, daß er sie für immer verloren hatte?

Daher schwieg sie. Und dann ritten sie in die vom Mondlicht mit Silberglanz überflutete Landschaft hinaus, dicht nebeneinander, und hinter den bald in Galopp fallenden Pferden leuchteten in langen Sähen die beiden Hunde einher. (Schluß folgt.)



Vom ersten großen Militär-
sportfest in Dresden. Der
Sprung über eine Hecke im
Mannschaftsläufen.

In Sachsen erfreut sich der
Militär-sport einer großen
Unterstützung seitens der Be-
hörden. Am Sonntag, den
14. Mai, fand in Dresden
das erste große Militär-sport-
fest statt, das sehr interessante
Ergebnisse zeitigte.

Der Aviatiker.

Eine Phantasie im Jahre 1950.

Nach dem Schwedischen von Verd Sanders.
(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1915, aber ich erinnere mich der Sache noch so genau, als wenn sie gestern passiert wäre.

Die Luftschiffahrt hatte natürlich mit der Zeit große Fortschritte gemacht. So konnten die Flugmaschinen zum Beispiel bereits ganz nach Belieben vorwärts, rückwärts, rechts und links manövrieren. Zum Starten brauchte man weder Räder noch Pylonen, man drückte einfach auf einen Knopf, und sofort stieg die Maschine in die Luft.

Man sagte, daß die Luftsegler nicht mehr nötig hätten, auf den Wind Rücksicht zu nehmen, sondern daß der Wind sich nach ihnen richte.

Aber zuweilen bekam dieser fatale Wind einen rebellischen Anfall. Besonders über dem Meere. Man konnte wohl eine recht regelmäßige Luftverbindung zwischen Calais und Dover einrichten, aber über den Ozean war es noch ganz unmöglich.

So setzten also im Jahre 1918 einige feinkleinere Amerikaner einen Preis von 200 000 Dollars aus für denjenigen, der ohne Aufenthalt die Strecke Hamburg-Neuyork zurücklegen würde.

Das war eine anständige Summe!

Es meldeten sich wohl über dreißig Bewerber, und auch der kühne Pellin.

Alle Welt richtete den Blick auf ihn. Man behauptete, daß er die meisten Aussichten habe. Er hatte nämlich gerade einen Motor von unglaublicher Geschwindigkeit erfunden. Mit diesem Motor glaubte er die Fahrt in dreißig bis zweiunddreißig Stunden zurücklegen zu können, selbst wenn er die geringste Schnelligkeit anwendete.

Sein Gehilfe war ein sehr geschickter Mechaniker, aber von unaussprechlichem Wesen, sein Name war Brand. Er war mißtrauisch, neidisch, nachtragend, sein Gesicht mit der niedrigen Stirn und den schielenden Augen hatte etwas Spießbüßisches. Pellin wird wohl auch wenig Vertrauen zu ihm gehabt haben. Er schätzte die Menschen im allgemeinen nicht sehr und hatte den Fehler, jeden als Idioten zu behandeln. „Idiot“ war sein Lieblingswort.

Am Tage vor der Abreise war Brand übellaunig und hätte beinahe den Aeroplan durch ein unrichtiges Manöver verdorben. Pellin, in seinem empfindlichsten Punkte getroffen, konnte ein aus tiefstem Herzen kommendes „Idiot“ nicht unterdrücken.

Brand antwortete nichts, wurde aber leichenblau — und das war unheilverkündend. Seine Ruhe bedeutete „Rache“.

Pellin achtete nicht auf dieses geheimnisvolle Schweigen, untersuchte seinen Apparat bis in die kleinsten Details, machte Flugversuche, und da alles vorzüglich funktionierte, legte er sich vergnügt zu Bett.

Er hatte einen angenehmen Traum. Er landete zuerst, das war ja natürlich. Tausend Hände streckten sich ihm entgegen, eine jubelnde Volksmenge riß ihn in Stücke, um ihn besser tragen zu können, zahllose Bantletts verdarben ihm auf ewig den Magen, all die Lobreden drohten ihn stumpfsinnig zu machen. Die reichsten Amerikanerinnen boten ihm ihre Hand, obgleich er nicht über ein Wappenschild verfügte. Und während er all die berauschenden Ehren genoß, schlich ein Mann mit niedriger Stirn und schielenden Augen in das Zelt des Aeroplans. Sein gefährdendes Lächeln verzerrte sein Gesicht. Er knirschte im Finstern mit den Zähnen, in der Hand hielt er einen Werkzeugkasten.

Im Morgenrauen sprang Pellin behend in seinen Apparat und schwang sich gerade auf in die Luft. Der Kompaß wurde zu Rate gezogen und der Kurs auf Neuyork gestellt. — Wie eigentümlich kalt es am Rücken zog. —

Ja, ja, dachte er, nun leistet mir der Wind ein wenig Hilfe!

Bei seinem Vorsatz, mit der geringsten Geschwindigkeit zu fahren, hatte er nicht mit seinem Temperament gerechnet. Er war von Natur so sehr gesprächig, daß die Einsamkeit ihm unerträglich schien. Nach fünf Stunden jammerte er: „O Gott wie langweilig ist es hier!“

Dann verdoppelte er die Schnelligkeit. Und nach einer Stunde seufzte er: „Wie langsam die Zeit vergeht! Ich muß mich beeilen!“

Und nun wurde die Geschwindigkeit verhundertfacht.

Um elf Uhr besetzte er das Steuer und frühstückte. Nichts verkürzt die Zeit besser. Und so aß er bis Mittag.

Je mehr er die Fahrt beschleunigte, um so stärker empfand er zu seiner Zufriedenheit den Wind am Rücken.

Als die Nacht kam, rollte er sich in eine dreifache Bärenhaut und schlief fest bis zum nächsten Morgen. Beim Erwachen sagte er:

„Ich glaube wirklich, daß ich bald da bin.“

Mit derselben Geschwindigkeit senkte er sich schräg der Erde zu und erblickte bald einen bräunlichen Fleck. War das Wasser oder Land? Nun ging es gerade abwärts. Das war ja Land!

„Was soll das, ich habe wohl das Ziel überschritten.“

Als er langsamer fuhr, machte er eine eigentümliche Bemerkung: Felder, Bäume, Häuser, alles flog vorwärts anstatt rückwärts.

Brand hatte nämlich die Wechselapparate geschickt verändert.

„Das Spiel ist verloren!“ Traurig senkte er den Kopf. Unter ihm, auf dem Übungsplatz einer großen Stadt, murmelte und jauchzte eine riesige Volksmenge. Als er sich den Leuten auf drei Meter Entfernung genähert hatte, lästete er höflich die Mühe:

„Verzeihung, wo bin ich denn eigentlich?“

Aus hunderttausend Kehlen dröhnte es:

„Neuyork!“

„Nicht möglich!“

„Neuyork! Neuyork! Neuyork!“

Pellin war rückwärts um die Welt gefahren. Und dennoch war er als Erster gelandet!

Die Poesie der Landstraße.

Wer noch nie zu Fuße die Landstraße dahingewandert ist, der kennt nicht den eigentümlichen Zauber, welche diese auf den Wanderer übt und findet auch nicht das Interesse für die Naturschönheiten, das der Fußmarsch in die Seele des Menschen legt: Das flotte rüstige Dahinwandern auf der mit Bäumen besetzten Straße, auf die links und rechts, je nach der Landschaft, entweder hohe Berge herniedersehen oder die anmutig reizende Ortschaft umgeben. Daneben läuft der Schienenstrang der Eisenbahn; pfeifend und leuchtend rast die Lokomotive vorüber. Aus den Fenstern der Waggonen winken flatternde Taschentücher dem Wanderer einen freundlichen Gruß zu. Und weiter setzt der Tourist seinen Marsch fort. Da geht es durch kleine, liebliche Dörferchen mit weißgetünchten Häusern und blumigen Gärten. Mitten im Orte lagern Enten, Gänse und Hühner. Schnatternd und gackernd fliehen sie beim Anblick des Fremden. Nur die Hunde begrüßen ihn teils mit freudigem, teils mit wütendem Gebell.

Da winkt der Dorftrug. Zu einem raschen Trank und einer kurzen Rast kehrt der Wanderer ein, dann geht es durch das Tor hinaus wieder auf die Landstraße. Endlos scheint sie sich beim ersten Anblick hinzuziehen. Wie Kerzen stehen die schlanken Pappeln an beiden Seiten.

Rüstig schreitet der Fußgänger aus. Ein Kilometerstein nach dem anderen schwindet hinter seinen Schritten, da macht die Straße eine Wiegung. Ein reizender Anblick bietet sich dem Touristen. In der Talmulde liegen, in tiefes Grün gebettet, links und rechts der Straße eine Reihe von Ortschaften. Noch ragen die schlanken Kirchtürme über den Häusern empor. Am Horizonte schließt hügeliges Gelände und dichter Wald das schöne Bild ab. Goldig lagert die Sonne über demselben, die Metallkreuze der Kirchtürme blinken in ihrem Lichte. Da zeigen sich in der Ferne leichte weiße Wölkchen. Am Schienenstrang braust der Schnellzug einher. Er fährt über die Eisenbrücke des Flusses. Die donnernde Musik klingt durch die Stille. Rasch eilt der Zug vorüber. Aus der Ferne tönt ein langer schriller Pfiff der Lokomotive, dann verhallt das Rollen der Wagen langsam und die herrschende Ruhe legt sich wieder auf die Landstraße. Ueber den Bäumen huschen die Vögel dahin. In den Aehren der Felder schlägt die Wachtel und die Drossel singt leise ihre Lieder. Auf den Wiesen grasen die Tiere, Rinder, Schafe und Pferde. Am Mittag klingen die Kirchenglocken der nahen Dörfer hell und melodisch hinaus auf die Landstraße.

Still bleibt der Wanderer stehen und läßt sein Auge trunken über die Landschaft schweifen. Lau und balsamisch zieht die Luft von den Tannen- und Nichtenwäldern herüber. Sie erfrischt die müden Glieder und die Lungen atmen sie mit voller Kraft ein.

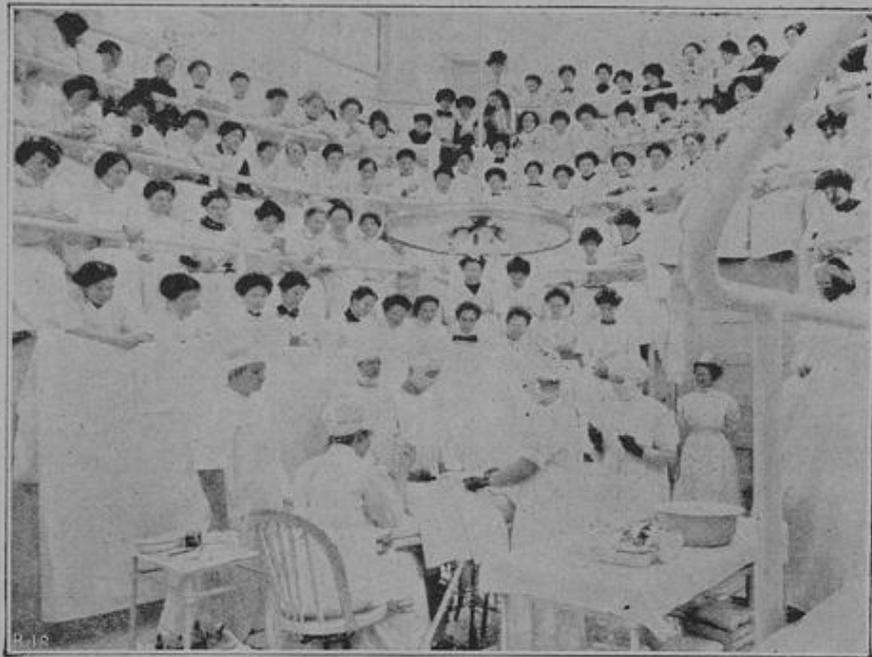
Der Hunger stellt sich ein. Nun geht es nach dem nächsten Orte. Dort im Gasthause winken Trank und Speise. Der Wirt bringt einen kühlen Trunk und die freundliche Wirtin

deckt den Tisch mit gutem Fleisch. Der lange Marsch hat Appetit gemacht und tüchtig greift der Wanderer zu. In dem schattigen Garten läßt sich gut ruhen. Hohe, starke Rußbäume verbreiten einen aromatischen Duft ringsum. Eine Stunde hält der Wanderer Riesta, dann packt er seinen Touristenfut und geht wieder die Landstraße entlang. Das Bild gegen den Vormittag hat sich verändert. In den Feldern und Weinbergen arbeiten fleißige Hände, sie haben am Vormittag dabei geschafft und nun sehen sie nach dem Rechten auf Wald und Wiese, dort lagern die Tiere. Auch sie halten Ruhepause. Langsam sinkt die Sonne im Westen die Bäume an der Landstraße werfen große Schatten voraus. Die drückende Hitze hat nachgelassen. In den Dörfern öffnen sich die geschlossenen gewesenen Fenster, die Mühlen klappern laut und in der Dorfschmiede hämmern die Gesellen lustig drauf los. Mit einem hellen „Grüß Gott“ grüßen sie den Wanderer, der flott durch die Ortschaft

schreitet dem noch gilt es, vor Einbruch des Abends zehn Kilometer zurückzulegen, ehe er an das Nachtquartier denken kann. Schärfer schreitet er aus.

Es sinkt die Sonne langsam. Das Abendläuten klingt in die Lüfte und von den Feldern kehren Bauer und Bäuerinnen heim. Im Westen leuchtet das Abendrot auf und langsam beginnen sich die Schatten der Nacht über das Gelände zu legen. Müdig ist der Wanderer an geschritten: nun grüßt ihn in der kleinen Stadt die „Fremdenherberge“. Nach wenigen Minuten hat er mit dem Herbergvater abgeschlossen, dann solat noch ein kleiner Imbiß und bald streckt der Tourist die müden Glieder auf dem Bette. Der erquickende und stärkende Schlaf kommt über ihn und umgaulert seine Sinne mit den schönen Bildern der Landstraße. Abwechslend und reich sind sie, denn von Minute zu Minute ändern sie sich und bringen immer neues für Auge und Seele. Das ist die Poesie der Landstraße.

Die neue Frauen-Universität in Philadelphia. Die erste Universität, die ausschließlich von Frauen geleitet und besucht wird, ist kürzlich in Philadelphia eröffnet worden. Die Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt. Andere amerikanische Städte haben schon beschlossen, dem Beispiel Philadelphias zu folgen.



Zur Unterhaltung.

Humor.

— Eine Unglückliche schrieb in ihr Tagebuch: Gestern den 10. November ist mein Mann schon wieder erst heute, den ersten, morgens 5 Uhr nach Hause gekommen.

— Zu einem Advokaten kam ein Schneider und beschwerte sich darüber, es sei nicht möglich, von einem seiner Kunden sein Guthaben zu bekommen. „Ueberreichen Sie demselben Ihre Rechnung?“ fragte der Advokat. „Ja, gerade vorhin wieder.“ — „Was sagte er?“ — „Ich soll mich zum Teufel scheren.“ — „Was machten Sie dann?“ — Ich kam zu Ihnen.“

— Bei einem Festessen nahm sich ein ziemlich fremder Herr vor, einen Toast auf die deutschen Frauen auszubringen, wie denn dies jetzt wieder so der Brauch ist. Er erhob sich also und begann mit den Worten Schillers: Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Kosen ins irdische Leben. Da stieg einer der Gäste seinen Nachbar mit dem Ellenbogen und sprach: „Du, der muß noch ledig sein.“

Seltene Wiedergenesung. Der Maler David Beck aus Delft (geb. 1621, gest. 1656) war einer der besten Schüler van Dyck. Als er einst anscheinend gestorben war, wurde er von seinen Dienern beweint; sie trösteten sich indessen an seinem Lager mit dem Genuß starken Weines. Plötzlich rief ein halb betrunkenener Diener: „Unser guter Herr liebt auch des Bacchus edles Raß; ihm geziemt ein Glas auf die große Reise!“ Mit diesen Worten hob er den Stopf des vermeintlichen Toten empor und schüttete ihm den Wein hinunter. Wer beschreibt aber den Schrecken der Trinker, als sich Beck infolge des Genußes des kräftigen Weines erhob, die Augen aufschlug, sich setzte und zu reden begann. Er genas vollständig und blieb dem Diener für den Genesungsstrank stets dankbar. E. K.

Kostspieliges Reisen. Als Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen, sich rüstete, der Kaiserwahl im Jahre 1658 in Frankfurt a. M. beizuwohnen, überreichten ihm die „getreuen Stände“ ein Memorial, in welchem sie baten, „er möge seinen getreuen Untertanen seine tröstliche Gegenwart

nicht entziehen, dieweil leider am Tage (sei), was vor (für) besorgliche Konjunkturen sich außerhalb des Reichs ereignen.“ Im Grunde genommen war es aber weniger die Kriegsgesfahr, als der Kostenaufwand, der diese „untertänigste Bitte“ veranlaßte. Die Befürchtungen zeigten sich hinterher denn auch gerechtfertigt. Nach einer Oberlammereirechnung machte der Kurfürst allerlei Geschenke für 17371 Taler, nach dem damaligen Werte des Geldes umgerechnet, vier goldene Ketten, etwa 177 Kronen schwer. Er verehrte: der Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen eine goldene Schleife mit Diamanten für 136 Taler, der Prinzessin Dorothea Augusta von Holstein eine ebensolche für 100 Taler, der Gemahlin des Landgrafen Ludwig VI. einen goldenen Schwan mit Diamanten für 300 Taler, der Tochter des Herzogs August von Weisenfels einen Käfer mit Diamanten für 70 Taler, bei der Taufe des Sohnes Wilhelms IV. in Kassel als Gevattergeschenk eine goldene, mit Diamanten besetzte Contraceptbüchse (eine Art Medaillon mit Bild) für 600 Taler und dazu Silbergerät mit gleichen Werte, der Herzogin von Gotha ein goldenes Uhrwerk für 120 Taler, der Kurfürstin von Trier ein solches für 100 Taler. Im übrigen wurden an den verschiedenen Orten, die der Kurfürst berührte, verschenkt: 14 Contraceptbüchsen mit kurfürstlichen Bildnissen im Werte von 1290 Talern; 4 goldene Ketten, zirka 177 Kronen schwer; 38 Ringe im Werte von 1200 Talern; 4 goldene Ket-

ten, zirka 177 Kronen schwer; 38 Ringe im Werte von 622 Talern; für zirka 8000 Taler silberne und vergoldete Geräte und 5433 Taler an barem Gelde. E. K.

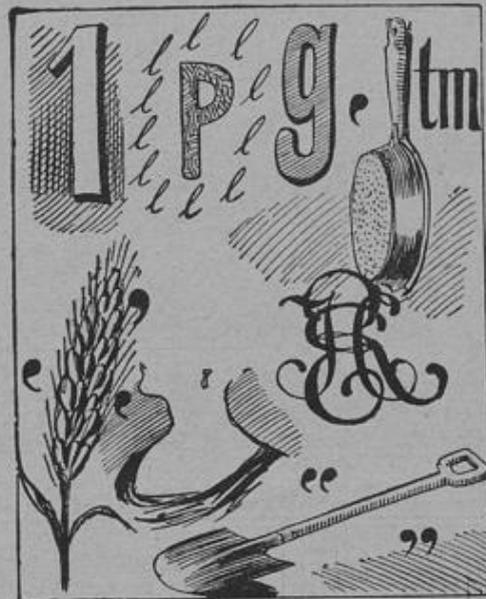
— Ein Hausbesitzer ließ in eine Zeitung einrücken: In meinem Hause ist der untere Stock zu vermieten; er hat sieben durcheinander laufende Zimmer und den ganzen Tag die Mittagssonne.

Ein Freund wollte einen jungen Arzt besuchen welcher sich damit brüstete, daß er viele Patienten habe, traf ihn aber nicht zu Hause. „Wann kann ich den Herrn wohl allein antreffen?“ fragte er den Bedienten. „Kommen Sie zur Besuchsstunde,“ entgegnete dieser, „dann ist er immer allein.“

— Prinzipal: „Sie sind drei Monate auf Reisen gewesen und haben die Spejen nicht verdient wie soll ich da bestehen?“ — Reisender: „Glauben Sie mir Herr Mühlmeier, an mir liegt die Schuld gewiß nicht, aber ich werde überall kurz abgewiesen.“ — Prinzipal: „Ach was da, Sie machen es nicht recht. Ich werde es Ihnen jetzt einmal vormachen. Geben Sie Achtung. — Habe ich die Ehre, Herrn Schwärmer zu treffen?“ — Reisender: „Der bin ich.“ — Prinzipal: „Sehr angenehm. — Ich reise für das Haus Mühlmeier u. Co., in ...“ — Reisender: „So! Sie reisen für die Gallunten? Den Augenblick machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Rätsel-Ecke.

Bilderrätsel.



1. Rätsel.

Das erste ist bei der Jugend beliebt,
Weil sie die letzten drauß rühret und übt;
Als schmachhaft Gerich das Ganze man liebt.

2. Rätsel.

Sie mögen deinem Kleid zur Zierde dienen,
Doch deine Stirne halte frei von ihnen.

Auswählrätsel.

Aus jedem der Wörter:
Behauptung — Faltenrock — Soliman —
Trengeleibde — Fesselballon — Bettdecke —
Weinzimmer — Bielliebchen
sind 3 nebeneinanderstehende Buchstaben auszuwählen, die
hintereinander gelesen einen Sinnspruch ergeben.

Rätselfrage.

Die erste Silbe ist eine Frage, die zweite eine Antwort;
beide bezeichnen einen berühmten deutschen General des
Feldzuges 1870/71. Wie heißt er?

Begierbild.



Wo ist der erwartete Herr?
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

- | | |
|-------------------|------------------|
| 1. Da2—a4 Ke5—d6 | 1. L4—g3 |
| 2. b6—b7 Kd6—c7 | 2. Da4—d7 Ke5—f4 |
| 3. b7—b8 D≠ | 3. Dd7—f5≠ ∞ |
| 1. Ke5—d4 | 3. La7—b8≠ |
| 2. Da4—a3 ∞ | 1. L4—g5 |
| 3. Da3—c5≠ | 2. Da4—d7 Ke5—f4 |
| Sh4—f3≠ | 3. La7—b8≠ |
| 1. L4—h3 | |
| 2. Da4×c4 ∞ | |
| 3. Dc4—c7≠ | |
| La7—b8≠ | |

Scherzfrage: Der Omnibus-Kondukteur.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
 Düsseldorf m. b. H.



Nr. 23.

Sonntag, 4. Juni.

Jahrgang 1911.

Miß Unverzagt.

Erzählung aus unseren Kolonien von Walter Kabel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

In derselben Nacht schritt Oberleutnant von Otting auf dem mit einem kugelsicheren Mauertranz umgebenen flachen Dache der in einem geschlossenen Viereck bastionsartig aus grauen Backsteinen aufgeführten Gebäude von Wohambahe unruhig auf und ab.

Er hatte soeben die Wachen revidiert und den Leuten dabei nochmals größte Aufmerksamkeit eingeschärft. Die schwere Verantwortung, die jetzt auf ihm als dem Kommandanten der von so unerbittlichen Feinden belagerten Feste lastete, hätte ihn sicherlich nicht so sehr gedrückt, wenn er überzeugt gewesen wäre, die Station längere Zeit halten zu können. Aber er wußte ja nur zu gut, daß der vorhandene Proviant und die wenigen Stücke Schlachtvieh, die in einer Ecke des quadratischen Hofes untergebracht waren, für die vielen, hier zusammengepferchten Menschen nicht lange ausreichen konnten. Wo sollte er besonders das Futter für die Rinder und die zahlreichen Pferde herbekommen, wo all das notwendige Wasser, da der artesische Brunnen schon jetzt hin und wieder vollständig versagte und die

Wasserlöcher in der nahen Schlucht, die sonst als Viehtränke gedient hatten, sich im Besitze der Feinde befanden?

Dabei war ja auf Hilfe von außen vorläufig überhaupt nicht zu rechnen! Hatte er doch vor wenigen Stunden von der nächsten, nach Süden zu gelegenen Heliographenstation die Nachricht erhalten, daß sich der ganze Norden in Aufruhr befände.

Mit furchtbarer Deutlichkeit malte er sich schon das Schicksal der in Wohambahe eingeschlossenen Soldaten und Farmerfamilien aus. Nur zu bald würden infolge des Wasser- und Futtermangels die Tiere hinstirben, würde der Typhus mit all seinen Schrecken in diese engen Räume seinen Einzug halten und die kleine Schar der Verteidiger mit unheimlicher Stetigkeit verringern, bis die Station dann eines Tages nichts mehr war als ein verfeuchtes Krankenhaus, als ein großes Grab, in das der blutgierige Schwarze widerstandslos eindringen konnte, um auch die letzten hinzumorden, die Typhus und Ruhr noch verschont hatten.

Gewiß — einen Augenblick hatte er wohl daran gedacht, sich nach Süden hin durchzuschlagen. Doch nur zu bald mußte er einsehen, daß selbst dieser verzweifelte Plan so gut wie gar keine Aussichten auf eine glückliche Durchführung bot. Zu endlos war der Weg nach dem nächsten größeren Orte, zu gering seine Truppenmacht, um sich wochenlang mit der Waffe in der Hand die Möglichkeit des



Die Folge der Hungersnot.

Durch die andauernde Hungersnot ist die Entkräftigung der Inder so groß, daß zum Fortschaffen einer leichten Straßenwalze 12 Mann erforderlich sind.

Vorwärtsdringens zu ertämpfen. Es blieb eben nichts, nichts anderes übrig, als hier auszuharren!

Und dann noch zu alledem die peinigende Ungewißheit über das Schicksal Alice Wellerslows und Tom Browns, deren mißglückten Durchbruchversuch am gestrigen Spätnachmittag die ganze Besatzung von Wobambabe, aufmerksam gemacht durch das plötzliche Gewehrfeuer drüben bei den Hereros, mitbeobachtet hatte, ohne den beiden irgendwelche erfolgreiche Hilfe bringen zu können.

Denn der Ausfall, den Leutnant Röder mit einer kleinen Abteilung sofort in jener Richtung unternommen hatte, war von den Herero blutig vereitelt worden. Fünf Mann hatten das Wagnis mit dem Leben bezahlt, und der junge Offizier selbst lag jetzt mit einer schweren Schulterwunde in starkem Fiebersieber unten in der Lazarettstube.

Otting umschritt noch immer, von diesen traurigen Gedanken gepeinigt, langsam das Viereck der breiten Bastionsdächer.

Im Osten fing der Tag an zu grauen. Das flimmernde Licht der Sterne verblaßte, und die tiefstehende Mondscheibe wurde zusehends durchsichtiger und verschwommener. Die schwarz-weiß-rot-farbne, die bisher träge an dem flaggenmäßig herabhäng, bauschte sich plötzlich in der beginnenden Morgenbrise in welligen Falten. Bald wehte sie glatt und an dem Laue zerrend in dem schnell auffrischenden Winde.

Mit einem Male lief eine Meldung, von Mann zu Mann weitergegeben, die auf dem Dache verteilten Posten entlang: „Starker Feuerchein im Norden!“

Verwundert nahm Otting seinen Feldstecher zur Hand und richtete ihn dorthin, wo jetzt immer deutlicher rötliche Glut den Horizont färbte. Kein Zweifel, das große Dornenfeld brannte in seiner ganzen Ausdehnung.

Durch das Glas vermochte er das Umsichgreifen des vom Winde angefachten Feuers genau zu beobachten. Mit klugechnelle hüschten die Flammen über die trockenen Spitzen der Dornenbüsche hin, und schon wenige Minuten nach dem ersten Alarmruf wogte da nordwärts ein endloses, wie eine Welle unaufhaltsam vorstürmendes Glutmeer. Auch die Herero, deren Wachen in Deckung hinter Hügel und Gesträuchgruppen rings um die Station lagen, schienen jetzt die Gefahr, die ihrem inmitten jenes Dornenfeldes befindlichen Lager drohte, bemerkt zu haben.

Man hörte deutlich ihr Rufen und Schreien, sah auch in der immer lichter werdenden Morgendämmerung schnell vorüberhuschende Gestalten, die sämtlich dem bedrohten Lagerplatze zustrebten.

Otting hatte die Situation sofort richtig erfaßt. Schnell war die gesamte Besatzung alarmiert, und als gerade die Hauptmasse der Hererokrieger mit dem schleunigen Fortschaffen der Weiber und Kinder und des ängstlich brüllenden Viehes beschäftigt war, begann in dieses von roter Glut überstrahlte Chaos von Mensch und Tier das rasende Schnellfeuer der deutschen Soldaten einzuschlagen, die in einer Stärke von vierzig Mann unter ihrem Kommandanten in langer Schützenlinie gegen das brennende Dornenfeld vorgezogen waren, während man die Station selbst nur unter dem Schutze des kleinen Festes der Besatzung und der Farmer und ihrer Leute zurückgelassen hatte, indem man darauf rechnete, die Schwarzen würden sich in ihrer Verwirrung zu einem wirkungsvollen Sturm auf die Feste kaum aufrufen können.

Um nicht etwa im Rücken angegriffen zu werden, hatte Oberleutnant von Otting außerdem das einzige ihm zur Verfügung stehende Maschinengewehr dicht hinter seiner Stellung auf einer kleinen Anhöhe postiert, von wo aus es seine Angelsaat je nach Bedarf nach jeder Richtung zu schicken vermochte. Vorläufig waren allerdings die gleichmäßig schnell einander folgenden Schüsse dieser so äußerst wirksamen modernen Waffe auf dasselbe Ziel gerichtet, welches auch die Schützentruppler unter ein verherendes Feuer nahmen — auf den Lagerplatz der Herero mit seinem dichten Gewimmel von Mensch und Tier, in dem kaum ein Geschöpf fehlgehen konnte.

Die Lage war auf diese Weise für den an Zahl um das zehnfache überlegenen Feind fast mit einem Schlage eine geradezu verzweifelte geworden.

Auf einen Raum von vielleicht 1000 Quadratmetern waren in der Richtung des lohenden Dornenfeldes die meisten Krieger, dazu unzählige Weiber und Kinder und Scharen von Kindern und Schafen eng zusammengedrängt. Und vor dem einzigen, kaum hundert Meter breiten Ausgang aus dieser feurigen, taghell erleuchteten Falle, in der die

verderbliche Hitze von Minute zu Minute stieg, standen die Deutschen in gut gedeckter Stellung, wie ein eiserner, nicht zu beiseitigender Miegel.

Gewiß — auch hier bewies der Feind eine anerkennenswerte Entschlossenheit und Todesverachtung. In dichten Haufen stürmten die Herero des öfteren vor, um die Schützentruppler zu überrennen und sich aus der verderblichen Umzingelung zu befreien. Aber jeder dieser mit wütendem Geschrei unternommenen Angriffe zerfiel an dem wirkungsvollen, ruhigen Feuer des deutschen Gegners.

Immer wieder mußten die Schwarzen unter größten Verlusten in die Backofenglut der Dichtung zurück. Dagegen machten die noch auf ihren Posten in der Umzingelungslinie verbliebenen Herero, deren Zahl immerhin, wie sich später herausstellte, gegen hundert betragen hatte, auch nicht einen einzigen Versuch, ihren bedrängten Kameraden durch einen energischen Vorstoß gegen den Rücken der deutschen Aufstellung Luft zu schaffen.

Inzwischen war es völlig Tag geworden.

Seit Minuten war schon bei den Herero kein Schuß mehr gefallen. Auch Oberleutnant von Otting hatte das Feuer einstellen lassen, um nicht unnötig Munition zu verschwenden. Er wußte ja, daß es für den von den Flammen umher dichter eingeschlossenen Feind nur ein Mittel gab, aus dieser Hölle zu entkommen: Bedingungslose Unterwerfung.

Und wirklich erschienen jetzt auch in dem Eingange der Dichtung drei unbewaffnete Herero, von denen der eine ein an eine lange Stange gebundenes weißes Stück Zeug hin- und herschwenkte.

Otting ließ die drei ungehindert sich nähern. Es war der Führer der Herero-Abteilung mit zweien seiner Unterführer.

Nach kurzer Verhandlung, die der Oberleutnant absichtlich in möglichst schroffem, unverdöullichem Tone führte, ergab sich der Feind.

Einzelne sollten die erwachsenen Männer ohne Waffen in Abständen von zehn Schritt den von den Schützentrupplern gebildeten Halbkreis betreten. Ebenso mußten sich die noch um die Station verstreuten Schwarzen jeder weiteren



Die Kaiserin im deutschen Waisenhaus in London. Gelegentlich der Anwesenheit des Kaiserpaares in London stattete die Kaiserin auch dem deutschen Waisenhaus in Dalfston einen Besuch ab und zeigte lebhaftes Interesse für die Einrichtungen der Wohltätigkeits-Anstalt.

Feindseligkeit enthalten, widrigenfalls der Oberleutnant ohne Schonung den Kampf wieder aufzunehmen drohte.

Alles Weitere, insbesondere eine Bestrafung derjenigen Schwarzen, die die Bewohner der eingescherten Farm Markwartshöhe niedergemetzelt und die Leichen aufs bestialischste verstümmelt hatten, behielt sich Otting vor.

Schnell waren die nötigen Befehle und Verhaltensmaßregeln gegeben, die völlig genügten, um den Herero jede Lust zu einem hinterlistigen Streich zu benehmen.

Endlich konnte Otting da die Pflicht nicht mehr all seine Gedanken in Anspruch nahm, aufatmen. Zu den einander überstürzenden Ereignissen der letzten Stunden hatte er Alice Wellerstow völlig vergessen. Erst jetzt wurde er an sie erinnert, als plötzlich Tom Brown vor ihm stand und sich vorschriftsmäßig zurückmelbete.

Mit atemloser Spannung folgte der Oberleutnant dem kurzen Bericht des Freiwilligen, und hocherfreut schüttelte er ihm dann immer wieder und wieder die Hand.

„Also Ihnen und Miß Wellerstow haben wir diese unerwartete Hilfe zu danken! Ich habe mir auch schon vergewißert den Kopf zerbrochen wer das Dornensfeld nur angezündet haben könnte. Aufrichtig — an Sie hätte ich nie gedacht. Ich nahm an, daß es von umherstreifenden Herero aus Unvorsichtigkeit angestekt worden sei. Diese Vermutung lag ja auch am nächsten. Jedenfalls war's eine glänzende Idee von Ihnen, Brown! Sie wissen ja gar nicht, aus welcher verzweifelten Lage Sie uns dadurch befreit haben. Nochmals — ich danke Ihnen, Unteroffizier Brown!“

Er betonte das „Unteroffizier“ besonders stark. Aber in des Amerikaners unbeweglichem Gesicht zeigte sich über diese Beförderung auch nicht die geringste Spur von Freude. Mit frostiger Kälte sagte er nur:

„Ich hätte noch eine Bitte, Herr Oberleutnant.“

Befremdet schaute Otting ihn daraufhin an.

„Sprechen Sie,“ meinte er kurz.

„Vielleicht könnte mir eine andere Vergünstigung gewährt werden: Meine sofortige Entlassung aus den Diensten der Schutztruppe! Bestimmte Verhältnisse zwingen mich,“ fügte er hinzu, „sofort in meine Heimat zurückzukehren.“



Zum Besuch des Kronprinzenpaares in Petersburg.
Der Empfang auf dem Bahnhof.

Das deutsche Kronprinzenpaar stattete dem russischen Hofe kürzlich in Petersburg einen Besuch ab. Es wurde von der Bevölkerung aufs herzlichste begrüßt.

Was Brown dann zur Begründung seiner Bitte vorbrachte, war nichts anderes, als die traurige Geschichte seiner Liebe zu Alice Wellerstow, wobei er jedoch des glücklichen Nebenbuhlers in keiner Weise erwähnte.

„Sie können sich wohl denken, Herr von Otting,“ jagte der Amerikaner jetzt in selbstbewußtem Tone, „daß einzig und allein die Ehrenpflicht, Miß Wellerstow allen ihrem Kusse irgendwie nachteiligen Gerüchten gegenüber vollkommen zu rehabilitieren mich zu diesem Geständnis veranlaßt hat ebenso auch, daß ein ferneres Verbleiben hier an diesem Orte, wo ich jeden Tag mit ihr zusammentreffen müßte, in uns beiden nur peinliche Erinnerungen wecken würde. Ich hoffe, Sie werden mich nunmehr vollständig verstehen und mein Gesuch genehmigen. Ich möchte möglichst noch heute aufbrechen.“

Wer wollte es Fritz von Otting verargen, daß er der Amerikaner unter diesen Umständen mit größter Bereitwilligkeit von seinen Verpflichtungen sofort entband und ihm außerdem noch versprach, für einen zuverlässigen Eingeborenen-Führer zu sorgen, der Tom Brown dann bis hinauf nach Charlestown, der nächsten größeren Niederlassung des Kongostaates, bringen sollte.

Als der Oberleutnant wenige Minuten später den Hof der Station betrat, sah er schon von weitem eine feine, zierliche Mädchengestalt in einem dunkelgrünen Jagdostium, die soeben einen abgetriebenen Schimmel aus einem Eimer tränkte. Und dann stand er vor ihr und streckte ihr unbefümmert um all die neugierigen Augen, die diese Szene betrachteten, beide Hände entgegen.

„Miß Unverzagt“ sagte er leise mit glücklichen Augen, „kleine liebe Miß Unverzagt, jetzt endlich kenne ich das Geheimnis jenes Stelldicheins, das Sie mit so ängstlicher Scheu vor mir zu verbergen suchten. Alles, alles begreife ich nun! Wie falsch habe ich Sie nur beurteilt! Und wie mögen Sie gelitten haben unter diesen Heimlichkeiten, gerade Sie mit Ihrer natürlichen Offenheit und Ihrem aufrichtigen Herzen, dem jede Verstellung so fremd ist. Verzeihen Sie mir, Alice! Aber Eifersucht macht blind und ungerecht. Und — wenn Sie später einmal mein liebes, kleines Frauchen werden wollen, so verspreche ich hoch und heilig: Ich werde nie, nie mehr nach dem äußeren Schein urteilen und verurteilen!“

Da bligte schon wieder in Miß Unverzagts Augen der alte, goldige Schelm auf:

„Wenn Sie mir das schriftlich geben, dann — dann — Wir Amerikanerinnen sind nämlich vorsichtig, besonders wenn sich's um eine so ernste Sache wie eine — Heirat handelt.“

Noch ein langes, schweres Jahr sollte vergehen, ehe Fritz von Otting daran denken konnte seine reizende Miß Unverzagt heimzuführen. Noch einmal wurde Wobambabe von den Herero, wenn auch nur für kurze Zeit, belagert. Dann war der Krieg hier im Norden beendet; das Hererovolk wurde in die endlosen, wasserarmen Einöden gedrängt, aus denen es kein Entrinnen gab.

Alice Wellerstow aber ist eine echte, deutsche Soldatenfrau geworden, die die ihr verliehene Ordensauszeichnung mit berechtigtem Stolz an allen patriotischen Festtagen trägt. Und auch in dem Regiment ihres Gatten der sich längst nach Deutschland hat zurückversetzen lassen, nennt man die allgemein beliebte Frau Alice von Otting nur „Miß Unverzagt“.

Pfingsten.

Nächt'ges Brausen, sanftes Wehen!
Sei gepriesen, heil'ger Geist,
Der die Jünger unterweist,
Daß sie Jesu Wort verstehen:

„Wer Mich liebt, der hält Mein Wort.
Und Mein Wort, das ist vom Vater,
Der den Geist, der Wahrheit hort,
Schickt, den Tröster und Berater.

Dieser wird euch alles lehren,
Was Ich euch gesagt hienieden.
Seht, Ich geb' euch Meinen Frieden,
Den die Welt nicht kann gewähren.“

Nächt'ges Brausen, sanftes Wehen!
Sei gepriesen, heil'ger Geist,
Der die Jünger unterweist,
Daß sie Jesu Wort verstehen!

Mutterliebe.

Von Josephine Schradin-Fuhrmans.

(Nachdruck verboten.)

Müde, — grambedrückt, lehnt Frau Urbach, eine etwa sechzigjährige Greisin, in ihren Kissen. Schlichte Haarwellen umrahmen ihre eingefallenen Züge und matt und apathisch gleitet ihr Auge in der Kammer umher. Teilnahmslos irrt der Blick, nirgendwo einen Ruhepunkt findend.

Da huscht ein Sonnenstrahl ins Zimmer, spielt vergoldend auf einem kleinen Bildlein, das an der Wand hängt. Da leuchtet's auf in den matten, schon halb geschlossen gewesenen Augensternen, ein wehes, mattes Lächeln irrt um den wellen, faltigen Mund, zitternde Mutterhände langen das Bildlein — eine halb verblaßte Photographie ihres verschollenen Sohnes — herab! — Lange — heiß und innig ruhen ihre Blicke darauf, sie preßt's an ihre Lippen —, eine brennend heiße Zähre fällt darauf hernieder! — Sachte entgleitet das Bildnis den müden Händen, — sie entschlummert. —

Da öffnet sich leise die Tür. Geräuschlos tritt eine einfach, aber höchst sauber gekleidete Frauengestalt herein, gefolgt vom Arzte, den sie in ihrer Angst um das geliebte Leben ihrer Schwiegermutter hergeholt hat.

Machtlos steht dieser nun schon seit Monaten diesem Zustande der völligen Apathie, des langsamen Verfalles gegenüber. — Eine größere Zerstreuung, ein absolutes Herausheben aus der gewohnten Sphäre, — ein tief eingreifendes Ereignis wäre hier das Beste, — das einzig richtige, diese stumpfe Lethargie zu verscheuchen; und die baldige Genesung der Leidenden herbeizuführen.

Der Arzt, als Menschenkenner, blickt tiefer! — Er kennt die geheime Leidensquelle der schwergeprüften Dulderin; — das Mutterherz, es blutet, — — blutet tief und unaufhörlich in geheimem Leide. —

„Und gerade heute war's besonders schlimm, Herr Doktor! Mutter hat soviel geweint und immerfort gebetet!“ klagt aufschluchzend die Tochter.

„Ich glaub's, Frau Annemarie, waren es doch heute genau fünf Jahre, daß „er“ von dannen ging, — von dannen ging auf Nimmerwiedersehen! Arme Frau, — schade, — Jammerohade auch um den Jungen!“ —

„War so'n strammer Bursche und alleweil freundlich!“
„Und gut und fleißig war er auch, Herr Doktor! Das weiß keiner besser als Mutter und ich! Alles, was er verdiente, den ganzen Lohn, brachte er heim, und nun dies Elend, dieser Jammer! — Es ist kaum zu fassen!“ —

Tränen rinnen über die jungen Wangen und lautes, fassungloses Aufschluchzen schüttelt ihren Körper.

„Ja, — und gerade darum, weil der Junge stets so fleißig und solide war, gerade darum dürft Ihr beide nicht ver-

zagen, er wird schon wiederkommen und sich „drüben“ durchringen! Er wird Sieger bleiben in dem schweren, sehr schweren Kampf ums Dasein, und dann — — dann Frau Annemarie, — ja, glauben Sie's mir, Sie werden's sehen, dann wird er Ihnen Kunde geben, er wird — er „muß“ wiederkommen! Sie werden's sehen, und drum nur Mut, — Mut und Gottvertrauen! Lassen Sie das schwache Alter, — Ihre arme, schwergeprüfte Mutter, sich aufrichten an Ihrer jungen, ungebrochenen Kraft, an Ihrem unerschütterlichen Glauben an den, — dem Sie einst vor Gottes Altar ewige Treue und treues Ausgarren in jeder Lebenslage, — mit heiligem Treueschwur versprochen haben! Darum Mut! Mut und Gottvertrauen!“

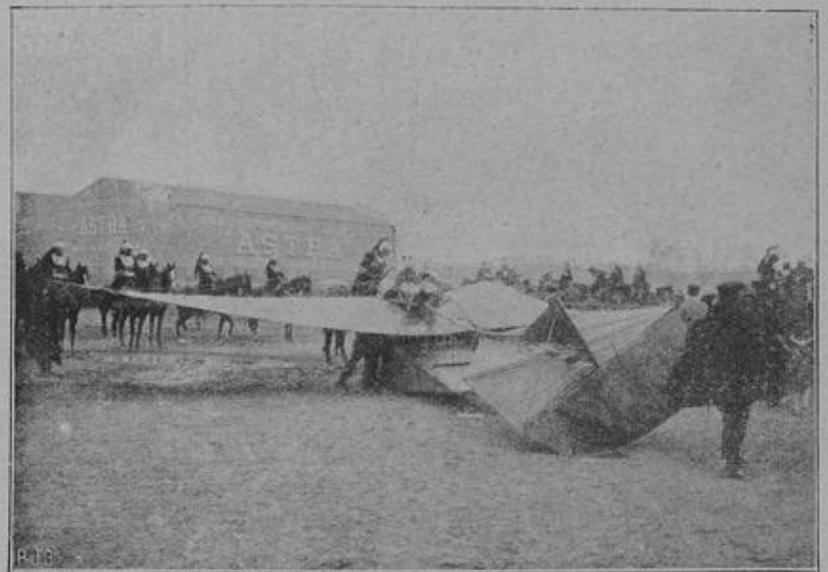
„Ach, wenn's mir selbst doch nicht manches Mal so fürchtbar schwer und traurig zu Mutte wäre!“



Der verunglückte französische Kriegsminister Bertheaux.

Das furchtbare Aeroplan-Unglück von Issy.

Beim Start zum Fernflug Paris-Madrid versagte nach dem Aufsteig der Motor des Aviatikers Train. Hierdurch kippte der Eindecker und stürzte in eine Gruppe, in der sich die französischen Minister befanden. Der Kriegsminister Bertheaux wurde getötet, während der Minister-Präsident Monis schwer verletzt wurde.



Der Aeroplan Train nach der Katastrophe.

„Ja, freilich! Ich kann's ja begreifen; aber sehen Sie, Mut und Kurtrichten tut hier mehr und größere Wunder, als alle Arzneien und ärztliche Kunst vermag.“ — ein Zäuswartküü gleitet in ihre Hand, — „für stärkende Sachen!“ Der Arzt geht.

Tiefe Abendschatten senken sich nieder auf Wald und Flur. Leise verhallt der Abendgesang der heimkehrenden Feldarbeiter. Angeklingeltes erklingt, fromm nimmt der Heimkehrende seine Mühe vom Haupt und tief gläubig spricht Frau Annemari den Abendsegen! Neues Hoffen zieht in ihr junges, hartes Herz!

Da poft's laut an der Hofstür.
Dröhnend fällt der altmodische Türklopfer auf die Eisenplatte!



„Jeden Abend, Frau Annemarie! Da bring ich noch wat, dat kriegt Er niet alle Dag! Jong, dat sall noch jesalle — Wat sall de arm Modder sich freuen!“

Strahlend — in edlem Mitgefühl hält er ihr, der Erstaunten, eine rosa Karte vor die weit aufgerissenen Augen! Zehn blaue Goldfische rollen auf den Tisch!

Hu, wie das glänzt und plötzlich aufleuchtet und gleißt beim Lampenlicht!

Welch endlose Freude durchzieht da ihr Herz, wie sonnig heiter sich plötzlich die eben noch düstere Stube aus, wo Freude, endloser Bonnerausch, ein selig wirkendes Vorgefühl wie von kommendem Glück und baldiger Wiedervereinigung sie durchflutet, und alles verklärend den engen Raum durchzieht! — „Von ihm,“ — von ihm, — von ihrem Manne ist's! Sie braucht nicht erst zu fragen, sie fühlt's! Endlich, endlich! — die langersehnte Kunde. Ihr Nam! — der Mutter „Sohn“ schickt's! Ein Jubelruf steigt auf aus tiefster Brust, ein wahrer Freudentaumel ergreift sie beim Anblick des vielen Geldes. Welch herrliche Stärkung — Welch köstlichen Wein kann sie nun der armen Mutter kaufen!

„O Herr, ich danke dir!“ klingt's tief aus dem Herzen. Da treffen sich ihre Gedanken, ihre Gefühle! Tief, — lange tauchen ihre Augen ineinander. Heiß umschlingt Frau Annemarie ihre Schwiegermutter und bettet das müde Haupt der Greisin liebevoll bergend an ihre Brust, — an ihr stark klopfendes Herz!

Vierzehn Tage später ist's! —

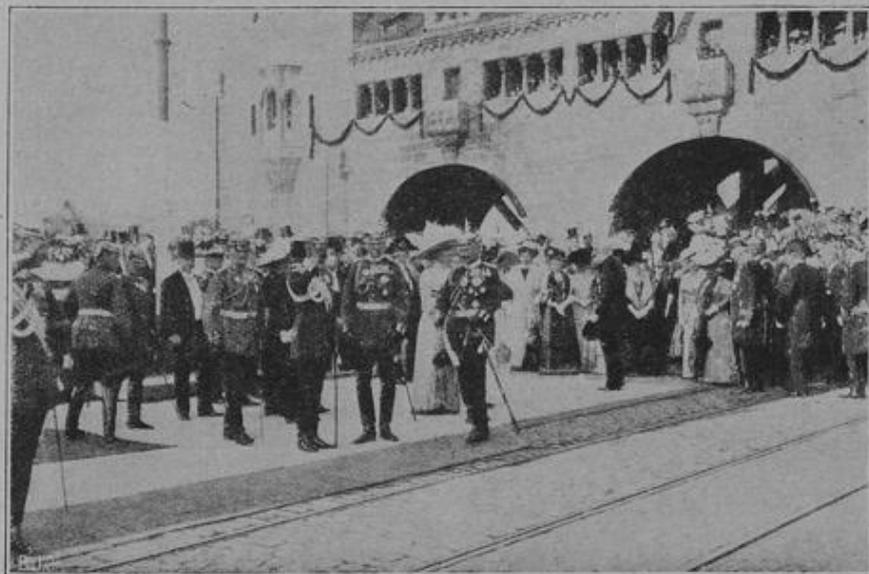
Ein herrlich strahlender Morgen, voll Sonnenschein und Blütenpracht, ein Morgen voll Vogelgezwitscher und lodender Daseinsfreude! Da litt's die Frauen nicht länger im dumpfen Kämmerlein!

Köstlich dufteten lila Stryngen, klopfen mit holdem Blumenfinger an's Fenster und erfüllten mit süß-würzigem Wohlgeruch den kleinen Platz vor dem Hause.

Da ließ sich glücklich lächelnd die Mutter behaglich nieder in den weich mit Kissen belegten Sessel, den Frau Annemaries liebende Hand sorgend für sie hinausgetragen hatte, zum ersten Mal sich badend im Sonnenschein, draußen in Gottes freier Natur! — Leichte Winde umschmeichelten ihre Stirn, liebevoll losend strich ihre weiche Hand über die lose herabfallenden Nägelchen und neubelebt und gestärkt, — gestärkt und gestählt durch den leuchtenden Hoffungsstrahl, der in ihr Mutterherz tröstend, erhellend gefallen, sah sie der werdenden Pracht entgegen!

Einschläfernd wirkte die laue Frühlingsluft, der Duft und das leise Summen der Bienen und Käfer; leise sank ihr Haupt zur Seite, ihre Hände lose im Schoß gefaltet, umschlossen den Rosenkranz, — sie entschlummert.

Da naht ein Wanderer! Leise, auf den Fußspitzen herantretend, um den Schlummer der Alten nicht zu stören, bleibt er eine Weile am grob gezimmerten Tische stehen — lehnt sich an den Stamm der alten Linde! — Lange, —



Vom Kaiserbesuch in Köln.

Zur Einweihung der in jahrelanger Arbeit ausgebauten Eisenbahn- und Fußgängerbrücke über den Rhein an Stelle der alten Eisenbahnbrücke am Kölner Hauptbahnhof, sowie zur Enthüllung des darauf errichteten Kaiser Friedrich-Denkmal's war das Kaiserpaar erschienen. Es wurde aufs höchste gefeiert. Unsere Bilder zeigen das Kaiserpaar auf der Brückentrampe, und das enthüllte Denkmal.

innig ruhen seine Blicke auf den lieben, ihm mit Klammernschrift tief und unvergesslich in sein Gedächtnis eingepägten, teuren Zügen!

Er sieht die schneeweißen Haare, — die früher tiefschwarzen Haare, — die Nummer um ihn, — um seinen einzigen Fehltritt in seinem Leben, vorzeitig gebiecht haben! — Er sieht die welken, runzligen Hände, die ihn treu behütet und gepflegt, — die ihn sorgend umhegt haben all die langen Jahre hindurch und die nun in steter, banger Sorge um ihn — den Einzigen, — im tiefsten Herzensleid den Rosenkranz umklammern! Da erfährt den starken, wettergebräunten Gesellen ein tiefes Weh, — eine heiße Reue, — eine glühend brennende Liebe, — ein unwiderstehliches Verlangen, diese rührend welken Hände zu umschließen in heißem, innigstem Dankgefühl, sie an seine zudenden Lippen zu pressen. —

Bittere, salzige Tränen rinnen über seine bärtigen, braunen Wangen! — Da bricht er eine besonders prächtige, voll erblühte Dolbe vom Syringenbaume und legt sie der Mutter in den Schoß, — auf die treuen, fleißigen Hände! —

Er kniet nieder, hingerissen, überwältigt von seltsam-wühmiger Wiedersehensfreude, und birgt das Haupt in Mutter's Schoß! Da erwacht die Mutter, — und Freude und Glück, umgeben von Sonnenschein, zaubern nun auch ihren langentbehrten „Herzensfrübling“ herbei und neubelebt betätigt sie ihre wiedergefundene Kraft im Sorgen um den Heimgekehrten, — ihr neu geschenkten! —

Frau Annemarie aber, vom Jubelrufe der Mutter herbeigeloct, hängt freudestrahlend vor Liebesglück am Halse ihres Mannes. Abends aber unter der Linde sitzen drei frohe Menschen noch lange und oft zusammen und lauschen dem unterhaltenden und sehr interessanten Geplauder des weltgereiften Mannes, der „Arbeit, treue Liebe und Gottvertrauen“ als seine sichersten Lebensstützen preist, die ihn auch „drüben“ in dem ihn hart umbrauenden Kampfe treu bewahrt haben vor sittlicher Entgleisung und Untergang.



Professor Dr. C. Daenell.

Der bisherige Austausch-Professor in Amerika und bekannte vieler Historiker kehrt auf dem Dampfer „Aronprinzessin Cecilie“ des Norddeutschen Lloyd in die Heimat zurück.

Aus Liebe.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

An einem Märzorgen wurde er mit dem Merkmal einer siebenjährigen Gefängnisstrafe entlassen — ein Merkmal, das er nun durch das ganze Leben tragen mußte. Er begab sich sofort auf den Weg nach seiner Heimat, nach jener Stadt, die Zeuge war von seiner unerdienten Schande. Seine Eltern hatten den Ort nicht verlassen, der ihnen so verhaßt geworden war. Das hätte ja so gedeutet werden können, als ob sie sich nun schämten; aber das taten sie durchaus nicht, und sie wollten auch nicht, daß man das annähme. Ob man in der Stadt wohl noch daran glaubt, daß der erste Buchhalter des großen Bankhauses Wechsel-fälschungen begangen hatte und mit einer großen Summe entflohen war? Er dachte an diese fatale Reise ins Ausland. Wie hatte er Monat für Monat gespart, um seine Sehnsucht erfüllen und sich in der Welt ein wenig umsehen zu können. Aber dann wurde er plötzlich leidend, er mußte seine Stellung aufgeben und die Reise sofort antreten, auf die er sich so lange gestreut hatte. Oh, wenn er doch zu Hause geblieben wäre und seinen Posten nicht verlassen hätte. Er wurde verdächtigt und zurückberufen; die indirekten Beweise sprachen außerordentlich stark gegen ihn, und mit unerhörter Strenge wurde er zu siebenjähriger Haft verurteilt.

Mit Ausnahme seiner Eltern glaubte niemand an seine Unschuld. Selbst das Mädchen, das er liebte, und das er eines Tages als seine Frau heimzuführen hoffte, zweifelte an ihm. Seine Eltern hielten es für das Beste, ihm dies gleich in der ersten Zeit seiner Schmach mitzuteilen. Er war der Verzweiflung nahe, als nun auch dieser bitterste Tropfen in den Becher seines Glends fiel.

Nun war er frei — aber sein guter Name war verloren! Oh Gott, welche schreckliche Ungerechtigkeit lag darin! Das liebevolle Entgegenkommen zu Hause ließ ihn eine Zeitlang vergessen, daß er ein Ausgestoßener war. Nachdem er sich einige Wochen in der wohlthuenden Atmosphäre aufgehalten hatte, erhielt er von seinem Vater die Mittel, die damals so jäh unterbrochene Reise wieder aufzunehmen. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz lernte er im Hotel einen Herrn kennen, der ihm sehr sympathisch war. Es fastete auch auf ihm etwas Düsteres, das er lebhaft bemüht war, von sich abzuschütteln. Eines Morgens trafen sie vor dem Hotel zusammen und wechselten ihre Karten aus. Als die Auaen des Fremden auf den Namen „Henri Berlin“ fielen, veränderte sich sein Gesicht ganz plötzlich. Er wurde todbleich und zog sich bebend zurück als wäre er von einem unerwarteten Schlaag getroffen worden.

„Sie scheinen meinen Namen zu kennen.“ sagte Henri kalt. „Ich hatte unrecht, mich Ihnen zu nähern, Ich bitte um Entschuldigung.“

„Weshalb — weshalb ändern Sie ihn nicht?“ stotterte der andere.

„Meinen Namen?“ Dessen schäme ich mich nicht. Ich warte nur darauf, daß die Nemesis den Menschen erreicht, der mich zum Verbrecher gemacht hat, ohne daß ich ein Verbrechen begangen habe.“ Mit diesen Worten wandte er dem Fremden den Rücken und ging.

An demselben Abend wurde der Fremde als Sterbender ins Hotel gebracht. Er war auf einem Ausflug verunglückt. Herzliche Hilfe konnte nichts mehr ausrichten, aber der Kranke bat dringend darum, daß man ihm Schreibmaterial bringe und ihn allein lasse bis er finale. Man ordnete die Kissen um ihn, so daß er im Bett aufrecht sitzen konnte, reichte ihm das Gewünschte und zog sich zurück. Nach einer halben Stunde klinkelte er und bat sofort den Notar holen zu lassen. Als dieser endlich ankam wurde er mit seinem Klienten allein gelassen dessen Kräfte ravid abnahmen. Mit den starren Blicken eines Sterbenden sagte er, auf die beschriebenen Briefbogen deutend:

„Dies ist ein Bekenntnis, das ich vor Ihnen als Notar unterzeichnen und beviden möchte.“

Das war bald geschehen und als der Notar dem Sterbenden die Schreibmappe lacht entziehen wollte, bat dieser: „Sie haben wohl die Güte, dem Wirt zu saagen, daß er Herrn Berlin zu mir schide. Danke sehr. Adieu.“

Henri Berlin trat ein und setzte sich leise an das Bett. „Es tut mir leid, daß Sie verunglückt sind,“ sagte er freundlich. „Was kann ich für Sie tun?“

„Nichts.“

„Und dennoch ließen Sie mich rufen?“

„Um Ihnen dies zu übergeben.“

Mit Herzklopfen und bebenden Lippen fragte Henri, was das bedeutete. Die schwache Stimme des Sterbenden klang ihm wie ein Trompetenstoß, als er fast mit dem letzten Atemzug flüsterte:

„Der Nemesis Werk!“

Nachdem Henri von dem Inhalt des Schriftstückes Kenntnis genommen hatte, reiste er sofort ab. Jedoch ging er nicht zuerst zu seinen Eltern sondern er suchte das Mädchen auf, das noch immer den ersten Platz in seinem Herzen einnahm.

Er eilte nach der Wohnung der Familie Winter, und auf sein Klingeln öffnete Ellen selbst. Als sie den Gast erblickte stieß sie einen leisen Schrei aus und blieb zitternd und bleich vor ihm stehen. Keine Begrüßung fand zwischen ihnen statt.

„Ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen, Ellen,“ sagte er, „und muß dich allein sprechen.“

Mechanisch führte sie ihn in ein kleines Nebenzimmer und bat ihn, Platz zu nehmen, während sie sich ihm gegenüber setzte und ihn schweigend betrachtete.

„Ellen,“ begann er, „meine Liebe hat deine grausamen Zweifel überlebt, sie hat gelebt, um dir den Beweis meiner Unschuld darzulegen.“ Damit zog er das Manuskript aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

„Oh Henri! Wie freue ich mich, wie freue ich mich! Welch eine traurige Vergangenheit! Kannst du mir verzeihen?“ Sie neigte sich über den Tisch und legte die Hand bittend auf seinen Arm, während ihre Augen sich mit Tränen füllten.

„Dir verzeihen! Ja. Die Liebe verzeiht alles.“ Sie errötete und zog die Hand hastig zurück.

„Wer hat es getan?“ fragte sie plötzlich.

„Mein Vertreter namens Franz Renner.“

Sie sprang jäh empor und klammerte sich mit den Händen an den Tischrand. Ihr totenbleiches Gesicht beunruhigte ihn.

„Das ist nicht wahr!“ rief sie aus. „Das ist unmöglich!“ Er wies auf das Papier vor ihnen.

„Hier liegt sein Bekenntnis,“ sagte er langsam, „das vor einem Notar unterzeichnet und beeidigt ist. Lies es!“

Sie griff nach dem Dokument und verschlang den Inhalt. Nachdem sie es gelesen hatte, entfiel es ihren Händen.

„O, Gott, erbarme dich meiner!“ wimmerte sie.

„Was bedeutet das, Ellen?“ stotterte er.

Sie erhob das spukhaft bleiche Gesicht, und wahnwitzige Verzweiflung flimmerte in ihren Augen.

„Ich bin — seine Frau!“ sagte sie.

Die schwarze Wolke umhüllte ihn noch einmal wie eine Mauer. Er betrachtete Ellen einige Minuten mit leeren Blicken.

„Für das Geld, das er gestohlen hatte,“ setzte sie mit rauher, unnatürlicher Stimme fort, „kaufte er hier ein Geschäft und verheiratete sich dann mit mir! Sein Unternehmen war ihm nicht geglückt. Wir hatten es schwer, uns durchzuschlagen, deswegen wohnen wir auch bei meinen Eltern. — O, Henri!“ setzte sie in verändertem Tone fort, „Gott verzeih mir, ich kann die Sache nicht so auffassen, wie ich müßte! Franz war ein liebevoller Gatte, und wir haben drei kleine Kinder, ganz kleine Burschen, Henri! Drei, zwei und ein Jahr alt!“

Henri erwachte allmählich aus seiner Betäubung. Trotz aller Teilnahme für sie und trotz der niederschmetternden Tatsache, daß sie auf immer für ihn verloren war, rief es in ihm: „Denke an dich! Du bist erst 29 Jahre alt, ein rechtschaffener, brauchbarer Mensch, das einzige Kind liebevoller Eltern, die niemals in ihrem Vertrauen schwankten. Denke an dein zerstörtes Leben! Denke an dich! Es ist nicht mehr als recht, daß die Schuldige, nicht der Unschuldige leide!“

Diese Gedanken brannten in seinem Hirn und nagten an seinem Herzen, daß er die Qual kaum mehr zu ertragen vermochte. Aber er biß die Zähne aufeinander und kämpfte schweigend.

Da fragte sie leuchtend: „Hat irgend jemand dies hier gesehen?“

„Nein,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, während Todesfälle ihn überrieselte. „Ich habe im Gefängnis geschworen, daß du die Erste sein solltest, der ich den Beweis meiner Unschuld bringe.“

Es trat eine Pause ein.

„Schone uns, Henri! Schone mich und meine Kinder!“ flehte sie herzbrechend.

Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und vergrub das Gesicht in seine Hände. Ein Gefühl lähmender Ohnmacht überfiel ihn. Und als er den Kopf endlich erhob, war sein Gesicht aschfahl geworden. Die Augen starteten verzweifelt ins Leere und sein Mund war verzerrt. Aber sie fühlte instintiv, daß sie gesiegt hatte, und sie bewunderte und liebte ihn in seiner mutigen Verzweiflung.

„Ja,“ flüsterte er, „ich werde dich schonen!“

Ein Strom von Dankfugungen entfloß ihren Lippen, die er jedoch nicht zu hören schien. Schließlich berührte sie seinen Arm und hielt ihm das Schriftstück entgegen.

„Was soll hiermit geschehen?“ fragte sie.

Mit verwirrtem Blick sah er lange auf das kostbare Papier, ohne ein Wort zu sagen. Und als sie ihre Frage bebend wiederholte, antwortete er mit heiserer Stimme: „Ich werde es vernichten.“ Nun war der Kampf vorbei. Er erhob sich, reichte ihr die Hand und sagte ihr Lebewohl. Plötzlich sprang sie auf und entriß ihm das Papier.

„Was!“ rief er aus, und in demselben Moment war seine Apathie verschwunden. „Du zweifelst immer noch an mir? Du traust mir nicht?“

Eine schöne Röte überflog ihr Antlitz, ein mildes Licht — halb stolz, halb tränenvoll — glänzte in ihren Augen. Sie drückte das Dokument fest ans Herz.

„Nein,“ flüsterte sie, während sie seine Hand küßte, „ich kann dir nicht trauen.“ Und damit trennten sie sich.

Zu Hause fand er nur seine Mutter vor, der Vater war verreist. Er erklärte ihr, daß er plötzlich den Entschluß gefaßt habe, wieder heimzukehren.

„Die Abwechslung hat mir gut getan,“ meinte er. „Nun bleibe ich wieder bei dir, Mutter.“

Am nächsten Morgen kam an Frau Berlin ein Brief folgenden Inhalts:

„Liebe Frau Berlin!
Ihr Sohn hat mir heute den Beweis seiner Unschuld vorgelegt — ein amtliches Bekenntnis des wirklichen Diebes. Der Dieb — war mein Mann! Und in meiner ersten Aufregung und Verwirrung hat ich Ihren Sohn, der so grausam verraten wurde, uns zu schonen. Er versprach, den Beweis zu vernichten, der ihm seinen guten Namen wiedergeben sollte. Aber während er, bis ins Innerste gebrochen, mit dem Dokument vor mir stand, das meine wahnwitzigen Worte unbrauchbar machen sollte, wurde es klar in mir, und ich erkannte die Sündhaftigkeit meines Verlangens. Die Wahrheit, wie grausam sie auch scheinen mag, ist stets das Beste. Den Verbrecher geheim zu halten und den Unschuldigen offensichtlich leiden zu lassen, das könnte meinen armen Kindern niemals Segen bringen, ebensowenig mir selbst und meinem verstorbenen Manne, der sich so schwer an Ihrem Sohne vergangen hat. Ich riß das Dokument an mich, denn Ihr Sohn ist zu edel, um es noch aufzubewahren. Sogleich beriet ich mit meinem Anwalt und übergab das Dokument dem betreffenden Gericht. Der Name Ihres Sohnes ist nun rein, und mein Gewissen ist frei von der Sünde. Möge Gott sich meiner und meiner Kinder erbarmen! Sagen Sie Ihrem Sohn daß ich ihn trotz meiner tiefsten Verzweiflung unter allen Menschen am höchsten schätze und bewundere, und daß unter den vielen Glückwünschen, die ihm nun zugehen werden, keiner mehr von Herzen kommen wird als der von Ihrer tief unglücklichen Ellen.“

Brillanten
blendend schönen Teint, weiße, samtweiche Haut, ein zart
reines Gesicht und rosiges jugendliches Aussehen erhält man
bei täglichen Gebrauch der allein echten
Steckenpferd-Linienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à St 50 Pfg. Überl. 20 Pfg.



Zur Unterhaltung.



— Ein Fürstengünstling. „Er hat sich vom Schweiß und Blute seiner Untertanen gemästet!“ — konnte man von dem Günstling des sächsischen Kurfürsten Augusts II. und Augusts III., Premierminister Grafen Heinrich von Brühl, sagen. Während die Untertanen, der Last der Steuern fast erliegend, dem Urheber des allgemeinen Elends fluchten, häufte Brühl Schätze auf Schätze auf und hielt „prächtige Mahlzeiten“, von denen jede mindestens aus dreißig Schüsseln bestand, und kleidete sich „in Purpur und köstlicher Seide“, denn seine Garderobe fand kaum in großen Schränken, welche in vier riesigen Sälen aufgestellt waren, die notwendige Aufbewahrung, hatte er doch allein 800 zum Teil goldbrokatene Schlafkröde, eine unzählbare Menge von Nachtmühen aus Seide und Atlas und zu jedem Anzuge einen besonderen Hut und Galabegen, sowie Uhren und Schnupftabakdosen. Seine Landgüter, besonders seinen Palast in Dresden, hatte er mit den prächtigsten Statuen, den herrlichsten Gemälden und dem kostbarsten Möblement angefüllt und hier sogar die Türschlösser mit Gold eintegen lassen. Ein Heer von Bedienten lauschte auf jeden Wink ihres Gebieters: mußten doch bei seinen Gastmählern, die

oft aus 80 bis 100 Gängen bestanden, an 200 goldbetrehte Lakaien aufwarten. Er besoldete mehr als 40 Kammerdiener, von denen vier ausschließlich die Aufsicht über seine Garderobe führten. Er starb am 28. Oktober 1763, und das unglückliche Sachsen, welches er durch seine finanzielle Mißwirtschaft und grenzenlose Verschwendungssucht fast zu Grunde gerichtet hatte, atmete auf, als es sich frei von dieser Landplage fühlte.

— **Seltene Grabchrift.** Vor vielen Jahren war ein zu Loschwitz bei Dresden wohnhafter Fleischermeister von einem Ochsen so heftig gestoßen worden, daß er den Tag darauf verstarb. Seine Familie besorgte ihm einen Leichenstein und ließ folgende Grabchrift darauf setzen, welche noch zu Anfang unseres Jahrhunderts zu lesen war:
 Durch eines Ochsen Stoß
 Kam ich in's Himmels Schoß.
 Ruß! ich auch hier erlassen
 Und Reis und Rind verlassen,
 So kam ich doch zur Ruh,
 Durch dich, du Rindvieh, du!

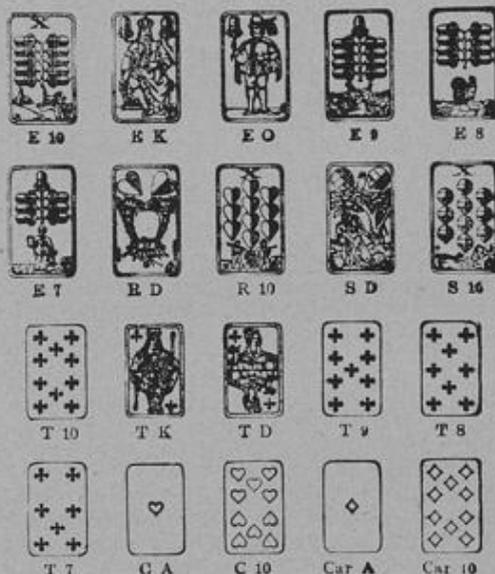


Rätsel-Ecke.



Stataufgabe.

Mittelhand spielt auf folgende Karten:



Sichelhandspiel: die Gegner werden mit 30 Augen Schneider, im Stak liegt kein Auge. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Homonym.

Es tagen drin und treten auf,
 Viel Hedner um die Wette;
 Legt alte Sachen drin zu Haus,
 Und geht darin zu Bette.

Poesie-Rätsel.

Die nachstehenden Silben ergeben in richtiger Reihenfolge ein Sonett von Hofmann von Fallersleben:
 der, dir, die, daß, dir, die, engelreine, gehöret, Herz, ich,
 ich, keine, Kindlichkeit, nur, nie, Schönheit, verleiht, von,
 von, was, Welt, will, was, will, Zeit, zerstöret.

Begierbild.



Wo ist die Freundin?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Bilderrätsel: Ein Lump gibt mehr als er hat.

1. Rätsel: Eisbein.

2. Rätsel: Falten.

Auswählrätsel: Behauptung, Faltenrock, Soliman, Trengelübde, Fesselballon, Bettdecke, Weinzimmer, Vielliebchen. — Behalt im Auge fest dein Ziel.

Rätselfrage: Werder.

Begierbild: Bild nach links drehen der erwartete Herr steht dann zwischen den Baumwipfeln.

Redaktion: Erwin Ehyssen. Düsseldorf;

Truck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
 Düsseldorf m. b. S.



Nr. 24.

Sonntag, 11. Juni.

Jahrgang 1911.

Der hellgraue Anzug.

Humoreske von G. Stahl.
(Nachdruck verboten.)

„Also, Meister Stange, Sie werden mir den Anzug heute nicht abliefern?“

„Ich bedaure sehr, Herr Blecher, ich kann es nicht, es geht gegen mein Prinzip.“

„Aber Sie haben ihn mir doch für heute versprochen!“

„Und Sie versprochen mir, heute die Frühjahrsrechnung zu zahlen. Haben Sie Ihr Wort gehalten? — Nein, also —“

„Also müssen Sie Gleiches mit Gleichem vergelten! Das ist nicht schön, Meister Stange; hm, das ist sogar unchristlich.“

„O! Herr Blecher belieben zu wigeln! unchristlich! Ich versichere Sie, ich bin ein guter Christ, doch nun ist mir die Geduld gerissen. Sie haben mich seit vier Monaten mit der Zahlung vertröstet, und heute, da ich mein Geld bestimmt haben soll, haben Sie wieder nur leere Ausreden. Wie gesagt, ich gebe Ihnen den hechtgrauen Anzug, wie Sie wissen, einen ganz pompösen Anzug, einen tadelloß, wahrhaft elegant sitzenden Anzug . . .“

„Ich weiß, teurer Stange! Welcher Anzug, der aus Ihren Händen hervorgegangen ist, wäre nicht ein Meisterwerk.“

„Ich danke; — also diesen Anzug bekommen Sie nur, wenn Sie mich jetzt bezahlen!“

„Das kann ich leider nicht! Doch behalten Sie meinen wegen den Anzug. Sie müssen wissen, teurer Meister, daß ich mich in scheußlicher Verlegenheit befinde. Ich muß heute abend einen Besuch machen und bedarf dringend eines guten Anzuges dazu. In einigen Tagen bin ich in der Lage, Sie zu bezahlen.“

„Diese Redewendung ist mir doch schon bekannt, Herr Blecher. Auf den hechtgrauen Anzug, der 95 Mark kostet, müssen Sie verzichten; indessen, da Sie doch sehr in Verlegenheit zu sein scheinen, so will ich Ihnen einen anderen, auch sehr hübschen Anzug senden, er ist bedeutend billiger, und für den hechtgrauen Anzug habe ich noch einen andern Liebhaber.“

„Ach! Das ist mir lieb, Meister Stange! Ich sehe, Sie haben doch noch ein Herz. Verkaufen Sie den hechtgrauen Anzug nicht, in einigen Tagen zahle ich meine Rechnung, und dann nehme ich ihn.“

„Vielleicht! Also den andern Anzug will ich Ihnen sofort herjenden, aber halten Sie Wort, Herr Blecher.“

„Ich will mir Mühe geben. Guten Morgen, Meister.“

„Guten Morgen, Herr Blecher.“

Mit diesen Worten ging der Schneidermeister Stange, ein listig dreinblickendes, gebeugtes, ziemlich betagtes Männchen, zur Tür seines Stübchens hinaus. Stange



Die Beerdigung des
Kriegsministers Ber-
teaux.

Unter Beteiligung des Präsidenten Fallières, des ausländischen diplomatischen Corps, sowie der Spitzen der französischen Behörden fand am Samstag, den 27. Mai, die feierliche Beisetzung des bei der Aeroplane-Katastrophe in Issy ums Leben gekommenen Kriegsministers Bertheaux statt.

diosus Emanuel Blecher machte in der Tat seinem Namen wenig Ehre. Sonst ein ganz netter Mensch, hatte er doch die unangenehme Angewohnheit, im Punkte des Zahlens respektive des „Blechens“ eine erstaunliche Hartnäckigkeit an den Tag zu legen. Trotzdem er über einen ganz anständigen Monatswechsel verfügte, verstand er nicht die Kunst, mit seinem Gelde hauszuhalten, und so kam es denn zwischen seinen Gläubigern und ihm zu Szenen, wie wir sie eben erlebt haben. — Blecher lief nach diesem kleinen Wortgespräch in schlechter Laune im Zimmer umher. Er murmelte einmal über das andere die Worte: „Bagage“, „Philister“, „Arawattensfabrikant“ usw.

Indessen war Meister Stange in seinem Laden angelangt. Sinnend blickte er auf den Vorrat seiner fertigen Garderobe. Er durfte den Studenten als einen alten Kunden keinesfalls ganz im Stiche lassen, und nun suchte er einen billigen, sehr billigen Anzug für ihn aus.

Plötzlich bligte das Auge des alten Schneiders listig auf. Ein böshafes Lächeln überflog seine Gesichtszüge, und mit Mühe schälte er aus einem großen Haufen Garderobe einen sehr elegant aussehenden braunen Herrenanzug heraus. „Dieser wird ihm passen,“ flüsternte Meister Stange und beauftragte seinen Lehrlingen, am Nachmittag den Anzug zum Studiosus Emanuel Blecher, Ballengasse 43, zu bringen. Eine halbe Stunde, bevor sich der Student

lale, und gegen 3 Uhr nachts gelangte Blecher in sehr angeheiteter Stimmung in seiner Wohnung an. Mit einiger Mühe machte er Licht und warf dann einen Blick in den großen Wandspiegel. Ha, was war das! Hatte er ein Gespenst gesehen? Blecher wandte sich schwankehend im Zimmer um, als ob er noch jemanden suche, denn das Bild im Spiegel konnte doch ganz unmöglich sein eigenes sein. Wie sah er aus! Was war mit ihm vorgegangen? Er stützte sich auf den Spiegeltisch und starrte in das Glas. Er griff sich an die Nase, schnitt einige Grimassen, um sich zu vergewissern, daß er es auch sei. Welch seltsame Aenderung war mit ihm vorgegangen. Seine Arme waren einige Handbreit länger geworden. Seine Brust mindestens zwanzig Zentimeter breiter. Der sonst so bequeme Rock, den er noch am Abend gut zuknöpfen konnte, sah ihm wie das Jackett eines vierzehnjährigen Knaben. Aus den Ärmeln schlotterten seine langen Arme unbeimlich heraus, und nun gar das Beinleid! Lag es ihm am Abend noch in üppiger Eleganz auf den Füßen, so war es jetzt bis fast zu den Knien in die Höhe gezogen, so daß der gute Blecher, was die Beine anlangt, einem Salontrotter sehr ähnlich sah.

Mit einem Ausruf tiefster Enttäuschung und heftigen Erstaunens warf sich der Student auf einen Stuhl und fing an, sich zu entkleiden. Das war aber nicht so leicht. Besonders machte ihm die Hofe bedenkliche Schwierigkeiten,



Ein originelles Wettrennen auf einem Hapagdampfer.

Einen netten Spaß hatten die Passagiere des Dampfers „Moltke“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer Fahrt nach Westindien. Ein Sportsfreund veranstaltete nämlich ein Schildkröten-Wettrennen auf Deck. Die Reiter waren zwei Knaben. Der jüngere Knabe blieb infolge seines leichteren Gewichtes Sieger.

in Gesellschaft begeben wollte, traf der Lehrling mit dem braunen Erbsenanzug bei ihm ein. Blecher war über die Eleganz und die hochmoderne Farbe des Anzuges hoch erfreut, und als er ihn angelegt hatte, fand er, daß er ihm ausgezeichnet sah, wie angegossen.

In froher Laune machte er sich auf den Weg und hatte bald sein Ziel erreicht. Es berührte ihn sehr angenehm, daß verschiedene seiner Freunde ebenfalls seinen Anzug sehr hübsch fanden, und Blecher dachte sich, daß sein Schneider doch eigentlich ein ganz guter Kerl sei. Im stillen gelobte er sich mehrere Male, ihn nach Empfang des ersten Wechsels bestimmt zu bezahlen.

Die Gesellschaft, in welcher sich Blecher befand, wurde in vorgerückter Nachtstunde sehr animiert und fidel, und als man sich endlich trennte, dachte von den Studenten natürlich keiner daran, die Wohnung aufzusuchen. Zuerst wollte man noch ein Glas „Echtes“ bei Prinkel genehmigen, einem bekannten Kneipwirt, dann war auch noch ein Schlummerpunsch in der „Goldenen Dattel“ in Berücksichtigung zu ziehen.

Als die Herren die Behausung des Gastgebers verließen, regnete es draußen, oder richtiger gesagt, es goß. Diese herunterströmende Kühle konnte indessen dem erheiterten Gemüt eines echten Studenten nicht im geringsten Abbruch tun. So besuchte dann die fidele Gesellschaft mehrere Lo-

den; sie sah fest wie ein Tritot, und mit einem solchen Wissen nicht alle umzugehen. Kopfschütteln warf er seine Garderobe, die sich so erstaunlich verjüngt hatte, in alle Ecken des Zimmers und ging zu Bette. Er saun im Halbschlummer darüber nach, wie diese Sache zu erklären sei. Daß er urplötzlich so außerordentlich dick geworden und gewachsen sei, schien ihm unmöglich. Bald lag er in Morpheus' Armen und die merkwürdigsten Träume peinigten ihn. Bald sah er sich in dem hechtgrauen, bald in dem braunen Anzuge herumlaufen, bald als ein Niese an Dicke und Länge, bald als ein abgemagertes dünnes Männchen.

Die Erklärung dieser Zusammenschrumpfung des Anzuges war ebenso einfach wie traurig. Sie zeugte von der Verschlagenheit Meisters Stanges. Dieser hatte sich rächen wollen an dem säumigen Zahler und dem Studenten einen Anzug gegeben, der keinen Regen vertragen konnte, der sozusagen nicht „gerumpfen“ war. Daß nun gerade in der Nacht ein solcher Regen eintreten mußte, und daß die sämtlichen Herren keine Schirme hatten, war allerdings nicht die Schuld des Schneiders, doch mußte ihm dieses Ereignis ganz passend gekommen sein.

Am anderen Morgen wurde Blecher durch seine Freunde, die Studenten Stempel und Klampel, aus seinem Schlummer geweckt. Rücksichtslos drangen sie in sein Zimmer und rumorten herum.

„He! Blecher! Mensch! Frosch! Quabbe! Aufstehen! Wollen um zehn Uhr bei Brinckel sein! Klampel gibt Frühstück aus!“ rief Stempel.

„Wo hast du denn dein Zeug, mein Junge?“ frug Klampel.

„Mein Zeug liegt da irgendwo — weiß der Kuckuck, wo —“ antwortete Blecher lallend.

„Teufel, ist das deine Hose! — Und ist das deine Weste?“ Hohnlachend hielt Stempel die erwähnten Kleidungsstücke in die Höhe.

„Wie bist du denn da hinein gekommen, he? Das Zeug paßt dir doch nicht.“

„Frage mich lieber, wie ich herausgekommen bin! Deubel noch einmal, das war keine Kleinigkeit. Mir tut noch das Kreuz weh,“ stöhnte Blecher.

Die beiden Freunde lachten nun ein homerisches Gelächter ertönen. Sie konnten dem Angeführten nur schwer begreiflich machen, daß der Schneider ihn böse gelehmt habe, indem er ihm einen Anzug gegeben habe, der nicht getrunken sei.

Racheschraubend erhob sich Blecher, suchte in seiner Garderobe herum und fand schließlich einige alte Kleidungsstücke, die zwar schon ziemlich mitgenommen waren, aber doch gut saßen. Lachend und witzelnd gingen die drei zu Brinckel, allwo bereits weidlich gezecht wurde. Wie es bei Studenten öfters vorkommt, debütierte sich auch dieser Fröhlichopper

Nun färbte er sein Gesicht noch mit Ofenruß, warf einige Hände voll Nische auf Hofe und Zade und begab sich ins Hotel Metropole.

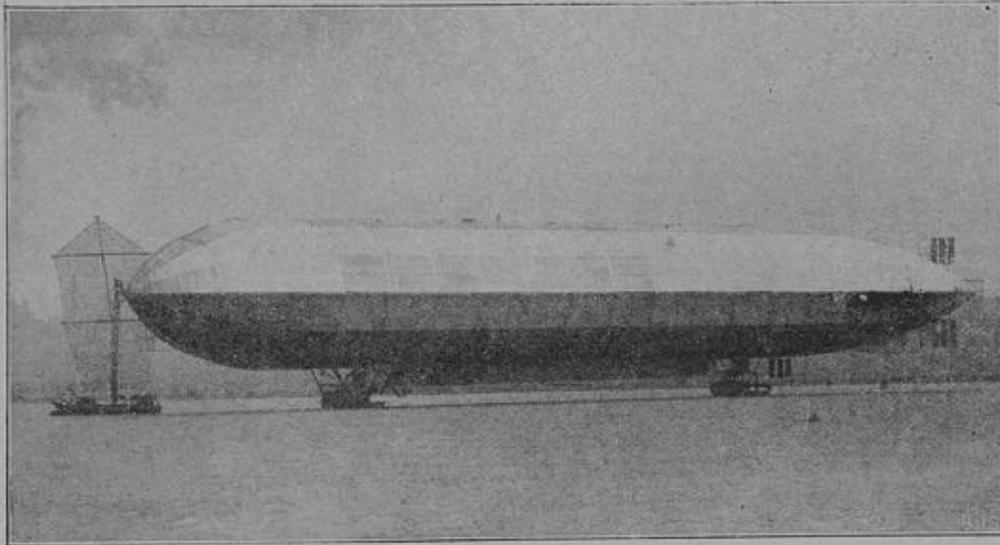
Die Natürlichkeit seiner Lumpigkeit war so groß, daß der Portier im ersten Augenblick ihm den Eintritt verweigern wollte. Als aber Blecher seine Karte abgab, komplimentierte er den Gast in die Säle hinein. Das Erscheinen Blechers im Saale machte gewaltiges Aufsehen. So lumpig und abgerissen hatte doch niemand zu kommen gewagt. Er erregte bei seinen Freunden, die ihm gegenüber noch nobel ausfahen, die größte Bewunderung, und man war einstimmig der Ansicht, daß Blechers Mäste die würdigste sei und den höchsten Gipfel genialer Lumpigkeit erklimmen habe. Er war der Held des Abends, und besonders die Damen waren entzückt von ihm und rissen sich um „Seine Lumpigkeit“!

Am nächsten Tage stand die Schneidersfrau Lucia Stange in ihrem Laden. Ihr Mann war zu einem Kunden gegangen und so hatte sie ihn zu vertreten. Sie war noch eine junge Frau, kaum dreißig Jahre alt. Meister Stange hatte sie, nachdem er lange Witwer gewesen war, geheiratet und damit seinen guten Wurf getan, denn Lucia hatte ihn völlig in ihrer Macht.

Sie war jung und eine ganz niedliche Frau, er ein alter, grämlicher Mann. Frau Lucia trommelte gelangweilt an die Ladenscheiben, als der Student Stempel eintrat.

Stapellauf
des neuen englischen
Luftkrenzlers.

Der neue englische
Luftkrenzler der Ma-
rine, von dessen Kon-
struktion nur sehr we-
nig an die Oeffent-
lichkeit gelangte, un-
ternahm kürzlich seine
erste Probefahrt. Das
Luftschiff sieht unseren
Zeppelin-Ballons sehr
ähnlich.



bis in die späte Nachmittagsstunde aus. Blechers Unglück hatte allseitig die größte Heiterkeit erregt und allgemein wurde der Wunsch laut, den „Zusammengeschrumpten“ in natura zu sehen. Am Abend dieses Tages gab die Künstlervereinigung „Drahtkommode“ ein humoristisches Fest, einen sogenannten Lumpenball. Man schlug vor, sich auch aus studentischen Kreisen daran zu beteiligen, da lebenswirdigerweise Einladungen ergangen waren. Blecher, dem Humor und eine frohe „Och“ über alles ging, sagte schließlich zu, und man trennte sich mit dem Versprechen, sich am Abend in den schäblichsten Anzügen auf dem Lumpenball im Hotel Metropole wieder zu treffen.

Blecher saß am Abend sinnend in seinem Zimmer und dachte nach, wie er wohl am glänzendsten und würdigsten die Lumpigkeit in ihrer realen Nacktheit veranschaulichen könne. Da kam ihm ein Gedanke! Er suchte den zusammengeschrumpten braunen Anzug hervor, zog ihn mit vieler Mühe an, trat vor den Spiegel und schien von seinem Aussehen sehr befriedigt. Dann ließ er sich von seiner Wirtin ein Paar lange, grau-grüne, vielfach gestopfte Strümpfe, einen wollenen Schal, einen runden, verblühten Filzhut und staffierte sich zum Tiroler, aber einem echten „Loder“ heraus. Ein Paar wirkliche Bergschuhe, die schon sehr defekt waren, und ein gewaltiger Bohnenstafel, der zum Angeln benutzt wurde, vervollständigten seine Toilette.

„Ah, guten Morgen, mein Herr! Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ fragte Frau Stange, in der Hoffnung, einen neuen Kunden zu erwerben.

„Um! Wissen Sie, ich suche nämlich zu meinem hellgrauen Jackett eine solche Hose —“

„So: da finden wir sicher etwas, mein Herr.“

„Ah! Da liegt ja ganz genau so ein Anzug, wie ich meine!“

Stempel ging auf den hechtgrauen Anzug los, den Blecher hätte haben sollen.

„Doch, wie schade; ich kann, wie gesagt, nur das Beinkleid brauchen.“

„Nun, es wird sich machen lassen,“ antwortete Lucia.

„Ja, wollen Sie es mir verkaufen, werter Frau? — Uebrigens — Sie, Sie haben sehr schöne Augen — so blau wie der Himmel,“ antwortete Stempel galant.

„O! mein Herr! ich bitte, Sie schmeicheln —“

„Durchaus nicht, schöne Frau! Ihre Augen sind von seltener Bläue.“

„Wirklich?“

„Wie ich Ihnen sage, doch um auf das Beinkleid zurückzukommen. Verkaufen Sie es mir, was soll es kosten?“

„Nun, mein Herr, ich will billig sein, es kostet für Sie achtzehn Mark.“

„Achtzehn Mark, das ist allerdings spottbillig. Hier, nehmen Sie drei Mark Anzahlung, ich gebe Ihnen den Rest

in acht Tagen. Hier, meine Karte, ich bin der Student Stempel."

"Danke, mein Herr, soll ich es Ihnen nicht zusenden?"
"Nein, nehme es gleich mit. Werde bei Ihnen alles machen lassen, wenn Sie Kredit geben."

"Bitte, mich zu beehren, mein Herr, Sie sollen zufrieden sein."

Frau Stange wickelte die Hofe ein, und Stempel entfernte sich mit liebenswürdigen Worten.

Vom Geschäft verstand diese Frau jedenfalls blutwenig, sonst hätte sie wohl mehr Vorsicht angewendet.

Nach einer Viertelstunde kam ein neuer Kunde in den Laden. Es war der Student Klampel.

"Guten Tag," sagte er.
"Guten Tag, mein Herr, Sie wünschen?"

"Der Herr ist wohl nicht anwesend?"
"Leider nicht, doch kann ich auch Geschäfte besorgen."

"So ja. Na, liebe Frau, ich möchte einen Anzug haben."
"Wie wünschen Sie einen solchen, mein Herr?"

"O, was haben Sie denn da liegen?" Klampel ging auf das hechtgraue Jackett nebst Weste zu: "Sieh, sieh, ein schönes Jackett und Weste. Es gefällt mir sehr."

"Das ist auch ein schönes Jackett, mein Herr."

"Ich sehe, ich sehe! Da fällt mir ein, daß ich einen ganzen Anzug gar nicht brauche. Weinleider habe ich noch genügend. Wollen Sie mir das Jackett verkaufen? — Was soll es kosten?"

"Nun, Sie sollen es billig haben, mein Herr — sagen wir Jackett und Weste dreißig Mark."

"Ah! Das ist billig in der Tat. Ja, ich will es kaufen, hier, werter Frau, ist ein Handgeld von drei Mark und meine Karte, in einigen Tagen bekommen Sie den Rest. Haben Sie jemanden, der mit mir geht und es trägt?"

"O gewiß, mein Herr, Theodor! Theodor!" rief die Schneidersfrau. Theodor, der Lehrling, erschien, wurde beauftragt, das Jackett zu dem Herrn zu tragen, und Klampel verließ mit gnädigem Kopfnicken den Laden.

Vor Blechers Wohnung angefanat, nahm er dem Lehrling das Paket ab, gab ihm eine Mark Trintgeld und eilte in die Wohnung seines Freundes. Hier wurde er mit Hurra empfangen. Blecher stolzierte bereits mit der hechtgrauen Hofe im Zimmer auf und ab, und Klampel beeilte sich, ihm das Jackett und Weste zu überreichen. Die drei Freunde belustigten sich höchlichst über den gelungenen Streich und die tolette Schneidersfrau.

Als Meister Stange seinen Laden wieder betrat, rief er seiner Frau sofort vergnügt entgegen: "Gott sei Dank, ich bin ihn los! Ich habe ihn verkauft."

"Was hast du verkauft?" fragte seine Gattin.
"Blechers hechtgrauen Anzug."

"Den hechtgrauen Anzug, der dort auf dem Stuhle lag?"
"Lag? lag? Wie so? Er muß noch daliegen."



Ein Denkmal für die untergegangene Mannschaft des Kanonenbootes Stereguschy.

Zum Andenken an den Untergang des russischen Kanonenbootes Stereguschy ist in St. Petersburg kürzlich ein Denkmal in Gegenwart des Zaren feierlich enthüllt worden. Der Monarch überreichte hierbei dem einzigen geretteten Matrosen der Mannschaft des Kanonenbootes das Georgskreuz. Das Denkmal zeigt die verzweifelte Mannschaft beim Verschnappen der Luken, um das Hereindringen des Wassers zu verhindern.



Ein frischer Trunk auf der Rast. Von der Gefechtsübung der Kaiserbrigade.

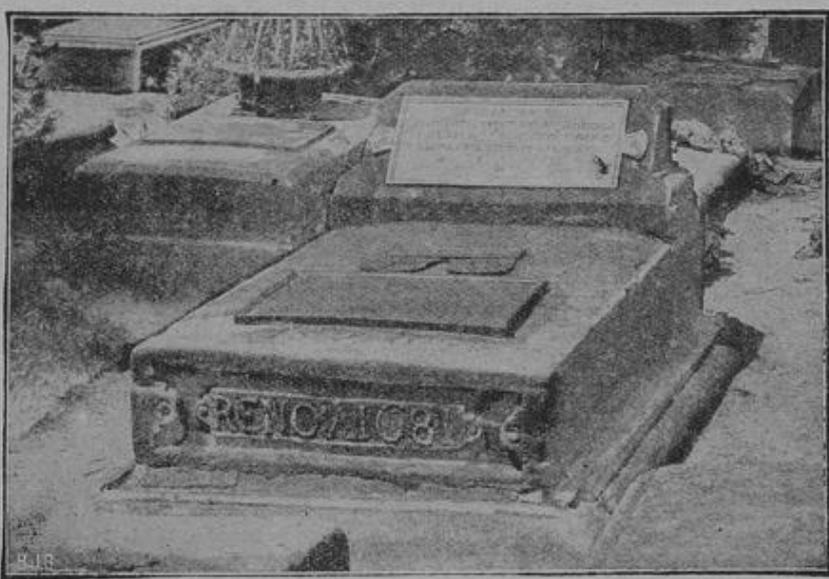
Der Kaiser hielt am 29. Mai eine große Gefechtsübung mit der „eisernen Brigade“ in Döberitz ab. Das Generalkommando hatte hierzu einige Sprengwagen requiriert, welche den infolge der Hitze ermatteten Truppen in den vorgeschobenen Stellungen frisches Wasser brachten. In größeren Entfernungen von einander waren nämlich in die Erde Wasserfäcke gesetzt, welche die Sprengwagen mit Wasser gefüllt erhielten.

„Nein, du irrst, ich habe ihn verkauft.“
 „Ah, du hast ihn verkauft?“
 „Ja, an zwei Herren, an die Studenten Stempel und Lampel.“
 „Ah, mich trifft der Schlag. An Stempel und Lampel! Weib, ich kann dich doch keinen Augenblick allein lassen! Was haben sie bezahlt, diese Herren? Wie?“
 „Jeder drei Mark!“
 „Für sechs Mark den Anzug fortzugeben! Solch einen Anzug! Du, du bist verrückt! Weib! Du bist total verrückt.“
 „Was ich bin verrückt? Warte, ich will dir zeigen, wer von uns beiden verrückt ist.“ Mit einem Satz lief sie auf ihren Mann zu, der sich schleunigst zurückzog und dann durch ein geschicktes Manöver die Tadelnür erreichte.
 Stange stoh zur Türe hinaus. Ihm war es sonnenklar, daß der hechtgraue Anzug im Besitze von Blecher sei, denn er wußte, daß die zwei feinen Käufer seine Freunde seien. Im Galopp eilte er durch die Straßen und hatte bald die Wohnung Blechers erreicht. In Blechers Zimmer ging es gerade sehr lustig zu. Das Komitee des Künstlerklubs „Drahtkommode“ hatte der schönsten Maske auf dem Kostümballe des Lumpenfestes eine Prämie von 300 Mark ausgesetzt. Diese Prämie hatte man einstimmig dem Studiosus Wacker zuerkannt, denn noch nie hatte man irgendwo einen „größeren Lumpen“ gesehen. In diesem Sinne lautete das Diplom.
 Der Schneider stürmte wütend in Blechers Zimmer und fand das Trifolium bei einem feierlichen Gelage. „Herr—rr!“ rief er, „Herr, Sie tragen meinen Anzug, meinen hechtgrauen Anzug! Sie, Sie unterstehen sich . . .“
 „Silentium, Philister!“ brüllten die drei Studenten mit Donnerstimme, den Schneider in eine Ecke des Zimmers drängend. Dann holte Blecher den zusammengeschrumpften Anzug und hielt ihn dem Schneider hin.
 „Was ist das hier? Wie?“ frag er.
 „Aber das ist doch der neue braune Anzug.“ stöhnte Stange, dem plötzlich seine Sünden einfielen.
 „Anzug? Das nennen Sie Anzug? Solch gemeine Lumpenarbeit haben Sie mir verkauft? Sehen Sie diese Beine! Diese Ärmel! Soll ich das tragen? He? Wollten Sie mich zum Hanswurst machen?“
 „Ich begreife nicht . . .“
 „Höchstens als Badehose könnte ich diese Hose hier brauchen.“
 „Ich begreife wirklich nicht . . .“ jammerte Stange.
 „Aber ich begreife, mein Lieber. Sie wollen mich uzen. Da müssen Sie aber früher aufstehen. Ihre Frau hat meinen Freunden diesen hechtgrauen Anzug für achtundvierzig Mark verkauft. Ist es nicht so, Freunde?“
 „So ist es,“ bestätigten diese.
 „Also hier haben Sie zweiundvierzig Mark — sechs Mark



Geh. Justizrat Amtsgerichtsrat Kirch †.
 Am 31. Mai verschied zu Düsseldorf im Alter von 64 Jahren der bewährte Kämpfer für die Sache des Zentrums im Reichs- und Landtag an den Folgen einer Darmkrankung.

sind schon bezahlt, und hier haben Sie den Rest meiner Schuld von neunundsechzig Mark achtzig Pfennig. Für diesen braunen Anzug vergüte ich Ihnen nichts, oder wünschen Sie, daß ich Ihnen denselben mit zwanzig Mark bezahle und ihn dann als Erzeugnis Ihres Geschäfts öffentlich bei Brinkel vierzehn Tage ausstelle?“
 „Wollen Sie mich ruinieren, lieber Herr Blecher?“
 „Ich denke nicht daran! Also nehmen Sie Ihr Meisterwerk wieder mit, stecken Sie Ihr Geld ein und uzen Sie keine Studenten wieder.“
 Stange packte die Trümmer seines Anzuges zusammen und verließ in ziemlich getrücker Stimmung das Zimmer, aus welchem mit lauter Stimme Blechers Hoch ertönte: „Der hechtgraue Anzug, er lebe hoch! hoch! hoch!“



Das Grab Albrecht Dürers.
 Auf dem St. Johannes-Friedhof in Nürnberg befindet sich das Grab des großen Nürnberger Meisters Albrecht Dürer. In Nürnberg am 21. Mai 1471 geboren, verbrachte er, mit Ausnahme der Zeit der Lehrjahre und einiger Reisen, sein ganzes Leben in der reichen, vornehmen Vaterstadt, währenddes der Ruhm seines Namens als Maler und Kupferstecher sich schnell verbreitete. Am 6. April 1528 starb Dürer. Sein 1681 renoviertes Grab war in den letzten Jahren in der Obhut eines Privatvereins. Es ist seit dem 1. Juni auf die Dauer von 50 Jahren von der Stadtgemeinde übernommen worden.



Ein Riesenschulkind.

Das größte Schulmädchen Deutschlands wohnt in dem Städtchen Daum in der Eifel. Das Kind ist 13 Jahre alt, 172 Zentimeter groß und wiegt 140 Pfund. Infolge der außerordentlichen Größe ist es dem Mädchen nicht möglich, die Schulbank zu benutzen.

Der Uhrmacher des Papstes.

Historische Novелlette von W ilh. Th al.

(Nachdruck verboten.)

Papst Sixtus V. liebte es, in schlichtem Mönchsgewande entweder allein oder in Begleitung eines Geheimkammerers die bevölkersten Viertel von Rom zu durchwandern und sich unter die Gruppen zu mischen, die an den Kirchentüren oder in der Nähe der öffentlichen Springbrunnen sich sammelten. Auf diese Weise lernte der Papst unmittelbar die Wünsche und die Meinung des Volkes kennen und konnte nach dem, was er sah und hörte, seine Maßnahmen treffen.

Obwohl diese Spaziergänge des Papstes hauptsächlich den Zweck hatten, die Bedürfnisse und die Hoffnungen des Volkes kennen zu lernen, so boten sie ihm doch auch oft Gelegenheit, von der bedrängten Lage dieser oder jener ehrenwerten Familie sich zu überzeugen und dann tröstend und helfend beizuspringen.

So durchschritt der Papst eines Tages eine der kleinen Straßen, die in der Nähe der Piazza Navona liegen, und bemerkte einen kleinen Uhrmacherladen, in dessen Schaufenster Bilder hingen, welche die kompliziertesten Uhren in allen möglichen Größen darstellten. Seltsamerweise aber war hinter den Fensterscheiben des Ladens nichts zu sehen, als müßig herumliegende Werkzeuge auf einem Tische. Die Kunstwerke des Uhrmachers waren eben nur gemalt, und es war unschwer zu erkennen, daß bei dem Manne die bitterste Not herrschte. Vor dem Laden spielten mehrere zerlumpte Kinder unter den Augen der Mutter, deren noch junges Gesicht die Merkmale tiefster Entbehrung auswies. Dennoch huschte von Zeit zu Zeit ein Lächeln um die Lippen der armen Frau, wenn sie ihre teuren Kleinen betrachtete, die im Eifer des Spieles den knurrenden Magen vergaßen.

Nachdem Papst Sixtus, der die Dominikanerkutte trug, einige Augenblicke vor dem Laden gestanden hatte, redete er die Frau an.

„Wie ich sehe,“ sagte er, „ist Euer Mann nicht da, so daß man sich bei ihm nicht nach dem Preise der verschiedenen Uhren erkundigen kann.“

„Leider ist mein Mann augenblicklich in geschäftlichen Angelegenheiten abwesend; er muß aber bald heimkehren. Wollen Ew. Hochwürden sich nicht vielleicht die Mühe machen, einzutreten?“

Das wollte Papst Sixtus V. gerade. Er trat daher in den Laden, setzte sich auf einen alten Schemel, den ihm die Hausfrau hinschob, und fing an, aufmerksam die verschiedenen Stücke, aus denen die Uhren zusammengesetzt werden sollten, zu betrachten. Das Interesse des Papstes war um so reger, als mehrere dieser Stücke von einer großen Geschicklichkeit des Verfertigers zeugten und hervorragende astronomische Kenntnisse verrieten. Auf einmal öffnete sich die Türe, und ein Mann von klugem, dabei aber sanftmütigem Gesichtsausdruck trat ein. Es war der Uhrmacher Pamphilio Bonnelli.

„Nun?“ fragte seine Frau mit leiser Stimme.

„Nichts,“ erwiderte der Uhrmacher in demselben Tone, „nichts, nicht einen Paolo.“

„Wie sollen wir es nur anfangen, um den armen Kindern etwas zu essen zu geben?“ fragte die Mutter.

„Gott wird uns nicht verlassen,“ erwiderte Pamphilio mit ruhiger und gefasster Miene.

Dieser kurze Meinungsaustausch war dem Papste nicht entgangen. Er wandte sich um, worauf die Frau ihm ihren Gatten vorstellte.

Der Hl. Vater, der mit der Astronomie, Mechanik und Mathematik vertraut war, da er sie als einfacher Mönch eifrig betrieben hatte, erkannte in Pamphilio bald einen sehr gebildeten und unterrichteten Mann, sowie einen Künstler, der auch literarische Kenntnisse besaß. Die Erklärungen, die der Uhrmacher dem Papste gab, waren so scharfsinnig und geistreich, daß dieser sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Wie ich sehe, Meister Pamphilio, seid Ihr nicht nur ein geschickter Uhrmacher, sondern auch ein unterhaltender Plauderer und ein tüchtiger Kenner der Literatur.“

„Ich kann dieses Lob nicht annehmen, Hochwürden,“ erwiderte Pamphilio. „Wenn ich Euch sage, daß ich meine Studien an der Universität zu Pavia gemacht, meinen Beruf bei dem bedeutenden mailändischen Uhrmacher Claudio Besparelli erlernt und mich in meiner Kunst bei den gelehrten Doktoren Michael Octavini und Bruno Labieni vervollkommen habe, so werdet Ihr Euch über meine Kenntnisse nicht weiter wundern.“

„Doch dieser Beruf ist recht undankbar gegen Euch,“ warf der Papst ein, „denn ich bemerke nur zu wohl, daß das Glück bei Euch nicht eingekehrt ist.“

„Leider nein, Hochwürden. Ich für meinen Teil würde mich leicht darüber trösten, wenn ich nicht für sechs kleine Engelchen zu sorgen hätte, die jeden Morgen mit Tränen ihre gute Nahrung verlangen, während ich ihnen nicht einmal Brot geben kann.“

„Unmöglich!“ rief der Papst gerührt, „habt Ihr Euch denn nicht mit Eurem Talent eine große Kundschaft zu verschaffen vermocht?“

„Die Talente bedürfen der Hilfe, um bekannt zu werden. In einer kleinen Straße an der Piazza Navona werden die Kardinäle, Fürsten und Finanzgrößen Roms einen Uhrmacher nicht aufsuchen.“

„Aber Ihr müßt Euch bekannt machen,“ versetzte der Papst.

„Ich tue mein möglichstes. Aber alle meine Bemühungen sind vergeblich. Das Kloster St. Annunciata zum Beispiel bedarf eines Uhrmachers, der die Schäden reparieren kann, die der Blitz an der Klosteruhr, dem Meisterwerk des großen Hieronymus Blandinelli, angerichtet hat. Ich habe mich soeben in diesem Kloster vorgestellt, um die schwierige Arbeit zu übernehmen, bin aber abgewiesen worden; man hat die Leistungsfähigkeit des Mannes nach der Einfachheit seiner Kleider und nach der Lage seiner Wohnung beurteilt. Und so denkt eben die ganze Welt.“

Der Papst suchte leicht die Achseln und sagte: „Vielleicht gibt es dagegen ein Mittel.“

„Ich sehe keinen Ausweg,“ bemerkte der Uhrmacher. „Ich habe eine Bittschrift an den Hl. Vater gerichtet, er möchte mir zu Hilfe kommen; doch der Vatikan hat ebenjowenig mir seine Türe geöffnet, wie die Paläste der Kirchenfürsten und die Mauern der Klöster.“

„Und was verlangt Ihr vom Papste?“ fragte der vermeintliche Mönch.

„Eine Gunst,“ versetzte der Uhrmacher, „die seinem Schatz seinen Paolo gekostet und die Steuern seines Volkes „nicht um einen Paolo erhöht hätte.“

„Aber, was wolltet Ihr denn von ihm?“ fuhr der angebliche Dominikaner fort.

„Ich bat den Papst,“ antwortete der Uhrmacher, „er möge meinen Laden besuchen und sich einige Augenblicke darin aufhalten, und zwar sollte er bei dieser Gelegenheit all die Pracht entfalten, die er bei den Fahrten nach dem Quirinal oder nach Santa Maria zeigt. War meine Bitte vielleicht geeignet, die Achtung zu verlegen, die man seinem Herrscher schuldet?“

„Keineswegs, mein Sohn,“ erwiderte Sixtus V., „und wenn der Papst Eure Bittschrift empfangen hätte, so würde er sich gewiß ein Vergnügen daraus gemacht haben, Euren Wunsch zu erfüllen.“

„Davon bin ich überzeugt; aber der Hl. Vater ist ebenso wie andere Herrscher von Leuten umgeben, die alles nach Möglichkeit vor ihm geheim halten.“

„Nun, Eure Bitte soll ihm nicht länger verborgen bleiben,“ unterbrach der Papst, sich eilig erhebend, „und ich kann Euch schon jetzt voraussagen, daß der Papst in der einen oder anderen Weise erfährt, wie seine Sekretäre und Kämmerer die für ihn bestimmten Eingaben behandeln.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der angebliche Dominikaner.

Am nächsten Tage, als eben die Glocken von Rom den Angelus einläuteten, stürzte die Bevölkerung der Piazza Navona nach der kleinen Straße, in welcher der Galawagen des Papstes eben vor der Türe des armen Uhrmachers Pamphilio Bonelli hielt.

„Pamphilio,“ sagte der Papst, in den Uhrmacherladen tretend, „ich will Euren Ruhm begründen; seid Ihr zufrieden?“

Pamphilio erkannte den Dominikaner vom vorigen Tage und rief: „O Heiliger Vater, Ihr überhäuft mich mit Ehre und Freude; meine Zukunft ist gesichert, und ich habe von nun an von den Launen des Glückes nichts mehr zu fürchten.“

„Hier ist der Kardinal von Santa Bibiana,“ sagte der Papst, „der Leiter des Klosters St. Annunciata. Er bittet Euch, die schöne Klosteruhr zu reparieren und diese fünfhundert Scudi als Anzahlung entgegenzunehmen. Ich selbst bestelle eine Uhr für die Piazza Navona und ernenne Euch zu meinem Uhrmacher.“

„Uhrmacher Seiner Heiligkeit des Papstes Sixtus V.,“ rief Pamphilio, „welch ein Ruhm und welch ein Glück!“

„Signor Pamphilio,“ sagte der Kardinal von Santa Bibiana, „machtet Euch eines solchen Beschützers würdig und tragt dazu bei, die glanzvolle Regierung Sixtus' V. auch durch Eure Werke zu verewigen.“

„Ich will es versuchen, Monsignore,“ erwiderte Pamphilio, „und so lange ich lebe, wird mein Herzblut und das meiner Familie dem Manne geweiht sein, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Großtaten bedeutet.“



Ein Wolkenträger-Rathaus in Newyork.

Um den großen Beamtenapparat in einem Gebäude unterbringen zu können, hat der Magistrat der Stadt Newyork ein neues Rathaus bauen lassen. Es ist ein Wolkenträger und besitzt über 30 Stockwerke. Es dürfte das größte Rathaus und sicherlich das höchste der Welt sein. Allerdings steht es hinter den anderen Wolkenträgern um ein bedeutendes zurück. Das neueste geplante Bauwerk dieser Art hat nämlich nicht weniger als sechsundsüßzig Stockwerke.



Zur Unterhaltung.



Merkwürdiges Zusammentreffen.

Im Jahre 1664 wurde am 5. Dezember ein Boot, welches über den Kanal Menay in Wales setzen wollte, mit 81 Reisenden umgeworfen, von denen bloß einer, namens Hugh Williams, gerettet wurde. An dem nämlichen Tage im Jahre 1785 schlug ebenfalls ein Boot um, auf dem ungefähr 60 Personen sich befanden. Alle kamen in den Fluten um mit Ausnahme einer einzigen, welche ebenfalls Hugh Williams hieß, und am 5. August 1820 ereilte ein anderes Boot dasselbe Unglück; allein auf diesem waren nur 25 Reisende, die sämtlich bis auf einen umkamen, und dieser eine führte den Namen — Hugh Williams! E. K.

Sonderbares Verbot.

Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. war es in Frankreich bei Galeerenstrafe verboten, sich das in seinem Eigentum quellende Salzwasser einzusieden, und Tausende schmachteten auf den Galeeren, die bloß ein paar Körnchen sich selbst bereitet hatten. Wie konnte bei solchen Gesetzen die große Revolution ausbleiben? E. K.

Ein Führermärchen.

Im oberen Stockwerke des armenischen Klosters zu Jassa wird nach Portets Bericht ein großer gewölbter Saal gezeigt. Dort soll nach den Erklärungen der Führer Napoleon (I.) vor seinem Rückzuge nach Aegypten die pestkranken Soldaten haben vergiften lassen. Nun hat zwar die unbefangene Geschichtsforschung längst klar erwiesen, daß in dieser Schauer Geschichte auch nicht ein Körnchen Wahrheit steckt. Aber das tut alles nichts, der Saal wird eben doch gezeigt — natürlich für Geld. E. K.

Humoristisches.

— Ein Mannheimer, dem nichts über den Schlaf ging, jagte: „Ich kann alles entbehren. S Arbeit kann ich entbehren und alle andere Strapaze, aber den Schlaf kann ich nicht entbehren.“

— Ein Klüßer sagte zu seinem Nachbar, der ein Buchbinder war: „99 Buchbinder geben 100 Narren.“ „Ja,“ jagte der Nachbar, „und ein Klüßer gilt für 99 Buchbinder.“

— „Aber gestern bist du wieder einmal mit einem recht langen Zopf in das Bett gelegen,“ sprach eine Frau zu ihrem Manne, der gerne in das Glas schaute, „schämst du dich nicht?“ — „Was,“ entgegnete der Mann, „ich soll mich über einen rechten Zopf schämen? Schäme du dich über deinen falschen.“

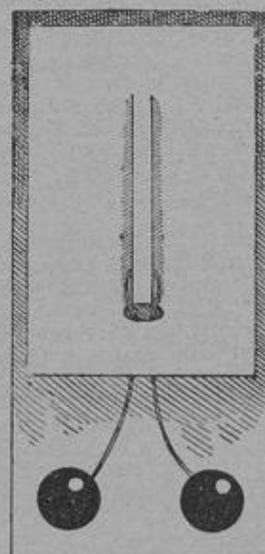
— Ein sehr gelehrter Hofmeister erblickte seine zwei Jünglinge, wie sie auf dem Fenstersims allerhand Balancirübungen anstellten und rief ihnen zu: „Geht ihr gleich herunter, ihr Schlingel; wenn einer herabfällt, wird's wieder feiner gewesen sein wollen.“

— Ein türkischer Gesandter brachte bei einem Gastmahl auf die Damen folgenden Toast aus: „Mögen ihre Tugenden zunehmen, wie der Umfang ihrer Kleider, und ihre Fehler abnehmen wie ihre Hüte.“ Heutzutage würde er wohl umgekehrt sagen.

— Der junge, geistreiche, ungemein lebenslustige Graf, späterhin Fürst Kaunitz, welcher im Jahr 1740 österreichischer Gesandter zu Kopenhagen war, dehnte sich einst gegen Mittag von einer durchschwärmten Nacht müd' und schläfrig in seinem Lehnstuhl, als ihm der als langweilige Witzejäger bekannte Baron N. gemeldet wurde, „Mein Gott!“ rief der Eintretende dem schläfrigen Grafen zu, „Ow. Erzellenz gähnen; gewiß hatten Sie heute schon viele langweilige Besuche?“ — „O nein,“ erwiderte Kaunitz, „Sie sind der erste.“

— Drei Stroche — ein Deutscher, ein Ungar, ein Böhme — fanden bei einem Juden auf einer Pusta für die Nacht ein Unterkommen. Anderen Tags, als sie wieder fortzuewandern waren, sagte der Deutsche: „Habt Ihr die silberne Taschenuhr des Juden gesehen?“ Der Ungar meinte hierzu: „Hei, hätten wir sollen fehlen.“ Doch der Tischeke sagte phlegmatisch: „Hob ich schon!“

Der Zauberer in der Familie.



Kugelschnittstück. In ein Blatt Papier bringt man zwei Schnitte in der Art, wie es die beiden starken Striche angeben, und unterhalb derselben ein rundes Loch. Dann richtet man sich einen Faden her, der an jedem Ende eine Kugel oder Perle trägt, die aber so groß ist, daß sie nicht durch das erwähnte Loch geht. — Die Aufgabe ist nun, beide Teile so zu verbinden, wie es die Zeichnung angibt.

Rätsel-Lese.

Literarisches Versrätsel.

Tag der Pfingsten!
 Glockenklang
 Schallt aus allen Tälern wider.
 Hoch vom grünen Bergeshang
 Jubeln Wanderer frohe Lieder.

Die fettgedruckten Buchstaben ergeben, richtig zusammen-
 gestellt, den Namen des Verfassers.

Scharade.

- 1 Rings um Taschentuch und Hain.
- 2 3 Glücklicher kann niemand sein;
- 1 2 3 Lässig immer hindreine.

Verrierbild.



Wo ist der Feind?

Rätselsprung.

iden	willst	du	wird	nach	ernten	Ent
mußt	hand	mußt	du	ernten	ru	aus
du	tun	steht	dir	nach	nicht	dem
lge	liegt	Steh		die	was	hn.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

- Stataufgabe:
 Vorh. E W, S W, E D, G K, O 9, R O, 9, S 8, 7.
 Hinterh. G W, R W, G D, 10, R K, 8, 7, S K, O, 9.
 Stat G 8, 7.
- | | | |
|--------|------|-------------|
| 1. G O | E 10 | G 10 (+ 23) |
| 2. E 7 | E D | R W (- 13) |
| 3. S O | S 8 | S D (+ 14) |
| 4. E 8 | G W | S W (- 4) |
| 5. R 9 | R D | R 8 (+ 11) |
| 6. E 9 | G D | E W (- 13) |

Den Rest erhält Mittelhand. Die Gegner sind mit
 30 Augen Schneider
 S o m o n y m: Kammer.

Poesierätsel:

Ich will von dir, was keine Zeit zerstört,
 Nur Schönheit, die das Herz verleiht;
 Ich will von dir, was nie der Welt gehört,
 Die engelreine Kindlichkeit.

Verrierbild: Bild auf den Kopf stellen; die gesuchte
 Freundin steht dann in der rechten oberen Ecke.

Redaktion: Erwin Ehbissen, Düsseldorf;
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
 Düsseldorf m. b. H.



Die astronomische Uhr des Straßburger Münsters.

Von Erica Gripe-Lörcher, Straßburg i. E.

(Nachdruck verboten.)

Die meisten der Zuschauer, die sich alltäglich um die Mittagsstunde vor der astronomischen Uhr im Straßburger Münster versammeln, — und es sind deren oft zweihundert, — betrachten dieselbe unter der aus den Gesprächen oft zu entnehmenden Devise: „Das Amüsanteste an der Uhr ist ja, wenn mittags die zwölf Apostel um den Heiland herum-schreiten und ihre Reverenz machen, wenn der Hahn kräht, und wenn der Tod aus Stundenglas schlägt!“

Ohne Zweifel hat diese kunstvolle Spielerei der Uhr im Münster die Popularität eingetragen, welche sie seit Jahrhunderten, auch in den unteren Volksschichten, besitzt. Aber der Gesichtspunkt der astronomischen Uhr regt denjenigen zu staunender Bewunderung an, der sich nicht nach dem Ansehen dieses rein äußerlichen, ins Auge fallenden Mechanismus entfernt.

In ganz wunderbarer Weise zeigt diese Uhr nicht nur die Stunden, Tage und Wochen an, sondern sie birgt auch einen sich selbst regulierenden Kalender, der alle veränderlichen Feste anzeigt, und ein Planetarium, das die Bahnen der Planeten, die Mondphasen und die Sonnen- und Mondfinsternisse erkennen läßt. Still und unbeweglich erscheint das mächtige Gehäuse, wenn eben jener Figurenmechanismus nicht in Bewegung ist. Und doch bewegen sich hinter den prächtigen, vergoldeten, alten Schnitzereien Tausende von Rädern unaufhörlich, zum Teil in einer Langsamkeit, die fast nicht von der Stelle zu rücken scheint. Und doch findet man auch äußere Veränderungen an der Uhr, wenn man sie nach einiger Zeit von neuem genau betrachtet. Die mächtige Himmelkugel, welche auf vier starken, niedrigen Säulen, in dunklem Fond mit fünftausend goldenen Sternen in der geographischen Breite von Straßburg die täglichen Bewegungen angibt, hat sich in ihrer Stellung verändert, vom Sternbild des Löwen sind wir in das der Jungfrau gerückt, vor die damals helle Kugel des Mondes hat sich zum Teil eine dunkle Scheibe geschoben, und es ist ganz sichtbar, daß wir in nächster Zeit auch eine teilweise Sonnenfinsternis haben werden.



Der Zar verteilt an verdiente Offiziere und Mannschaften Ehrenwaffen.

Das Leibregiment des Zaren beging kürzlich das Fest seines 100jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß überreichte der Zar im Beisein der Kaiserlichen Familie den verdienstvollen Offizieren und Mannschaften des Regiments Ehrendeggen und Ehrengewehre. Außer dem Zaren nahmen an der Feier vier Prinzessinnen teil und der kleine Zarewitsch Thronfolger.

In der Silvesternacht regulieren sich all die Tausende von Rädern in wunderbarer Weise von selbst und die Veränderungen für das neue Jahr zeigen sich, nicht nur diejenigen der Gestirne, sondern nach dem gregorianischen Kalender auch die Schaltjahre, die veränderlichen Feste wie Ostern und Pfingsten nach den Mondphasen. Für ewige Zeiten ist das Uhrwerk eingestellt. Es ist, als ob eine kluge, leitende Hand unsichtbar und unaufhörlich all die Veränderungen der Stunden, der Tage, der Monate, der Jahre einteile, Jahr für Jahr. Und doch ist jene Hand, die all diese tausend Räder mit einer geradezu genialen Uebersicht, Korrektheit und Geschicklichkeit ineinander sügte, schon über ein halbes Jahrhundert erkaltet.

Das Räderwerk der Uhr ist erst neueren Datums und stammt aus dem Jahre 1842. Die erste astronomische, mit automatischen Figuren ausgestattete Uhr wurde bereits im Jahre 1352 im Straßburger Münster aufgestellt. Das Gehäuse der jetzigen Uhr wurde 1547 begonnen und auch die Herstellung eines vollständig neuen Uhrwerkes in Angriff genommen. Das alte Uhrwerk versagte, und der Rat der freien Reichsstadt Straßburg betraute hiermit die tüchtigsten Fachmänner.

Das Gehäuse stellt sich noch heute als ein monumentales, dreiteiliges Kunstwerk deutscher Renaissance dar, das nach

Deladi war angebrochen! Man debattierte allen Ernstes, ob man nicht den Münsterurm abtragen und vernichten sollte, weil es dem alles gleichmachenden Prinzip der Revolution widersprach, daß seine Spitze sich so königlich beherrschend über die ganze Stadt erhob. Einige besonnenere Stimmen erhoben sich gegen diesen beispiellosen Vorschlag, und um wenigstens den gefürchteten Gewalthabern in Paris zu zeigen, daß man in Straßburg dem Konvent treu anhing, mußte auch der Münsterurm dokumentieren, daß er ein guter Jakobiner sei. Und eines Tages kletterten mehrere Männer zu seiner lustigen Höhe, um seine Spitze — mit einer kolossalen Jakobinermühe aus rotem Blech zu krönen.

In den großen Umwälzungen, welche Frankreich jahrzehntelang beschäftigten und deren Wogen immer auch in Straßburg nach der großen Revolution spürbar waren, hatte niemand Zeit und Lust und Geld, das stillstehende Werk der berühmten Uhr wieder in Gang zu bringen. Kriegzeiten sind harte Zeiten, und Napoleon I., der wiederholt in Straßburg sein Heerlager während seiner großen Feldzüge nahm, gab dem Rat der Stadt andere Sachen zu denken, als die Restaurierung einer Kunstuhr.

Erst als wieder ruhigere Zeiten kamen, und nachdem auch die Kreise der Julirevolution sich im Spiegelbild der Stadt verflüchtigt hatten, erkannte man die Pflicht, die einst be-



In einer Taubstummen- schule.

Ein großer Segen für die Taubstummen sind die für sie besonders eingerichteten Schulen, die man jetzt den Taubstummen-Anstalten angegliedert, überall im deutschen Vaterlande findet. In ihnen lernen die Kinder nicht nur lesen, sondern auch sprechen, und wenn sie erst die Anfangsgründe dieser Kunst begriffen haben, pflegen die Fortschritte nicht auf sich warten zu lassen. Der Anschauungsunterricht tut dabei die besten Dienste.

dem Plane des Professors Dasypodens (Rauschfuß) ausgeführt, und mit Malereien von dem durch seine Holzschnitte in der Kunstgeschichte berühmten Tobias Stimmer versehen wurde. Die Uhr entsprach der damaligen Wissenschaft und war jahrhundertlang der Gegenstand großer Bewunderung.

Von 1572 bis 1789 ging die wunderbare Uhr ununterbrochen ihren Kreislauf. Da kam der Sturmwind der Revolution von Paris auch nach Straßburg, und die rohe Gesinnung, welche fürstliche Häupter unter die Guillotine zwang, machte auch vor jahrhundertalten Kunstwerken keinen Halt. Wie haben die Jakobiner in Straßburg gehaust! Nicht nur, daß sie mit rohen Häuten an das gegenüberliegende Schloß des Cardinals Rohan, ein Juwel der französischen Renaissance, pochten und die Kunstwerke, die kostbare Einrichtung, die alten Gobelins auf einem Scheiterhaufen im Schloßhofe vernichteten, nicht nur, daß sie aus purem Vandalismus all die wunderbar gemeißelten steinernen Statuen am Münster draußen zerstörten, den alten biblischen Königen die Köpfe abhieben, weil es eben Könige waren, daß sie an Stelle des Hochaltars ein großes Gemälde mit einem Schwein, das eine Priesterkranke trug, placierten, — sie griffen auch in das Räderwerk der Kunstuhr ein, denn die alte Zeit sollte stillstehen, der Tag des heiligen

rühmte Uhr in diesem defekten Zustand nicht länger zu belassen. Der vortreffliche Straßburger Mechaniker Schwilgué wurde 1838 mit der Restaurierung betraut.

Aber es stellte sich heraus, daß nicht nur das Uhrwerk defekt war, sondern daß das ganze Werk sich den gesteigerten Anforderungen des neueren Mechanismus gegenüber als veraltet, plump und schwerfällig erwies. So schuf Meister Schwilgué das Uhrwerk vollständig neu. Das Gehäuse war im ganzen ziemlich unbeschädigt geblieben. Die beweglichen Figuren wie Christus, die Apostel, der Tod usw. mußten allerdings auch neu hergestellt werden, desgleichen die kolossale Himmelskugel, da auch sie in ihrer mittelalterlichen Auffassung nicht mehr als richtig gelten konnte.

Schwilgué entfernte vorsichtig das gesamte alte Räderwerk, sügte dasselbe wieder zusammen und ließ es im gegenüberliegenden, dem Münster mit zugehörigen alten Stiftshaus „Unser lieben Frauen“ wieder aufstellen. In diesem stimmungsvollen alten Hause, das reich an wunderschönen Skulpturen, an kunstvollen Treppen und prächtigen Räumen ist, steht nun das mächtige innere Werk der alten astronomischen Uhr in einem der schönen gewölbten, spitzbogigen Gelasse des Erdgeschosses. Obgleich das äußere Gestell in dem äußeren dunklen Holzrahmen primitiv anmutet, indem die schweren alten eisernen Räder plump und

schwerfällig erscheinen, muß man immer aufs neue bewundern, wie kunstvoll diese Hunderte von Rädern in dem plumpen Material und mit den eingeschränkten Mitteln des Mittelalters exakt und kompliziert ineinander griffen. Auch die alten holzgeschnittenen Figuren der Apostel, des Todes usw. befinden sich dort aufgestellt und liefern den Beweis, wie reich schon im Mittelalter gerade in der Holzschneidekunst die individuelle und psychologische Darstellungskraft war. Aber alle tragen, so verschieden ihr Gesichtsausdruck ist, den gemeinsamen länglich-ovalen Typus der Schöngauer-Schule. Die kolossale alte Himmelstugel ist bedeckt mit alten Materien, welche die griechischen Gottheiten des mittelalterlichen Sternenhimmels mit ihren Attributen charakteristisch darstellen. Sehr possierlich und dürftig wirkt der alte Hahn der Uhr, welcher vor dem alten Räderwerk auch ferner seine Wache hält. Seine hölzernen, wurmförmigen Flügel und sein dünner Holzleib stehen in verblähten gelblichen Farben auf den dünnen eisernen Beinen. Seine beweglichen Flügel knarren in den Angeln, wenn man sie hebt, und der Kopf, der sich einst dreimal zu stolzem „Nickerli“ hob, hängt mit dem schönen roten Kamm zusammengeklappt vornüber. Man sieht es dem Gockel an, daß ihn die Jahrhunderte gerupft und ihm mitgespielt haben und Edmund Rostand würde sich ihn schwerlich als Held für seinen „Chantecler“ gewählt haben.

der Kompliziertheit des Werkes bieten zwei große Glas-scheiben Einblick, hinter denen sich rechts und links am ewigen Kalender die blinkenden Räder in verschiedenster Größe zeigen. Zur Linken, im Teil, der die kirchlichen Feste anzeigt, stehen die Räder hintereinander, zum Teil sind es nicht einmal Räder in gewöhnlichem Sinne, sondern schleifenförmige Stahlbänder, die aneinander vorbeiführen, selbst teilweise in schiefer Stellung zueinander. Hinter der Glas-scheibe zur Rechten, welche die Wege der Sonnen- und Mond-Requationen zeigt, sind die Räder an aufrechtstehenden Stangen in kleinen Zwischenräumen gleichsam übereinander geschichtet. Zwischen dem ewigen Kalender und dem Planetarium erscheinen die Tage der Woche als mythologische Gottheiten plastisch in Holz geschnitten in einer Wagengruppe. Der Sonntag bringt den Apoll, Diana den Montag. Selbstverständlich sind sämtliche Benennungen, Inschriften und Namen französisch. Zu beiden Seiten des Ziffernblattes der Uhr, welche um eine halbe Stunde später der mitteleuropäischen Zeit folgt, da man seinerzeit den ungemein komplizierten Mechanismus nicht um eine halbe Stunde vorrücken konnte, sitzen zwei pausbäckige Engel. Der eine leert alle Stunde seine Sanduhr um, der andere zeigt mit seinem Hämmerchen an einem hellklingenden Glöckchen die Viertelstunden an. Jedesmal um zwölf Uhr nimmt die Gestalt des Todes,



Aus einem Villiputanerndorf.
Die kleinsten Menschen und Pferde der Welt.

Eine eigenartige Schau-stellung kann man augenblicklich in einem Etablissement in der Nähe Berlins besichtigen. Dort findet man nämlich die kleinsten Menschen und Tiere aus aller Herren Länder zu einer Truppe vereinigt.

Es war deswegen durchaus am Platz, daß auch der so populäre Hahn erneuert wurde. Er wurde dieses Mal von dem besannenen und vortrefflichen Kupferschmied Herrmann in imposanten Dimensionen und fein ziselierter Charakteristik in Kupfer getrieben. Auch eine Reihe anderer Teile des Gehäuses wurden jetzt in Kupfer gefertigt.

Es war ein allgemeines Fest für die Stadt, als die astronomische renovierte Uhr 1842 eingeweiht wurde. Straßburg trug damals am Ausgang der Viedermeierzeit, von Frankreich in jener Zeit nicht mehr hervorragend gefördert, den Charakter einer gemüthlichen, im Innern familiär zusammenhaltenden größeren Provinzstadt. Und so nahm an diesem Fest die ganze Bevölkerung teil. Es fand ein großer Umzug statt, in dem als Ehrgäste die Meister Schwilgué und Herrmann als erste schritten.

Die Stadt hatte Schwilgué in wohlverdienter Weise noch besonders dadurch geehrt, daß sein Bild gemalt im Fach einer viereckigen Säule an der Uhr angebracht wurde. Schwilgué hatte in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Jahren die große Arbeit fertiggestellt, deren Vollständigkeit und wissenschaftlichen Sinn nur Kunstverwandte völlig zu würdigen vermögen. Es ist bewundernswert, wie Schwilgué den vollständig neuen, zum Teil erweiterten Organismus dem alten Gehäuse anpaßte und einfügte. Von

die sich über dem plastischen Mondkalender erhebt, die Glöckenschläge jenes Engels auf, indem auch er mit seinem knöchernen Arm an zwei tiefer gestimmte Glocken schlägt. Im Halbkreis um den Tod herum bewegen sich die vier Lebensalter: in der ersten Viertelstunde erscheint das „Kind“, in der zweiten der „Jüngling“, in der dritten der „Mann“, in der letzten Viertelstunde der „Greis“. Ueber dem Tod zeigt sich ein zweites halboffenes Rondel: Christus als Auferstandener, um den mit dem Schläge zwölf die Apostel, von denen jeder sein Symbol trägt, vorübergehen. Sie verneigen sich vor dem Herrn, der die Hand hebt und sie segnet. Während des Apostelumzugs hebt der große kupferne Hahn auf der großen Säule, welche den linken Teil des Gehäuses bildet, den Kopf, schlägt mit den Flügeln und kräht dreimal hell und laut durch die hohen hallenden Gewölbe, zum ersten Mal in dem Augenblick, da Petrus am Heiland vorbeizieht.

Ein wundervolles, reich verziertes, sich oben zu einer Spitze verjüngendes Schnitzwerk schließt wie eine Krone das imposante Gehäuse der Uhr. Den rechten Teil der Uhr bildet eine schön geschnitzte Wendeltreppe, die in der Höhe von einer Galerie aus den Zugang zum Werk ermöglicht.

Dieses einzigartige und seltene Werk ist vor einigen Jahren von einem anderen Elsäßer, Lorentz, in verkleinertem

Form nachgebildet worden. Als Bauernknabe aus der Umgegend Straßburgs hat der blasse heranwachsende Jüngling stundenlang nachdenklich und beobachtend vor der wunderbaren Uhr gestanden. Als Fünfundzwanzigjähriger hatte er den Traum seines Lebens erreicht: es war ihm gelungen die Uhr in allen Einzelheiten im Kleinen nachzubilden. Nachdem er auf verschiedenen großen Ausstellungen in Paris usw. große Auszeichnungen mit seinem Werk errungen, kaufte der Bischof von Straßburg dasselbe und machte es dem Papst zum Geschenk. Leo XIII. ließ die interessante Nachbildung im Vatikan aufstellen und beschied Lorentz zu sich nach Rom, um ihn auszuzeichnen.

Seit dem Jahre 1842 geht das neue Werk der astronomischen Uhr ohne Defekt. Eine schwere Gefahr brachte, wie für das ganze Münster, so auch für die Uhr die Belagerung des Jahres 1870 mit sich. Die entsetzlichen Bombardementsnächte im August und September haben auch dem Münster schweren Schaden gebracht. Als die Not in der belagerten Stadt immer größer wurde, bei zunehmender Zahl der zerschossenen und zertrümmerten Häuser immer mehr Obdachlose in der Stadt umherrirten, öffneten sich ihnen neben einer Reihe staatlicher Gebäude auch die Hallen des Münsters. Aber auch hier gab es keine Sicherheit. Bomben und brennende Granaten schlugen in das Schiff des Münsters ein, dessen Gebälk die Klammern um so mehr weitergab, als im Raum unmittelbar unterm Dach Hunderte von Strohmatteu lagerten, welche im Winter die kalten Steinplatten des Münsters bedeckten. Für die Ueberlebenden jener Zeit ist es eine entsetzliche deutliche Erinnerung, wie das mächtige Kupferdach der Kirche in der Flammenglut schmolz und in violetten Strömen herunterram. Drunter in der Krypta lauschten betend und weinend Greise, Kranke und Kinder, welche von ihren Angehörigen zur Sicherheit hergebracht waren, auf das Donnern und Krachen der niederfallenden Bomben. Sie harrieten angstvoll, ob das brennende Gebälk des Schiffes mit seiner ganzen Wucht in sich zusammenstürzen und auf sie niederprasseln würde. An der alten Orgel wurde einiges zerstört. Auch von den wunderbaren alten, hohen, gemalten Fenstern des Hauptschiffes wurden einige zertrümmert, bis man so klug war, die übrigen Glasmalereien an jener dem deutschen Belagerungsheer gegenüber besonders exponierten Seite herauszunehmen. Trotz aller Befehle im deutschen Belagerungskorps, das Münster bei der Stellung der Geschütze zu schonen, errang sich ein Artillerist den Herostratusruhm: mit einem so forcierten Schuß die Münsterspitze zu treffen, daß das wundervolle steinerne, große Kreuz schieß hing und sich nur in den beiden Mligableitern zur Seite hielt.

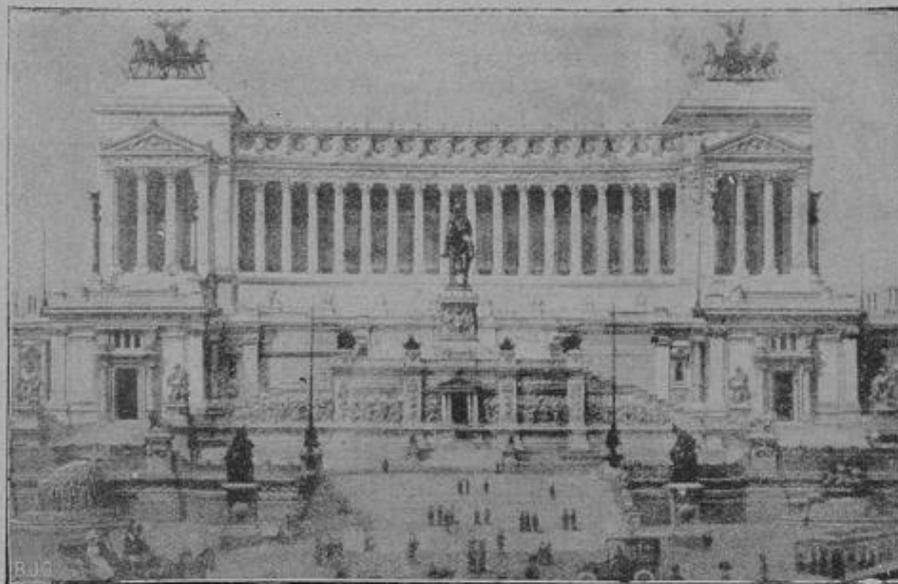
Die astronomische Uhr ist in jenen gefährvollen Nächten wie durch ein Wunder vollständig verschont geblieben. Sie blieb allerdings stehen, wie alle Uhren in der Stadt stehen



Beim Modetönnig Poiret in Paris.
Der Kleiderkünstler beim „Komponieren“ einer neuen Sommertoilette.

Die Poiretschen Schöpfungen sind zur Zeit für die Modetonangebend; die von ihm geschaffenen Modelle werden nach fast allen Kulturländern verkauft.

blieben, weil in dieser Schreckenszeit niemand sie aufzog. Aber jetzt ist es der lebenden Generation vergönnt, dieses wunderbare Kunstwerk in vollem Gange und in dem Zustand bewundern zu dürfen, in den Meister Schwilgué die berühmte Uhr wieder setzte.



Das Viktor - Emanuel-Denkmal in Rom.

Das Denkmal für König Viktor Emanuel von Italien ist gegen alles Erwarten doch noch zur Feier der Einigung des Königreiches fertig geworden. Im Jahre 1880 legte man den Grundstein zu dem in den riesigsten Dimensionen gehaltenen Reiterstandbild, dessen Bau in den 30 Jahren fast 35 000 000 Mark an Kosten verschlang. In Gegenwart des Königs, sowie einer ungeheuren Menschenmenge, fiel am 4. Juni unter den Jubelrufen von Hunderttausenden die Hülle.

Meerrettigernte im Spreewalde.

Jede Gegend hat ihre Spezialität im Essen und Trinken, auf die sie sich etwas zugute tut. Die Nachener Printen, die Nürnberger Leckerli, Kölsch oder Düsseldorfer Weißbier, die Leipziger Ghoße, der Berliner Pfannkuchen sind allgemein bekannte Kunst- Erzeugnisse. Aber der Mainzer oder Ulmer Spargel, die Teltower Rübchen, Erzeugnisse des Bodens, haben einen gewaltigen Konkurrenten im Spreewälder Meerrettig. Der Spreewald versorgt Deutschland mit riesigen Mengen dieser wohlgeschmeckenden, appetit- anregenden Erdwurzel. In Verbindung mit der Ernte findet in Lübbenau der berühmte Meerrettig- markt statt, zu dem die Bauern mit der Ware und viele Händler zu- sammen kommen.



Schicksale eines Hutes.

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Nachdruck verboten.)

Gottlieb Wunderlich haderte mit seinem Schicksal. „Daß mir auch alles verkehrt gehen muß,“ brummte er misshütig vor sich hin. Mit sich selbst uneins, lenkte er schnell seine Schritte dem Wirtshause zu, um den Groll mit einem guten Glase Bier zu vertreiben. Er hatte sich auf dem Bureau geärgert. Im Lokal gina's recht lebhaft her, und die wohl- beleibten Stellner schleppten andauernd große Tablett's mit gefüllten Biergläsern und viele Tellerchen mit Käsebroten herbei, um die Gäste zufriedenzustellen. Der junge Mann

setzte sich an den Tisch links in der Ecke und ließ seine Blicke durchs Lokal gleiten. Alle Tische waren besetzt. Meistens sah er bekannte ältere Herren, die sich hier fast jeden Tag zusammenfanden und lebhaft miteinander plauderten. Dann und wann ließ einer einen Lokalkwitz vom Stapel; dann lachte alles laut auf. Obwohl um ihn herum Fröh- lichkeit herrschte, konnte Gottlieb Wunderlich sich heute in dem mit Tabakdampf leicht geschwängerten Raume nicht recht wohl finden. Schon stand er im Begriffe, wegzugehen, da blickte ein ergrauter Männerkopf durch die Tür. Als die kleinen, blitzenden, stark bewimperten Augen ein wenig Umschau gehalten hatten, schob sich langsam eine dürrig gekleidete Gestalt nach. Der Eingetretene interessierte Wun- derlich. Gedankenvoll betrachtete er die runzligen Züge des



Zur japanischen Süd- polarexpedition.

Auch Japan, das jüngste der Kulturländer, hat sich jetzt entschlossen, sich an der Erforschung der antarktischen Zonen zu beteiligen. Es wurde eine japanische Südpolar- expedition entsandt, die mit allen modernen Hilfs- mitteln und vor allen Dingen mit den unent- behrlichen Polarhunden vorzüglich ausgerüstet ist.

Alten, und es kam ihm gleich der Gedanke, was mochte der Mann wohl schon alles im Leben durchgemacht haben.

In dem faltreichen Gesichte stand eine ganze Geschichte geschrieben. Mit zitternden Händen zog der alte Mann eine Gitarre aus dem schwarzen Futteral. Einige Male klimperte er darauf herum, dann holte er mit all der Umständlichkeit, die alten Leuten eigen ist, aus der hinteren Rocktasche ein großes, rotbuntes Taschentuch hervor und wischte sich erst gründlich die halensförmig gebogene Nase, die vorzüglich zu den noch in jugendlichem Feuer blizenden Augen paßte. Es machte den Eindruck, als ob das alles zum Programm des Alten gehörte.

Endlich war er soweit. Für Gottlieb Wunderlichs Geduld dauerte es reichlich lange. Aber wie staunte alles, als der fahrende Sänger ein paar tiefe, volle Akkorde auf der Gitarre angeschlagen hatte und plötzlich mit dröhnender Bassstimme rief: Es kommt zum Vortrag „Die Seeräuber!“ Sogar die „Barbesucher“ wurden aufmerksam und blickten durch die Scheiben.

Dann sang der Alte: „Schwarz, wie im Flor, hängen die Wolken nieder!“ Tunk, machte die Gitarre. „Wild peitscht die Flut die hohe Felsenwand!“ Tunk, tunk, tunk. — „Die

Was den zweiten Vers an zu singen fing, zuckte Wunderlich zusammen. Nervös fuhr er sich mit der Hand durch das schon stark gelichtete Haar. Plötzlich stand er auf, warf dem Alten ein Geldstück in den schabigen, alten Filzhut und stürmte hinaus. Die dröhnende Stimme verfolgte ihn bis auf die Straße. Doch bald bekamen die leisen, klagenden Töne, die er in sich aufgenommen, die Oberhand.

Dem Alten war es sicherlich auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er sich jetzt im hohen Alter sein Brot auf solche Art und Weise verdienen mußte. Sein Leben war nun abhängig von der Mildtätigkeit der Menschen. Gottlieb Wunderlich verspürte wieder den alten Hang zur Melancholie in sich, zu der er ganz besonders, wenn irgend etwas sein Inneres aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, sich hingezogen fühlte. Wenn er dann so nachgrübelte, ob es ihm auch so schlecht im Leben ergehen könne, wurde es ihm ganz wehmütig ums Herz. In solcher Stimmung war er am liebsten allein. Ganz von selbst lenkte er seine Schritte dem stillen Park zu. Mechanisch las er das kleine Schild an der Rückenlehne der grün gestrichenen Bank: Nur für Erwachsene. Noch einen Augenblick stand er sinnend da, dann schickte er sich.



Die Karambolage in den Hut.

Wie weit es in der Billardkunst gebracht werden kann, veranschaulicht unser Bild. Ein Berliner Billardmeister führte oftmals diesen Kunststoß seinen Freunden vor. Ein Ball steht an der Bande, der zweite befindet sich im Hute. Durch die geschickte Art des Stoßes macht der dritte Ball einen Sprung und damit eine Karambolage mit dem im Hut befindlichen.

Möwe kreischt, sie flattert auf und nieder, das Schiff streicht durch die Wellen, Gefährten seid zur Hand!“ Tunk, tunk, tunk. — „Große Beute uns winkt, wenn der Blis — durch die Luft — frachend sinkt“ — rrrrrrrrr — bumm.

Der Alte hatte mit seiner nervigen Faust so heftig auf den Tisch geschlagen, daß die zunächst Sitzenden erschrocken in die Höhe sahen. Ein verschmitztes Lächeln umspielte für einen Augenblick die eingeknickten Mundwinkel des Grantopfs — wahrscheinlich war das sein Haupttrick. Auf einmal zitterten, kaum hörbar, leise, klagende Töne durch den stillen Raum, ein greller Kontrast zu dem kraftvollen Gesänge von vorhin, der Anklänge an Wagner gehabt hatte. Darum war die Wirkung desto nachhaltiger.

Gottlieb Wunderlich wurde es ganz eigenartig ums Herz. Es war etwas ganz Feines und Klagendes, was die leisen Töne erzählten; es klang von verhaltenem Leid, vonummer und Sorge, von verlorenem oder vielleicht nie gekanntem Glück. In manchem ernstern Männerange schimmerte es feucht. „Was mag der alte Sänger im Leben wohl schon alles durchgemacht haben?“ dachte der junge Mann, denn das Spiel und der Gesang zeigten zu deutlich, daß jener einst bessere Tage gesehen hatte. Als der tiefe

Sein Blick glitt traumverloren über die klare Wasserfläche zu seinen Füßen. Stolze Schwäne kamen herangerudert und blickten ihn an. Als sich der junge Mann nicht rührte, tauchten sie ein paarmal den schlanken, weißen Hals in die kühle Flut und glitten auf der blanken Fläche anderen Stellen zu, lange, weiße Linien hinter sich herziehend. Und Wunderlich saß ganz still, so daß sich die rotgefleckten kleinen Fischlein auch näher ans Ufer wagten und nach einem Krümchen Brot Umichau hielten. Als sie nichts bekamen, verschwanden auch sie wieder, schnell, wie sie gekommen waren.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne, die am Tage glühend heiß gebrannt, hatte ihre volle Kraft verloren. In den Baumkronen der alten Symuloren aus den fernen Landen rauschte es geheimnisvoll; und eine Drossel oben im Gezweige schmetterte ihre jubelnden Töne in die helle, klare Abendluft. Alles atmete Frieden und Ausruhen nach des Tages Lust und Hitze. Das Angelusglöcklein des nahen Klosters kloppte einigemal; es rief die barmherzigen Schwestern zur stillen Abendandacht.

Gottlieb Wunderlich blickte, in Gedanken versunken, zur Seite und erschrak. Dort, ganz in der Nähe, in einem

kleinen, schmutzigen Graben, umringt und fast bedeckt von modernem Staub, lag ein Gegenstand, so einfach, daß Gottlieb darüber hätte lachen müssen, wenn er nicht in seinen Träumen und Grübeleien gerade jetzt den ersten Platz behauptet hätte: Es war ein alter weicher Filzhut. Und dieser alte Filzhut glich dem zerknüllten Hute, den der ergraute Sänger in seiner zitternden, runzeligen Hand gehalten hatte, wie ein Ei dem andern. Wieder hörte er den Alten singen, so sanft, so zart, so rein, wie ein Hauch aus weiter Ferne, eine wehmütige Klage für diejenigen, die weicheren Regungen zugänglich sind.

Und Wunderlich war mitteilig und gut; ja so herzensgut, wie es nicht viele Menschen gibt. Ihn dauerte auch der alte Filz in seiner Nähe.

Ob er wohl auch einst gute Tage erlebt hatte? Doch, was war das? Bewegte sich nicht der alte Hut?

Fast war es Wunderlich, als wenn er sich geräuspert hätte. Geräuspert wie einer, der etwas erzählen will. Vielleicht sein Schicksal? Oder hatte ihn nur der kühnende Lustzug bewegt. Da lag er nun, der alte Filz; einsam und verlassen; in der elendesten Verfassung; ein Rest ehemaliger Schönheit.

So vergeht die Herrlichkeit der Welt! dachte der junge Mann mit Behmut. Und obwohl Gottlieb Wunderlich wußte, daß dem alten Filz niemand mehr helfen konnte, redete er ihn mitteilig an. Der Alte fühlte sich durch diese Teilnahme — oder durch den Wind — bis ins Innerste bewegt und auf Gottlieb Wunderlichs Wunsch erzählte er seine Lebensgeschichte.

„Vor Jahren, genau weiß ich die Zeit nicht mehr,“ so hub der Alte mit leiser, bewegter Stimme zu reden an, „wanderte ich von der Fabrik, in der ich das Licht der Welt erblickt hatte, wohlverpackt mit vielen Brüdern in einer großen dunklen Kiste in ein feines, großes Hutgeschäft an einer sehr belebten, breiten Straße. Zuerst wußte ich noch nicht,

was oder wer ich war; ich kam mir mit dem runden Kopf, und der biegsamen, sehr weichen Krempe am unteren Rande ganz eigentümlich vor. Ich ahnte aber doch, daß ich zu etwas Höherem geboren war.“

Der Alte hielt einen Augenblick inne und blickte anscheinend wehmütig zur Seite, nach der Stelle hin, wo ehemals die biegsame, sehr weiche Krempe gefesselt hatte; jetzt waren nur noch einige spärliche Reste davon da. Dann aber ging's wie ein Naden und Leben durch seinen Filzleib, und mit leiser Stimme fuhr er im Reden fort:

„Als das junge, schöne Fräulein — wirklich Herr,“ schaltete der Alte hier vertraulich ein, „sie war schön, sehr schön, ich hatte noch nie so etwas Stolz und Schönes gesehen“ — „als es mich ausgepackt, geglättet und fein säuberlich abgeblüht hatte, rief es plötzlich verwundert aus: „O, was für ein schöner Hut! . . . So einen muß mein Schatz auch bekommen!“ . . . Die anderen jungen Dämchen schrien, nein, eine Lache sogar laut; ob über mich oder das verliebte Fräulein, weiß ich nicht. Es war mir im Moment auch vollständig gleichgültig, denn mir klang immer noch in den Ohren: „O, was für ein schöner Hut!“ Gleich wurde ich stolz und — auch wohl ein wenig hochmütig. Doch habe ich später erfahren, daß es unter den Menschen auch so geht. Staun ist einer zu etwas gekommen, gleich sieht er auf seine ehemaligen guten Bekannten von oben herab; er dünkt sich jetzt besser wie diese und denkt nicht daran, daß er auch nur ein Wesen ist, wie alle seine Mitmenschen, und daß er ebensowenig seine Haut abstreichen kann, wie diese, wenn er auch hundertmal bessere Kleider anzieht.“

Der alte Hut hatte das letztere mit einiger Bitterkeit gesprochen, und obwohl der junge Mann als Vertreter des Menschengeschlechtes ihm eigentlich etwas hätte entgegen müssen, tat er es doch nicht, weil er aus Erfahrung wußte, daß der Alte vollkommen recht hatte.

Fortsetzung folgt



Zur Unterhaltung.



— Ein gefährlicher Wagen. Im Sommer 1811 reiste der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nach Schlesien. Zwischen Berlin und Frankfurt a. O. brach der Wagen, und ehe Ersatz herbeigeschafft werden konnte, bot der Staatskanzler Graf Hardenberg dem Könige den seinigen an, den dieser auch annahm. Da gewahrte der Monarch im Wagen des Staatskanzlers zu seinem Staunen acht Pistolen. Er ließ sie vom Kugeladjutanten untersuchen, ob sie geladen seien, indem er bemerkte: „Habe noch niemals gehört, daß in meinem Lande so unsicheres Reisen ist; ist Ihnen schon einmal etwas begegnet?“ Der Graf verneinte natürlich. Bald darauf traf der requirirte Wagen ein und der König meinte beim Verlassen der Kutsche des Kanzlers: „Ich bin in der That froh, wieder heraus zu sein; denn es war ordentlich graulich darin!“
E. K.

— Undankbarkeit des Mameluden. Nach der Abdankung Napoleons I. sollte ihm Roustan, sein Mamelud, in die Verbannung folgen und erhielt von ihm 30 000 Frs. zu Fontainebleau. Diese Summe sollte während seiner Abwesenheit den Unterhalt seiner Familie sichern. Roustan ging auch wirklich nach Paris, um seine Angelegenheiten zu ordnen; er änderte sein Vorhaben jedoch und folgte seinem Herrn nicht nach der Insel Elba. Als Napoleon von Elba zurückkam und sich wieder in Besitz der Macht setzte, stellte sich Roustan wieder in den Tuileries ein, um seinen Dienst anzutreten. Der Kaiser aber sagte, daß, wenn sich der Mamelud nicht aus eigenem Antrieb davonmache, solle man ihm zum Willkommen die Peitsche geben. Dieser Begebenheit erinnerte sich Napoleon einst auf St. Helena und bemerkte darüber: „Roustans Betragen hat mich nicht überrascht. Er hatte eine Slavenseele. Von dem Augenblick an, wo ich aufhörte, Herr zu sein, mußte er sich des Dienstes gegen mich entbunden glauben!“
E. K.

— „Aber Freund, wie sehen Sie denn aus; Sie sind ja ganz geschunden, welcher Esel barbiert Sie denn?“ — „Ich rasiere mich selbst.“

— Ein Arzt fragte den Diener eines seiner Patienten, welcher als Gewohnheitstrinker bekannt war, wie dessen Befinden sei. — „Nun,“ sagte der Diener, „der Appetit ist nicht groß, aber der Trinkeit ist allerweil stark.“

Ein spanischer Bettler zu Pferde bat einen Fußgänger, dem er auf der Landstraße begegnete, um ein Almosen. „Wie,“ sagte dieser, „Sie betteln und haben ein Pferd?“ „Um so notwendiger ist es, da ich auch noch ein Pferd erhalten muß.“

Ein liebender Ehegatte klagte einem Arzte, daß seine Frau an den Augen lide. „Gebt ihr alle Morgen ein kleines Glas Branntwein, mit dem mag sie sich die Augen waschen,“ verordnete der Doktor. Einige Wochen darauf traf er den Gemahl und fragte ihn: „Nun, hat Eure Frau meinen Rat befolgt?“ „Sie hat es versucht, Herr Doktor, allein sie konnte das Glas nie höher, als bis an den Mund bringen,“ lautete die Antwort.

Ein dem Andenken einer verstorbenen Gattin errichteter Grabstein in Maine, in den Vereinigten Staaten, trägt folgende Inschrift: „Tränen können Dich nicht mehr zum Leben zurückrufen; darum weine ich.“



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtweiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-
Lilienmilch-Salbe

von Bismarck & Co., Badelaben
à St. B. Ueberall zu haben.



Räffel-Otze.



Bezierbild.



Wo ist der Ketter in der Not?

Logograph.

Ein Pulver ist's, das man nicht rauchen sieht,
Doch ohne a ein schändliches Gemüt.

*

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.
Die fettgedruckten Buchstaben ergeben richtig zusammen-
gestellt den Namen des Verfassers.

Staufgabe.

Hinterhand erhält folgende Karten:



Vorderhand hat unverlierbares offenes Null. Mittelhand paßt, und Hinterhand sagt Großspiel mit Schneider an. Im Satz liegt Sch D und K. Das Spiel geht verloren, da die Gegner 33 Augen erhalten. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Schieberrätsel.

Die Wörter: Ruchholz, Weinrebe, Abgesang, Seeunten, Zöllner sind seitlich so zu verschieben, daß drei nebeneinanderstehende Reihen ein deutsch-österreichisches Schlagwort ergeben.

Arithmetische Scherzfrage.

Als eine Person gefragt wurde, wann sie zur Welt gekommen sei, antwortete sie: „Ich wurde geboren, als die Jahreszahl hinten wie vorn und unten wie oben war.“

Sachrätsel.

Vereint — vom Anbeginn des Lebens
Bringt's dir Erfüllung deines Strebens.
Doch auch an deines Lebens Schwelle,
Führt's dich zum Himmel oder Hölle,
Getrennt bringt es zwar oftmals Schaden,
Auch braucht man es in Haus und Laden.

Anagramm.

Mit 1, 2, 1 und 3 benennt die Sage
Die Jugendpracht der ersten Erdentage;
Doch aller Pracht und Jugend Unbestand
Zeigt 1, 3, 2 und 1 mit kalter Hand.

Ein dunkler Fall.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Versteckrätsel: Ludwiga Auerbach.

Scharade: Saumselig.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Feind steht dann in der linken oberen Ecke.

Räffelprüfung:

Sieh nicht aus nach dem Entfernten
Was dir nah' liegt, mußt du tun,
Säen mußt du, willst du ernten.
Nur die fleißige Hand wird ruh'n.

Redaktion: Erwin Ebyffen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 26.

Sonntag, 25. Juni.

Jahrgang 1911.

Schicksale eines Hutes.

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Am meisten hätte es mich gefreut,“ erzählte der alte Hut weiter, „wenn das stolze, schöne Fräulein mich noch weiter mit ihren kleinen, weißen Händen gestreichelt hätte. . . .“
 „Aber!“ lachte der Alte nach einer kleinen Pause plötzlich auf, „das war damals, als ich auch noch jung und schön war; heute würde mich wohl keine zarte Damenhand mehr streicheln und lieblos. Aber ich tröste mich, denn den Herren der Schöpfung ergeht's ja genau so, bei den Menschen ist's also nicht anders.“

Gottlieb Wunderlich nickte.

Eine kleine Weile wurde es still, ganz still zwischen den beiden. Das kleine Glöcklein in der Klosterkirche klappte wieder. Wahrscheinlich war die stille Andacht zu Ende. Zu den alten Eukomoren rauschte es geheimnisvoll. Die Dämmerung wob immer dichtere Schleier; und schon konnte man erkennen, daß die dunkle Nacht herniederschwebte wie ein

schwarzer Vogel, der seine Riesensittiche ausbreitet. Die Vöglein sangen nicht mehr. Auch sie waren zur Ruhe gegangen, um mit frischen Kräften den auf die dunkle Nacht folgenden Tag jubelnd begrüßen zu können.

„Soll ich weiter erzählen, Herr?“ unterbrach auf einmal der alte Hut die geheimnisvolle Stille.

„Bitte! bitte!“ beeilte sich Gottlieb Wunderlich zu sagen, — er war bei der plötzlichen Anrede des Alten geradezu erschrocken. Der alte Hut räusperte sich ein wenig; dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Wenn ich auch selbst das Schildchen, das man mir vor die Stirn gesteckt hatte, nicht lesen konnte, merkte ich doch bald an den neidischen Blicken und Reden der neben mir im Schaufenster ausgestellten Kollegen, daß etwas Besonderes auf meinem Preiszettel stand. „Das Allerneueste und Beste der Saison,“ hörte ich die anderen hämisch flüstern; kurzum, ich war bei meinen Gefährten und Kollegen schon gleich verhaßt, weil ich von etwas besserem Herkommen war wie sie. Obwohl ich mich nach Kräften bemühte, ihnen zu zeigen, daß ich darauf gar nicht eingebildet war, es war und blieb eine gewisse häßliche Spannung zwischen uns. Nur



Zum 25. Todestag
 König Ludwig II. von
 Bayern.

Die Gedächtniskapelle
 im Schlosspark v. Berg.
 Vor 25 Jahren ertrank
 der König Ludwig II.
 von Bayern im Starn-
 berger See. Der Stelle
 im See gegenüber ist im
 Schlosspark von Berg
 eine Gedächtniskapelle
 erbaut worden, in wel-
 cher anlässlich des 25.
 Todestages ein feierli-
 cher Gottesdienst abge-
 halten wurde.

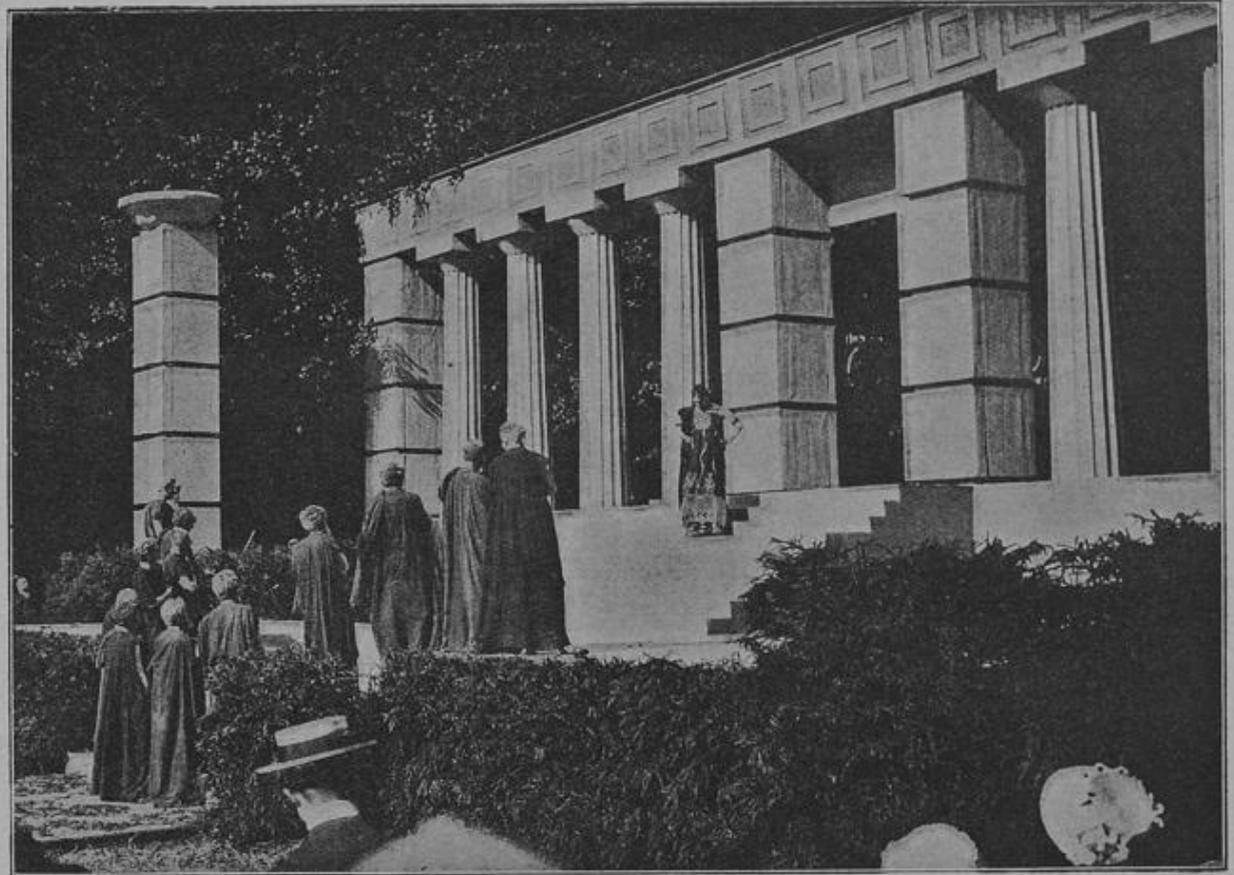
wenn jemand vor unserem Schaufenster stehen blieb, machten alle freundliche Gesichter, als wenn lauter Zufriedenheit und Einigkeit unter uns geherrscht hätte."

"Ja, ja," unterbrach Gottlieb Wunderlich den geschwätigen Alten, „das geht überall so, bei den Menschen aber wohl am schlimmsten. Der Neid spielt allerwegen eine große Rolle. Aber noch schlimmer ist es, wenn diejenigen, die sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet haben, was sie noch dazu sehr häufig nicht dem eigenen Verdienst, sondern nur der Gunst und Fürsprache anderer zu verdanken haben, sich prägenhaft überheben und glauben, auf andere, die nicht solch' großes Glück gehabt und etwas weniger Geld verdienen — manchmal sogar bedeutend weniger — verächtlich herabzublicken zu können. Diese Emporkömmlinge vergessen ganz und gar, was sie gewesen sind.“ Die Worte klangen etwas bitter aus dem Munde des jungen Mannes. Der Luftzug war etwas stärker geworden und

vor meinem Schaufenster zwei Ehepaare in den mittleren Jahren. „Ach nein,“ hörte ich die brünette, etwas reichlich runde Dame erstent ausrufen, „das nenne ich aber eine liebe Ueberraschung! Wie geht's! . . . Gut! . . . Das freut mich sehr. . . O, uns geht's auch sehr gut, ja wohl, wir sind zufrieden. . . Aber es ist doch riesig nett, daß wir uns mal wiedersehen. . . Wir müßten uns eigentlich öfter zusammenfinden. Es ist doch zu schön. . .“

Kaum hatten die so lebhaft und herzlich Begrüßten sich entfernt, da verschwand das liebevolle Lächeln aus dem runden Gesicht der corpulenten Dame und ein häßlicher, boshafter Zug kam zum Vorschein. „Warum paßt du nicht besser auf!“ zischte sie wütend ihren gleichmütig in die Welt blickenden Manne zu. „Du weißt recht gut, daß ich mit dem Volk nicht zu tun haben will.“

„Aber du heßt sie doch eingeladen,“ wagte der große, starke Mann zu entgegnen.



Naturtheater-Aufführung des Düsseldorfer Schauspielhauses.

Im herrlichen Park des alten Hofschlosses zu Benrath unweit Düsseldorf veranstaltet das weithin wegen seiner künstlerischen Leistungen berühmte Düsseldorfer Schauspielhaus unter der Direktion Dumont-Lindemann Freilicht-Aufführungen. Zu der ersten, Sophokles' Antigone, waren fast 3000 Zuschauer erschienen. Sie fand lebhaften Beifall, obwohl die Ungunst der Witterung die Darsteller zwang, mitten im Stück die Aufführung abzubrechen.

bewegte jetzt die dünneren Zweige an den Bäumen und Sträuchern.

„Nun stand ich am Fenster,“ fuhr der alte Gut in seiner Erzählung fort, „und rund herum die vielen anderen Hüte, schwarze, braune, grüne, kurzum, in allen Farben und Formen, die die Mode geboren und mit Hohn und Spott in die Welt geschickt hatte. Doch ich will nicht länger von meinen Schicksalsgefährten reden, sie werden jetzt auch wohl längst eingesehen haben, daß sie in der Wahl ihrer Eltern nicht vorsichtig genug gewesen sind. . .“

Auf meiner hohen, gelben Stange konnte ich so recht das Straßenleben durch die große, blanke Fensterscheibe beobachten. Ja, Herr, als stiller Beobachter sieht und hört man manches, besonders, wenn man sich etwas dumm stellt.

Gleich im Anfang meiner Laufbahn trafen sich zufällig

Da kam er aber schon an. „Du weißt ganz gut, daß man das nur aus Höflichkeit sagt, weil man eben gebildet ist. . . Natürlich, du würdest es ihnen ja ins Gesicht gesagt haben, daß sie unaufrichtig sind!“

„Aber Liebe, ich denke . . .“

„Schweig,“ herrschte sie ihn leise an, wobei sie mich interessiert betrachtete; „ich weiß ganz genau, was sich paßt und nicht paßt!“ Dann gingen sie weg.

Ein andermal stand ein junger Mann vor unserem Schaufenster, nach der neuesten Mode gekleidet, und sah uns Hüte durch seinen vergoldeten Kneifer so recht blasiert und hochmütig an. Da stand plötzlich ein einfach angezogener, ungefähr gleichaltriger Jüngling neben ihm. Er schien vom Lande zu sein, denn der grüne Jägerhut und die mit Lehm beschmigten Stiefel deuteten darauf hin. Als der Land-

mann weggehen wollte, streifte sein Blick den neben ihm Stehenden und erstarrt rief er aus: „Ah, sieh da, Fritz! Das ist ja famos, daß wir Schulkameraden uns nach so langer Zeit einmal wiedersehen. Es geht dir sicher sehr gut.“ Prüfend ließ der Sprechende den Blick über sein Gegenüber gleiten. „O, gewiß,“ erwiderte der andere, „es geht mir sehr gut — ich konnte es erkennen, er lag — nur momentan bin ich in Verlegenheit. Ich wollte ein selten schönes Gemälde für meine Sammlung kaufen und nun entdecke ich eben, daß ich in der Eile mein Portemonnaie vergessen habe. Fatal, höchst fatal! Und ich habe auch keine Zeit mehr, nach Hause zu eilen; der Verkauf findet gleich statt.“ Der junge Elegant machte dabei ein ganz betrübtes Gesicht.

„Mußt du denn viel haben?“ fragte der andere treuherzig, „mit 100 Mark kann ich dir ausbelfen.“

„Ich beobachtete scharf. Obwohl der Feine sich zusammenriß, bemerkte ich doch das Triumphierende in seinem Blick.“

Unter lebhaften Dankesworten nahm er die blaue Note an, sich dabei verflohen umsehend. „Natürlich, natürlich,“ wehrte der biedere Landmann ab, „ist das Ehrensache. Wenn du es mir direkt wiederzuschickst, bekomme ich es früh genug. Nur bringe mich bitte nicht in Verlegenheit, ich muß das Geld abliefern.“

„Einige Tage später mußte ich doch herzlich lachen,“ redete der Alte weiter. „Ein junges Ehepaar war gerade vor mir stehen geblieben. Das war ein ungleiches Paar. Sie war noch sehr jung; auch hübsch, aber etwas zu zierlich gebaut, dabei übermäßig nach der Mode herausstaffiert. Gekrönt wurde der ganze Puß von einem riesigen Hut, der die Form eines mit Blumen geschmückten Bienentorbes hatte. Ihre Augen schossen giftige Pfeile nach dem großen, starken Mann, mit dem aufwärts gebürsteten kräftigen Schnurrbarte, der sie anscheinend beruhigen wollte. Ich hörte bald heraus, daß die beiden noch nicht lange verheiratet waren. Was vorzufallen war, konnte ich nicht erraten. Auf jeden Fall hatte sie aber zu sagen. „Sofort gehen wir jetzt nach Hause!“ züchte sie ihn wütend an. Es zuckte zwar etwas im Gesicht des blonden Riesen; doch als er sich nicht gleich in Bewegung setzte, redete sie ihre kleine, schwächliche Gestalt empor und warf dem starken Manne an ihrer Seite einen Blick zu — einen Blick, sagte ich ihnen, Herr, daß der blonde Hüne wie von der Tarantel gestochen zusammenzuckte und nicht mehr wagte, eine schiefe Miene zu ziehen; gehorsam folgte er seiner Herrin.“

Der alte Filz bewegte sich wieder und Gottlieb Wunderlich glaubte, em Richern zu vernehmen. Er hätte gar nicht gedacht, daß er heute noch so viel aus dem Menschenleben



Eine neue Universität in Venezuela.

Trotz der vielen inneren Krisen in der Republik Venezuela wird die Pflege der Wissenschaften dort nicht vergessen. In der Hauptstadt Caracas ist kürzlich eine neue Universität errichtet worden.

„Nein, nein.“ beteuerte der andere, „noch heute geht's ab. Nochmals besten Dank.“ Freundlich schüttelte er seinem Helfer in der Not, der sich verabschieden mußte, die Hand. Raum war der gute Mann weg, als sein feiner Freund das stark parfümierte Taschentuch herauszog und sich damit die Hände abrieb.

„Nanu,“ hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich, „in was hast du denn gefaßt?“ Ein ebenfalls feinerhaft gekleideter junger Mann trat neben ihn.

„Habe einem Bauern, der immer noch große Stücke darauf hält, daß er die Ehre gehabt hat, mit mir die Schule zu besuchen, die Hand reichen müssen.“

„Was, so etwas macht man auch nicht.“ Verächtlich rümpft der Angekommene die Nase.

Sein Freund flüsterte ihm etwas zu.

„So, so: dann natürlich. Dann komm schnell, mein lieber Fritz, daß wir deine edle Hand, woran noch der plebejische Schmutz haftet, mit einem guten Tropfen reinwaschen. Es lebe die Freundschaft unter guten Menschen!“

Fibelen Sinnes zogen die beiden Seelenverwandten ab, um das Geld des einfachen Mannes, der wohl niemals davon etwas wieder zu sehen bekommen haben wird, zu verjubeln.“

Der alte Filz schüttelte sich anscheinend innerlich vor Aerger und Ekel; denn er bewegte sich ein wenig.

erfahren würde. Aber, das mußte er anerkennen, der Alte wußte so ausgezeichnet zu erzählen, daß man ihm stundenlang hätte zuhören können.

„Ich könnte Ihnen noch vieles erzählen,“ fuhr der alte Filz fort, als wenn er den Gedankengang seines Zuhörers erraten hätte, „aber Sie werden die Welt als Mensch noch besser kennen, wie ich. Die Welt mit ihrem falschen Schein, mit ihrem Lug und Trug, ihrer inneren Hohlheit und Verderbtheit; die Welt, in der oft die schönste Schale den häßlichsten Kern birgt, während andererseits ein häßliches Wesen mit treuem Herzen gar nicht beachtet wird; die Welt, in der einer des anderen Teufel ist, in der der Höherstehende meistens verächtlich auf diejenigen herabblickt die vom Glück nicht so begünstigt sind, ohne zu bedenken, daß zum Schluß, wenn das große, geheimnisvolle Schweigen kommt, alle gleiche sind; die Welt — hm —“ Der Alte knurrte noch verschiedenes vor sich hin, was Gottlieb Wunderlich nicht verstehen konnte.

Die Luft war etwas drückend und einschläfernd geworden. Die beiden ungleichen Bekannten, der alte Hut und der junge Mann, sagten nichts mehr. Warum mochte der gesprächige Alte auf einmal so still geworden sein? War er eingeschlafen? Ein flüchtiges Wiesel huschte über den Weg, keiner achtete darauf. Plötzlich bewegte sich der Alte wieder und mit leiser Stimme fuhr er mit Reden fort.



Die Krönungsrobe der Königin Mary von England.

Ueber ein Jahr lang waren unzählige fleißige Hände beschäftigt, die Robe herzustellen, die die Königin Mary bei den Krönungsfeierlichkeiten tragen wird. Die goldene Stickerei der Robe stellt die Wappenzeichen der vereinigten Königreiche England, Schottland und Irland dar, die den in der Mitte befindlichen Stern von Indien umranken. Die Schleppe ist 5 Meter lang und mit ausgesucht wertvollem Hermelin verbrämt.

„Einmal bekam ich Angst. Es war die Zeit, als ich zum ersten Male Kinder, Frauen und alte Männer auf der Straße hin- und hergehen sah, den Vorübergehenden kleine, gelbe, Blumensträußchen entgegenhaltend. „Nur 10 Pf.“

hörte ich die ärmlich gekleideten Menschen, denen die Not und Entbehrung ansehen konnte, rufen. Dann und wann wurden ihre Bemühungen belohnt. So etwas war mir neu. Als ich ankam, war es noch kalt gewesen. „Ach,

Vom deutschen Rundflug 1911.

Lindpaintner nach seiner Ankunft in Magdeburg. Die erste Etappe des deutschen Rundfluges bildet die Strecke Berlin-Magdeburg, 143 Kilometer, die von Lindpaintner als Erster in 2 Stunden 7 Minuten zurückgelegt wurde.



wie schön!" hörte ich das junge, schöne Ladenfräulein, das ich ganz besonders in mein Herz eingeschlossen hatte, weil sie noch immer so zart und liebevoll freichelte, jubelnd zu einer anderen Verkäuferin sagen, „die ersten Frühlingsblumen!" Gleich summte sie: „Der Mai ist gekommen —“ und hantierte dabei nochmal so flink. Etwas Geheimnisvolles mußte über sie gekommen sein, etwas, was ich noch nicht verstand. Die Sonne schien an dem Morgen recht warm in unser großes Schaufenster herein. Man fühlte sich sehr wohl durch die Einwirkung der warmen Strahlen. Erschreckt fuhr ich plötzlich zusammen. Im Laden hörte ich die Stimme unseres Herrn: „Aber Fräulein, daran müssen Sie doch denken!" sagte er erregt. „Nun, aber schnell!" Ein Trippeln wurde hinter mir hörbar. Auf einmal sah ich unser Fräulein draußen, an einer Seite unseres Fensters stehen. Sie blickte gar nicht nach uns hin. Vielleicht schämte sie sich weil sie Schelte bekommen hatte, und weil dies recht selten vorkam, wirkte sie desto nachhaltiger. Das arme Fräulein hatte einen ganz roten Kopf. In der rechten Hand hielt sie ein krummes Ding, wie ich es schon einmal bei einem Drehorgelmann gesehen hatte. Plötzlich entstand über mir ein knarrendes Geräusch, und o Schreck, oben löste sich etwas Großes, Breites von der Wand ab und senkte sich, bei dem eifrigen Drehen des Fräuleins, tiefer und tiefer. O je, dachte ich, jetzt ist es vorbei. Ich glaubte, wir sollten ersickt werden. Doch bald stand das graue Ungeheum still und das Fräulein kehrte in den Laden zurück. „Daran habe ich gar nicht gedacht," sagte sie zu den anderen, „ihr hättet mich auch erinnern können. Wenn die Sonne ein paar mal auf die Hüte scheint, sind sie hin." Ich konnte aus ihrem Ton hören, daß sie absolut nicht mehr böse über die Schelte war. Jetzt verstand ich auch, daß das Gefürchtete nur liebevolle Fürsorge für uns Hüte gewesen war.

Kontinierung folgt.

Sinnsprüche.

Nastlos vorwärts mußt du streben,
 Nie ermüdet stille stehn,
 Willst du die Vollendung sehn;
 Mußt ins Breite dich entfalten,
 Soll sich dir die Welt gestalten;
 In die Tiefe mußt du steigen,
 Soll sich dir das Wesen zeigen,
 Nur Beharrung führt zum Ziel,
 Nur die Fülle führt zur Klarheit,
 Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

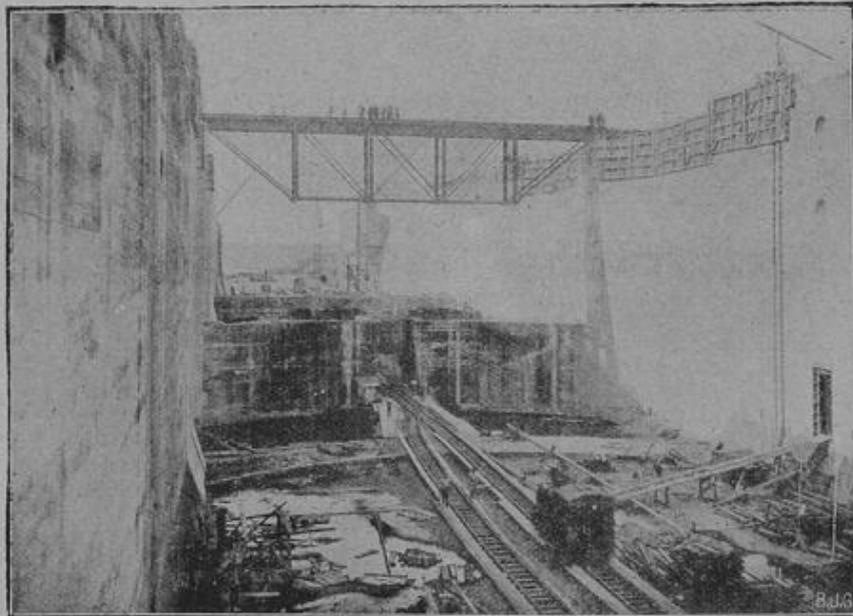


Das Columbus-Denkmal bei Colon.

Bei dem Manne liegt die Kraft im Gehirn, bei der Frau im Herzen; und wenn der Kopf auch regiert, so ist es doch das Herz, welches gewinnt. Smiles.

Zum Bau des Panama-Kanals.

In absehbarer Zeit wird der Panamakanal fertiggestellt sein und damit eins der bedeutendsten Bauwerke des 20. Jahrhunderts. Besonders schwierig gestalten sich die Ausschachtungsarbeiten bei Gatun, in dessen Nähe zwei Schleusen angelegt werden, die nach ihrer Vollendung die größten Schleusen der Welt sein dürften.



Die größte Schleuse der Welt bei Gatun.

Der Bauer.

Von W. Otte.

(Nachdruck verboten.)

Nun war der Franzl in der großen, fremden Stadt und besuchte das Gymnasium. Er konnte sich gar nicht gewöhnen und kam sich so verlassen vor. Er war zwar bei Verwandten in Pension gegeben, doch die hatte er nie vorher gesehen. Er hatte es ja gewußt, daß es ihm in der Stadt nicht gefallen würde, und daß er immer Heimweh nach seinen heimatlichen Bergen haben würde. Und er hatte deshalb den Vater und die Mutter so herzlich gebeten, ihn nicht fortzuschicken. Doch sein Vater war ein stolzer und unbeugsamer Mann, und die Bitten seines zweiten Sohnes vermochten nicht, ihn von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen. Er meinte es ja auch nur gut mit dem Franzl, doch der war noch zu jung, um das einzusehen. Denn in seiner Heimat erbt der älteste Sohn den väterlichen Hof, und die anderen Geschwister müssen sich mit einem verhältnismäßig geringen Anteil begnügen. Deshalb wollte der wohlhabende und selbstbewußte Mann

Nachmittag in den Hausgarten, wo das einzige Töchterchen seiner Verwandten mit Gespielen herumtollte. Erst hatte das verjüngte, ausgelassene Mädchen ihn in ihren lustigen Kreis hereinziehen gesucht. Aber als er sich so blöde und schwerfällig stellte bei dem Spiel, hatte man bald mit Hohn und Gelächter von ihm gelassen: „Ach, laßt doch den Bauern, der kann ja doch nur Ziegen hüten!“

„Bauer!“ Da hatte er den Spottnamen!
Und so stand er denn abseits in einem Winkel des Gartens, sah mit trüben Augen dem Spiele der anderen zu und träumte. Träumte von dem grünen Heimatstal, von den silbernen Bächen, von dem Wald mit seinen lustigen Singvögeln. Und allgemach tritt ihm das Wasser in die Augen, er hört und sieht nichts mehr vom heitern Spiel der Stadtkinder. Er sieht das väterliche Haus vor sich. Der Vater tritt eben aus der Tür und schreitet den Ställen zu, aus denen er deutlich die Stimme der Mutter herüberschallen hört, die mit den Mägden spricht. Und schau, da kommt ja sein Bruder um die Hausecke gelaufen. An ihm empor springen die beiden großen Hofhunde, die guten, treuen Spielkameraden. Franzl stößt einen hellen Nauchzer aus und will ihnen entgegen. — — — Da tört



Das steinerne Stammbuch.

Ein eigenartiges steinernes Stammbuch befindet sich bei Groß-Zena. Im Anfang des 18. Jahrhunderts lebte zu Naumburg ein Hofjuwelier und Kaufmann Steinäuer, der ein sehr weinstroher Mann war und den die Liebe zum heimischen Gewächs auf die Idee brachte, an den steinernen Wänden seiner Weinpflanzung Reliefbilder ausshauen zu lassen. Die Werke sind noch jetzt erhalten, doch etwas verwittert. Es sind Widmungen von Freunden und Verwandten, daher der Name „Steinernes Stammbuch“.

seinen Zweifältesten etwas Tüchtiges lernen lassen, daß er später nicht abhängig wäre vom älteren Bruder, sondern allein und aufrecht durchs Leben ginge.

Freilich, hätte die Mutter gesehen, wie ihr sonst so sonniger, heiterer Liebling da drunten in der Stadt sich verlassen fühlte und sich sehnte nach der Heimat, nach dem elterlichen Hause, sie hätte es wohl durchgesehen, daß er zurückkommen durfte. So aber bekam sie von den Verwandten immer beruhigende Nachrichten: dem Franzl gefiele es sehr gut, in der Schule läme er ganz gut vorwärts, und es würde sich schon machen mit ihm. Es war ja dem kleinen Beamten nicht zu verdenken, wenn er sich diese nette Nebeneinnahme, die er durch das Pensionsgeld des Knaben hatte, zu sichern suchte. So schrieb er denn auch an Franzls Eltern, sie möchten ihre Einwilligung geben, daß ihr Sohn im ersten Pensionsjahre während der Ferien nicht nach Hause kommen sollte, denn das würde ihn in seinem Lernen wieder zurückbringen; es wäre das Beste, wenn man ihn sich erst mal in der Stadt ordentlich einleben ließe. Und Franzls Vater gab seine Einwilligung.

Nach den Schulstunden durfte der Knabe einige Zeit am

von oben her die schrille Stimme der Tante über den Garten und ruft ihn aus seinen Träumen an die Bücher.

Alle paar Wochen bekommt er einen Brief von der Mutter, sie freut sich, daß es ihrem Jungen in der Stadt so gefällt, und er in der Schule gute Fortschritte macht. Und sie berichtet ihm immer ausführlich die kleinen Vorkommnisse, die ihr für ihn von Interesse erschienen. Spät abends, wenn er noch über seinen Büchern sitzen mußte, zieht er oft die Zeilen hervor, liest sie immer wieder, und seine Tränen tropfen darauf. Er beantwortet immer bald jedes mütterliche Schreiben. In dem unbeholfenen Kinderbrief steht oft etwas zu lesen, was die Mutter ja nicht zu wissen braucht, und der Onkel streicht das immer wieder und läßt ihn den Brief nochmals schreiben. So geht denn sein erstes Schuljahr in der Stadt zur Reize. Er hat soviel lernen müssen; wird nun auch wohl zu Ostern in die nächste Klasse aufrücken. Und dann darf er in den Ferien nach Hause! Denn die Reise ist von seiner Versetzung abhängig gemacht, so sagt der Onkel. Von dem vielen Arbeiten und Stubenhocken sind ihm die Wangen mager und bleich geworden, und das Heimweh hat ihm den frohen,

hellen Glanz aus den Augen gewischt. Freilich, bei dem Gedanken, vielleicht bald heim zu kommen, ist ein Leuchten unendlicher Freude dahin zurückgeführt. Er lernt und arbeitet bis zur Grenze seiner Kraft, um nur ja das Ziel zu erreichen.

Ein Sonntag vor Ostern. Ein leuchtend heller Frühlingstag. Vom blauen, klaren Himmel herab scheint warm und belebend die Sonne.

Franzls Verwandte haben einen Gang mit befreundeten Familien zur weißen Mühle gemacht, einem beliebten Ausflugsort außerhalb der Stadt am Flusse. Die Eltern sitzen im Wirtshausgarten, und die Jugend spielt am Flußufer. Die Knaben lassen Papierschiffchen schwimmen, die Mädchen flechten von den ersten Frühlingsblumen Kränze und vertrauen sie den Wassern an. Bis das ihnen zu langweilig wird. Sie spielen Haschen und eilen auch über den Spielplatz hinaus, wo das Geländer am Ufer nicht mehr schützt.

Franzl steht an der Böschung und schaut auf den Fluß hinab. Hier ist wohl sein liebster Ort. Es ist ja das Wasser, das aus seinem Heimatsgebirge kommt, in diesen Fluß ergießt sich ja der Bach, der durch das Heimatstal eilt. Der frohe Glanz strahlt wieder in seinen Augen auf: in kurzer Zeit wird er ja wieder daheim sein, wird er wieder — Da geht ein Schrei an sein Ohr, ein Schrei des Schreckens und der Todesangst. Er blickt zu der Stelle hin, wo die Kinder gespielt und sieht das Entsetzliche: im Eifer des Spiels ist wohl ein Mädchen dem heißen Ufer zu nahe gekommen, hat den Halt verloren und ist hinabgestürzt in das eilend dahinfließende Gewässer. Er sieht nicht, daß es das Töchterchen seiner Verwandten ist; er sieht nur, daß die Gespielen da unten ratlos stehen, er sieht, daß die Verunglückten in der Flußkrümmung immer weiter abtreibt. Bis die Erwachsenen kommen, die helfen können, wird es zu spät sein!

In kurzen Sprüngen eilt er schon eine Strecke flußabwärts, wirft die Jacke fort und springt in den Fluß. Er hat das Schwimmen in den klaren heimatischen Gebirgsseen gelernt und ist ein guter Schwimmer. Er hat die Entfernung richtig eingeschätzt und kommt auf die Verunglückten zu. Jetzt hat er sie erreicht und schwimmt mühsam mit ihr dem Ufer zu. Seine Schwimmbewegungen werden

unter der Last immer unsicherer und kraftloser. Ganz langsam nur kommt er dem Lande näher, und als man ihm jetzt die Gerettete abnehmen kann, ist seine Kraft zu Ende. Es wird ihm dunkel vor den Augen, und ehe man ihn erreichen kann, ist er im Wasser verschwunden und treibt flußabwärts.

In seinem Kämmerchen liegt der Franzl auf dem Sterbebett. Man hat ihn noch lebend dem Wasser entzogen; aber den langen Aufenthalt in dem durch die Schneeschmelze des Gebirges eiskalten Wasser hat sein kleiner Körper nicht überwinden können. Eine schwere Lungenentzündung ist die Folge, und der Arzt hat den herbeigeeilten Eltern keine Hoffnung machen können. Nun sitzen sie tiefgebeugt im Kämmerchen ihres Kindes. Das Licht ist abgedämpft, und unruhig liegt der kranke Knabe auf dem Lager, mit fieberrotem Kopf. „Er wird dieses hohe Fieber nicht überdauern, in einigen Stunden wird er erlöst sein,“ hat der Arzt bei seinem Weggehen vor einer Stunde gesagt.

Die Mutter hat sich zu ihrem Jungen gesetzt und streicht ihm über die heiße Stirn, und Tränen rinnen ihr über die Wangen. Da schlägt der Todkranke die Augen auf, erkennt die Mutter und sieht, daß sie weint. „Nicht weinen, Mutterl, nicht weinen,“ sagt er mit leiser Stimme. „Ich komme ja nun bald wieder zu dir, zu dir und dem Vater. Dann darf ich aber recht, recht lange bei euch bleiben.“ Vor Schluchzen vermag die Mutter nicht zu antworten, und dem Vater treten heiße Tränen in die Augen. So ist in dem Sterbegemach ein langes, feierliches Schweigen. Dann flüstert der Sterbende, kaum hörbar noch: „Mutterl, ich höre die Englein singen, sie singen so süß von der Heimat, — von der lieben Heimat, — ja, ich komme — jetzt heim —.“ Mit dem letzten, leise verklingenden Worte ist seine Seele aufgestiegen zur ewigen Heimat, zum ewigen Vater. Und es ist ein heller, froher Glanz ihm in den Augen gewesen.

Um die Osterzeit in jedem Jahr, wenn droben im Gebirg kaum der Schnee geschmolzen ist, schmückt einen kleinen Hügel auf dem Dorffriedhof ein Kranz weißer Rosen; auf einer Schleife steht handgestickt zu lesen: Meinem Lebensretter.



Zur Unterhaltung.



Selungene Rache.

Humoreske von Albrecht Hirsch.

„Ach, Schaffner! zwei Plätze, Damentupee 2. Klasse nach Berlin,“ befahl eine ältere Dame, welche mit ihrer Tochter kurz vor Abgang des Zuges einsteigen wollte.

„Damentupee besetzt! Hier, Nichtraucherlupee,“ antwortete der Schaffner und öffnete die Tür. Die beiden Damen stiegen ein. Ein vornehmer Herr, der einzige Insasse des Lupees, wollte ihnen das Handgepäck abnehmen, um es auf den Platz der Damen zu legen, wurde aber brüsk zurückgewiesen. Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Die Damen fahren nach Berlin?“ erlaubte sich der Herr zu fragen und blickte die jüngere Dame an. Die Dame würdigte ihn keiner Antwort; nur ein hochmütiger Blick fixierte den Fragenden von oben bis unten.

Der fragte nicht mehr und schwieg. Bald aber schien der Herr Langeweile zu empfinden. Er fing an, mit den kostbaren Ringen zu spielen, die seine rechte Hand zierten, zog einen vom Finger, betrachtete ihn und sprach im Monolog vor sich hin:

„Du Ring,“ sprach er melancholisch, „du bist mir teuer als ein Präsent des Zaren, aber du mußt fort.“

Mit diesen Worten warf er den kostbaren Ring zum Fenster hinaus.

Die Damen ängstigten sich. Der Herr aber monologisierte weiter.

„Auch du bist mir lieb und wert, als ein Andenken des Kaisers von Oesterreich,“ sagte er, einen anderen Ring vom Finger ziehend, „aber du mußt auch fort.“

Wieder warf er den Ring zum offenen Fenster hinaus.

Kein Zweifel! Der Mensch war verrückt. Wahrscheinlich litt er an Größenwahn, da er nur von Kaiserin sprach und die kostbaren Ringe wie Rußschalen fortwarf. Wie schrecklich! Und mit diesem Irrsinnigen befanden sich die Damen in der Nacht ganz allein im Lupee! Der unheimliche Fremde setzte sein Spiel fort, bis er zuletzt auch seinen Trauring hinausgeschleuderte mit den melancholischen Worten: „Du, Trauring, bist mir der liebste Ring von allen, aber — es hilft nichts — auch du mußt fort!“

Blöcklich richteten sich die Blicke des Mannes stier auf die Hand der jungen Dame, welche einen herrlichen Ring trug.

„Mein Fräulein,“ sprach der Irre, „Sie haben da einen prachtvollen Ring, aber — er muß auch fort!“

Darauf streckte er verlangend die Hand aus nach dem kostbaren Ringe. Zitternd zog die Dame ihren Ring vom Finger, mit höflicher Verbeugung wurde er von dem Unbekannten in Empfang genommen, um gleich darauf seinen Weg durchs Fenster zu nehmen. Jetzt trat eine Stille ein; der Reisende drückte sich in die Polster und schien zu schlafen, doch vielleicht dachte er nur über etwas anderes Unheilvolles nach.

Was in aller Welt mochte er demnächst zu tun beabsichtigen? Wieder erhob sich die übrigens ganz wohlklingende Stimme des Unheimlichen:

„Es tut mir leid um meine schönen Ringe, ich muß sie wiederhaben.“

Die Damen warfen sich verzweifelnde Blicke zu. Wenn der Irrsinnige sie bedrohte, was dann?

Doch der Fremde spielte nur lässig mit den Schnüren der Gardine und: „Siehe!“ sprach er, „da bist du ja wieder, mein russischer Ring!“

Nach und nach fand er in der Gardinenschnur die Ringe in derselben Ordnung vor, in der er sie fortgeworfen hatte. Zuletzt auch den Ring des Fräuleins.
„Mein Fräulein,“ sprach er, jetzt der Dame ihr Eigentum zurückgebend, „Sie wollten sich mit mir nicht unterhalten,

ich habe mir dennoch erlaubt, Ihnen eine kleine Unterhaltung zu bereiten. Ich bin der Zauberlünstler Bellachini.“
In diesem Augenblick hielt der Zug. Der Schaffner öffnete die Tür mit dem Rufe: „Berlin!“ — Der Zauberlünstler sprang hinaus und verschwand in der Menge.

Rätsel-Ecke.

Skataufgabe.

Mittelhand erhält am Margaretentag folgende Karten:



Da der Reinertrag des Spiels dem guten Zweck zulieft, spielt Mittelhand kurzerhand Großhandspiel, wird aber zu seiner großen Verwunderung selbst schwarz. Hinterhand hat nur 14 Augen in seinen Karten. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Palindrom.

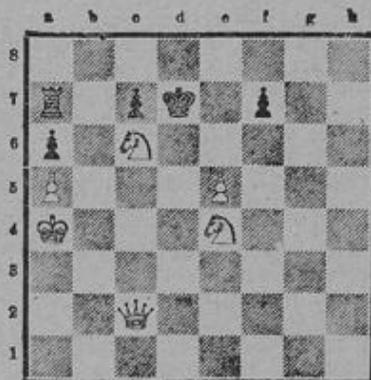
Du willst mich vorwärts lesen — aber sieh:
Du liest falsch und liest anders nie
Da wendest du mich flugs herum — allein
Nun stellt sofort der Schlaf sich bei dir ein.

Rätsel.

An einen Vogel sey' ein Zeichen an,
Ein Teil von ihm nur bleibt dir dann.

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.
Matt in drei Zügen.

Scherzfrage.

Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Gelübde der Treue und Siegellack?

Begierbild.



Wo ist der zweite Skiläufer?
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Begierbild: Bild nach rechts drehen, der Ketter steht unmittelbar unter den Baumtronen.

Logogriph: Rauchlos, rucklos.

Versteckrätsel: Wilhelm Müller.

Skataufgabe:

Vorderhand: G K, O, 9, 8, 7, S 10, O, 9, 8, 7.
Hinterhand: S W, E K, O, 9, 8, 7, R K, 9, 8, 7.
1. G K, S W, G 10 — 16,
2. E 9, E D, G 7 + 1 = 10
Vorhand macht nur noch den Stich
R K, R O, S 10 — 17,
wodurch der Schneider gerettet wird.

Schieberätsel:

N u t z b o l z
W e i n r e b e
A b g e f a n g
S e e n f e n
B ö l l n e r
Riblungentreue.

Arithmetische Scherzfrage: 1881.

Sachrätsel: Eintritt.

Anagramm: Eden, Ende.

Rätselhafte Inschrift: „Ein dunkler Fall“: Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn. — Man beginne mit dem letzten Buchstaben der oberen Reihe (W), lese dann den ersten, darauf den vorletzten, den zweiten usw.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 27.

Sonntag, 2. Juli.

Jahrgang 1911.

Schicksale eines Hutes.

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Viele Menschen kamen in unser Geschäft und gingen wieder. Alle warfen sie vorher einen Blick in unser Schaufenster, hier und da zeigte auch mal einer mit dem Finger auf mich, aber keiner kaufte. Im Anfang bildete ich mir etwas darauf ein, wann ich sagen hörte: „Letzte Neuheit, reiner Filz!“ Nach und nach wurde ich abgestumpft. Es mußte doch wohl noch viele Neuheiten von reinem Filz geben, denn sonst hätte mich doch jemand gekauft. Eines Tages wurde neben mir ein Kollege, ein guter Kerl, nur schade, daß er im ganzen steif war, weggenommen und ein anderer hingefest. Beinahe wäre ich vor Schreck von meiner hohen Stange herab zwischen die unter mir lagernden Krawatten gepurzelt, als ich von der Seite schielte und einen grasgrünen, weichen Filzhut sah. Das wird scharfe Konkurrenz, sagte ich mir gleich, und ein ganz eigenartiges, bis dahin nicht gekanntes Gefühl durchzog mein Inneres. Das war der Reid, Herr, der blasser, häßliche Reid, der mein

Herz auf einmal erfüllte. „Grüner Junge!“ brummte ich ingrimmig in mir. Laut durfte ich nicht werden, sonst hätte es eine Steilerei geben können, und der andere sah recht kräftig aus. Aber ich konnte mir nicht helfen; den Grünen, mit dem schmalen, nach unten gebogenen Rand mochte ich von Anfang an nicht leiden.“ Nun wäre ich froh gewesen, wegzukommen, wenn mich auch nicht der feinste und schönste Herr genommen hätte; nur um früher wegzukommen, als mein bestgebähter, nächster Nachbar. Mit dem alten Kollegen hatte ich mir in stiller Nacht, wenn alles in tiefster Ruhe lag, manches erzählt. Der Grüne und ich, wir sprachen kein Wort miteinander; der eine war für den anderen einfach Lust. Endlich! — Ach, Herr, es ist mir heute noch, als wenn es gestern geschehen wäre, wenn ich an den Augenblick höchster Spannung und Angst denke. Mein Herz klopfte so stark, daß ich glaubte, es müsse zerspringen. — Ein feiner Herr war mit seiner Gemahlin vor unserem Schaufenster stehen geblieben und beide besahen kritischen Auges die sämtlichen Kopfbedeckungen. Dann traten sie ein. Ich zitterte vor Aufregung. Da kam das gute Fräulein an das Fenster heran und nahm erst mich und dann — den Grünen von der Stange und legte



B. J. G.

Die englischen Krönungs-
feierlichkeiten.

Die Ankunft des deut-
schen Kronprinzen in
London.

Als Vertreter des deut-
schen Kaisers hat sich der
Kronprinz nach London
zu den Krönungsfeier-
lichkeiten begeben. Auf
dem Victoria-Bahnhof
wurde er von dem Her-
zog von Connaught emp-
fangen und schritt die
aufgestellte Ehrenkom-
pagnie der Marinesoldaten ab.

uns beide nebeneinander auf die Glashöhe. Gern hätte ich meinem verhassten Nebenbuhler einen Schubbs gegeben, daß er auf die Erde gefallen wäre; aber das durfte ich doch nicht, sonst hätte die junge Dame, die mich gerade mit ihrer schmalen, beringten Hand anfachte, mich für einen Kaufbold halten können. Hin und her drehte sie mich. Schließlich mußte ihr Mann mich aufsetzen. Nun kam's darauf an. Aber, o Schreck, jetzt ergriff die schöne Frau auch den verhassten Grünen. Auch diesen mußte auf Geheiß der Dame der große Herr probieren.

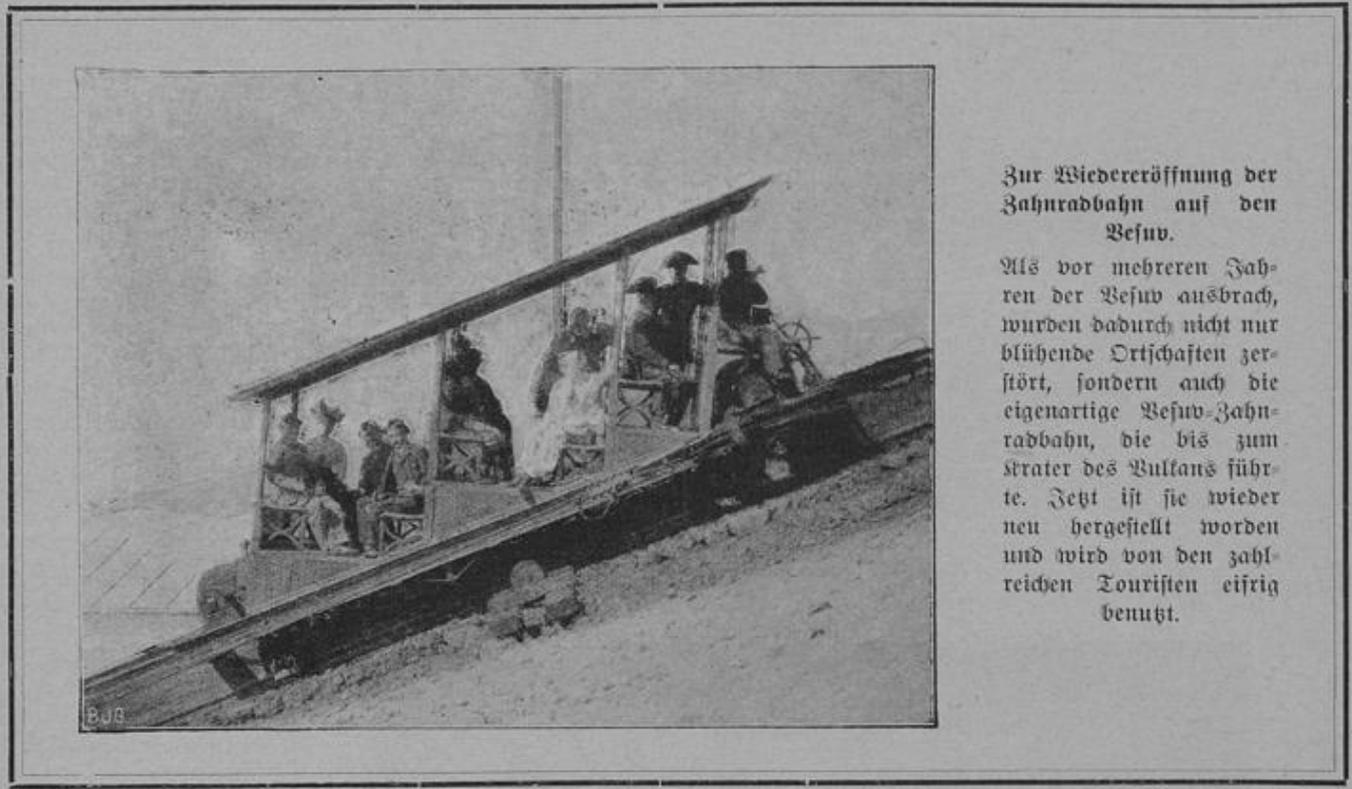
Jetzt aber kam ein freudiger Moment. Kaum hatte der feine Herr den Grünen aufgesetzt, als auch schon seine schöne Gemahlin ausrief und dabei herzlich lachte: „Nur fort damit, der steht dir gar nicht! Wir wollen diesen nehmen.“ Dabei zeigte sie auf mich.

„Mein neuer Herr bezahlte, dann setzte er mich gleich auf.“ „Den alten Hut können Sie uns zuschicken,“ hörte ich noch die feine Dame sagen, dann gingen wir drei hinaus ins Freie, in die Welt, in die weite, große Welt. Anfangs fühlte mich gar nicht mollig; und ich mußte mich sehr reden und dehnen, um mich dem etwas edigen Kopfe meines Herrn und Gebieters anzupassen. Nachher wurde es immer besser und wir gewöhnten uns so aneinander, daß

zärtlich mit seiner weichen Hand glattstreich — die struppige, rauhaarige Bürste gebrauchte nur der Stift, der mit ihr seine Hut an mir ausließ, wenn er Schelte bekommen hatte — und mit mir ausging, dann Herr, war ich stolz, sehr stolz. Deftiger ging auch die junge, hübsche Gemahlin meines Herrn mit. Aber, schöner und lustiger war es doch, wenn wir allein waren. Ja, Herr, die fidelen Abende am Stammtisch im „Löwen“ vergesse ich nie.“

Der alte Filz seufzte tief auf.

„Die Frau meines Herren hatte an uns immer etwas herumzumäkeln. Und das war meinem guten Herrn und auch mir in der Seele verhaßt. Wir hatten öfter Grund, uns bei den gemeinsamen Spaziergängen zu ärgern. Kaum waren wir zehn Schritte gegangen, fing's schon an: „Geh' doch langsam, rennst ja wieder, als wenn es brennt. Mit dir kann man nicht ausgehen. Ich bleibe auch nächstens zu Hause.“ Eine schreckliche Drohung für uns beide,“ lachte der alte Filz. „gleich darauf ging's zu langsam, dann wieder zu schnell. Auf einmal entdeckte sie, daß ich nicht gerade genug sah, wobei sie mir einen schiefen Blick zuwarf. Ja, ja, Herr, wir haben uns öfter über unsere kleine Gnädige geärgert. Aber es nutzte nichts. Meinen Herrn hörte ich manchmal zu einem Bekannten



Zur Wiedereröffnung der
Zahnradbahn auf den
Befuv.

Als vor mehreren Jahren der Befuv ausbrach, wurden dadurch nicht nur blühende Ortshäfen zerstört, sondern auch die eigenartige Befuv-Zahnradbahn, die bis zum Krater des Vulkans führte. Jetzt ist sie wieder neu hergestellt worden und wird von den zahlreichen Touristen eifrig benutzt.

einer ohne den anderen gar nicht mehr ausging. Früh morgens setzte mich mein Herr auf und führte mich aus. Ich konnte mich nicht genug über alles, was ich zu sehen bekam, wundern.“

„Aber Herr!“ rief plötzlich der alte Filz aus, als er sah, daß dem jungen Manne die Augen zugefallen waren, „ich lanarweile Sie sicher mit meinem dummen Geschwätz!“

„Absolut nicht! nein, nein!“ beeilte sich Gottlieb Wunderlich zu versichern, „ich höre gern, wenn Alte, Erfahrene erzählen, man kann viel dabei lernen.“

Ein Luftzug bewegte die Zweige und ließ sie hin- und herschwanke. Diesen Moment benutzte der alte Hut, um sich etwas auf die andere Seite zu legen. Dann fuhr er in leisem Tonfall mit Reden fort.

„Mein Gebieter war Kaufmann. Auf dem Kontor hing ich an einem eleganten, gelben Haken, der aus einem Löwenmaul herausragte. Von meinem erhöhten Platze, der mich lebhaft an meinen Messingständer im Schaufenster erinnerte, konnte ich alle Geschäftsgeheimnisse belauschen. Leid und Freud teilte ich bei schlechtem und gutem Geschäfts gange mit dem Prinzipal und Personal. Aber abends, wenn mein Herr mich recht behutsam vom Haken nahm, ganz ruhig und bedächtig, ja, ich möchte wohl sagen,

sagen: „Ja, wissen Sie, einen sehr dummen Streich habe ich im Leben gemacht — daß ich mich verheiratet habe.“ Mein Gebieter lachte zwar dabei; aber ein kleines Körnchen Wahrheit war schon in seinem Ausspruche enthalten; ich wußte es genau. Unsere Gebieterin fand immer etwas Tadelnswertes an uns; aber selbst konnte sie nicht den geringsten Tadel vertragen. Sofort bekam sie einen feuerroten Kopf — nebenbei bemerkt, dann sah sie noch viel hübscher aus — und wurde heftig. Meistens hatte „sie“ dann eine andere Meinung, wie „er“. Ich hielt mich aus Klugheitsrücksichten natürlich neutral, sonst hätte ich in des Teufels Küche kommen können. Da können Sie sich denken, Herr, wie froh ich war, wenn wir allein waren. Dann war mein Gebieter lustig und fidel und erzählte die drolligsten Geschichten oder hielt die längsten Reden; und wenn unsere kleine Frau dabei war, dann konnte er kaum bis fünf zählen.“

Der Alte lachte verschmitzt.

„Am lustigsten und fidelsten war es aber, wenn unsere Gnädige in die Sommerfrische ging und mein Herr noch nicht mitgehen konnte. Dann gingen wir los. An die vielen Verhaltensmaßregeln, die wir noch im letzten Augenblick bekommen hatten, dachte keiner mehr. Jetzt

brauchte mein Herr nicht immer ängstlich nach der Uhr zu sehen, wenn er mit seinen Freunden und Bekannten am Stammtische saß und — einen Hausschlüssel hatte er auch. Ich habe mitgemacht, und wenn ich auch einmal beinahe in die Gefahr gekommen wäre, bei den schwanfenden Bewegungen meines Gebieters abzustürzen, es machte doch Spaß."

Der Alte sprach plötzlich nicht weiter. Wahrscheinlich schwelgte er in den fröhlichen Erinnerungen und hatte seine Zuhörer gänzlich vergessen. Die Dunkelheit war mittlerweile vollends hereingebrochen, jene Dunkelheit an Sommerabenden, die, obwohl des Mondes bleiches Antlitz noch nicht leuchtet und kein hellfunktender Stern am Himmel blinkt, doch noch die Gegenstände auf eine gewisse Entfernung erkennen läßt. Darum konnte Gottlieb Wunderlich den alten Hut an seinen schattenhaften Umrissen noch eben erblicken. Auch der junge Mann saß in Nachdenken versunken auf der grünen Bank. Des Alten Stimme erklang jetzt, als er wieder zu reden anfing, wie aus weiter, weiter Ferne.

„Es ist schon spät geworden, Herr; eigentlich müßte ich schon längst ruhen. Aber so geht's. Wenn man am Erzählen ist, merkt man nicht, wie die Zeit vergeht. Ich

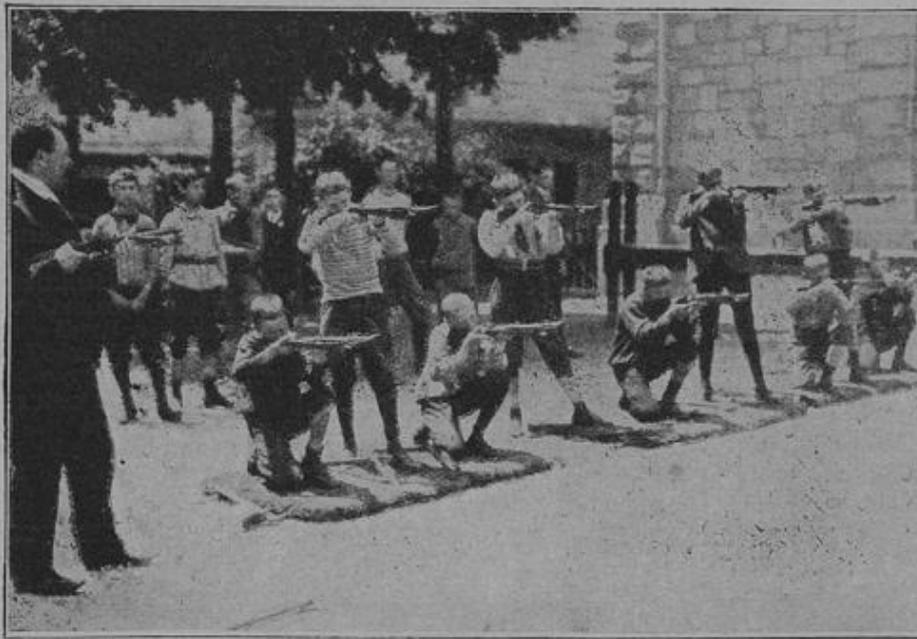
lebensdiä. Die kleinen gesiederten Sängler erwachten, huschten aus ihren warmen Nestchen heraus und püßten sich die kleinen Neuglein mit Tautröpfchen blank. Kaum hatte der unrubige Fink ein paar Töne aus seiner kleinen Stieble erklingen lassen, gleich folgten Amsel und Drossel und all die anderen kleinen Sängler. Ein Kollen, ein Trillern hub an, unermüdlich, daß man glauben sollte, die kleinen Sangesflehler müßten jeden Augenblick zerspringen. Morgenkonzert im Walde . . .

Der alte Hut war auch schon munter. Anscheinend hatte die Feuchtigkeits, die der starke Tau mit sich gebracht, ihm nicht geschadet. Schon wollte er seine Erlebnisse weiter erzählen, da wurde ein Schlurfen in der Nähe hörbar. Der Alte mußte das Geräusch wohl kennen, denn er wurde unrubig; anscheinend fürchtete er sich.

Das verdächtige Schlurfen kam näher und näher. Auf einmal bog um die nächste grüne Ecke eine alte, ergraute Männergestalt mit einem Sack auf dem Rücken. Der Alte kam Gottlieb Wunderlich bekannt vor. Jetzt — er erschrak als der gebückt Gehende sich plötzlich aufrichtete und ihn mit seinen Falkenaugen anblitzte. Das war ja der alte Sängler von gestern abend. Es war kein Zweifel besonders jetzt, als der Alte das rote Tischtuch aus der

Aus dem Lande Wilhelm Tell's. Armbrustschießen in der Schule.

In der Schweiz legt man großen Wert darauf, die Kinder frühzeitig im Armbrustschießen auszubilden. Neuerdings ist sogar in den Schulen das Armbrustschießen als Unterrichtsfach aufgenommen worden. Besonders wird auch das Schießen nach der Scheibe gepflegt. Diese Bereicherung des Turn-Unterrichtes wird von den Schweizer Knaben mit größter Freude begrüßt. Zugleich ist das Handhaben der Armbrust eine gute Vorbereitung auf den Gebrauch des Gewehrs während der Militärdienstzeit.



glaube, für heute habe ich Sie lange genug aufgehalten, nehmen Sie es einem geschwägigen Alten nicht übel, aber wenn das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Doch würde ich mich sehr freuen, wenn Sie einmal wieder hierherkämen. Bisher habe ich noch kein Wesen angetroffen, das an meinem Schicksal so imigen Anteil genommen hätte, wie Sie, Herr. Kommen Sie bitte, wer weiß, wie lange ich an dieser Stelle noch liegen kann. Ich bin morgens schon sehr früh munter. Dann, Herr, ist es schön im Park, dann — doch ist es besser, Sie sehen sich die Pracht und Herrlichkeit selbst an. Gar mancher der guten Leute hier am Ort weiß noch nicht, wie schön und erquickend es früh morgens ist . . .

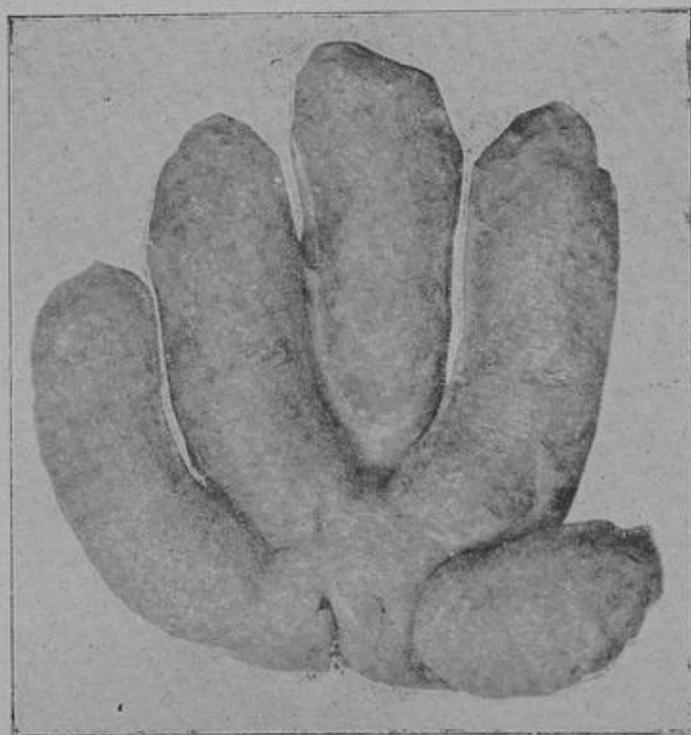
Der Alte hatte recht. Gottlieb Wunderlich sah schon am nächsten Morgen sehr früh auf der bekannten Bank. Nur ganz vereinzelt sah er hier und da einen Menschen unter den hohen Bäumen lustwandeln. Auf den grünen Wiesenplätzen glitzerte und funkelte es in allerlei Farben. Es war, als wenn eine Feenhand über Nacht tausend und abertausend Diamanten, Smaragde, Rubine und Perlen über die grünen Teppiche ausgestreut hätte. Mochte das Spitzchen noch so zart und klein sein, es bligte daran ein Edelstein. Nun wurde es auch in der hohen Blätterkrone

Krochtafche zog und sich damit die hakenförmige Nase umständlich abwischte. „Gute Nummer des Programms“, dachte Wunderlich; und es hätte ihn nicht wunder genommen, wenn der alte Sängler jetzt die Gitarre aus dem Futteral gezogen und die „Seeräuber“ angestimmt hätte. Die leisen, wehmütigen Töne kamen ihm wieder in den Sinn, und ein träumerisches, gewisses Etwas umgaukelte ihn. Was mochte der Alte in dem Sack haben; und warum schweiften seine kleinen, scharfen Falkenaugen so unrubig hin und her? Schon wollte er den Alten mitleidig anreden, da blieb dieser stehen, bückte sich und steckte etwas in seinen Sack hinein. Jetzt wußte Gottlieb Wunderlich auf einmal Bescheid: der Alte war Lumpensammler. Unwillkürlich suchten Wunderlichs Augen den alten Filzhut, der jetzt regungslos da lag.

Wie mochte dem alten Filz wohl zu Mut sein, das unheilbringende Schicksal vor Augen; denn wenn ihn der alte Lumpensammler entdeckte, war er verloren. Gottlieb Wunderlich sah wie im Banne. Schon glaubte er, der alte Sängler würde vorübergehen, da blieb er plötzlich stehen und schritt dann der Stelle zu, wo der arme Hut lag. Gottlieb wollte rufen, aber er konnte nicht. Die Kieble war ihm wie zugeschnürt.

Aus dem Kuriositäten-Kabinett
der Natur.

Eine Mohrrübe in Form einer Hand.
Man hat allerlei Bildungen in der Natur schon gefunden, die zu den merkwürdigsten Vermutungen Veranlassung gaben. Der Wissenschaft bekannt sind die „Arötensteine“ und ähnliche Steinbildungen, die bei flüchtigem Zusehen den Eindruck erwecken, als seien sie wirklich Versteinerungen von Tieren. Noch häufiger finden sich solche Bildungen in der lebenden Natur; sich umarmende Bäumen sehen aus, als wären sie Menschen, Koblköpfe erscheinen als Gesichter usw. Neulich fand man im Sächsischen zwei Mohrrüben, die sich wie Menschen umschlungen hielten. Unser Bild zeigt eine Mohrrübe, die ganz die Form einer verstümmelten Hand angenommen hat.



Bei dem alten Filz angekommen, ließ der Lumpensammler seinen schäbigen, schmutzigen Sack von der Schulter gleiten, dann stieß er den nassen Hut mit dem Fuße in die Seite; der Hut wollte aber nicht in den Sack. Schon glaubte Wunderlich, sein alter Bekannter, der ihm noch so vieles von seinen Erlebnissen erzählen wollte, sei gerettet, da bückte sich der unbarmherzige Mensch, der selbst bald mit seiner Laufbahn abgeschlossen hatte, und sagte mit seinen knöchernen Fingern, wie ein Adler mit seinen Krallen, den armen Hut. Gottlieb Wunderlich überließ ein Grauen. Noch einen Blick warf der Säger und Lumpensammler auf den alten Filz, er sandte der ehemals stolzen Hutkrämpfe, die erbarmungswürdig herunter-

hingen, einen abwägenden Blick nach und hinein tauchte die Hand in den dunklen Sack. Dann schob er sein Bündel mühsam wieder über die Schulter und gar bald verschwanden die schlurfenden Schritte in immer größerer Entfernung. Dann war es wieder still.

„Des alten Hutes Schicksal!“ dachte Gottlieb Wunderlich, als er sich erhob, um heimwärts an die Arbeit zu gehen. „Wenn es nur das Schicksal eines Hutes wäre . . .“ philosophierte er weiter und schüttelte den Kopf.

Die Vögelin aber hüpfen in Baum und Strauch von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig und sangen. Und sie sangen, unermüdetlich, als wenn weiter nichts vorgefallen wäre . . . (Ende.)



Die Jahr-Jahrhundert-
feier.

Lühowsche Freischarler
im Festzuge.

Als im Jahre 1811 Lühow eine Freischar bildete, waren es hauptsächlich Jahns Turner, welche freudig diesem Rufe folgten; deshalb befand sich auch unter den historischen Gruppen des Jahr-Festzuges eine Niege der Berliner Turnerschaft in der Uniform der Lühowschen Freischarler.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Ligena.

(Nachdruck verboten.)

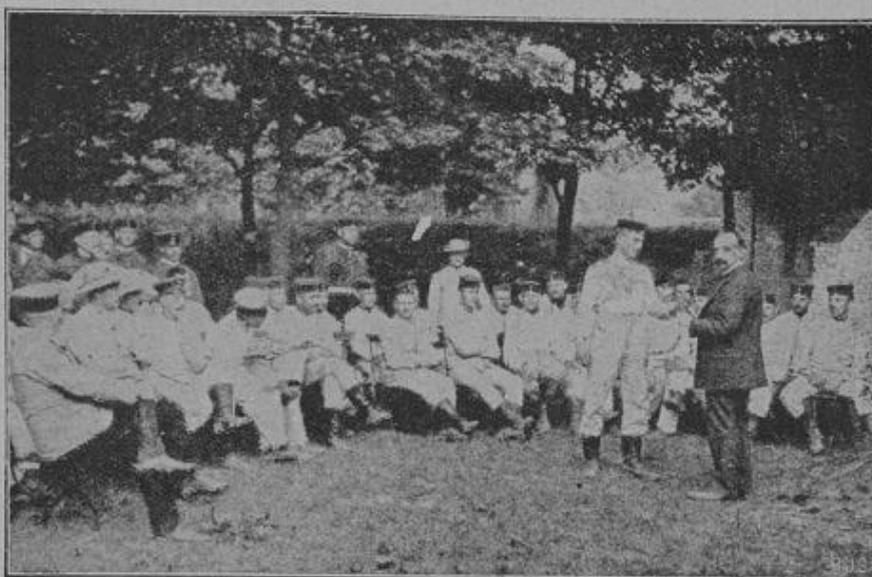
Jede Frau hat einen Lieblingswunsch, und den möchte sie einmal im Leben erfüllt sehen. Die Spanierin muß ihren Fächer haben, ob sie in die Klosterschule geht, auf dem mercado Gemüse und Obst einkauft oder an den strahlenden Abenden auf der alameda ihre Schönheit zur Schau stellt.

Schmetterling nichts Rechtes anzufangen weiß. Hin- und Herschlagen damit, das geht schon an, aber dieses liebe Spielen und Wirbeln, das Wippen und Kosen, diese ganze heiße Südländersprache, die redet der abanico nur jenseits der Pyrenäen.

Der Fächer ist vorerst der geborene Hagemilderer, und auch du bist froh, wenn dir an den glühheißen Augustabenden deine huésped zum Mahl einen Palmwedel neben deinen Teller legt. Mit der Linken kannst du säckeln und mit der Rechten die saftigen Hirnflöschchen aus der

Landwirtschaftlicher Unterricht bei den „Franzosen“.

Bei verschiedenen Regimentern ist neuerdings Unterricht in der Landwirtschaft eingeführt worden. In den Schießständen werden kleine Baumschulen und Versuchsfelder angelegt und die Soldaten darin unterwiesen, sie zu bebauen und zu pflegen. Da die Lehrer die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der praktischen Landwirtschaft den Soldaten beibringen, erhalten diese wertvolle Winke für ihre zukünftige Arbeit auf dem Lande oder im Gartenbau.



Theoretischer Unterricht im Freien.



Arbeiten auf den Versuchsfeldern des Kaisers Franz-Grenadier-Regiments.

Das Studium in der Handhabung des abanico ist von Jugend auf ein Wesensbestandteil der spanischen weiblichen Erziehung. Wo sollte auch eine Spanierin ihre graziösen Hände lassen! Für diese nervösen, ständig spielenden, kofettierenden Finger ist der Fächer das einzige Richtige. Wohl schleicht sich ja der Fächer auch in unsere Salons, Theater und Konzerthäuser ein, nur mit dem Unterschied, daß unsere Damenwelt mit diesem südländischen

goldglänzenden Deltumke herausfischen. Es erfordert das einige Übung, aber die Zeit lehrt alles, und die ist in Spanien überreich vorhanden.

Der abanico ist dann vornehmlich ein Allerweltsspielstück, ein Vermittler alles dessen, was man in Worten so recht nicht ausdrücken kann, ein Begleiter von Rede und Antwort eine Art coillon d'amour, ein Haremsaitter, hinter dem das Zauberkochen der doncellas noch mystischer klingt.

Hundertmal am Abend raucht er auf und zu, quirlt mit seinen Stäbchen durch und um die Marmorfinger herum, wird mit breiter Hand in behaglicher Ruhe vor dem Gesicht hin und hergeführt und jetzt wieder halb geöffnet, wie ein aufblühender Blumenkelch in der offenen Hand mit spitz zusammengelegten Fingern rasend schnell herumgewirbelt. Der Stellungen und Figuren sind Legion, sind augenblicklich geändert, sind auch nach Temperament und Charakter verschieden.

Auch in manches Liebesleben hinein spielt dieser Kobold, und was ich von ihm erzählen will, hat mir Don José Castaño berichtet, der Frühmessner in der Wallfahrtskirche La Bonanova, als wir im paradiesisch schönen Tal Vallvidrera vor Barcelona saßen und zu feurigem Campo de Tarragona frische Mandeln knabberten.

Weitbin ziehen sich die Pinienwälder, und an den Wegerändern blühen Aloe und Agaven. Würzig und scharf ist der Duft der fleischigen Südländsträucher, und auf den übertragenden Felsen der stolzen Berge Kataloniens liegt am Abend ein Farbenspiel, ein Glühen und Funkeln, ein Liebeszauber, wie er zu dem edlen Volke da drunten in der roten Ebene paßt, zu diesen starken schönen Männern und Frauen mit dem Weltblick und regen Fleisch, mit der

Sie lag mit halbem Körper auf der Brüstung des niederen Fensters. Von weitem klang der klirrende Stoc des sereno auf den Granitplatten, der in dieser Bombenstadt für den Frieden der Bürger sorgt. Miguel stoh die dunkle, gewundene Gasse hinab, die aus dem alten Barcelona zum Hafen führt.

Nacht waren Fuß und Beine, wie die Leute in der Fischervorstadt Barceloneta es gewohnt sind, blaues Leinen die kurze Hose, mit rosa Streifen das arme Hemd. Leicht schritt er dahin, obchon er im Herzen eine seiner schwersten Sorgen wälzte. Wie sollte er Doloritas den Fächer verschaffen, den sie so oft gewünscht, und den er so feierlich versprochen. Was verdient so ein armer Fischerknecht drunten am Hafen, ich bitte Sie, um ein solches Geschenk machen zu können!

Drei reales gleich 60 Pfennig im Tag, wenn der Fischfang gut geht, und noch weit öfter gar nichts!

Was hat man auch für einen Verstand, wenn man sechs-zehn Jahre zählt und vielleicht der ärmste unter allen Schifferburschen ist, die sich auf den schwerfälligen Barken an der katalonischen Küste abmühen. Man verschenkt sein Herz an ein Mädchen, das schon fast eine Frau ist, und das in stände ist, den Männern alle Dummheiten aufzu-

Getreidemühlen am Ober-Nil.

In Aegypten steht die Landwirtschaft auf einer außerordentlich hohen Stufe. Durch die Nilüberschwemmungen werden weite Strecken des Landes jährlich in einen reichen Garten verwandelt, der, um ein Bibelwort zu brauchen, „hundert und tausendfältige Frucht“ trägt. Dieser Reichtum an Getreide hat die Erfindung mannigfacher Gerätschaften zur Bearbeitung der Frucht angeregt. So bedienen sich die Aegyptier zum Unterschied von unseren Flügeligen Windmühlen solcher mit 6 und 8 Flügeln.



Sanaeskehle und dem stolzen Gana, mit dem Blut gemischt aus Gotentreue und Spanierkühnheit.

Doben in der Wallfahrtskirche hängen unter Glas und Rahmen tausende Botivgegenstände, wie der Spanier sie in seiner Art aufhängt. Hier pechschwarze Mädchenzöpfe, dort ein paar Kinderstühle, Ringe, Soldatenkämpis mit Kugelscherm, ganze Anzüge. Und bei allem ein Erinnerungsbrief, Fabrikarbeiterinnen, Seelente, condes und condesas, Geistliche, Mönche, Nonnen, alle Stände und Alter sind vertreten.

Und unter einem Glasrahmen eine Nummer des Madrider Heraldo zum Fächer gefaltet, sonst nichts. Das war, wonach ich Don Castaño fragte. Und er erzählte mir, wie der Spanier eben erzählt, so, wie sich alles zutrug mit Rede und Antwort, mit Gesten und Augenblitzen, mit dem ganzen Körper und der ganzen heißen Seele:

„Wirst du mir einen schenken, Miguel? Weißt du, nicht sehr groß, mit Perlmutterfassung und roten Rosen auf weißer Seide und blinkenden Goldplättchen!“

„Wie du ihn wünschst, wirst du ihn haben, deinen Fächer. Wenn man im August die santa virgen von Bonanova feiert, kannst du mit ihm zum Ball gehen. Ein Kuß, Doloritas!“

bürden. Aber Miguel trachtete nicht nach solchen Dummheiten. Ihm war die Liebe blutig ernst.

Er schlief in jener heißen Nacht wenig und schlecht. Um zwei Uhr morgens schob er mit seinen Kameraden die Barke ins Meer, und um acht Uhr, als die Sonne schon wie glühender Stahl in die vornehmen Prachtstraßen des neuen Barcelona hineinbrannte, eilte er mit der großen Fischlast auf dem Kopf von Palast zu Palast. Doña Ramonetta kaufte jeden Tag die besten Fische von Miguel. Ihr Gatte war Großkaufmann, und sie selbst, señor! die santissima virgen ist nicht schöner.

Am jenem Morgen nahm sie zwei Seezungen und rief den armen Jungen herein, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Auf den kostbaren Möbeln: Blumen, Bücher, seidene und Spitzenshawls, und die Augen Miguels leuchteten, auf einem kleinen Tischchen neben der Türe ein halbgeöffneter Fächer! eiseliert, mit wunderbar feinen Malereien, die Eisenbeinstäbchen mit Gold eingefaßt. Er schillerte mit seinen Perlmutterplättchen wie ein Fisch, der aus dem Meere ausspringt. Wenn den Doloritas sähe!

Den ganzen Tag lang ging ihm dieser abamico durch den Kopf. — Die Zeit verstrich. Sie sprach nicht mehr von dem

Geschenk. Sie erwartete es wie eine Ueberraschung. Oft sagte sie so nebenher: Bald feiern wir die Jungfrau im August. Ich bekomme ein neues Kleid und, oh Miguel, was wird das auf dem Ball heiß sein. Ich ersüchte, wenn ich nur daran denke.

Und die kleinen Sätze fraßen ihm am Herzen. Trotz aller Mühe hatte er nur einige Reales zusammengebracht, kaum den Preis für jene billigen Papierfächer, die Frauen ohne Anmut gebrauchen, die schlecht auf- und noch schlechter zugehen. Im Traume sah er den Fächer Ramonettas. Er tanzte ihm vor den Augen und verursachte ihm Schwindel. Und eines Morgens, als er bei Don Ignacio Seetrefse verkaufte, glaubte er an ein Wunder; denn er sah den Fächer wieder auf dem kleinen Tischchen. Doña Ramonetta wandte den Rücken und suchte in einer Schublade Geld für die Bezahlung. Fieberhaft mit einer stoßenden Handbewegung, ergriff Miguel den kostbaren Gegenstand und verbarq ihn in seinem roten Wollhemd.

Kaum war er um die Straßenecke, als er eilige Schritte hinter sich hörte. Mit harten Augen und gebieterischer Stimme fuhr ihn Juan, der Gärtner, an: „Gieb den Fächer sofort zurück, den du gestohlen hast, die señorita hat dich genau im Spiegel beobachtet. Doña Ramonetta wird dich nicht anzeigen.“

„Geh Freund, du kommst aus der Kneipe,“ brauste Miguel auf. So gab ein Wort das andere. Einer schrie noch lauter als der andere, und schließlich heulten sie die Klische heraus, ganze Litaneien von Klischen, wie es eben Spanier tun.

Juan packte ihn am Arm und hatte schon den Fächer ergriffen, da traf ihn ein grenzenlos wütender Schlag Miguels. Wie der Blitz schlug er zu Boden mit der Schläfe in eine Flaschenscherbe. Wie ein Toter blieb er liegen.

Einige Frauen waren herbeigeeilt, um die Schlacht zu sehen. Sie freischten wie Karrenräder.

Polizisten ergriffen Miguel, und fort ging es zur Gendarmerie. Er dachte nicht an Flucht. Beim ersten Verhör vor dem Richter von Barcelona gestand er alles, arglos wie ein Kind, seinen Diebstahl und seine Liebe, die ihn dazu getrieben.

Alles das stand haarklein in den Journalen gerade an dem Sonntag, da man die virjen de agosto in Barcelona feierte. Und Doloritas distierte am Abend auf der rambla san José dem alten Schreiber Paquito diesen Brief: Don José Castaño zog ein gelbes Papier aus den Falten seiner schwarzen, heißen capa und las:

Meine teure Liebe!

Meinen Fächer beim Fest der heiligen Jungfrau habe ich doch gehabt. Er war schöner als ich ihn mir hätte wünschen können, und ich danke Dir. Weißt Du, was ich getan habe, Miguel de mi alma? Ich habe die Nummer des „Heraldo“, worin gedruckt stand, daß Du aus Liebe zu mir einen Fächer gestohlen und einen Menschen getötet hast, sorgfältig gefaltet und die Fältchen am Grund mit der Goldnadel, die ich im Haar trug, zusammengesteckt. Und bei der Prozession und beim Ball habe ich damit aefächelt. Man schaute mich an, und ich war königstolz. Jetzt hängt er droben bei der Jungfrau in Bonanova. Man wird Dir nicht viel tun. Du bist zu jung, ich warte. Wenn Du wiederkommst heiratet uns Don José Castaño.

Kun verstand ich, warum mein Frühmessen so genauen Bescheid wußte.

Wie flüßiges Gold lag die Sonnenglut über den Pinienwäldern, und die Luft war still wie in einem Tempel. Wir wanden uns langsam hinab zwischen Villen und prunkvollen Klostergebäuden hindurch. An der plaza Bonanova machten wir Halt. In der Wallfahrtskirche sahen einige Peter. Kinder spielten in den Kreuzgängen, und der Kasten mit dem Fächer Doloritas hing an seinem Platz. Don Castaño langte ihn herab und öffnete ihn in der sacristia. Der Artikel erzählte schwungvoll den Diebstahl und Totschlag Miguels. Mit Tinte war ein Biered herumgezogen, und drunter stand in ungelenten, großen Buchstaben, die einzeln hingemalt waren: Un alma reconocida: eine dankbare Seele.

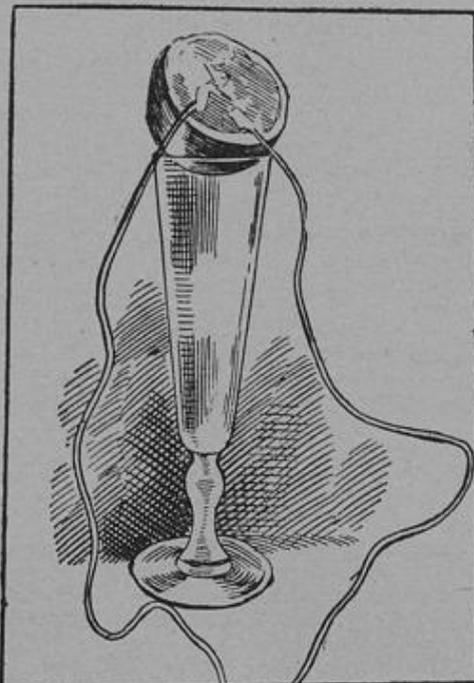
Lange mußte ich an diesem Abend über die eigenartige Volksseele nachdenken, die man die spanische nennt.



Zur Unterhaltung.



Der Zauberer in der Familie



Die Elektrizität in der Zitrone. Wer ahnte noch vor kurzer Zeit die an das Wunderbare grenzenden Eigenschaften

ten des Radiums, von dem ein winziges, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbares Teilchen so viel Elektrizität enthält, um ein feines Uhrwerk 2000 Jahre lang ohne Unterbrechung zu treiben und ohne daß das Uhrwerk aufgezoogen werden müßte? Aber auch sonst hat die Natur zahlreiche kleine Batterien, wo wir sie kaum ahnen. Eine der kleinsten kann man sich leicht herstellen, und zwar dadurch, daß man in eine Zitrone kleine Stückchen Kupfer- und Zinkblech steckt, die man durch kleine Drahtenden miteinander verbindet. Von dem lekten Zinkstück und ebenso vom äußersten Kupferstück leitet man einen Draht. Nach kurzen Minuten kann man in diesen Drahtenden positive und negative Elektrizität feststellen, am leichtesten dadurch, daß man das eine Ende auf die Zunge, das andere Ende unter die Zunge legt. Die Einwirkung der Zitronensäure auf das Metall hat Elektrizität entstehen lassen.



Zum Küssen
schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendlichen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man nur die echte

Streckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radabeul. 8 Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Humoristisches.

— Hübsche Art zu siegen. Zu Anfang des Jahres 1849, als Wrangel als Befehlshaber in den Blocken in Berlin haufte, erhielt er aus Moscitten eine Adresse, worin es unter anderem hieß: „Wir preisen den Herrn, unseren Gott, daß er Eure Erzellenz mit Sieg krönert, und die Feinde vor Ihnen hertreibt, noch ehe sie angegriffen.“ (2 Kön. 7.) Unter solchen Umständen hatte Wrangel allerdings leicht siegen.
E. K.

In Wien starb ein sehr beliebter Komiker, der aber ein schlechter Schütze war. Am Abende seiner Beerdigung waren seine Freunde im gewöhnlichen Lokale versammelt und berieten sich über seine Grabchrift.

Ein Fremder schlug vor:

Wanderer zieh' deine Mütze,
Es liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Die leben alle noch.

Räffel-Ötze.

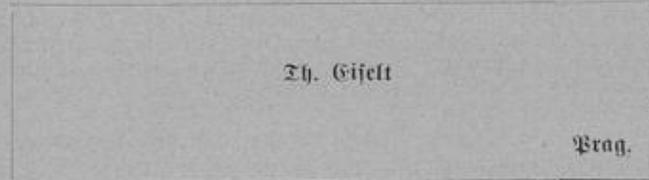
Arithmetische Aufgabe.

Wieviel kleinste Tropfen, die einen Durchmesser von 0,00016 mm haben, gehen in einen Fingerhut?

Magisches Jahreszahlenquadrat.

In das Quadrat sind die Zahlen 633—641 so einzusetzen, daß die wagerechten, senkrechten und Diagonalkreihen die Jahreszahl 1911 ergeben.

Visitenkarten-Räffel.



Aus Namen und Wohnort des auf der Karte bezeichneten Herrn ist der Beruf desselben zu ermitteln.

Königszug.

	Drei	en	drei	Wenig	Viel	lich	
wenig	denk	Viel	und	find	schön	reden	und
und	en	Viel	en	und	vertun	wiß	wenig
	sch	blint	hab	wenig	en	Viel	

Begierbild.



Wo ist der zweite Stabe?

Räffelsprung.

	nie	ch	
für	ist	Wer	den
hie	glau	glaubt	tet
das	gar	des	bens
Un	fluch	alles	nichts

Scherzfrage.

Wer sieht mehr, der nur ein Auge oder der zwei Augen hat?

Homonym.

Du siehst sie ewig an der Türe steh'n
Und deutegierig oft ins Wasser geh'n.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Stataufgabe:

Vorb.: G W, S W, E 8, 7, S 10, K, O, 9, 8, 7.
Sinterh.: E W, R W, G O, 8, 7, R, K, O.

- 9, 8, 7.
1. SK SD RW 6. S 8 EK R 9
2. RK SW R 10 7. S 7 E 10 R 8
3. S 10 EO GO 8. E 7 ED EW
4. SO GK RK 9. G 7 GD GW
5. S 9 G 10 RO 10. E 7 R 7 GD

Palindrom: Falsch.

Räffel: Schwan — Schwanz.

Wachaufgabe:

- | | |
|--------------------|-------------------|
| 1. Dc2—g2 Kd7—e8 | 1. Kd7—e6 |
| 2. Se4—f6+Ke8—f8 | 2. Se4—f6+Ke6—e5 |
| 3. Dg2—g4+ | 3. Dg2—g4+ |
| 1. Kd7—e8 | 1. Kd7×c6 |
| 2. Se4—c5 beliebig | 2. Se4—f6+Ke6—e5 |
| 3. Dg2—g8+ | 3. Dg2—d5+ |

Scherzfrage: Heiß befestigt — kalt gebrochen.

Begierbild: Bild nach rechts drehen, die Häuser bilden den Körper des gesuchten Stilmäusers.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;
Truck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Eine Hochzeitsreise.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

(Nachdruck verboten.)

Das junge Ehepaar befand sich auf der Hochzeitsreise und lachte über die ängstlichen Verwandten.

„Kannst du dir vorstellen,“ sagt der Professor zu seiner Frau, „daß mein Bruder uns durchaus bis zum Dampfer begleiten wollte; er fürchtete, daß wir uns allein nicht zu rechtfinden würden. Ja, ich war wirklich beleidigt. Weil ich früher manches Versehen auf meinen Reisen begangen habe, brauchen sie doch nicht alle zu glauben, daß es immer verkehrt gehen wird.“

„Und ich weiß nicht, wie oft ich von meiner Schwester gewarnt wurde, nicht in ein falsches Schiff zu steigen.“

„Grünschnäbel!“ brummte der Professor.

„Nun ja, sie lieben uns, und wir können nicht leugnen, daß wir zuweilen schon Mißgeschick hatten. Aber da wir nun bei dem Kapitel angelangt sind, wollen wir überle-

gen, was wir zu tun haben, wenn wir uns zum Beispiel verlieren. Wie könnte ich dich wiederfinden?“

Der Professor lächelte.

„Wir werden uns nicht verlieren, und wenn wir es täten, so würdest du zum Dampfschiff gehen, wo wir uns träfen.“

„Ach ja, natürlich! Ein Mann weiß, was man in einem derartigen Falle zu tun hat!“ Frau Normann schaute mit bewundernden Blicken ihren Gatten an, der sich recht vergnügt ausstreckte.

Der Zug fuhr langsam in eine Station ein und blieb lange genug stehen, um die Neugier des Professors zu erregen. Er erhob sich.

„Ich werde aussteigen, um zu hören, ob wir hier einen längeren Aufenthalt zu befürchten haben; wir dürfen nicht zu spät zum Schiff kommen.“

Draußen fand er eine Menge Männer und Knaben versammelt.

„Aufenthalt?“ erwiderte einer von ihnen auf seine Frage, „ach nein, nur eine Minute; wir warten einen Gü-



Eine türkische Studentenkommision in Deutschland.

In Deutschland weilt augenblicklich eine türkische Studentenkommision, die die öffentlichen Einrichtungen besichtigen will. Kürzlich besuchte diese Kommission auch die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden und die Süddeutsche Ausstellung in Posen. Unser Bild zeigt die Kommission auf der Süddeutschen Ausstellung in Posen während des Balletts, welches das Ausstellungs-Komitee zu ihren Ehren gab.

terzug ab. Da ist er! Sehen Sie dort den Rauch?" — Der Professor eilte nach seinem Wagen zurück. Aber gerade, als er sich ihm näherte, erblickte er einen sonderbar glänzenden Kieselstein auf der anderen Seite des Gleises. Er ging hinüber, nahm ihn auf und untersuchte ihn, ohne mehr an den Güterzug zu denken, der gleich darauf zwischen ihm und seinem Zuge heranbrauste.

"Mein Gott!" murmelte er und warf den Stein fort. "Das war gedankenlos. Ich muß die Geologie wohl lassen, bis ich wieder zu Hause bin."

Er wartete mit großer Unruhe, während der Güterzug langsam und rasselnd vorbeifuhr. Zehn — zwanzig — dreißig — zweiundvierzig Wagen zählte er und dann war der Zug vorüber. Aber nun stand er da und starrte ins Leere! Sein Zug war verschwunden und erschien nur noch als ein immer kleiner werdender Punkt am fernem Horizont. Nun hatte er seine Frau verloren! Aber wie viel er auch tobte, er mußte zwei volle Stunden auf den nächsten Zug warten, mit dem er in demselben Augenblick ankam, in dem der Dampfer abgehen sollte.

Kassingslos stürzte er zum Hafen, um gerade noch den "Helios" abdampfen zu sehen.

"Ich könnte das Schiff erreichen, ehe es die Bucht verläßt, mein Herr," sagte der Kapitän eines Bugierbootes, der die verzweifelte Lage des Professors beobachtet hatte.

"Es wird seine Schnelligkeit während der Fahrt durch den Kanal nicht vergrößern, und ich verspreche Ihnen, Sie für hundert Mark an Bord zu setzen."

"Gut!" rief der Professor aus, indem er in das Boot sprang. "Schnell! versäumen Sie keinen Moment."

Das Boot schoß dahin und lag nach tüchtiger Arbeit endlich neben dem großen Dampfer.

"Passagier an Bord!" brüllte der Kapitän in sein Sprachrohr.

Auf demselben Wege kam die Antwort vom Dampfer und eine lange Stange mit daranhängendem Tau wurde über das Boot hinabgesenkt.

"So mein Herr, klammern sie sich fest an das Tau, und dann wird man Sie hinaufziehen. Aber erst die hundert Mark, wenn ich bitten darf! Danke sehr — seien Sie vorsichtig!"

Der Professor blickte zweifelnd auf das baumelnde Tau. "Aber — aber meine Frau ist vielleicht nicht an Bord?" sagte er. "Sie warten wohl und fahren mich zurück, falls sie nicht da sein sollte, Herr Kapitän?"

"Ja, gewiß, mein Herr," antwortete er und steckte sein Geld tief in die Tasche. "Nun rasch zu!"

Professor Normann gelangte glücklich, wenn auch etwas ungeschickt, auf das Deck des "Helios", wo er zuerst nach dem Kapitän fragte.

"Der Kapitän ist jetzt nicht zu sprechen," antwortete man ihm. Er ist auf der Kommandobrücke, mittags kommt er herunter."

"Aber ich muß . . ."

"Es ist am besten, sich an den Staffierer zu wenden, der wird Ihnen eine Kajüte anweisen."

"Wo finde ich ihn?"

Der Mann ging voran und zeigte ihm den Weg und der Professor erzählte nun dem teilnehmenden Beamten seine traurige Geschichte.

"Ach, das ist sehr unangenehm," sagte er. "Das ist ein wirkliches Mißgeschick. Aber es passiert so oft, daß Personen auf diese Weise zurückbleiben."

"Aber meine Frau?"

Der Beamte schüttelte den Kopf. "Ich habe sie nicht gesehen."

"Was haben Sie? Sie haben Sie nicht gesehen? O Himmel! Halten Sie das Schiff an! Ich muß ans Land! Halten Sie sofort!"

Der Mann bewegte sich nicht von der Stelle.

"Es tut mir sehr leid, Herr Professor," sagte er, "aber wir können nicht umkehren, das ist ganz unmöglich. Der Lotse hat uns verlassen, und Ihr Boot machte lehr, gleich als Sie an Bord kamen. Ich glaube, daß Sie gezwungen sein werden, unsere Reise mitzumachen."

Der Professor jammerte laut.

"O, wie wird es meiner Frau ergehen in der fremden Stadt! Und sie kann mir nicht einmal Nachricht geben!"

"Ach so schlimm ist es nicht," fiel der andere tröstend ein. "Wir haben hier jede Bequemlichkeit, selbst drahtlose Telegraphie."

"Drahtlose Telegraphie! O, dem Himmel sei Dank!"

"Nehmen Sie nun eine Kajüte und . . ."

"Ich habe eine."

"Ja, natürlich! Ich vergaß, daß Sie sagten, Sie hätten die Plätze im Voraus bestellt. Zeigen Sie mir das Billett."

"Mein Billett!" — Der Professor griff hastig in die Tasche und sagte dann bestürzt: "Meine Frau hat das Billett."

Die freundliche Miene des Beamten war verschwunden.

"So, wirklich?" sagte er trocken. "Nun wohl, ich kann Ihnen eine Kajüte erster Klasse anweisen. Wir haben noch einige leer. Der Preis ist hundert Mark."

"Ganz recht . . . aber die drahtlose . . ."

"Ja, alles zu seiner Zeit . . . erst, bitte, hundert Mark."

Der Professor zog seine Brieftasche hervor und warf das Geld hin.

"Nun muß ich telegraphieren," sagte er eifrig. Das Gesicht des anderen erhellte sich.

"Ja, das können Sie freilich. Sie haben Kajüte Nummer fünfzig; hier ist der Schlüssel. Und nun kommen Sie mit in das Telegraphenbureau, mein Herr."

Der Professor fand es durchaus nicht leicht, das Telegramm aufzusetzen. Es wurde ihm schwer, zu bekennen, daß ihm auf der soeben begonnenen Reise ein trauriges Mißgeschick begegnet sei. Endlich war das Telegramm geschrieben. Es lautete:

"Herrn Walter Normann, Berlin. Abgereist mit "Helios", ließ Leonie in Hamburg. Suche Sie. Telegraphiere mir. "Helios", Kajüte fünfzig. Anton."

Dann ging er in seine Kajüte.

Der Telegraphist verglich mit erstaunten Augen das Telegramm mit einem anderen, das kurz vorher aufgegeben war und folgendermaßen lautete:

"Fräulein Anni Wilson, Berlin. Mein lieber Anton blieb durch einen Zufall — nicht durch eigene Schuld auf dem Wege nach Hamburg zurück. Suche ihn. Telegraphiere, wo ich ihn treffe. Meine Adresse im "Helios" ist Kajüte zweiundfünfzig. Leonie."

Nachdem der Mann die beiden Telegramme studiert hatte, zuckte er die Schultern.

"Die Sache geht mich nichts an," murmelte er vor sich hin und expedierte die Depeschen. "Die Reederei bezahlt mich nicht, damit ich den Leuten die Telegrammkosten erspare."

Nach einiger Zeit liefen zwei Telegramme ein; eins für Kajüte fünfzig, eins für zweiundfünfzig. Sie waren gleichlautenden Inhalts:

"Professor Normann, Kajüte Nummer fünfzig. Leonie ist dicht neben dir in Kajüte zweiundfünfzig. Walter."

"Frau Normann, Kajüte zweiundfünfzig. Anton ist dicht neben dir in Kajüte fünfzig. Anni."

Einen Moment darauf wurden beide Kajütentüren sperrweit aufgerissen, und das Ehepaar fiel sich in die Arme. Es gab ein Lachen, Fragen und Erklären. Der zufällig vorübergehende Kassierer war bei diesem Anblick ganz verblüfft:

"Aber, Herr Professor — eine fremde Dame zu umarmen?"

"Großer Himmel! Warum soll ich sie nicht umarmen dürfen? Sie ist ja meine Frau! Wir sind gestern getraut worden. Warum sagten Sie mir denn, daß sie nicht an Bord sei?"

Der Mann lächelte mißtrauisch.

"Ihre Frau!" rief er. "Ja freilich! Diese Dame sagte mir, daß ihr Mann sich verspätet habe, und nannte sich Frau — oder vielleicht sagte sie Fräulein "Leonie Wilson". Ist Ihr Name nun Wilson oder Normann, sind Sie Fräulein oder Frau?"

Leonie und der Professor schauten sich an.

"Nun, ich sollte meinen, wir sind ein Ehepaar," sagte sie zärtlich. "Ich hatte es in der Aufregung vergessen und meinen Mädchennamen angegeben."

Sinngebicht.

Von den tiefen Erdengründen
Bis zum hohen Himmelszelt
So viel Schönes ist zu finden
Hier in dieser ird'schen Welt;

Und doch, gäb's auch viele Welten —
Eines, eines, ach, wie selten,
Ja, ich sag's mit heißen Schmerzen:
Ach, wie selten schöne Herzen!

(Aus Sursum corda von J. Holl.)

Das Mädchen vom Monde.

Ein altjapanisches Märchen. Von S. Breda.
(Nachdruck verboten.)

Sanoeki, der alte Bambusfäller, erschrak. In einem Stengel, der ihn durch einen sonderbaren Glanz angelockt hatte, fand er ein liebliches, feines Wesen, das nicht viel größer war als ein Finger. Ein Mägdelein blinzelte ihm mit hellen Kinderaugen freundlich zu.

Er brachte es nach Hause und übergab es seiner Frau zur Pflege. Doch schon nach einigen Monaten hatte es zu allgemeinem Erschrecken die Größe eines erwachsenen Menschen erreicht. Der Priester Akita vom Stamm der Inle gab dem Mädchen den Namen Kagochahime (schlanke Bambus).

Man band ihr, gleich allen heiratsfähigen Mädchen, das Haar zusammen, und drei Tage lang Klang Gesang und Tanzmusik in dem sonst so stillen Hause Sanoekis. Und der Mann hatte wirklich Ursache, sich über den Findling zu freuen. Denn seitdem das Mädchen in seinem Hause weilte, stand der Glückstern über seinem Dach. Täglich

fahren, die ihnen von der angebeteten Schönen gestellt wurden.

Sanoeki brachte ihnen drei Tafeln, auf die Kagochahime geschrieben hatte:

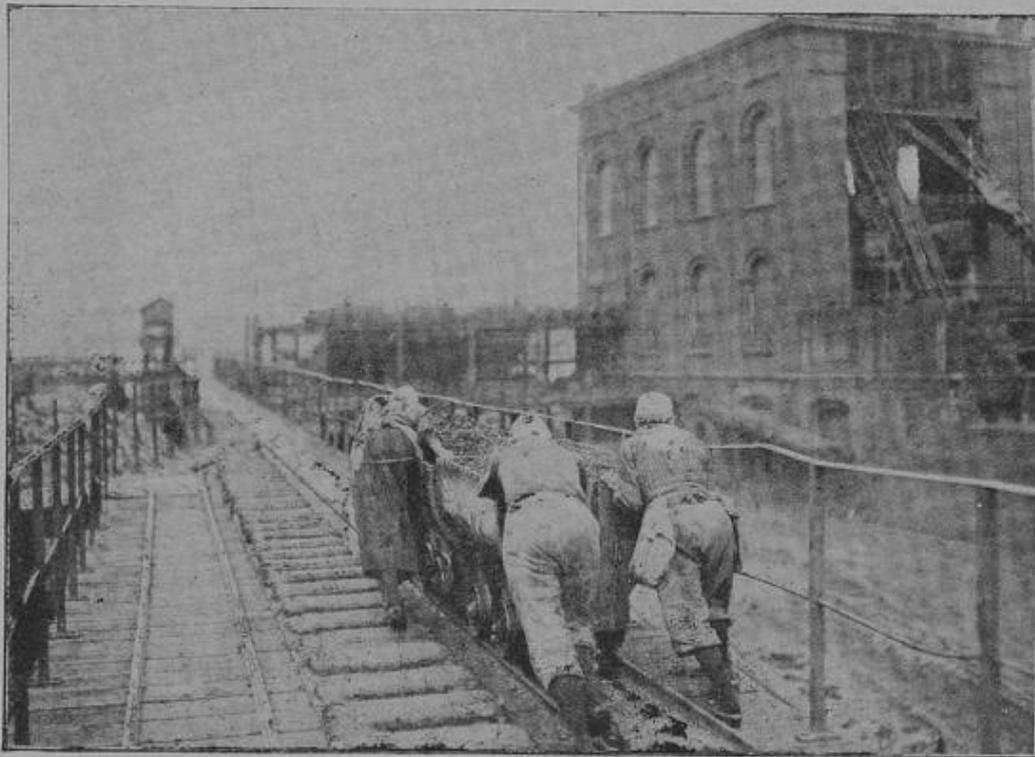
„Prinz Itisioe muß mir einen Pelzmantel aus chinesischem Feuermäusen bringen. Otomo hole mir den fünffarbigen Edelstein aus dem Kopfe des Drachen. In dem Meere gen Osten liegt ein Berg, der von Schildkröten getragen wird. Auf diesem Berge wachsen Bäume, deren Wurzeln aus Silber, deren Zweige aus Gold und deren Früchte aus Edelstein bestehen. Von solch einem Baum breche Prinz Koeromachi einen Zweig ab und bringe ihn mir, wenn er mich liebt.“

Bei dieser Mitteilung glaubten die Prinzen ihr Todesurteil zu lesen, und nur die Liebe zu der schönen Kagochahime gab ihnen den Mut und die Entschlossenheit, das Verlangte zu suchen, koste es, was es wolle. Und jeder ging seines Weges.

Prinz Itisioe schrieb an den Kaufmann Osei, der gerade nach China reiste, daß er ihm dort Felle von Feuermäusen kaufen solle. Osei, der wohl wußte, daß dieses Fell nirgends auf der Erde zu finden war, wollte den Prinzen nicht

Weibliche Bergarbeiter in Belgien.

In den französischen und in den belgischen Kohlen-Bergwerken werden die Förderarbeiten fast ausschließlich durch Frauen besorgt, die diesen sehr anstrengenden und oftmals nicht ungefährlichen Beruf in Männerkleidung ausüben. Das Bild ist aufgenommen in Charleroi (Belgien).



fand Sanoeki in den Knoten der Bambusstengel Gold, so daß er schnell zu Wohlstand und Reichtum kam.

Bald verbreitete sich im ganzen Lande der Ruf von Kagochahimes außergewöhnlicher Schönheit, und zahlreiche Freier bewarben sich um ihre Hand.

Sanoeki erwiderte aber stets: „Da Kagochahime nicht mein eigenes Kind ist, so kann ich ihr nichts befehlen. Schreibt daher selbst an sie.“

Aber das Mädchen ließ alle Werbungen unbeantwortet und verbrannte die liebevollenden Verse, ohne sie gelesen zu haben.

So wandten sich alle Freier, bis auf drei, traurig von ihr ab. Das waren die Prinzen Itisioe, Koeromachi und Otomo, die im hohen Räte des Mikado saßen. Sie bestürmten den Alten mit Bitten, bis er schließlich einwilligte, mit Kagochahime darüber zu sprechen. Nach vielem Drängen sagte sie endlich:

„Gut, ich will einen dieser drei Männer heiraten. Da ich jedoch nicht weiß, wessen Liebe die höchste ist, müssen sie für mich eine große Tat vollbringen.“

Als er ihnen Kagochahimes Forderung mitgeteilt hatte, stimmten sie erfreut zu und wollten die Bedingungen er-

kränken und sandte ihm nach einigen Monaten einen kostbaren blauen Pelz, der in einer mit Edelsteinen verzierten Kiste verpackt war.

Der Prinz bezahlte erfreut den verlangten Preis und betete mit gefalteten Händen, das Gesicht nach China gewendet. Hierauf eilte er in die Wohnung des Sanoeki und hat, den kostbaren Gegenstand der Angebeteten zu übergeben.

Kagochahime sprach: „Wir wollen prüfen, ob es in der Tat das Fell der Feuermaus ist. Wenn es im Feuer nicht verbrennt, dann ist es echt; und dann will ich dem Prinzen angehören.“

Aber als man den Pelz in das Feuer legte, brannte er sichterlos wie ein gewöhnliches Schafsfell.

Sie klatschte in die Hände und sendete dem Freier die Kiste mit einem Spotzvers zurück.

Otomo versammelte seine wehrhaften Männer um sich und gelobte demjenigen, der ihm den Edelstein aus dem Kopfe des Drachen bringen würde, die Erfüllung jedes Wunsches. Da sich jedoch niemand freiwillig dazu erbot, sendete er alle reichlich ausgerüstet in die Welt mit dem

Befehl, den Drachen zu suchen und ihm den Edelstein zu rauben.

Sie sahen jedoch das Nutzlose dieses Unternehmens ein, verteilten das Geld untereinander und zerstreuten sich in fremde Länder.

Inzwischen ließ Otomo für Kagochahime ein prächtiges Haus bauen, ließ es reich bemalen und mit farbigen Seidenstoffen behängen. Er vertrieb seine Frauen und lebte einsam, von dem Verlangen nach der Angebeteten verzehrt. Nachdem er so ein Jahr lang vergebens auf die Rückkehr seiner Leute gewartet hatte, ging er selbst zu Schiff, um den Schatz zu erwerben. Aber siehe, bei Hoeloeschi brach ein gewaltiger Sturm los, der das Schiff vernichtete. Und Otomo rettete mit Mühe und Not das nackte Leben. Nun war es ihm klar, daß Kagochahime ihm etwas Unmögliches aufgetragen hatte. Voll Unwillens und Erbitterung gab

Zweig von Edelsteinen gearbeitet, aber bis heute hat Ouer Schatzmeister uns noch den Lohn vorenthalten."

Nun schlich beschämt der Prinz aus dem Hause, während Kagochahime ihm den Zweig erfreut nachsendete und die Arbeiter reichlich entschädigte.

*

Inzwischen hatte auch der Mikado von Kagochahimes bezaubernder Schönheit gehört. Er befahl deshalb, sie an seinen Hof zu bringen und versprach Sanoeki für seine Hilfe große Reichtümer und Ehrenämter.

Aber das Mädchen war nicht zu bewegen, vor der Hofdame zu erscheinen, die diese Botschaft brachte. Und als man ihr mit dem Unmut des Mikado drohte, sagte sie: „Tödet mich dann lieber gleich. Denn niemals würdet ihr mich dorthin bekommen.“

Der ablehnende Bescheid, den Sanoeki nun geben mußte,



Die Krönungsfeierlichkeiten in London.

Der Festzug mit dem Königspaar in der Queen Victoria Street.

Nachdem in der Westminster-Abtei König Georg V. und Königin Mary am Donnerstag gekrönt worden sind, fand am Freitag, den 23. Juni, der feierliche Zug durch die Straßen Londons statt. Wie unser Bild es zeigt, waren überall Tribünen aufgeschlagen und eine nach Hunderttausenden zählende Volksmenge sah dem historischen Schauspiel zu, dessen Prunk und Aufwand ähnliche Ereignisse weit übersteigt.

er alles weg, was ihm noch übrig geblieben war, und zog sich noch tiefer in die Einsamkeit zurück.

*

Prinz Koeromachi begab sich in die Wildnis einer Wüste, ließ dort eine Werkstatt erbauen und durch die geschicktesten Goldschmiede einen goldenen Zweig mit Früchten aus Edelsteinen anfertigen. Sobald dieses Kunstwerk fertig war, begab er sich zu Sanoeki und sagte: „Ich habe für diesen Zweig mein Leben aufs Spiel gesetzt und tausend Gefahren und Abenteuer bestanden, um ihn zu erobern. Gib ihn deiner Tochter und bitte sie, mich zu erhören.“

Hierauf erschrak Kagochahime sehr, denn sie glaubte, daß sie nun ihre Freiheit an den Prinzen verlieren würde. Während sie noch über die Sache berieten, traten sechs Männer ins Haus, neigten sich vor Koeromachi zur Erde, und der älteste von ihnen sprach:

„Sehet, Herr, wir haben volle hundert Tage an diesem

reizte das Verlangen des Kaisers noch mehr. Er sann daher auf eine List.

Auf einer Jagd in dem Gebirge, an dessen Fuß die Wohnung Sanoekis lag, trat er unvermutet in Kagochahimes Zimmer und sah sie, die von einem Strahlenkranz umgeben war. Als er sie an ihren seidernen Armen festhielt, bedeckte sie ihr Gesicht und sprach: „Zwinge mich nicht. Wenn ich von dieser Welt wäre, würde ich auf deinen Wunsch eingehen. Aber das kann ich nicht.“

Er hielt sie jedoch fest und wollte sie in seinen Tragesessel ziehen, als sie plötzlich vor seinen Augen verschwand. Nun wußte er, daß sie wirklich ein überirdisches Wesen war.

Er bat sie, ihre menschliche Gestalt wieder anzunehmen, und bestürmte sie nicht weiter; aber schweren Herzens kehrte er in seine Residenz zurück. Nach einigen Tagen sendete er ihr Verse, die sie beantwortete, die Papierstreifen aus Blütenzweigen befestigend. Dieser Briefwechsel, der dem

Mikado in seinem Leid den einzigen Trost gewährte, dauerte volle drei Jahre.

Als der Lenz wiederkehrte und die Bäume blühten, wurde Kagochahime von Tag zu Tag trauriger. Sie seufzte, und Tränen flossen über ihre Wangen. Vergebens rieten ihre Pflegerinnen ihr ab, in den Mond zu starren, denn das bringt frühes Altwerden. Vergebens fragten sie sie nach dem Grunde ihres Kummers.

Endlich, als der Mond um die Mitte des achten Monats aufging, sagte sie: „Was ich euch nun verkünden muß, habe ich so lange aus Mitleid verschwiegen. Ich bin nicht auf der Erde geboren, sondern ich stamme aus dem Mond. In seiner Hauptstadt wohnen meine Eltern, und ich bin mir infolge eines alten Gesetzes unseres Reiches für einige Zeit auf die Erde gekommen. Am Tage des Vollmondes ist diese Zeit verstrichen. Dann holen die Meinen mich ab, und ich muß wieder zurückkehren — wenn auch unter bitteren Tränen.“

Das gab ein großes Klagen und Zammern. Das Leid über die nahende Trennung ließ Sanoekis Haar ergrauen, beugte seinen Rücken und entzündete seine Augenlider. Endlich schwur er, alles ins Werk zu setzen, um sein Pflegekind zu behalten, und rief schließlich den Mikado um Hilfe an. Der Kaiser erklärte sich bereit.

Am fünfzehnten Tage des Monats, an dem Kagochahime wieder in ihr himmlisches Vaterland zurückkehren mußte, sendete er zweitausend Bogenschützen und Schwertträger unter Befehl seines Feldherrn Talamo Oloeni, um jeden Angriff der Mondbewohner zurückzuschlagen.

Die alte Frau sah mit Kagochahime in einem abgeschlossenen, unterirdischen Gewölbe und hielt das Mädchen fest in ihren Armen.

Aber Kagochahime lachte über diese Vorsichtsmaßregeln und sagte:

„Mit irdischen Waffen werdet ihr nichts ausrichten. Wenn sie kommen, wird euer Mut sinken. Euer Kummer schmerzt mich so sehr, daß ich beim Mondaufgang gebeten habe, meinen Aufenthalt auf der Erde noch um ein Jahr zu verlängern. Obgleich da oben alles eitel Pracht und Glanz ist und die Menschen da ohne Sorgen und Leid in ewiger Jugend leben. Aber meine Bitte wurde nicht erhört, und das ist es, was mir immer und immer wieder die Tränen in die Augen drängt.“

Und siehe, um Mitternacht wurde es plötzlich über dem Hause lichter, als ob die Sonne und Mond zugleich schienen. Und von dem Mond herab schwebten Wesen auf leuchtenden Wolken. Ihre Schönheit war erhaben über alles irdische Schöne. Das größte von ihnen winkte und zugleich



„Bitte, mich nicht zu küssen.“

Auf Anregung der Königin Ena von Spanien tragen die kleinen Kinder Schilder mit der Aufschrift: „Habe me el favor de no besar me“ („Bitte, mich nicht zu küssen“). Es herrscht nämlich in Spanien die Unsitte, fremde niedliche Kinder auf der Straße zu küssen. Hierdurch entstehen häufig Ansteckungen.



Die Rohrpost
im Berliner Warenhaus.
Um den Einkauf für die Käufer möglichst angenehm zu gestalten und die Kontrolle der Kassensführung zu erhöhen, hat ein großes Berliner Haus eine Rohrpostkasse angelegt. Sämtliche Einzelkassen befinden sich in einem Räume; dort erfolgt die Zusammenrechnung und die Nachprüfung der Rechnungen, sowie die Manipulation des Wechsels ohne Störung, da sich das Publikum nicht vor der Kasse drängt. Die Einzelkassen sind mit den Verkaufsständen durch Rohrpost verbunden.

flogen alle Türen auf, als wenn eine unsichtbare Hand sie geöffnet hätte.

Die Krieger waren durch diese Erscheinung wie gelähmt und nicht imstande, ihre Waffen zu gebrauchen.

Einer dieser Männer trug eine Schachtel, in der sich das Flügelkleid und das Unsterblichkeitsmittel befand.

Kagochahime nahm etwas davon, schrieb einen Brief an den Mitado, worin sie ihm für seine Liebe dankte und fügte das Mittel bei. Das ließ sie durch den Feldherrn Salomo Oloeni überbringen. Und nun umarmte sie nochmals ihre Pflegerkern. Dann legte sie ihr Kleid ab, zog das Flügelgewand an und trat auf eine der Wolken, und pfeilschnell stieg sie mit den anderen empor.

Sanoeki und seine Frau waren verzweifelt. Da Kagochahime fort war, hatte das Leben für sie gar keinen Wert mehr. Und gar bald starben sie.

Auch des Kaisers Herz war von schwerer Traurigkeit erfüllt, als er die Kunde vernahm, und mit tiefer Nüchternung las er Kagochahimes letzten Brief. Er fastete lange, schickte all seine Frauen weg und lebte nur noch in Kagochahimes Andenken.

Von dem Unsterblichkeitsmittel nahm er nichts, sondern übergab es mit dem Brief einem treuen Diener, der beides auf der Spitze des Berges Foesyama verbrannte.

Und noch heutigen Tages — versichert man — steigt der Rauch davon gen Himmel.

Dort!

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst: du ruhest in Gottes Schoß,
Und wo du wandelst, wallt auch er.
Die Tränen all' sind abgetan,
Die Dornen tragen Rosenblut,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Blut. E. Geibel.



Die Störche von Neustrelitz.

Eine besondere Freude bereiten den Einwohnern von Neustrelitz die Störche, welche auf einem an der Peripherie der Stadt gelegenen Hause nisten. Das Haus wurde kürzlich abgebrochen, jedoch hat der Besitzer sich bereit erklärt, auch auf seinem Neubau das Storchnest zu behalten. Außerdem ließ er eine scherzhafte Inschrift an dem Neste anbringen.

Der Zigeuner.

Eine Dorfgeschichte von M. Walded.

(Nachdruck verboten.)

„Hol' der Hund die ganze Dubelei! Wer ist der Herr im Dorf?“ — so fuhr der Schulz von Zichterleben zornig auf und schlug mit der nervigen Faust auf den Tisch.

Die Schulzen-Madelen, wie sie im Dorf schlechthin genannt wurde, hob beinahe erschreckt den schönen Kopf empor und blickte ihrem Vater mit erstaunter Miene in das erregte Gesicht.

„Aber freilich, du hast deinen Spaß an dem dummen Gefiedel,“ fuhr der Bauer immer erregter werdend fort, „doch mein Geduldsfaden reißt jetzt entzwei. So den ganzen lieben Tag unserem Hergott die Zeit abstehlen mit der Nichtstuererei!“

„Aber Vater, heut ist's ja Sonntag, und da preßiert's doch mit der Arbeit nicht.“

„Aber auch an den Wochentagen ist bei dem Arnold Wildrand an eine richtige Arbeit nicht zudenken,“ versetzte der Bauer ingrimig, „ist's mit der Fiedelei zu End, so geh's mit der Flötchen los, und wenn er die auf die Seite gelegt, nimmt er die Klarinetten, und wenn's zum Feierabend kommt, wird noch ein Rutscher auf der Ziehharmonika losgelassen.“

Magdalena, offenbar an einen derartigen Hornesausbruch ihres Vaters nicht gewöhnt, blickte mit ihren großen, blauen Augen immer verwunderter in seine erzürnten Mienen.

„Das liegt nun einmal in der Art,“ entgegnete sie, wobei sich ein neckischer Zug um den kleinen Mund legte. „Ich mein' halt, Vater, Ihr könnt den Vogel auf dem Baum eher zum Schweigen bringen, als dem Arnold das Fiedeln verwehren.“

„Ich glaub' gar, du willst dem Arnold noch 's Wort reden? Damit sollst du mir nur kommen, Mädel! Willst doch sonst immer was Apartes vorstellen.“

„Ich dächt' doch, Vater, das mühtet Ihr wissen, daß ich mit dem Zigeuner keine Gemeinschaft haben möcht,“ versetzte Magdalena und warf den Kopf mit den schwarzen braunen Flechten trotzig zurück, dann aber lachte sie plötzlich hell und übermütig auf.

„Hast recht, Mädel, ich glaub's,“ sagte der älteste Sohn des Schulzen, der soeben aus der Haustür getreten war und sich dem Platz unter der großen, breitflügeligen Linde näherte, wo Vater und Tochter nebst dem jungen Sohne Fritz beieinander auf der einfachen Holzbank im Hofe saßen.

„Der Zigeuner und die Magdalena, das glaubt Ihr doch nicht im Ernst, Vater,“ sagte er und strich mit überlegener Miene den Schnurrbart.

„Ich hab' mir so meine eigenen Gedanken gehabt,“ erwiderte der Schulze, „wie der Arnold die ganze Nacht beinahe gefiedelt hat und die Madelen hat gehorcht und zugehört, als ob sie Zeit und Stund' darüber vergessen könnt.“

„Da habt Ihr doch auch Eueren Gefallen an dem Gefiedel gehabt, Vater!“ sagte die Madelen und der trotzig Zug in ihrem schönen Gesicht trat wieder stärker hervor.

„Meinst, bei so einem Gedudel könnt' unjereins ein Aug' schließen?“ und unerbittlich fuhr der Schulze fort: „wenn der Grasheim daheim wär, der würd' ihm schon 's Handwerk legen; aber wenn die Kat' nicht daheim, tanzen die Mäus' auf Tisch und Bänken, und das muß man dem Arnold seinem Vormund zur Ehr' nachreden; verschuldet hat er's nicht, wenn nichts aus dem Burschen wird!“

„Aber, Vater, wegen der Madelen braucht Ihr Euch kein graues Haar wachsen lassen, — die wird nicht gleich aus Freien denken, wenn sie mal schön tut mit einem Burschen; wenn ich eine jede nehmen wollt', mit der ich mal zum Zeitvertreib ein Späßchen mache —“

„Albert!“ sagten der Schulz und sein jüngerer Sohn vorwurfsvoll, wie aus einem Munde, und bei den letzten Worten seines älteren Bruders, legte sich des jüngeren offenes Gesicht in Falten, mit finstern zusammengezogenen Brauen sah er zu dem hübschen Burschen hin.

Man konnte sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als er schon im Neuzeren der beiden Brüder zutage trat. Albert, der ältere, war hochaufgeschossen, blond und blauäugig, um den Mund, den ein flätlicher Schnurrbart zierte, lagerte ein überlegenes Lächeln. Doch so schön Farbe und Schnitt der großen blauen Augen auch sein mochten, offen und klar schauten sie nicht in die Welt hinein, vielmehr lag in ihrem Blick etwas Lauerndes, Verschlagenes. An seinem

Anzug dagegen war nichts auszuweisen. Wie angegossen ließ ihm die graue Zoppe mit den grünen Aufschlägen, ein Federstutz zierte den neu-modischen Hut; unverkennbar trat bei ihm die Absicht zutage, einen möglichst feinen Eindruck hervorzurufen. — Der jüngere der beiden Brüder dagegen trug sich gleich den Vater noch nach schlichter Bauernart. Er war untersezt und breitschulterig, mit braunen Augen und braunem Haar, aber treuherzig schauten die großen, dunklen Augen unter den buschigen Brauen hervor.

Musternd glitt des Schulzen Auge über die schmutze Gestalt seines Ältesten. — „Nun, wo hinaus?“

„Nach Aarenhausen,“ war die kurze Antwort.

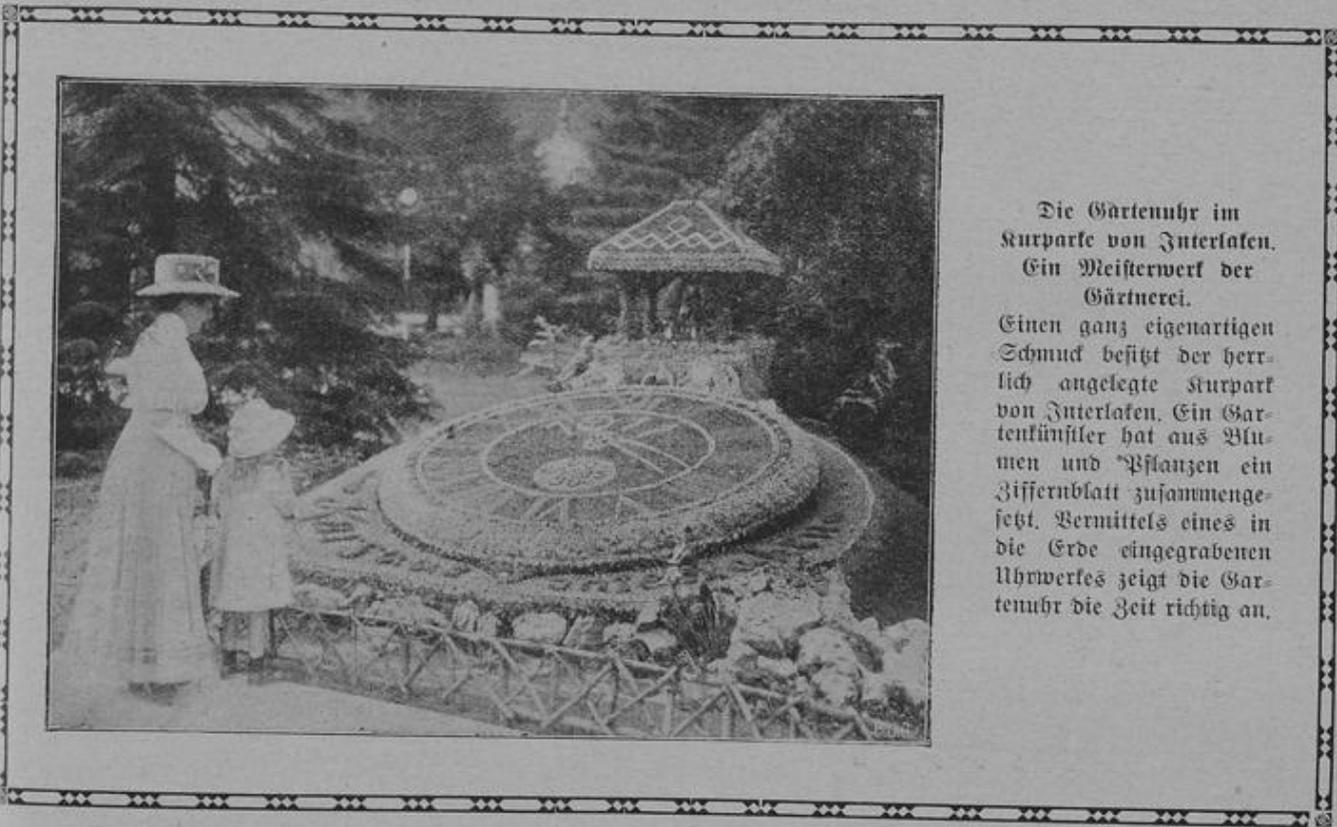
„Ich meinte, du sollst heut' daheim bleiben,“ sagte der Schulz mißbilligend, „hättest' mal nach der Hohenleit' gehen können, ob die Esparsett zu hauen wär' und wie es mit dem Alee an der Ehrenburg ausschaut; der Fritz muß zum Schmied und ich hab' noch einen Bericht zu machen. Könntest auch mal einen Sonntag in Jätersleben zubringen, die Stadt und die feinen Stadtherren laufen dir nicht davon.“

„Aber Vater, das kannst nicht verlangen, daß ich hier in Jätersleben verfaulern und verbauern soll!“

„Was meinst? Verbauern? Du denkst wohl, du wirst städtisch, wenn du mit den Stadtherren verkehrst? Was ein richtiger Bauer ist, der hält auf seinen Stand und hält sich

Noch am gleichen Nachmittag schritt Magdalena den Wiesenspfad aufwärts, der vom Dorfe aus nach dem großen, nahegelegenen Walde zuführte, um den vom Bruder nicht ausgeführten Wunsch des Vaters zu erfüllen. Nachdem sie die Wiese durchschritten hatte, führte sie der Weg durch blühende Alee- und Getreidfelder hindurch, einer steilen Anhöhe zu, die auf einem umfassenden, felsigen Vorsprung die malerischen Ueberreste einer altersgrauen Burg trug. Das alte Bauwerk blickte jedoch trotz seines Verfalles noch stattlich genug drein, noch besonders gehoben durch den grünen Hintergrund eines herrlichen Buchenwaldes. Oft genug kehrten in der Ruine Fremde ein, um hier Einsamkeit und Naturschönheit zu genießen.

Jetzt war es menschenleer droben auf der Höhe, nur ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren stand unter der alten Eiche im Burghofe und blickte traumverloren hinab in das blühende Tal, und weiter ließ er den Blick des dunklen Auges hinüberschweifen über die lieblichen Dörfer und Weiler, über den schäumenden Gebirgsfluß, die türmereiche Stadt mit den altertümlichen Bauwerken, bis er zuletzt haften blieb an der lichtblauen Bergkette am fernen Horizonte. Ein sehnsvoller, schwermütiger Ausdruck legte sich um Auge und Mund, als läge jenseits der Berge ein für ihn verschlossenes Zauberland.



Die Gartenuhr im Kurpark von Interlaken. Ein Meisterwerk der Gärtnerei.

Einen ganz eigenartigen Schmuck besitzt der herrlich angelegte Kurpark von Interlaken. Ein Gartenkünstler hat aus Blumen und Pflanzen ein Ziffernblatt zusammengesetzt. Vermittels eines in die Erde eingegrabenen Uhrwerkes zeigt die Gartenuhr die Zeit richtig an.

zu gut, sich an die Hochschöp' der Bürger zu hängen, die ihn doch nur über die Achsel anschau'n.“

„Aber Vater, was den Fortschritt und die Bildung angeht . . .“

„Davon verstehen die affurat so viel, wie deine Urgroßmutter selig vom Brieffschreiben,“ fiel ihm sein Vater ins Wort. „Schuster, bleib' bei deinen Leisten! Was einer nicht gelernt und studiert hat, davon soll er die Nase lassen. Ich hab' mich meiner Lebtag nicht in Sachen gesteckt, von denen ich nichts verstand und die ich nicht gelernt hab. Hab' so mancherlei gehört, wie die Herren Sonntags bei uns draußen waren, und ich sag's nochmal: passend ist ihr Umgang nicht für dich. Weißt, ein Bauer in der Stadt schaut aus wie eine Ent' auf dem Parkteich, und wo sich ein Schwan hingehört, paßt sich keine Ent' hin und so ist's auch umgekehrt.“

Der Sohn hatte augenscheinlich keine Lust, diesen häuerlich-philosophischen Betrachtungen seines Vaters länger Gehör zu schenken, aber er beywang sich, denn er kannte den festen Willen seines Vaters, der nur manchmal ihm, seinem Ältesten gegenüber, ins Schwanken geriet. Auch diesmal siegte die Liebe, oder vielmehr die Schwäche seinem ältesten Sohne gegenüber, und mit sichtlichem Wohlgefallen blickte er ihm nach, als dieser nach kurzem Gruße den Hof verließ.

Lange stand er so in träumerisches Sinnen verloren, bis er mit einer trotigen Bewegung den schwarzen Straußkopf zurüchwarf, dann hob er die linke Hand, die eine Geige hielt, empor, und setzte den Bogen mit der rechten kunstgerecht an, indem er eine leidenschaftliche, fremdartig klingende Weise ertönen ließ. Mit einem Male zuckte über das Gesicht ein heller Strahl, verschwunden war der melancholische Ausdruck in den markanten Zügen, und jauchzend rief er: „Madelen! Madelen!“

Die Angerufene begann soeben die Anhöhe zu ersteigen, prüfend ließ sie ihr Auge auf dem rötlich blühenden Alee-felde ruhen.

„Was gibt's?“ rief sie ihm mit heller Stimme zu.

„Heraufkommen sollst,“ gab er ziemlich bestimmt zurück.

„Nimm schon von selber hinauf; will drüben auch nach dem Alee sehen.“

„'s schön hier oben,“ rief Arnold dem aufsteigenden Mädchen zu. Noch einmal ergriff er den Bogen und

„Rosenstod, Holderblüh,
Wenn i mein Dirndel sieh,
Lacht mir vor lauter Freud'
's Herzel im Leib.“

erklang es in neckischen Tönen. (Fortsetzung folgt.)



Zur Unterhaltung.



Sein Vorrecht. Am Abend nach der Schlacht bei Lissa hatten einige Gardes du Corps auf dem Schlachtfelde ein Feuer angezündet. Es mangelte an Brennmaterial, weshalb der kommandierende Offizier jedem, der einen gehörigen Haufen Holz besorge, einen Gulden versprach. Daraufhin entfernten sich eiligst zwei Leute. Bald darauf kam der große Preußentönig angeritten und stieg, als er das lustig flackernde Feuer bemerkte, vom Pferde und begab sich in den Kreis. Die Reiter nahmen sogleich die Pfeifen aus dem Mund. „Raucht nur weiter, Kinder,“ sagte Friedrich leutselig, warf den Mantel zurück und wärmte sich die Hände. In diesem Augenblicke erschien der eine der nach Holz Ausgegangenen mit einer schweren Tracht und warf sie dort, wo der Monarch stand, zu Boden. Er erkannte den König, da dieser ihm den Rücken zugewandt hatte, nicht und rief ihn daher mit den Worten: „Marsch fort da! Jeder faule Hund stellt sich ans Feuer, aber Holz holen will keiner!“ ohne Rücksicht bei Seite. Friedrich äußerte nicht die geringste Empfindlichkeit darüber, sondern

meinte: „Er hat Recht, mein Sohn. Komm Er nur, ich will Ihm Platz machen!“ Erschrocken fuhr der Reiter zurück; aber Friedrich wiederholte: „Er hat das Holz geholt und daher das Vorrecht. Wenn übrigens alle ein wenig rücken, kann ich mich immerhin auch noch etwas wärmen.“
E. K.

So wurde Kaiser Adolf gerächt. Alle die Fürsten und Herren, welche Albrecht von Oesterreich gegen den rechtmäßig erwählten Kaiser Adolf von Nassau beigestanden hatten, starben eines ungewöhnlichen Todes. Der Kaiser Albrecht selbst wurde von seinem Neffen ermordet, und der Graf von Heigerloh in der Schlacht gegen Adolf von Nassau erschlagen. Otto von Ochenstein erstickte in seiner Rüstung. Der Erzbischof von Mainz starb plötzlich, kurz zuvor noch gesund auf seinem Stuhle sitzend. Der Bischof von Straßburg wurde vor Freiburg von einem Schlächter erstochen und der Graf von Lünigen verrückt. Eine alte Chronik, die dies berichtet, setzt hinzu: „So wurde der Kaiser Adolf gerächt!“
E. K.

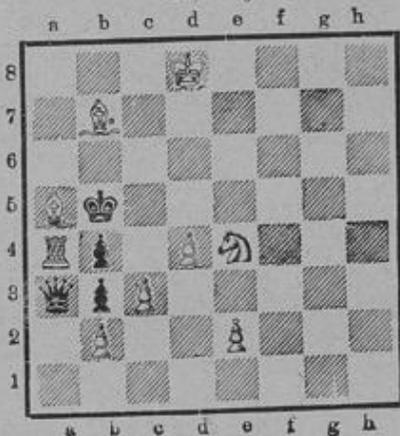


Rätsel-Lese.



Schachaufgabe.

Frisz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Bexierbild.

„Sagen Sie Herr Leutnant, tritt dort nicht soeben der Professor von Blankenberg in die Tür?“



Wo ist der Genannte?

Logogriph.

Mit a such' als Fluß mich im eisigen Norden,
Mit d bin ich wertlos und doch sehr begehrt,
Mit n heut mein Wort dir Erfrischung und Stühle,
Mit z bin der Jugend vor allem ich wert.
Mit g schaff' dem Schwimmer ich Noth und Pein,
Mit l schließ' Petroleum und Wasser ich ein.

Scherzrätsel.

Welches sind die Gegenstände von
Finger und Knochen — Hundejubel — E — Weites Meer —
Spät krank?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmetische Aufgabe:

Ein Kubikmeter enthält im ganzen
470 Billionen Tropfen
470 000 000 000 000 Tropfen.

Da ein Fingerhut 3—4 cm faßt, so ergeben sich
1410 bis 1880 Billionen Tropfen, die darin Platz haben.

Magisches Jahreszahlenquadrat:

634	641	636
639	637	635
638	633	640

Bisitenkartenrätsel: Telegraphist.

Königszug:

Drei Viel und drei Wenig sind schädlich:
Viel reden und wenig wissen,
Viel vertun und wenig haben,
Viel sich dünken und wenig denken.

Bexierbild: Bild nach rechts drehen; der gesuchte Knabe steht in der Baumkrone.

Mösselsprung: Wer gar nichts glaubt, fürchtet alles!
Das ist des Unglaubens Fluch hienieden.

Scherzfrage: Der Einäugige denn er sieht am andern zwei Augen.

Sonett: Angel.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. G.



Nr. 29.

Sonntag, 16. Juli.

Jahrgang 1911.

Der Zigeuner.

Eine Dorfgeschichte von N. Waldeck.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um Magdalenas Mund legte sich wieder der trogige Zug, indem sie ihm zurief: „Hast wohl dem Ritter Kuno und seiner Geliebten ein Ständchen bringen wollen?“

Arnold fuhr auf, als empfinde er einen körperlichen Schmerz, und sagte bitter:

„Ich glaube, du müßtest mein Geigenpiel so gerne hören, wie ich deine Stimme, denn die hör' ich im Wachen und Träumen, und wenn ich tot wäre, ich meine, wenn ich deine Stimme hörte, mücht' ich wieder aufwachen.“

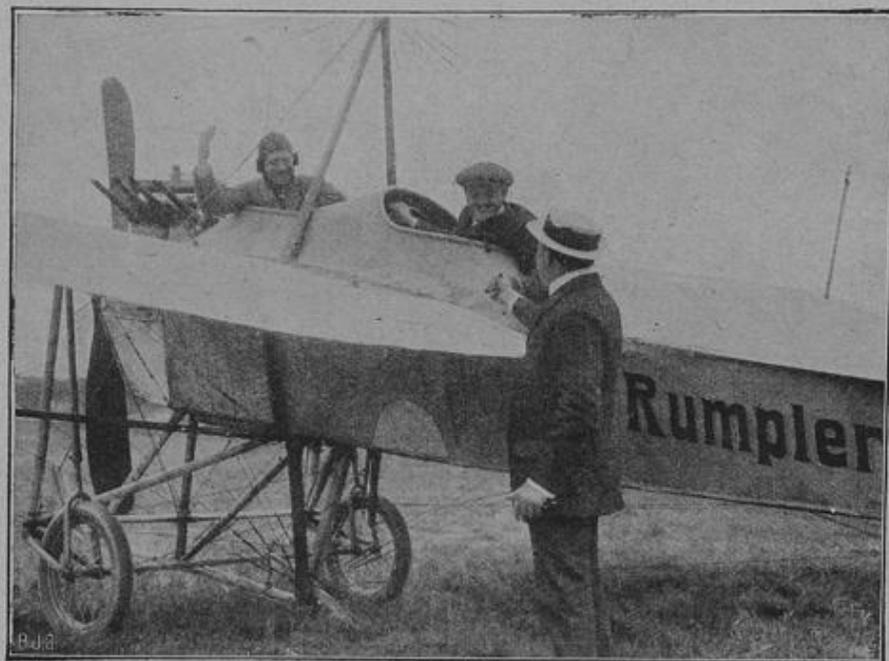
Magdalena, die unterdessen droben angelangt war, ließ sich auf dem Rasen unter der Eiche nieder und ordnete die Feld- und Wiesenblumen, die sie sich gepflückt, zum zierlichen Strauß. Es schien bisweilen, als existiere Arnold gar nicht für sie, nur manchmal streifte ein leuchtender Blick ihrer blauen Augen verstohlen sein Gesicht. Plötzlich schrie sie leicht auf.

„Hast wohl wieder von der verzauberten Prinzessin ge-

lesen, daß du erschrickst, wenn ein Vogel das alte Gemäuer freist und ein Steinchen fällt,“ sagte Arnold belustigt. Doch gleich darnach fiel er wieder in tiefes Nachdenken. Er erschien Magdalena heute so anders als sonst. Endlich sagte er tief aufseufzend: „Magdalena, ich halt's hier nicht länger aus. Vater und Mutter, die nach mir fragen könnten, hab' ich nicht mehr, der Vormund scheint auch ein Einsehen zu haben, seitdem ich ihm mit der Wagenstange in die Fensterscheiben hineingefahren bin, und statt, daß ich seinen Alee heimgeholt, den des Nachbarns Grafhof auf den Wagen geladen habe.“ Uebermütig blickte es dabei in den dunklen Augen auf. „Seitdem ist ihm ja wohl die Lust vergangen, mich zum Bauern stampeln zu wollen, und ich glaube, wenn der fremde Herr wieder zufrägt, ob er mich mit in die große Stadt nehmen soll, so gibt er seinen Segen und macht noch drei Kreuze hinter mir her.“

„In die große Stadt willst du, Arnold?“ sagte Magdalena, und etwas wie Spott klang durch ihre Stimme. „Was willst du denn in der Stadt?“

„Kapellmeister will ich werden, aber so einer wie in Son-
derburg ist, ein richtiger, wie vor zwei Jahren in Aren-
hausen einer gewesen ist.“



Der Ueberlandflug Mün-
chen-Berlin um den Ka-
threiner-Preis.

Ankunft des Aviatikers
Girth mit seinem Passa-
gier in Johannisthal.
Der Strich-Rumpler-
Pilot Girth unternahm
kürzlich den Ueberland-
flug München-Berlin um
den Kathreiner-Preis.
Nach Zwischenlandungen
in Nürnberg und Leipzig
kam der Flieger mit sei-
nem Passagier wohlbe-
halten in Berlin an. Für
die ganze Fahrt hatte er
nur etwas über fünf
Stunden, also die Hälfte
der Zeit, die ein D-Zug
braucht, nötig. Der glän-
zende Flug trug dem
Aviatiker 50 000 M. ein.

„Was du für Zeug redest! Mein Vater sagt, was einer nicht gelernt und studiert hat, davon soll er die Nas' lassen. Sie würden schön lachen, wenn du tämst und die Kapelle bemüßern wolltest, wohl gar die vom Fürsten?“ und sie lachte, daß sich die Grübchen in Sinn und Wangen vertieften. — Trübe senkte sich Arnolds Auge zu Boden.

„Wenn die andern ihr Gespött haben, da hör' ich nicht hin, denn ich denk', ich werd's schon noch zeigen, was ich kann; aber daß du mich zum Besten hast, darüber komm' ich nicht hinaus. Glaub', es steckt in mir, zu lernen braucht man's erst gar nicht, das kommt über einen wie —“ er hielt den dunklen Kopf in den Händen und bejamm sich.

„— wie die Lieb,“ sagte er plötzlich, und selbstam leuchtete es in seinen Augen auf, stürmisch umfaßte er das Mädchen.

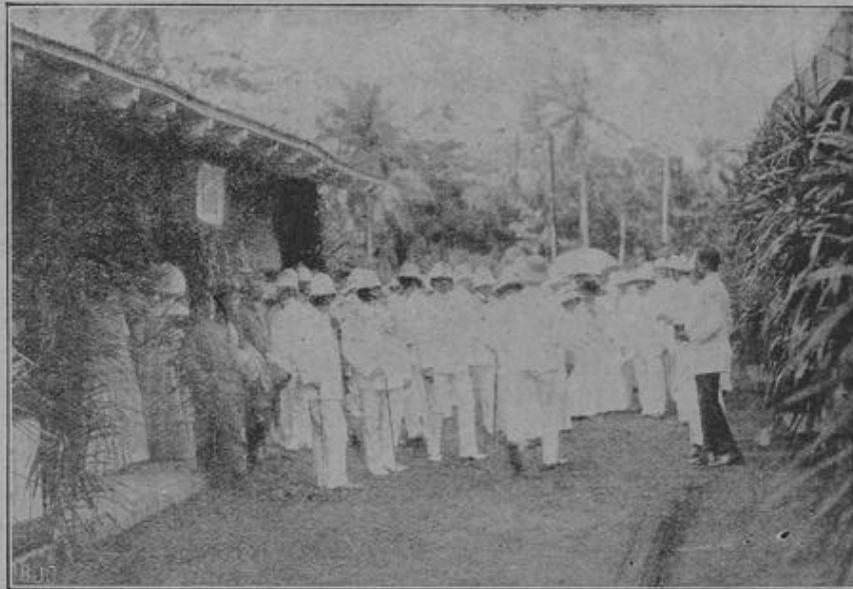
Doch Magdalena stieß ihn mit empörter Miene zurück und mit einem zornigen Ausdruck ihrer Augen sah sie ihn an. — Heftig ergriff sie die beschriebenen Notenblätter, die Arnold neben sich gelegt, und als wolle sie sich für die erlittene Unbill rächen, zerriß und zerstreute sie die Blätter. Arnold erfaßte ihre Hand und entriß ihr die Noten. — Doch aus Versehen riß er dabei ihre Hand blutig, so daß sich eine kleine Wunde über diese hinzog.

„Zigeuner!“ kam es zornbevend und mit verächtlichem

raubt? Sie neigte den Kopf und versank in tiefes Nachdenken. Immer und immer wieder tauchte das dunkle Gesicht Arnolds des „Zigeuners“ vor ihr auf. Am letzten Kirchmehrfeste hatte er einige Male die Geige in die Ecke gestellt und mit ihr gefantzt, und nur mit ihr allein, doch gestern und heute hatte er keinen Blick auf sie gehabt. Schon hatte sie ja vergessen, daß sie ihm grollte. Sie konnte keine Ruhe finden. Endlich nahm sie das Bild ihrer Mutter und betrachtete es lange. Darnach schaute sie sinnenden Blickes auf ein kleines Pastellbild, das über dem Tisch unter dem Spiegel hing und eine männliche Figur darstellte. In welchem Verhältnis mochte der vornehme Mann zu ihrer Familie gestanden haben? Niemals war ihr genügende Aufschluß darüber gegeben worden. Grübelnd sah sie noch eine Weile vor dem Tisch ihres Stübchens, auf dem auch ein Gebetbuch lag. — Dann nahm sie leysteres, und las, wie sie immer abends zu tun pflegte:

„Führ' stündlich mich nach deinem Rat,
Auf meinem ganzen Lebenspfad,
Bis zu dem letzten Morgenschein,
Dann wird es niemals dunkel sein.“

Sie las lange Zeit, bis wieder Ruhe in ihrem Herzen einzog. Als sie dann ihr Lager aufgesucht, fiel sie bald in einen sanften Schlummer.



Zur Eröffnung der Nordbahn in Kamerun. Gouverneur Dr. Gleim besichtigt eine Station der Bahn.

Die seit einigen Jahren im Bau befindliche Nordbahn in unserer Kolonie Kamerun ist vor einiger Zeit fertig gestellt worden. Gouverneur Dr. Gleim besuchte mit seinem Beamtenstabe die Strecke der für unsere Kolonie besonders wichtigen Bahn und besichtigte die einzelnen Stationen.

Ausdruck in dem Tone ihrer Stimme über ihre Lippen. Arnold aber verließ, ohne Magdalena noch einmal anzublicken, den Burghof und ging schnellen Schrittes dem nahen Walde zu. —

Ueber Magdalenas Wangen kamen Tränen, zornige Tränen waren es. Sie trocknete sie schnell und fuhr mit der Hand über den rofigen Mund, als wolle sie dadurch ungeschöner machen, daß Arnolds Lippen die ihren berührt. —

Der Herbst war gekommen und für den Landmann nahte wieder einmal die so heiß ersehnte Ruhezeit, an deren Eingang das fröhliche Fest des Jahres, das Kirnmesfest, gefeiert wird. Auch in Juchtersleben hatten die Geigen gar fröhlich zum Tanze aufgespielt. Magdalena aber langte ganz ermattet am zweiten Abend des Festes daheim in ihrem Stübchen an. Ihre Wangen waren blaß, seufzend zog sie die silbernen Nadeln aus den schweren Flechten.

„Was war's denn eigentlich gewesen?“ dachte sie. Beinahe widerlich war ihr alle die Fröhlichkeit geworden; das Lachen und Scherzen der Burischen lang ihr fast beleidigend in die Ohren, obgleich keiner gewagt hatte, ihr auch nur mit einem Wort oder Blick zu nahe zu treten. Lebhaft mußte sie in dieser Stimmung ihrer früh verstorbenen Mutter gedenken. Wenn diese noch lebte, ihr würde sie alles sagen können, was ihr Herz bedrückte. Aber was war's denn eigentlich, was hatte ihr Frieden und Frohsinn ge-

Am andern Tage hielten Burschen und Mädchen den Rehraus. Mit dem Tanz war es vorüber, aber nun gab es für die Jugend noch ein anderes Vergnügen. Vermummte und verkleidete Gestalten gingen des Abends umher, um allerlei Lebensmittel einzuheimfen, die dann gemeinjam unter fröhlichem Plaudern und Scherzen verzehrt wurden.

Magdalena war gerade beschäftigt, ihren ersten Kocken für's Spinnrad anzulegen, — denn im Hause des Schulzen wurde nach guter alter Sitte das Linnen noch selbst von Tochter und Magd gesponnen — als die Tür aufgerissen wurde und ein Zigeuner in buntem Kostüm herein sprang. Ihr Herz stand fast still vor Schrecken, doch ehe sie sich besann, hatte sie der Zigeuner umfaßt, sich einige Male in der Stube tanzend herumgedreht, wobei alle Mädchen an Wams und Jacke ein lustiges Geklingel an stimmten. Sichernd standen die Burschen und Mädchen an der Tür.

Doch ebenso schnell wie er gekommen war, war Arnold der „Zigeuner“ verschwunden, indem er neckisch, noch unter der Tür sich verbeugend, Magdalena zugerufen:

„Der Zigeuner bedankt sich für die erwiesene Ehr'.“

Magdalena blieb stumm, aber ihre Mienen drückten deutlich genug aus, was in ihrem Innern wogte: beleidigter Stolz, Trotz und Scham.

Nachbars Frieda trat schüchtern auf Magdalena zu und sagte begütigend:

„Es geschah ja nur, um dir eins anzutun, weil du ihn nicht ästimerst, und er sagt, von allen anderen ließe er sich gefallen, daß sie ihn Zigeuner nennen, aber von dir ließe er sich nicht so heißen.“

Magdalena erschraf aufs neue. Hatte er vielleicht auch gesagt, daß er sie droben im Burghase im vergangenen Sommer geküßt? Wenn das die Leute erführen, wie schadenfroh würden sie sein, und wie mancher, den sie mit Käfte und Schrofheit behandelt, würde ihrer spotten. Doch niemand von den Burschen und Mädchen tat von dem Vor-gefallenen Erwähnung. — Nachdem die übermüthige Schar das Haus verlassen, ging Magdalena noch einmal durch Hof und Wirtschaftsgebäude, um nach dem Rechten zu sehen. Als sie über den Hof der Haustür wieder zuschritt, hörte sie leise ihren Namen rufen. „Bist mir noch böse, Magdalena?“ erklang Arnolds weiche Stimme.

„Wißt' nicht, daß ich Grund hatt', dir gut zu sein; mit mir hast's verschüttet dein Leben lang.“

„Was hab' ich dir denn zu Leid getan, daß du nur immer Hochmut und Troß gegen mich herauskehrst? Wohl weiß ich, warum du mir zürnst, aber glaub' mir, wenn ich dir nicht gut wär', nimmer hatt' ich dich geküßt, und ich bitte dich, trag' es mir nicht länger nach und sag' mir nur ein einziges mal, daß du mir gut bist. — dann geb' ich mich zufrieden.“

Da lachte Magdalena spöttlich auf.
„Ich mein', das müßtest du doch wissen, daß sich die Schulzen Madelen, für einen, der nichts kann und gelernt hat, zu gut hält.“

Arnold schwieg eine Weile, dann sagte er mit gepreßter Stimme:

„Mädel, wenn ich nicht wußt' und nicht gemerkt hatt', wie du mir im Herzen noch gut bist, und daß es nur der leidige Stolz ist, der dir die schlechten Worte eingibt, dann wär's zwischen uns aus für alle Zeit. Gehab' dich wohl, Madelen“, sagte er mit stochender Stimme. — noch einmal berührte seine Hand leise die ihre, dann verschwand er am Hofstor. Warum legt er sich ihr plösch wie eine Eisesrinde ums Herz? Sie blickte zum Himmel auf, er war trübe, nur der Abendstern stand droben über demstirchlein.

Einige Abende darnach sah Magdalena ihren Bruder Fritz am Gartenzaun stehen. Die Gärten des Schulzen und Heinrich Arnolds grenzten aneinander, aber schon seit langen Jahren hatte ein Mist die Freundschaft der beiden Nachbarn untergraben. Nur die Söhne des Schulzen kümmernten sich nicht um die Feindschaft der Eltern. Magdalena hatte sogar zu ihrem Verdruß wahrnehmen müssen, daß, so verschieden sonst ihre beiden Brüder auch sein mochten, sie in einem Punkte übereinstimmen, nämlich in ihrer Neigung zu der schmutzigen Nachbarstochter. Erschreckt sah Magdalena deshalb wieder und wieder hinüber zu dem nachbarlichen Garten; deutlich vernahm sie das Klüstern einer weiblichen Stimme, und jetzt hörte sie ihres Bruders Worte:

„Denk', wie wir schon als kleine Kinder Aepfel und Butterbrot miteinander teilten, Frieda, tu mir die Lieb' und nimm, was ich dir aus treuem Herzen geb'; 's ist gewiß kein Unrecht, wenn du es von mir annimmst. In Zukunft ist ja doch alles dein, was mein ist.“

Magdalena traute ihren Ohren nicht; sie rief den Namen ihres Bruders, und als ihr dieser erreat zwar, aber treuherzig und offenen Mides in ihr erzürntes Gesicht sich sprach sie in hellausloberndem Zorn:

„Ach dächte, du könntest es nicht über's Herz bringen, unserem Vater so eine Schand anzutun?“

„Schand sagst du,“ kam es von Frigens bebenden Lippen. „Ich für meinen Teil sag': Du hättest am allerwenigsten Grund, auf andere einen Stein zu werfen. Wer einen Zigeuner zum Liebsten hat, einen Zigeuner, der nicht einmal einen richtigen Namen hat, — sie haben seinen Großvater doch nur Waldbrand geheißt, weil sie ihn draußen am Walde gefunden. — der sollte andere nicht bereden, und über ein braves Mädchen nur in allen Ehren sprechen. Der Arnold hat ja auch gezeigt, wohin sein Sinn steht, denn er ist plöschlich fortgezogen.“

„Fort!“ schrie Magdalena erschreckt auf, und blickte ihren Bruder ungläubig an.

„Ja, fort ist er, wird wohl unter die Spielersleut' gegangen sein oder wieder unter die Zigeuner, wo sein Großvater herkam.“

Magdalena war ganz blaß geworden und als Fritz in die

bleichen Züge seiner Schwester blickte, erschraf er über deren starren Ausdruck. Sei welches Gemüt trat sofort wieder zutage, indem er mit ängstlich verändertem Tone sagte:

„Magdalen, gräm' dich nicht um den Arnold; es wär ja doch nichts aus ihm geworden. Keine Sache konnt' er ins richtige Gleis bringen, und das weißt du ja selber, daß er einen Krautkopf mit knapper Not von einer Nübe unterscheiden konnt', und richtig soll's auch nicht mit ihm gewesen sein, denn seine Fiedel soll er am letzten Tag ans Herz gedrückt haben, als wär's eine leibhaftige Liebste.“

Magdalena schwieg und wollte ohne ein Wort zu erwidern, an ihrem Bruder vorbei ins Haus schlüpfen.

„Bleib Madelen, wir wollen nicht miteinander rechten, und ich will dir die scharfen Worte nicht nachtragen; wir müssen beide fest zusammenhalten, denn der Albert — 's ist fast nicht auszusagen, aber er hintergeht den Vater, wo er nur kann, und wenn es so fortgeht, nimmt's noch ein schlechtes Ende! Das Heine an dem Albert ist doch nur äußerlich; freilich, wenn's in die Stadt geht, da ist er geschwiegelt und gebügelt und will den feinen Schulzensohn vorstellen, aber dabei, das weißt du selber, da läßt er alles gehen wie es will, und wenn es auf ihn allein ankäme, könnten wir am Ende zu Weihnachten mit der Ernte fertig sein.“

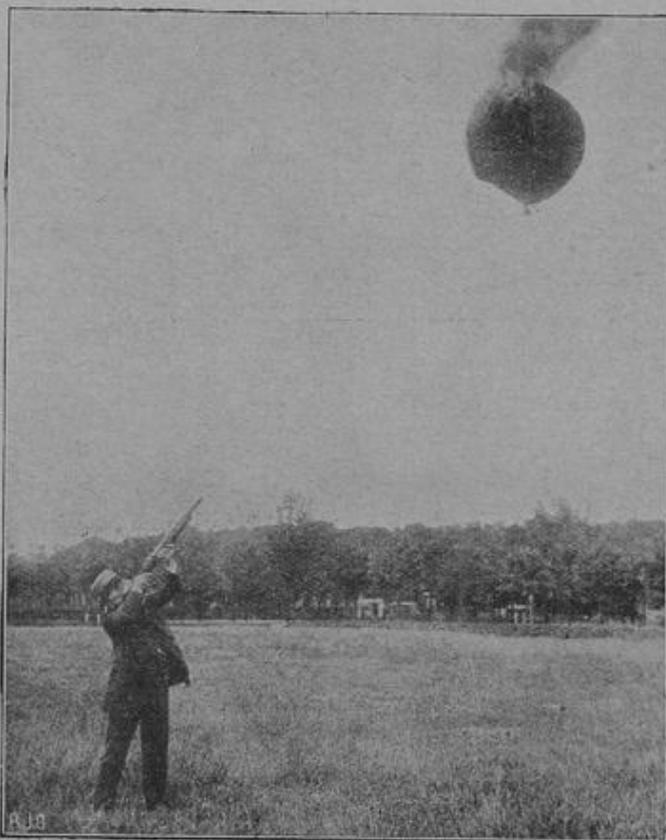
Magdalena seufzte, ein Wort kam noch immer nicht über ihre Lippen, sie reichte nur ihrem Bruder stumm die Hand.

Als sie abends allein in ihrem Stübchen stand, überließ sie sich ihrem Schmerz. Aber dann falteten sich ihre Hände, sie blickte zum sternbesäten Himmel empor.

„Hüter in der Nacht, habe auf ihn acht,“ betete sie mit Inbrunst.

Nach einigen Tagen erhielt Magdalena ein kleines Paket, dessen Inhalt in einem goldenen Kettchen und einem Zettel bestand, auf dem nur die Worte zu lesen waren „vom Zigeuner“.

Schluß folgt.



Erfindung zur Vernichtung von Lenkbalkons.

Auf dem Gebiete der Kriegstechnik dürfte eine neue Erfindung von großem Werte sein, die von verschiedenen Seiten schon erprobt worden ist. Mittels eines eigens hierzu konstruierten Gewehrs wird ein besonders hergerichteter Geschos entandt, welches das den Ballon füllende Gas sofort zur Explosion bringt. Gelingt es also einem Schützen, den Ballon zu beschießen, so vermag er ihn mit einem einzigen Schuß zu zerstören.

Das Wiedersehen.

Historische Novelle von Albrecht Kirich.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1731. Eine heiße Sommernacht senkte sich auf Paris herab, in welchem der lebenslustige junge Adel in allerlei ledernen Abenteuern die Hauptrolle spielt. Durch die stillen Straßen eines entlegenen Stadtviertels zogen lärmend drei junge Kavaliere, die von einem ausgelassenen Trinkgelage kamen.

Da blieb in der einsamen Rue Saint Jean einer von den dreien aufmerksam horchend stehen.

Hörst Du, Thomas, rief ein junger, schlanker Herr mit einem glänzenden Federhut, dort oben wird getanzt.

Du hast recht, Marcel, sagte der Angeredete, ein Offizier, es ist, wie mir scheint, ein Kontertanz, der zur Zeit Mazarins Mode gewesen sein mag. Aber es klingt immer lustig, wenn man hört, wie das Volk fröhlich ist.

Es sind natürlich Fräuleins dabei, sagte der dritte. Nun, wir wollen sehen, ob wir bei ihnen nicht Glück haben werden. Laßt uns ergründen, woher die reizenden Klänge des abgepielten Klaviers kommen.

Die Kavaliere blickten auf und sahen in einem alten Hause die Fenster des dritten Stockes hell erleuchtet.

Da oben, rief der mit Thomas Angeredete, da oben tanzt man.

En vivant! Hinauf, wir tanzen mit.

Sie eilten in das alte Haus, dessen Türe offen stand, hinauf und zogen im dritten Stock die Glocke.

Ein Mann von ernsthaftem Aussehen öffnete ihnen die Tür.

Mein Herr, sagte Thomas von Vally zu ihm, beruhigen Sie sich, wir brechen zwar in Ihre Wohnung ein, aber wir sind keine Diebe.

Marcel fiel ihm in die Rede: So ist es, mein Herr, wir sind prächtige Kerle, die den Tanz lieben. Der Zufall führt uns in Ihre Wohnung. Wir hörten die Musik und wir konnten nicht länger widerstehen. Jetzt bitten wir Sie um die Erlaubnis, bei Ihnen mitzutanzen.

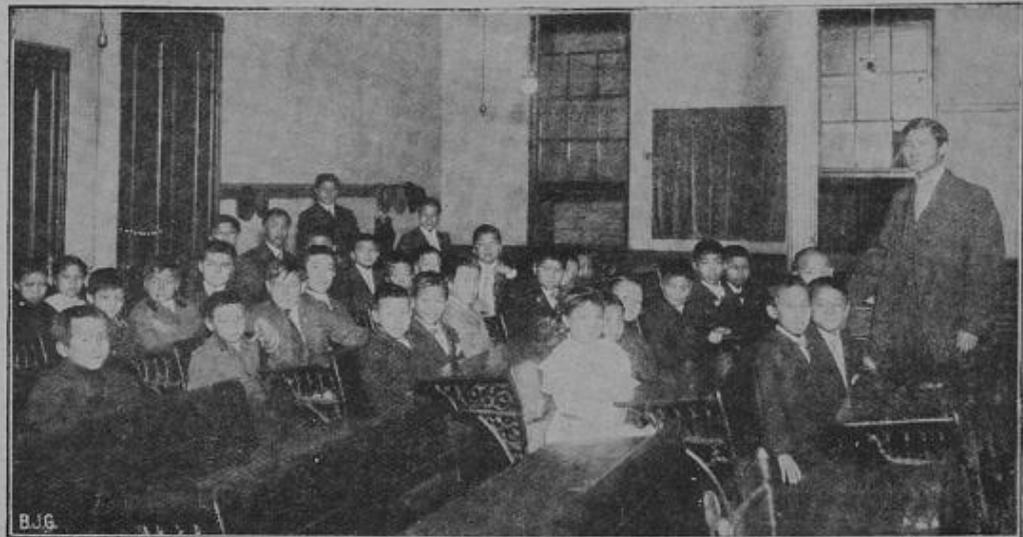
Weisen Sie unsere Bitte nicht zurück, sagte der dritte Kavaliere, als er merkte, daß die ernste Miene des Hausherrn einem Lächeln wich. Ich stehe für das Benehmen meiner Kameraden ein. Seien Sie versichert, daß wir Ihnen keine Veranlassung zu Klage geben werden.

Es wird mir ein Vergnügen machen, sagte der Gastgeber,



Besuch des deutschen Kronprinzen beim 11. Husaren-Regiment in Thorncliffe.

Gelegentlich seines Aufenthaltes in England besuchte der deutsche Kronprinz auch das 11. Husaren-Regiment, dessen Chef er ist. Er nahm eine Parade über das Regiment ab und verbrachte einige Stunden im Kreise seines Offizierloops.



Die erste öffentliche Volksschule für Chinesenkinder in Newyork.

In Newyork leben zahlreiche Chinesen, die nur in einem bestimmten Viertel, dem berüchtigten Chinesenviertel wohnen dürfen. Während sich die Newyorker Polizei früher wenig um die Chinesen kümmerte, und ein Betreten des Chinesenviertels ohne Führer gefährlich war, ist man jetzt bestrebt, die in Newyork lebenden Chinesen auf eine höhere Kulturstufe zu bringen. So wurde kürzlich die erste öffentliche Volksschule für Chinesenkinder eröffnet.



Der Fontana-Wasserturm.

Eine Neueinführung der Berliner Feuerwehr.

Auch in der Erfindung neuer Schutzmittel zum Kampfe gegen das Feuer schreitet die moderne Technik mausgesetzt fort. Der Fontanamast ist ein zusammenlegbarer Wasserturm von 16 Meter Höhe, der am Mastkorb ein nach allen Richtungen hin einstellbares Mundstück besitzt.

aber vor allem werden Sie doch wissen wollen, bei wem Sie sich befinden?

Was liegt daran, mein Herr, in Ihrer Art zu sprechen erkennt man den Mann von guter Erziehung.

Ohne Frage, wir glauben, bei Ihnen am rechten Ort zu sein, und Sie werden in uns gute Tänzer finden.

Nochmals meine Herren, ich muß Ihnen sagen, wer es ist, mit dem Sie sprechen.

Die jungen Leute stutzten.

Ja, wer sind Sie denn? Ist das ein so großes Geheimnis?

Nun, wenn Sie es wissen wollen: Ich bin der Scharfrichter von Paris. Meine Tochter hat den Sohn eines meiner Kollegen geheiratet und wir feiern heute die Hochzeit.

Die jungen Kavaliere schrakten zurück. Sie befaßen sich einen Augenblick. Aber dann gewann ihre Abenteuerlust die Oberhand.

Mein Herr, rief Thomas von Lally, es soll uns freuen, hier Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Art zu sprechen, Ihr feines Benehmen verfühnt uns im voraus mit Ihnen, obwohl wir Ihrem Beruf nicht gerade Angenehmes nachsagen können.

Wieder zuckte ein Lächeln über das Gesicht des Scharfrichters.

Erlauben Sie uns, sagte Marcel lachend, die einzige Gelegenheit zu benutzen, die wir wohl je zu einem Zusammentreffen mit Ihnen haben werden.

Der Scharfrichter machte ihnen eine höfliche Verbeugung, und so traten die jungen Leute ein. Mit der guten Manier echter Edelleute entschuldigsten sie sich höflich wegen der verursachten Störung. Sie ließen sich den Neuvermählten vorstellen; dann kürzten sie sich in das lustige Treiben; sie engagierten die schönsten Frauen und tanzten mit jugendlichem Eifer.

Thomas von Lally allein tanzte nicht. Der junge Offizier war plötzlich sehr ernst geworden. Mit sichtbarem Interesse fragte er den Hausherrn: Sie vollziehen doch nicht die Exekution selbst, mein Herr?

Gewöhnlich nicht. Ich habe meine Gehilfen, aber ich muß immer dabei sein. Wenn jedoch der Verurteilte ein großer Herr wäre, so würde ich mir eine Ehre daraus machen, ja ich würde es für meine Pflicht halten, ihn selbst hinzurichten.

Herr von Lally lächelte gezwungen. Es war ihm, als ob ein Schauer ihn überließ.

Nun, was mich anbetrifft, sagte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit, so werde ich dafür sorgen, Ihnen diese Mühe zu ersparen.

Die beiden anderen Edelleute tanzten lustig weiter, und als ein feurriger, roter Wein herumgereicht wurde, tranken sie ihre Gläser auf das Wohl der Gesellschaft aus. Nur Herr von Lally nahm kein Glas. Wie in einer Vision schien es ihm, als sei der rote Wein Menschenblut. Eine düstere Ahnung, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, war über ihn gekommen. Vergebens fragten seine Freunde nach der Ursache seiner Traurigkeit, vergebens suchten sie ihn zu erheitern. Während des Tanzes verließ er unbemerkt die heitere Gesellschaft.

Bald darauf verließ Thomas von Lally Paris und ging mit einem französischen Regiment nach Indien.

Es war 35 Jahre nach diesem Fest beim Scharfrichter von Paris. Da wurde der Generalleutnant Graf von Lally-Tollendal, der Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien, am 7. Mai 1766 auf dem Richtarren geknebelt auf den Gräbeplatz geführt. Er war des Verrats an den Interessen des Königs angeklagt und zum Tode verurteilt worden. Als Gouverneur des französischen Ostindiens hatte er sich im Kriege mit England der Uebermacht ergeben müssen. Das war sein Verbrechen. Und derselbe Mann, dessen Gast er in jener Nacht gewesen, hob das Richtschwert, das ihm das Haupt abschlug. Es war Monsieur Sanson, der greise Scharfrichter von Paris.



Eine fast 400 Jahre alte Linde.

Die Gemeinde Baerl bei Mörz besitzt eine Linde, die nachweislich über 350 Jahre alt ist. Der herrliche Baum prangt heute noch bis in die äußerste Spitze hinein mit frischem, duftendem Grün.

Die Unterrockspolitik.

Aus den Erlebnissen eines Chorregenten.

(Nachdruck verboten.)

Zwischen Donauwörth und Ulm liegt ein großes Pfarrdorf, und in demselben steht eine prächtige große Kirche. Dort waltete auf der Orgelempore ein Regens chori, oder Chorregent, wie man gewöhnlich sagt. Dieser nahm es mit seinem Amt ernst und genau und hing auch mit ganzer Seele an demselben, trotzdem er nebenbei eine stark besetzte Schule zu unterrichten hatte und zum Ueberflusse auch noch das Amt des Mesners bekleidete, wie es zurzeit noch vielerorts auf dem Lande üblich ist.

Was es nun heißt, Chorregent auf einem Landort zu sein, das weiß eigentlich nur derjenige richtig zu taxieren, der es selbst schon gewesen ist und nähere Fühlung zu diesem Institut hat. — Noch war es kein halbes Jahr, daß er den Taktstock in dem schönen Gotteshause führte, da sah er sich gezwungen, seine Sängerschar zu vermehren. Es war eben bei ihm, wie anderwärts auch, sogenannte „Tenornot“. Da war nun guter Rat teuer. Er hielt mit seinen Chormitgliedern Rat und schließlich fand man heraus, daß der Vo-

gäbe“ ist, regieren gewisse resolute Frauen nicht bloß im eigenen Hause, sondern auch gern in andere Häuser hinein und seien es selbst Rathhäuser. Und richtig: dem Amtsdienner wurde unterjagt, ferner auf dem Sängerkhore mit, zu wirken, denn dies schide sich nicht für ihn mit seiner Uniform und Säbel. Dies geschah auf Anordnung hoher Obrigkeit, denn die Frau Bürgermeisterin hatte es so gewollt, und was diese einmal in derartigen Dingen wollte, das mußte der Herr Gemahl auch dekretieren.

Zum großen Leidwesen des Regens chori und seiner Getreuen blieb also der kaum „entdeckte Tenor“ weg. Ersterer gab nun seinem Aerger dadurch Luft, weil auch in sein Departement die Fühlhörner „der Regierenden“ hereinragten, daß er sich kurz dahin äußerte: „Da sieht man wieder die verdamnte Unterrockpolitik!“

„O, unglückliches Wort, was hast du angerichtet! Wie es eben geht, wurde diese an und für sich nicht gerade böseartig gemeinte Äußerung der Frau Bürgermeisterin zuge tragen und infolgedessen durch den Gemahl lams an den hohen Rat. Der sah alsbald eine schwere Beleidigung hinter der Sache, sowie des Herrn Bürgermeisters, als des Gemeinderates, und fluß, ohne den Regens chori vorher zu zittern, wurde letzterer einfach höheren Ortes wegen Be-



Ein Fortschritt auf dem Gebiete der Frauenbewegung.

Vor einiger Zeit ist in Berlin eine Genossenschaftsbank selbständiger Frauen gegründet worden, die sich bereits heute eines großen Kundentums erfreut. Die Bank wird ausschließlich von Frauen geleitet und beabsichtigt vor allem, in Geldangelegenheiten unfundierte Frauen in jeder Weise zu unterstützen. Ob allerdings andere Banken dies nicht auch gekonnt hätten, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Anhänger der Frauenbewegung würden uns sonst am Ende für ihre Feinde oder gar noch für Neider halten.

lizeidiener des Orts, ein noch junger Mann — die geeignetste Persönlichkeit sei; denn einmal besaß er einen famosen Tenor und hatte früher die Klarinette mißhandelt, will sagen gespielt, also kannte er die Noten, was schon viel heißen will. Seitdem er aber Amtsdienner geworden, schickte sich das Klarinettenblasen nicht mehr für ihn, und er mußte seinen quackenden Liebling pensionieren. Nie und da noch an schönen Abenden soll er sich das Vergnügen gemacht haben, „den Mond anzubläsen“ in dem so schönen Liede: „Guter Mond du gehst so stille“; aus welchen Gründen er dies tat, weiß ich nicht.

Nun gut. Also ihm wurde die Ehre zuteil, Chorführer zu werden, was er auch akzeptierte. Wie froh war der Regens chori, wieder eine Kraft gewonnen zu haben, und wirklich, die erste Probe fiel glänzend aus. Leider sollte dieser aber für den einstmals Klarinettenblasenden Amtsdienner auch die letzte sein. Ja, mein lieber Leser, so war's und das ging so zu.

Als die Sache, daß der Polizeidiener auch zum Chorführer avanciert sei, bekannt wurde, da machte der Herr Bürgermeister ein gar schiefes Gesicht und die Frau Bürgermeisterin ein ellenlanges, weil man die Herrschaften nicht vorher gefragt hatte. Wie es nun so hie und da „gang und

leidigung verflagt, wovon der Arme keine Ahnung hatte, denn diesmal wurde von der Sitzung kein Sterbenswörtlein „geschruft“, was sonst, wie die böse Welt sagt, nicht in alleweg soll befolgt worden sein!

Das hohe Gericht aber „spuckte den Herren in die Suppe“, wie man sagt, und zitierte vor anberaumtem Termine den Angeklagten zuerst allein vor sein Forum zur „Voruntersuchung“, in welcher auch die Unschuld des Beklagten erwiesen und den Klägern der gute Rat erteilt wurde, „sie möchten ihre Klage zurücknehmen, andernfalls sich die Kläger unsterblich blamierten.“ Dem Regens chori wurde strenges Stillschweigen auferlegt. Der gerichtliche Bescheid goß Del ins Feuer, wie das Sprichwort sagt, „denn das konnten die Herren sich doch nicht gefallen lassen.“ Sofort in der ersten Hitze wurde eine Sitzung aufs Rathhaus arrangiert und der Delinquent vor den versammelten Dorfmagistrat geladen. Allhier wurde die Verhandlung feierlich eröffnet, indem der Vorsitzende dem Chorregenten folgendermaßen auf den Leib rückte: „Herr Lehrer, wissen Sie auch, warum ich Sie habe vorladen lassen? Der Lehrer und der Chorregent aber erklärte ganz verwundert — obwohl, wie man sagt, „auf den Stockzähnen lachte“, daß er nicht die leiseste Ahnung habe, wodurch ihm diese Ehre zu-

teil werde, es müßte sich nur, heuchelte er, für ihn gar um eine Aufbesserung als Chorregent handeln. Aber jetzt plagte die Bombe, denn das war dem Herrn Bürgermeister doch zu viel! „Dies fehlt gerade noch,“ fuhr donnernd der erboßte Bürgermeister los; „Aufbesserung? So! aus welchem Grunde?“ Nun begann der untere Teil seines Kanapparates in nervöses Zucken zu geraten und polternd kam von seinen Lippen: „Aufbesserung? etwa weil Sie mich und das ganze Kollegium gröblich beschimpft haben?“ Der schlaue Chorregent replizierte höchst verwundert: „Beschimpft soll ich die Herren haben? Na, wie so denn Herr Bürgermeister?“ fragte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt. Auf den letzteren aber hatte diese ruhige Äußerung des Regens chori, der gar nicht lapiieren wollte, eine ähnliche Wirkung wie das bekannte rote Tuch auf den Kampfstier in der Arena, denn der Gewaltige vergaß seine ganze Würde und geriet in eine Art Verrierlerzorn und donnernd brach abermals das Gewitter los: „So, Sie wissen nicht mehr, wie Sie uns beschimpft haben? . . . Und — Unterochsenpolitik sollen wir auf dem Rathaus treiben! . . . Hm! Wenn also diese da,“ er zeigte auf seine Getreuen des bürgerlichen Kollegiums, „Un-Unterochsen sind, wer ist dann wohl der, der Oberochs? . . . Da werden Sie wohl niemand anders als mich gemeint haben, nicht wahr?“ . . . Was wurde aus dem ungeligen Wort nicht alles konstruiert, dachte der Chorregent, und dann war's aber auch mit seiner erheuchelten Ruhe zu Ende.

Trotz allen Respekts, den er gewiß vor dem Ortsgericht hegte, er konnte nicht mehr anders als lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Darob aber schwoll den Herren der Stamm so gewaltig, daß nicht viel gefehlt hätte, und der Herr Chorregent hätte eine Luftfahrt gemacht, aber ohne Ballon, wenn er nicht rechtzeitig gerufen hätte: „Aber um des Himmelswillen, meine Herren, was mühen Sie mir zu! Unterochsen wollt Ihr . . . ah, ich will sagen, sollt Ihr sein? Und der Herr Oberbürgermeister gar der Ober-

ochse? Wo in aller Welt soll ich so despektierlich gegen die bürgerlichen Kollegien mich geäußert haben? Da bin ich mir keiner Schuld bewußt!“

„So,“ meinte der Herr Bürgermeister — „so, Sie sind sich dieser Äußerung nicht bewußt? Da hört alles auf! Nun, ich will Ihrem schlechten Gedächtnis aufhelfen, Herr Lehrer! In einer Singstunde war es, da haben Sie diese beleidigende Äußerung gemacht; damals, als ich dem Polizeidiener untersagte, als Chorführer mitzutun; — so, jetzt wissen! Können Sie dies wegleugnen? . . .“

„Da brauche ich gar nichts zu leugnen,“ meinte der Chorregent, „weil von Unterochsenpolitik nicht das geringste gesprochen wurde, sondern, meine verehrten Herren, von Unterochspolitik und nicht von Unter-Ochspolitik war die Rede und erstere werden die Herren mehr oder weniger kennen oder nicht?“

Diese Stille! Die Gesichter welche jetzt geschnitten wurden, sind nicht zu beschreiben, und in seinem Schrecken, der den Dorfgezwungen über die Aufklärung erfaßte, wollte es erwidern, gurgelte aber nur etwas unverständliches hervor, fuhr zu gleicher Zeit mit der Hand über den Tisch und gerade aufs Tintenfaß und hums! — flog das Tintenglas samt seinem schwarzen Inhalt aus dem Behälter und dem Nächststehenden auf die schönen, hellen Sommerhosen, so daß er in die Höhe schnellte, während ein Strom der schwarzen Flut sich über die auf dem Tische liegenden Ästen ergoß. Nun wars aber mit der Ruhe des Kollegiums auch zu Ende und auf einmal erscholl eine solche Lachsalbe, daß die Fenster erzitterten; selbst der Gewaltige lachte herzlich mit.

Der Regens chori aber hatte nur für die Irreführten ein herzliches Mitleid und half ihnen über die peinliche Situation hinweg mit der boshaften Bemerkung: Die Herren brauchten sich jetzt nicht mehr zu entschuldigen für geeignete Revanche werde schon die Frau Bürgermeisterin sorgen, und es geschah auch — aber fragt mich nur nicht wie!



Zur Unterhaltung.



Ein kluger Minister. Selten ist ein Minister so gehaßt und verunglimpft worden, wie Mazarin. Von seinen politischen Gegnern wurde er mit einer wahren Flut von Schmä- und Flugschriften, die seine Regierung und unbegrenzte Habgucht geißelten, überschüttet. Ihn selbst schienen jedoch diese Angriffe wenig zu betrüben. Er äußerte nicht die geringste Empfindlichkeit und sagte, als sich seine Freunde darüber verwunderten: „Wie soll ich mich ärgern? Ich werde den ganzen Plunder aufkaufen und verbrennen lassen, und der Skandal hat ein Ende!“ Das Erstere geschah auch. Er ließ im Geheimen alle Exemplare, deren man habhaft werden konnte, zusammenhäufen; statt sie aber den Flammen zu übergeben, ließ er sie durch seine Agenten um einen höheren Preis wieder verkaufen und löste darauf gegen 30 000 Francs. Daß Mazarin sich auch auf anderem Gebiete als geschickter Geldmacher auszeichnete, bewies seine Hinterlassenschaft, die aus 25 000 000 Livres bestand. E. K.

Eine eigenartige Aufmerksamkeit. Der amerikanische Maler Moscheles erzählt eine hübsche Anekdote, die seinem Vater, dem bekannten Pianisten, begegnet ist. Rossini ging einst mit Moscheles, dem Pianisten, auf den Pariser Boulevard, spazieren. Sie scherzten und lachten, als ihnen zufällig Meyerbeer begegnete. Auf dessen Frage nach Rossinis Befinden entgegnete der italienische Meister mit Leichenbittern: „Fürchtbar leidend, lieber Freund! Es geht mit mir zu Ende!“ Moscheles traute seinen Ohren nicht. Als Meyerbeer aber seinen Weg fortgesetzt, raunte Rossini seinem Begleiter zu: „Ich wollte ihm ja nur eine kleine Freude bereiten!“

Große Diamanten. Im Jahre 1830 besaß der König von Portugal den größten zu jener Zeit bekannten Diamanten. Er war von der Größe und Gestalt eines Hühneries und wurde von englischen und holländischen Juwelieren auf 57 Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Auch ein Engel. Der seinerzeit viel genannte Direktor des Kroll'schen Theaters, Engel in Berlin, empfand stets eine große Freude, wenn eine bei ihm gastierende Sängerin dem Publikum so gefiel, daß sie vor die Rampen gerufen wurde.

Einmal fand nun auch eine junge, bildschöne Anfängerin so stürmischen Beifall, daß Engel sie beim dritten Hervorruf an seiner Hand hinausführte. Als der Beifallssturm sich ein wenig gelegt hatte, sagte er von der Bühne schmunzelnd zum Auditorium, indem er auf die junge Sängerin wies: „Sie gehört zur Familie; sie ist auch ein Engel!“

Verbannung von Preußen nach Sibirien. Die Verbannung nach Sibirien ist auch einmal kurze Zeit in Preußen als Straf- und Besserungsmittel angewandt worden. Es sind vor noch nicht ganz 100 Jahren aus den damaligen preussischen neunzehn Zuchthäusern und Festungsgefängnissen schwere Verbrecher nach Sibirien gebracht worden. Durch königliche Kabinettsordre vom 28. Februar 1801 sollten, „incorrigible, der allgemeinen Sicherheit gefährliche, zu lebenswüthiger Einsperrung oder Landesverweisung qualifizierte Verbrecher aus den preussischen Staaten in einen entfernten Weltteil, und namentlich, mit Genehmigung Auslands, nach Sibirien deportiert werden.“ Mit 60 Verbrechern wurde 1802 von Pillau aus der Anfang gemacht. Sie waren von den Festungen Küstrin, Stettin, Kolberg, Danzig, Graudenz und Memel. Wann und wo diese Deportierten geendet, davon ist später nichts in die Deffentlichkeit gedrungen. E. K.

Liebling

Selfe aller Damen ist die allein erste
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein gutes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammeltrockene Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. über zu haben.

Humoristisches.

In einer Bildergalerie hing Schiller's Porträt. Ein Junker, der davor stand, drückte sein Bedauern aus, daß der Dichter nicht in Lebensgröße gemalt sei. Ein Danebenstehender aber meinte: „Nur Adelige werden in Lebensgröße gemalt, daß man die Sporen sehen kann, Bürgerliche aber nicht, denn bei denen ist der Kopf die Hauptsache.“

Ein Dorfmann war seiner Ausschniderei wegen bekannt. Einmal erzählte er aber eine Geschichte, von der Jedermann wußte, daß sie sich wirklich so zugetragen. Mitten in der Erzählung überfiel ihn ein heftiger Husten. „Was mag ihm wohl begegnet sein, daß er so hustet?“ fragte einer der Anwesenden. Der Gefragte antwortete: „Es ist ihm einmal

ein wahres Wort in den Mund gekommen und daran ist sein Hals nicht mehr gewöhnt.“

Ein Knecht, welcher die Pferde seines Herrn zu besorgen hatte, mußte einem anderen Platz machen und erhielt die Stiere zur Warte und Pflege. Bald darauf kam er in das Vierhaus und setzte sich zu seinen Kameraden. Ein neu Eintretender, voll Freude, ihn anzutreffen, fragte ihn: „Hannestele, wo bist du jetzt?“ — „Jetzt bin i bei de Stiere,“ antwortete der Hannestele.

Auf einem Jahrmarte wurde ein Mann arretiert, der ein Glas entwendet hatte. „Was hat der Mensch getan?“ fragte einer, der gerade dazu kam. „Der Kerl hat ein Glas zu viel zu sich genommen,“ war die Antwort.



Rästel-Ecke.

Bilderrästel.



Rästel.

Es wird getreten und geschlagen,
Auch trägt's die allergrößte Last;
Die größten und die kleinsten Werte
Treibt's ruhelos, doch ohne Hast.

Buchstaben-Rästel.

Ohne dich schaut er zur sternbesäten Flur;
Mit dir sieht er auf volle Schüsseln nur.

Rästel.

Was alle jungen Mädchen sind,
Tut dir ein Wörtchen künden,
Seh' nur ein Zeichen zu, du wirst
Gleich sehen, wie sie's finden.

Bezierbild.



Wo ist der Mörder?

Rästelsprung.



Worträstel.

Im ew'gen Kampf seit Weltbeginn,
Die erste und die zweite liegen.
Das Ganze macht im Reiche drin
Der ersten stets die zweite liegen.

Scharade.

Mein Erstes hält und bindet fest,
Das Zweite nennt der Schlüssel sein,
Ein neues Ganzes zeigt sich dir,
Schiebst du ins Herz ein Zeichen ein.
Von Männern wird es heiß begehrt,
Von Frauen schwärmerisch geliebt,
Doch nennt's ihr eigen eine Frau,
Ist zweifellos sie tief betrübt.

Rästel.

Das Ganze üb' getrennt in unsern teuren Tagen,
Verliert's den Fuß, so labt es Gaumen dir und Magen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- 1. . . . Kb5×a4.
- 1. . . . Kb5—c4.
- 1. . . . Da3×a4.
- 1. . . . b4×c3.
- 1. . . . beliebig.
- 2. Lb7—c6 matt.
- 2. Se4—d6 matt.
- 2. Se4—d6 matt.
- 2. Se4×c3 matt.
- 2. Ta4×b4 matt.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen, der Kopf der Gesuchten befindet sich zwischen dem Kleid der Dame und der Portiere.

Logogriph: Tana, Tand, Tann, Tanz, Tang, Tank.

Scherzrästel: Faust und Gretchen — Katzenjammer — Nichte — England — Frivol.

Redaktion: Erwin Ehyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 30.

Sonntag, 23. Juli.

Jahrgang 1911.

Der Zigeuner.

Eine Dorfgeschichte von M. Walde.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Vier Jahre waren verflossen. Magdalena war zu einer stattlichen Jungfrau erblüht; mit sicherer Hand leitete sie den väterlichen Haushalt, ihre Brüder hatten noch keine junge Frau in das Haus geführt.

Es war ein heißer Tag gewesen; Magdalena erstieg den Dachboden und sah besorgten Blickes zum Himmel auf, an dem sich schwere Gewitterwolken zusammenballten. In der Ferne ließ sich bereits grollend der Donner vernehmen. Nengstlich duckte sich das Hühnervolk im Hofe in die Ecken und Winkel.

Magdalena beeilte sich, ihre gesiederten Schüßlinge unter Dach und Fach zu bringen. Scheu flatterte ein zahmes Taubenpaar um des Mädchens Schulter. Bald zuckte Blitz auf Blitz am Himmel auf, Schlag auf Schlag folgte, dröhnend kam der Donner hinterher, und fein Regentropfen linderte die drückende Schwüle.

Da — ein greller Blitz, ein furchtbares Knattern, und ein schweißiger, starker Geruch erfüllt die Luft. Eine Weile herrscht Stille, dann ließen sich ängstliche, schreiende Stimmen vernehmen, aus dem nahliegenden Hause der Witwe Neuhaus sah man die Flammen empor schlagen.

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte Albert roh, als er es bemerkte, und gleichgültigen Tones fuhr er fort: „Nun, um die alte Parade ist's nicht schad!“

Aber die Kinder sind im zweiten Stock eingeschlossen,“ rief Magdalena entsetzt, „Herr Gott, die Kinder sind verloren!“

Doch bevor sie sich recht besann, war Fritz schon zur Hof- tür hinaus und als einer der ersten an der Brandstätte an- gelangt. Magdalena, die ihm nachaceilt, sah mit Entsetzen, wie Fritz die Leiter erstieg, die er an den brennenden Sie- bel des Hauses gelehnt, um die Dachstube zu erreichen in der die Kinder eingeschlossen waren. Magdalena wartete; da sah sie neben sich Fridas bleiches Gesicht, und zum ersten Male nach vielen Jahren legte sie den Arm um ihre Schul- ter. Starren Blickes sahen die beiden Mädchen nach dem Fenster des brennenden Hauses, in dem Fritz soeben ver- schwunden.

Doch fast in demselben Augenblick glitt über das Gesicht der in Todesangst Harrenden ein freudiger Schein, denn Fritz erschien sofort wieder am Fenster, das kleinste der Kinder, ein rosiges Mägdlein mit blondem Kraushaar, auf dem Arme tragend.

„Gott sei Dank, jetzt ist er gerettet,“ sagte Frida, als Fritz das kleine Wesen in die Arme der fast zu Tode ge- ängstigten Mutter legte, die inzwischen vom Felde heimgel- kommen war.



Vom deutschen Rundflug.
Büchner und Leutnant
Steffens treffen als erste
in Johannisthal ein.

Die letzte Etappe des deutschen Rundfluges war die Strecke Halberstadt-Johannisthal. Büchner mit seinem Passagier, Leutnant Steffens, erreichte als erster das Ziel. Die dort versammelte große Zuschauermenge brachte den Aviatikern begeisterte Ovationen dar.

„Was meinst', Frida? Denkst du, du könntest den Fritz zurückhalten? Der tut seine Sach' halb," sagte Magdalena bestimmt, und noch bevor sie zu Ende gesprochen, hatte er auch schon zum zweiten Male die Leiter erstiegen.

„Das Fenstertreuz fängt an zu brennen; ach Gott, Magdalena, er ist verloren!"

„Gott kann ihn retten und seine starke Hand kann ihn auch in den Flammen behüten."

„Die Flammen, sie werden ihn ergreifen, sieh, das Feuer umfaßt ihn, Madalen!" schrie sie auf, ihr Gesicht in den Händen verbergend.

Trotzdem ihm die Flammen Haupthaar und Bart versengt hatten, trotzdem Gesicht und Hände Brandwunden bedeckten, hatte Fritz den Abstieg zum zweiten Male fast beendet, das älteste der Kinder auf starken Armen tragend; doch als er die letzten Sprossen der Leiter erreichte, wartete er und wurde von rettenden, hilfsbereiten Händen gestützt. Bewußtlos ließ man ihn auf die Erde niedergleiten. Ein bleiches Mädchen Gesicht beugte sich angstvoll über ihn.

„Fritz, wach' auf!" flüsterten die bebenden Lippen.

Doch bewußtlos wurde er in sein väterliches Haus getragen; dem aufopfernden, energischen Eingreifen der Feuer-

gäbe großen Unfrieden; denn, weißt du, der Albert hat selbst ein Auge auf das Mädel und hätte es gern gewollt."

„Das glaubt Ihr nimmer im Ernst, Vater. Ihr wißt doch, daß er leichtsinnig ist, oder meint Ihr wirklich, die Frida ist das einzige Mädel, auf das der Albert ein Auge hat?"

Betroffen blickte der Schulz auf. Fast tat Fritz seine Bemerkung leid, wenn er in das frühgealterte Gesicht seines Vaters blickte. Sein Haar war auffallend weiß geworden und tiefe Falten durchzogen sein Antlitz.

„S ist gut, daß du wieder auf bist," sagte er mit bekümmertem Miene, „es wollte gar nicht zum richtigen End' kommen ohne dich; ich hab' immer etwas besonderes zu erledigen, jetzt, wo es mit dem Pfarrbau losgehen soll, die Separation im Gange ist und die Wiesen im Geratal drainiert werden; da gibt's einen Bericht über den andern zu machen. Zehnersleben ist groß, und ein Schulz muß seine Augen überall haben. Kein Geld kommt richtig ein, laufen wollen die Leute, aber zahlen wollen sie nicht, da heißt es immer, es sind schlechte Zeiten, und der Schulz ist ein reicher Mann."

Immer nachdenklicher wurden bei diesen Worten des



Die phrenologische Maschine.

Feststellung der Charakter-Eigenschaften des Menschen aus der Schädelbildung.

Einem Engländer ist es gelungen, eine Maschine zu konstruieren, welche die bei jedem Menschen verschiedenartigen Schädelbildungen selbsttätig registriert. Durch das Wiederkehren der aufgezeichneten Linien, wollen die Phrenologen Schlüsse auf den Charakter des Betreffenden ziehen. Wie weit dies aber möglich ist, wird erst die Zukunft lehren.

wehr aber gelang es bald, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken.

Als Fritz zum ersten Male die Augen wieder aufschlug, stand sein Vater an seinem Lager, mit besorgter Miene in seine bleichen Züge blickend.

„Sind die Kinder gerettet?" sagte er, noch halb bewußtlos, plötzlich mit schwacher Stimme, „es wurde so dunkel vor meinen Augen," setzte er dann, sich besinnend, hinzu.

„Fritz" kam es leise und doch voll tiefen Glückes von des Schulzen Lippen, indem er seine Hand auf die verletzte Rechte seines Sohnes legte, und mit sanfter Stimme fuhr er fort: „Ich habe dir unrecht getan, aber nun will ich's wieder gut machen an dir und der Frida."

„Aber Vater, wie Ihr nur so reden könnt!"

„Doch Fritz; daß ich den Albert zu meinem Abgott gemacht, daß er den Herrn gespielt, wo du den Sinecht machen müßtest, weiß jedes Kind; aber es mußte erst etwas dazwischen kommen, damit ich zur Einsicht kam!"

Fritz machte eine abwehrende Bewegung, doch mit dankbarem Blick sah er zu seinem Vater auf.

„Frida wird dir eine rechte Tochter sein, Vater, du sollst es nimmer bereuen," sagte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend.

„Freilich ins Haus kannst du die Frida nicht bringen," sagte der Schulz einige Tage darauf zu seinem Sohn, „das

Sohnes Mienen, er kämpfte sichtlich mit einem Entschluß, aber als er in die gealterten Züge seines Vaters blickte, sagte er nur mit teilnehmenden Worten:

„Sprecht Euch nur aus über alles, was Euch beschwert und Sorgen macht, ich will's mit Euch tragen."

„Die Madalen," fuhr der Schulz nach einer Weile fort, „ist so brav wie ihre Mutter, aber es ist schon seit Jahren, als ob ein fremdes Wesen über sie gekommen wär', und ich kann doch keinen Grund finden. Wie hat sie früher gesungen und geträllert, daß es eine Lust war; eine Sängerin von Profession hätte sie um ihre glodenhelle Stimme beneiden können, aber jetzt könnte man's im Kalender rot anstreichen, wenn sie einen Ton hören läßt. Aber ich sag's noch mal, brav ist sie, und wie sie die Leut' und die Wirtschaft am Zügel hat! Auch das herrische Wesen hat sie sich abgewöhnt, aber ich wollt' lieber, sie fuhr' noch mal drein und wär' wie in früheren Jahren. Jetzt gleicht sie ihrer Mutter auf ein Haar," und bei diesen Worten zerdrückte der Schulz eine Träne in seinem Auge. „Der Albert," fuhr er stockend fort, „das weißt du ja, selbst, — an einem Sonntag ist der nicht daheim zu finden. Der hat ganz andere Sachen im Kopf, als die Sorge um die Wirtschaft."

Fritz nickte nur zum Zeichen des Einverständnisses.

*

Ein Jahr war wieder vergangen. Es war Feierabend und Magdalena stand in der Haustüre in Gedanken versunken, den Schwalben zusehend, die ihre alten Nester wieder bezogen und zwitschernd das Haus umflogen.

„Was sinnst du, Madelen?“ hörte sie plötzlich ihres Bruders Fritz Stimme dicht neben sich. Er war soeben in die Hofstür getreten, um einmal nachzusehen, wie es in der väterlichen Wirtschaft aussieht, was er öfters zu tun pflegte, um womöglich — selbst einzugreifen, — wo es not tat. — Er selbst hatte endlich nach langem Harren die Geliebte heimführen dürfen und war in ihr elterliches Haus gezogen.

„Ich dachte,“ sagte Magdalena seufzend, daß Schwalben Glück bedeuten, aber das Glück kann, wie es scheint, bei uns keine Heimstätte mehr finden, und ich fühle es, daß über unserem Haus eine schwere, düstere Wolke steht.“

„Madelen,“ sagte Fritz mit leisem Vorwurf, „du könntest es doch am ersten ändern und dem Vater ein gut Teil der Sorgen abnehmen, wenn du den Gutsbesitzer von Werthleben nehmen wolltest; du gehörst ja nun doch einmal zu den Feinen, du könntest die reiche Frau spielen, und wenn es hier einmal zum Ende kommt, könnte der Vater zu dir ziehen. Ich meine, ein solches Glück wird dir so leicht nicht wieder geboten.“

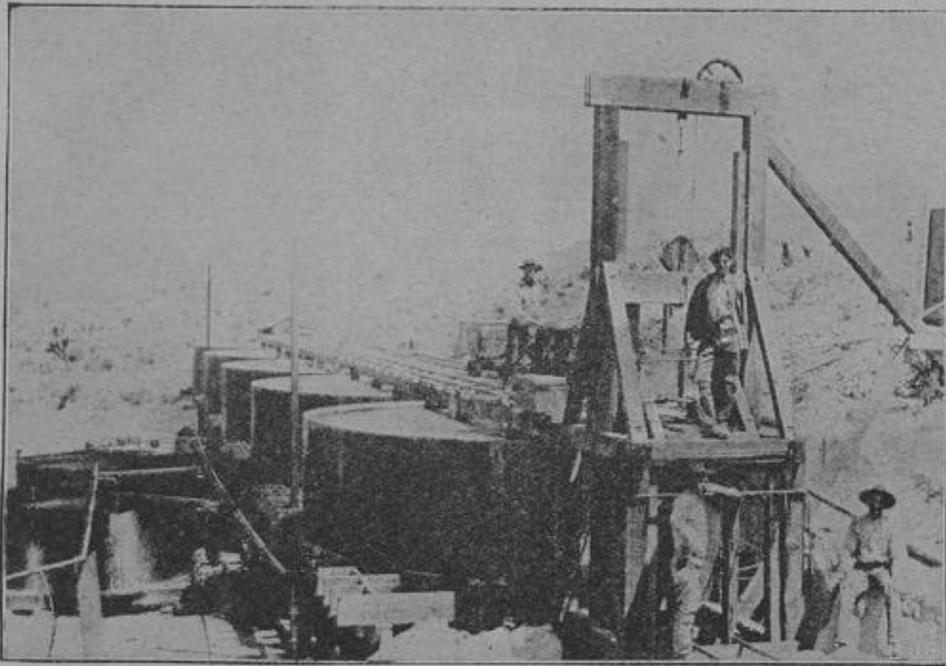
Vergessen, ach! Vergessen sein
Vom liebsten Herzen auf der Welt, —
Das ist allein die größte Pein,
Die auf ein Menschenherze fällt.“

Zu Fetersleben war an diesem Abend eine lustige, leichtlebige Gesellschaft im Wirtshause zum „goldenen Stern“ versammelt. Albert saß am oberen Ende der Wirtstafel, in seiner Rechten hielt er die Karten.

„Grün ist Trumpf,“ sagte er soeben mit schwerer Zunge. Dabei schlug er mit der linken Hand auf seinen Geldhaufen, der vor ihm auf dem Tische lag. „Es ist meines Vaters alte Kuh, und gestohlen Geld bringt allereuil Glück.“

Der Tisch erdröhnte von den Kaufschlägen der Spieler, als aber der erhoffte Gewinn ausblieb schob Albert den zusammengeschrumpften Geldhaufen von sich weg und sagte mit fallender Stimme:

„Weiß der Kuckuck, das Geld ist rund. 's ist ein Lumpenleben. So um jeden Taler hat man seine Sorg' und Plag'. Wenn ich erst der Herr im Schulzenhof bin, dann soll's schon klappen! Ihr wählt doch den Albert, wenn's Jahr zu End' ist.“ wobei er wie zufällig das Geld über den Tisch rollen ließ, worauf es in den Taschen der neben ihm Sitzenden verschwand. „Es soll mir nicht drauf antommen, was dran



Eine Goldwäscherei in Südamerika.

Im Innern Brasiliens sind kürzlich goldhaltige Erdmengen entdeckt worden, die sofort zur Anlage großer industrieller Unternehmungen, wo mittelst riesiger Wäschereianlagen das Gold aus dem Erdschlamm gewonnen wird, führte.

„Glück?“ sagte Magdalena tonlos, „mein Glück liegt wohl schon lange begraben, tief unter der Erde, — wenn ich nur selber wüßte, wo.“

„Ach Madelen, du denkst doch nicht noch an den Arnold?“ sagte Fritz kopfschüttelnd. „Wer weiß, wie der geendigt. Der Vormund weiß schon lange nichts mehr von ihm, er redet zwar stets dem feinen Vater, der ihn dazumal mitgenommen, das Wort, aber ich für meinen Teil denk', daß es ein Komödiant gewesen ist, einen schwarzen Sammetrock soll er auch angehabt haben und einen Schlapphut auf dem Kopf; und Vater und Komödianten, das ist ja auch alles eine Freundschaft, und die Musikanten sind die Bettern dazu.“

„Ich kann's nicht glauben, Fritz, Arnold war brav, und das sagt der Herr Pfarrer auch.“

„Der Pfarrer mag sonst in allem recht haben, aber für den Arnold fehlt ihm das richtige Augenmaß, und ich mein', wer fünf Jahre von seinem Heimatdorf fernbleiben kann und es drückt ihm das Herz nicht ab, der hat auch keine Lieb' zu denen, die drinnen sind, — er hat sie vergessen.“

„Vergessen!“ — sagte Magdalena leise; es fiel ihr ein alter Vers ein, an den sie so oft schon gedacht, und jetzt kamen ihr die Worte wieder in den Sinn:

zu geben,“ sagte er mit schlaudem Blinzeln, „ein lustiges Leben soll's schon werden — Jetzt geht's nun erst zur Reichstagswahl, und ihr wißt schon, was ihr zu tun habt; 's kommt unsereinem nicht drauf an, und Lumpen lassen sich die in der Stadt auch nicht. Der Saal und die Musikanten sind schon bestellt, wenn der Richtige durchkommt, wollen sie's tüchtig feiern, und wen der Albert mitbringt, der ist willkommen. „Wirt, noch einen Schoppen!“ Er sah nach der Tür; doch starr blickte plötzlich sein Auge und die Hand, welche das Bierglas hielt, fiel schlaff herab, so daß das Glas klirrend in Stücke zerprang.

„So weit ist's also mit dem Schulzen Albert gekommen,“ sagte da eine ihm nur zu bekannte Stimme. Wie aus der Erde gewachsen stand der Schulze plötzlich vor ihm, und schein, wie ein Gerichteter, suchten des Burischen Augen den Boden.

„So tief bist du gesunken, daß du die Gemeinde gegen den eigenen Vater mit gestohlenem Gelde aufwiegelst,“ und mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Wer ein richtiger Deutscher ist, der hält noch zu seinem Fürsten, und wer ein richtiger Sohn ist, der hält zu seinem Vater. Du hast dich selbst um deine Kindesrechte gebracht und magst zusehen, wie du ohne deinen Vater fertig wirst. Und euch Männern sag'

ich: Wer ein richtiger Vater ist, der hält seinen Sohn unter der Zucht, daß er ihm nicht über den Kopf wächst. So lange ich noch Schulz in Ichtersleben bin, habt ihr auf meine Worte zu hören, und meine Sorg' soll's sein, daß ich die Ruh' und Ordnung wieder herstelle, die mein ungeratener Sohn unteraraben."

Nie waren der Magdalena die gealterten Züge ihres Vaters so aufgefallen wie an diesem Abend, als er bleich und verstört in das Zimmer trat. „Albert," war das einzige, was zuerst über die zuckenden Lippen des Schulzen kam.

Magdalena schwieg, und ihre stumme Teilnahme tat ihm wohl, als es tausend Worte vermocht hätten.

Endlich brach der Schulz selbst das Schweigen. „Morgen fahren wir nach Sonderstadt, Madelen, ich will mein Haus und Hof dem Fritz verschreiben," sagte er mit fester Stimme.

* * *

Ein herrlicher Morgen war über Ichtersleben heraufgezogen, als sich der Schulz mit Magdalena, seinem jüngsten Sohne und dessen jungen Frau anschickte, nach der drei Stunden entfernt liegenden Stadt zu fahren. Schmuß schauten die stattlichen Pferde drein, die Fritz soeben vor den zierlichen Wagen spannte.

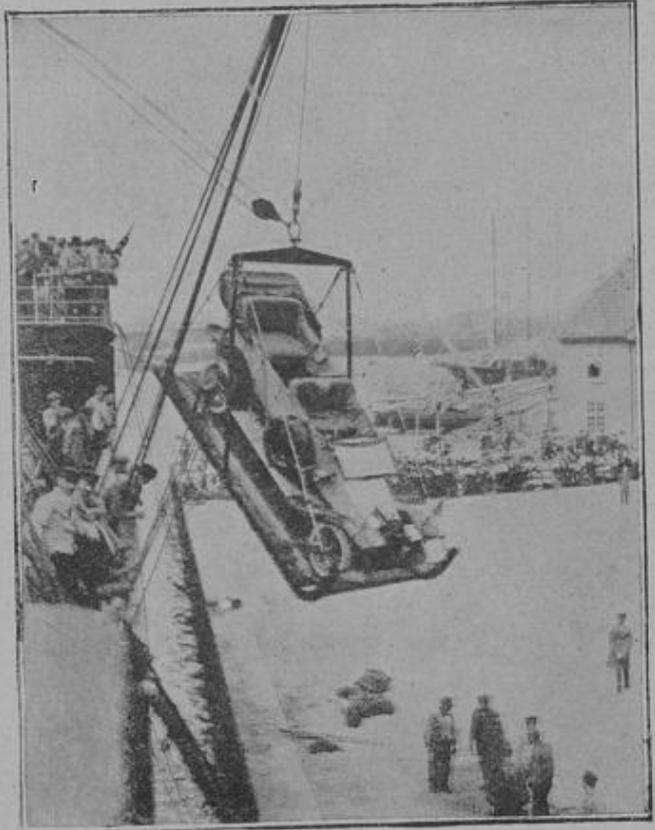
„Hast dich ja gelleidet, als ob du zu einem Leichenbegängnis gingst," sagte er, zu Magdalena gewendet.

„Die bunten Farben sind nie nach meinem Geschmack gewesen," lächelte sie trübe, sie wußte offenbar nicht, wie schön sie in dem schwarzen Kleide mit der blendend weißen Spitzenkrause ausah. Das kleine Goldfettchen hatte sie um den schlanken Hals gelegt. Magdalena's Augen schauten trotz allen Wehs, das in den letzten Tagen durch ihre Seele gezogen, heller und freudiger drein, als es sei langer Zeit der Fall gewesen. Mutig griffen die Braunen aus und bald war die Stadt erreicht.

„Frida," sagte Magdalena etwas zögernd, und eine leichte Röte stieg bei diesen Worten in ihren Wangen auf, „ich möchte heute nachmittag so gern in den Park gehen, wo die Kapelle so schön auffpielt. Wir haben doch mit der Schreiberei nichts zu schaffen. Ich möchte die Kapelle des Fürsten hören und wieder einmal ein schönes Geigenspiel."

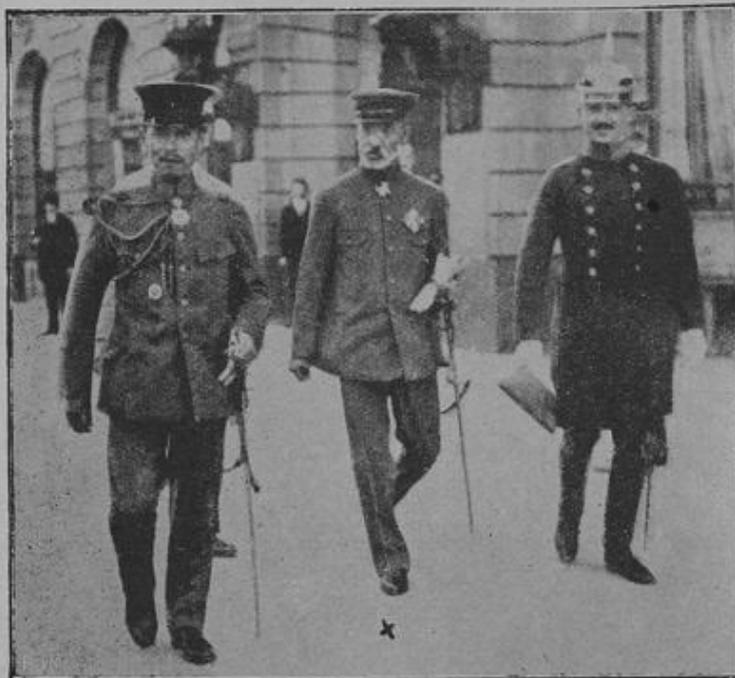
Frida sah mit schüchternem Blick zu der schönen Schwägerin auf; wohl wußte sie, daß Magdalena Arnold nicht vergessen, daß sein Bild noch in ihrem Herzen lebte, sie wagte jedoch nie mit einem Wort daran zu rühren. „Sieh, wie die Leute nach dir ausschauen, Madelen!"

„Das glaubst doch wohl selber nicht, Frida," denn sie be-



Von der Prinz Heinrich-Fahrt 1911.

Die Automobile werden mittels Krans an Bord des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Großer Kurfürst" gebracht. Nachdem in Homburg v. d. S. der Start zur Prinz Heinrich-Fahrt 1911 durch Deutschland und England stattgefunden hatte, führen die Automobile über Münster-Osnabrück nach Bremerhaven. Hier wurde ihre Verladung auf den Dampfer „Großer Kurfürst" vom Norddeutschen Lloyd, Bremen, zur Ueberfahrt nach England vorgenommen.



Der Eroberer von Port Arthur, General Rogi, in Berlin.

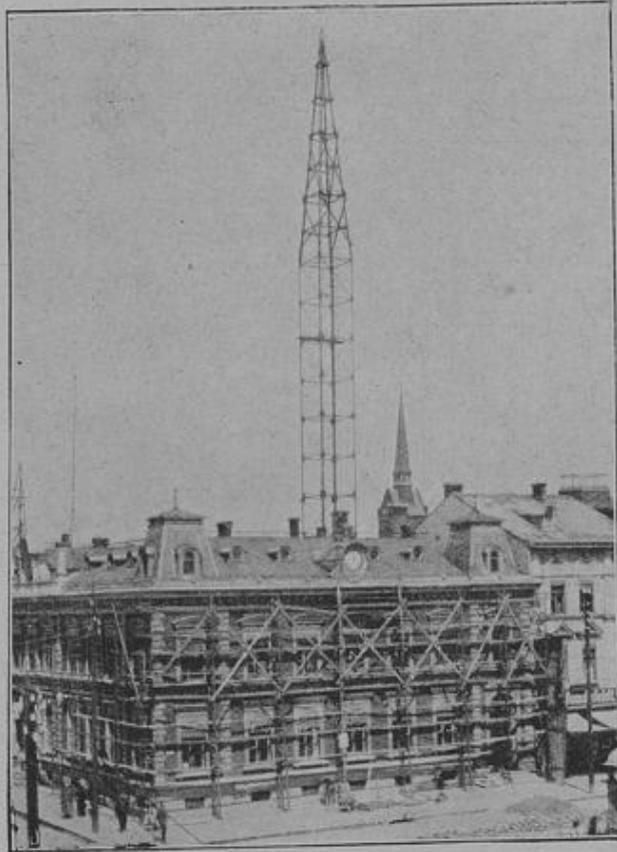
Der aus dem russisch-japanischen Kriege bekannte General Rogi weilte in Berlin. Der deutsche Kaiser beabsichtigt, ihn nach seiner Rückkehr von der Nordlandsreise in Swinemünde zu empfangen. Unsere Aufnahme wurde vor dem Hotel Adlon, Unter den Linden, gemacht und zeigt General Rogi, zu seiner Linken Oberstleutnant Rosita.

merkte nicht, wie sie mancher bewundernde Blick streifte, wie manches Auge ihr folgte. Nachdem sie an dem malerisch gelegenen Schlosse vorübergegangen, das mit seinen stattlichen Zinnen weit in das Land hineinleuchtet, wandten sie sich beide schweigend dem schattigen Parkwege zu.

„Zieh die schönen Buchen- und Eichenbäume, man meint wirklich, droben im Wald zu sein,“ unterbrach Magdalena endlich das Schweigen, „und wie herrlich die Vögel singen!“ Unwillkürlich mußte sie an Arnolds Worte denken, die er einst zu ihr gesprochen: „Wenn du singst, verstummst auch die Nachtigall, weil du es schöner kannst, als sie.“

Mit klopfendem Herzen lauschte Magdalena dem meisterhaften Spiele der Kapelle, denn noch nie in ihrem Leben glaubte sie etwas so Schönes gehört zu haben, außer Arnolds Geigenpiel. Die Symphonie war beendet. Soeben hörte Magdalena, wie eine Dame der anderen zuflüsterte: „Ein fremder Konzertmeister.“

Da stand er auch schon, sich leicht gegen das Publikum neigend. Jetzt schlug er das große, feurige Auge auf, ein Schrecken durchzitterte Magdalena, wie sie einen ähnlichen noch nie empfunden. Er ließ seine Augen eine Weile auf der laufenden Versammlung ruhen, und es war Magdalena, als habe er seinen Blick in den ihren getaucht. Der Dirigent blickt nach ihm hin, ein Augenblick war es nur, dann glitt der Bogen des Künstlers über die Saiten. Erstaunen, Freude und Bewunderung malten sich auf den Gesichtern der Zuhörer. Magdalena sah und hörte kaum, was um sie her vorging, ihr ganzes früheres Leben zog an ihrem geistigen Auge vorüber. O, wie schämte sie sich der Worte, die sie einst hochmütigen Sinnes zu Arnold gesprochen: „Für einen der nichts kann und nichts gelernt hat, dünkt sich die Schulzen-Madelen zu gut.“ Denn wie durfte sie als ein einfaches Landmädchen je ihr Auge zu einem so vornehmen Künstler



Das erste deutsche Postamt mit drahtloser Telegraphie. Der Siegeszug der drahtlosen Telegraphie umschließt fast die ganze Welt. Auch auf dem Lande wird sie bald vorherrschen. Um Telegramme von auf See befindlichen Schiffen aufnehmen zu können, ist das neue Postgebäude in Swinemünde mit einer Telefunkenstation ausgerüstet worden.



Hygiene in der Schule.
Der Sprudeltrinkbrunnen in der Luisenschule in Mülheim-Ruhr.

Der Stadt Mülheim gebührt das Verdienst, in der Schule eine höchst einfache Neuerung eingeführt zu haben, die es den Kindern ermöglicht, in der Schule Wasser zu trinken, ohne Trinkgefäße zu benutzen. Durch diese Vorrichtung wird einer Uebertragung von Krankheiten vorgebeugt.

erheben. Das Konzert war zu Ende. Wie ein Traum erschien Magdalena alles.

„Weißt du,“ sagte Frida endlich schüchtern, „wenn man nicht den Arnold so von Kind auf gekannt, könnte man meinen, er wär's selber.“

„Magdalena,“ sagte da plötzlich eine tiefe, weiche Männerstimme dicht neben ihr, „bist du es wirklich?“

„Haben Sie mich wieder erkannt?“ erwiderte Magdalena stotternd.

„Sprich nicht solch komisches Zeug; ich denke, beim „Du“ soll's bleiben.“

Dann zog er Magdalena mit sich fort auf einen weniger belebten Parkweg.

Und die Schulzen-Madelen hat da „ihrem Zigeuner“ alles abgeben, was sie einst an ihm Unrecht getan. Und er hat ihr gezeigt, daß er sie nie und nimmer vergessen hat.

Sinnpruch.

Was dich immer drückt, verzage nicht.
Auch das Leiden adelt — Klage nicht.
Nur was wieder in den Staub dich zieht,
Das Gemeine nur vertrage nicht.
Freude kann veredeln wie der Schmerz,
Drum des Lebens Lust entsage nicht.
Vorwärts, unaufhaltsam rollt die Zeit,
Und ins Rad zu greifen wage nicht.
Was du bist, das strebe ganz zu sein,
Und nach anderm Lohne frage nicht.

A. Widenburg.

So oder so!

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Nachdruck verboten.)

Die Bitterung war gegen Abend plötzlich umgeschlagen. Unfreundlich war es geworden, und der Regen klatschte unaufhörlich gegen die kleinen, trüben Fensterscheiben. Den allein in der kleinen Dachstube, in dem alten Storbjessel hockenden jungen Mann störte es nicht, im Gegenteil, sein Inneres harmonierte mit dem Unwetter da draußen. Den dunkelblonden Lockenkopf stützte er mit dem Unterarm auf der von allem Geflecht entblößten Seitenlehne des wackeligen Sessels, während der rechte Arm schlaff über der anderen Seitenlehne herabhing. Finster blickte Klemm nach dem kleinen Ofen hin, durch dessen Ritzen jetzt keine erwärmende Glut schimmerte. Alles hatte er schon versucht, um durchs Leben zu kommen, aber nichts wollte ihm glücken. Er war und blieb ein Pechvogel. Seine Logiswirtin, die unförmlich dicke Witwe Bildermann, polterte schon seit einigen Tagen im Hause umher. Sie wollte die rückständige Miete haben, und er hatte nichts. Woher nehmen und nicht stehlen. Zwar hätte er sich retten können wenn er auf die Heiratswünsche der beliebten Logiswirtin eingegangen wäre, aber nein — brr — wenn er daran dachte überließ ihn ein Grauen. Klemm zuckte zusammen und duckte sich noch tiefer

Klemm wagte immer noch nicht, aufzublicken. Mit einem Gefühl stumpfer Resignation ließ er den Redeschwall der Dicken über sich ergehen. Dann und wann schauerte er leicht zusammen. Wie würde das wieder enden. Es wurde ihm immer unbehaglicher zu Mut.

„Und nun wird noch das Dach undicht. So was kann auch nur einer armen, schwachen Witwe passieren.“

„Hm,“ dachte Klemm, „schwache Witwe von mindestens 190 Pfund.“

„Denken Sie 'mal,“ sie stieß dabei den unglücklichen Klemm etwas unsanft an die Schulter, so daß der junge Mann erschreckt zusammenzuckte und sich nervös mit der Hand durch das dunke Lockenhaar fuhr, „der Dachdeckermeister läßt mir sagen, er bekäme noch die letzte Dachreparatur vom vorigen Jahre bezahlt. So 'ne Gemeinheit! Dabei wollte ich ihm jetzt alles zusammen geben. Nun bekommt er die Arbeit nicht. Ja, ja,“ seufzte sie wieder, „das kommt aber nur, weil man so allein sieht.“

Klemm verspürte wieder einen sanften Stoß an seine Schulter; er rührte sich aber nicht. Wenn sich die arme, bedauernswerte Witwe auch nicht in so sanfter, zarter Weise bemerkbar gemacht hätte, ihr, sie stets in aufdringlicher Weise umschwebendes Odeur, zusammengesetzt aus Küchenrauch und Seifenlauge, verriet ihre Gegenwart.

„Aber das Dach muß doch gemacht werden!“

Klemm nickte unwillkürlich mit dem Kopfe.



Laune der Natur.

In Mon Fredonia (Italien) kam ein Kalb mit zwei Köpfen lebend zur Welt. Diese Abnormität sah nicht, wie sonst, abschreckend aus, sondern durch die besondere Gleichmäßigkeit der beiden Köpfe und die Zeichnung derselben wirkte dieses Naturwunder harmonisch.

in den Sessel, wie es der Vogel Strauß macht, der den Kopf in den Wüstenand steckt und glaubt, seine Feinde sähen ihn nicht. Er kannte den schlurfenden Schritt zu genau. Gleich würde sie hereintreten und wie gewöhnlich mit dem Wetter anfangen und mit dem Manne aufhören.

„Ah, Herr Klemm!“ langsam schlurste die dicke Frau Bildermann näher und näher zu dem immer noch regungslos im Sessel sitzenden jungen Manne hin, wie ein Raubtier, das sein Opfer beschleicht. — „Ah, Herr Klemm, was ich für ein Pech habe!“

Der Angeredete atmete auf. Sollte sie diesmal nicht die Miete holen wollen? Ein Wunder wäre es.

„Das Dach ist undicht geworden. Was ich auch für 'n Pech habe. Lieber Gott, es ist doch nichts, wenn man so allein in der Welt steht.“

Klemm duckte sich wieder und wagte nicht aufzublicken. „Man kommt nicht aus dem Bezahlen heraus. Natürlich, so 'ne alleinstehende, arme Frau — hier machte sie eine kleine Pause im Sprechen und seufzte tief auf — glaubt ein jeder über's Ohr hauen zu können.“

Klemm verkroch sich mehr in dem knarrenden Sessel.

„Und alles ist so teuer. Die Butter kostet schon 1,60, das Fleisch, na — das kann man kaum noch bezahlen, Eier, Salz, Del, alles und alles wird von Tag zu Tag teurer.“

Sie nahm dies als ein gutes Zeichen auf und fuhr mit etwas erhöhtem Tonfall zu reden fort:

„Ach, Herr Klemm, was ist das traurig, wenn einem kein Mann mit liebevoller Sorgfalt schützend zur Seite steht.“

Als der Angeredete immer noch nichts sagte, würde sie ärgerlich und rief viel lauter als vorher:

„Hören Sie denn gar nicht! He! Ich kann doch nicht selbst auf's Dach steigen!“

Erschreckt fuhr jetzt Klemm aus dem Sessel auf und ließ seinen Blick über die runderliche, gewichtige, dicht vor ihm stehende weibliche Gestalt gleiten. Er hatte es trotz der Schnelligkeit, mit der sein Blick den Erdboden suchte, doch bemerkt, daß ihre Augen den ihm so bekannten und gefürchteten, grünlichen Schimmer zeigten.

„Was — kann ich aufs Dach steigen! Hm!“

Klemm schüttelte mit niedergeschlagenen Augen den Kopf. Die scharfen Blicke aus den etwas zugespitzten Augen seines Gegenübers brannten ihm ins Gesicht.

„Wer soll's denn machen?! Das kann doch nur ein Mann! — Sie! verstehen Sie mich denn gar nicht!“

Einen Augenblick blickte sie den jungen Mann lauernd an, Dann schlug sie einen anderen Weg ein. „Wissen Sie, Herr Klemm, das — das“ — jetzt spielte sie die Rolle eines verliebten Dackfisches und bemühte sich, wobei sie den schmutzigen

Schürzenzipfel um die dickfleischigen, zarten Hände drehte, mit züchtig niederge schlagenen Augen, etwas verlegen und rot zu werden — „das wäre so etwas für Sie!“

Erschreckt blickte Klemm auf und rief: „Was! — Auf's Dach steigen!“ — „Ach, Sie!“

Ver schämt zur Seite blickend, stieß sie ihn mit ihrer wohlgerundeten Schulter an, so daß er beinahe hingefallen wäre. „Sie verstehen mich wohl! Ich meine das Männliche — die Stütze —“

Lauernd blickte sie ihn von der Seite an. Jetzt wurde die Sache für ihn sehr kritisch. So war die gern gestützt sein wollende, dabei fast zwei Zentner wiegende, ehrbare Witwe Bilbermann noch nicht aufs Ganze gegangen. Er war dem Weiblichen absolut nicht abhold. Nein, im Gegenteil. Sein Sinn schwärmte jedoch für Jugend, für Schmiegames, Biegames, und das alles fehlte der süßlich lächelnden, vor ihm stehenden holden Fee vollständig. Ihre Taille war unter der Leibesfülle total verschwunden. Und wenn sie, wie jetzt die dicken, entblößten fleischigen Arme gekreuzt über der Magengegend hielt — brr — trotz seines Glends schrak er zusammen und trat einen Schritt zurück, den alten, wurmstichigen Sessel als schützendes Objekt vor sich schiebend.

Sie mochte seine Gedanken erraten. Ihre Gesichtszüge nahmen sofort einen harten Ausdruck an.

„Kann ich die rückständige Miete in Empfang nehmen?“ fragte sie kühl.

Ihre Augen schimmerten nun wohl. Der zärtliche, hingebende, unschuldige Schimmer war aus ihrem Gesichte bis auf die letzte Spur verschwunden.

„Ich bedauere sehr,“ sagte Klemm mit leiser Stimme. „Gedulden Sie sich noch kurze Zeit. Ich muß jeden Tag Geld bekommen.“

Spöttisch sah sie ihn an. „Kenne das,“ murmelte sie gütig. „Aber jetzt bin ich es satt. Ich muß auch bezahlen. Oder soll ich arme Frau noch für Sie mitarbeiten! He!“

Sie stemmte dabei die rüchlichen kurzen Arme in die Seiten und sah ihn herausfordernd an.

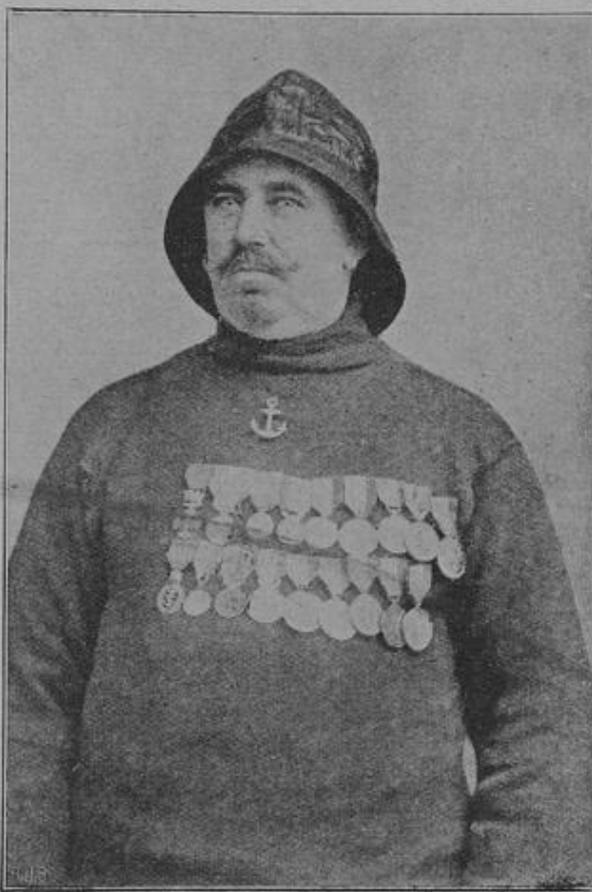
„Das werden Sie doch wohl nicht verlangen! Was!“

Ihre Stimme wurde immer grollender. Wie sie so in ihrer ganzen stämmigen Größe da stand, gleich sie eher einem alten Wachtmeister, als einem liebevollen, zarten Weibe.

Noch ein paar Tage bitte ich um Geduld,“ wagte Klemm die zornige Hauswirthin zu beruhigen, aber da kam er schon an. Es wäre dem armen Klemm ganz unmöglich gewesen, alles das zu behalten, was jetzt an Worten aus dem zarten Munde der verliebten Donna auf ihn niederprasselte. Der geschickteste Reichstagsstenograph hätte erschöpft die Wassen, d. h. seinen Bleistift strecken und sich für besiegt erklären müssen. Nur so einzelne abgerissene Sätze konnte sein armes Hirn auffangen. „Drei Monate Miete — unerhört — armen Frauen — so sind die Männer — abscheulich — Geduld — Geduld — jawohl, Geduld — nicht lange genug Geduld gehabt — betrügen, das könnt ihr Männer — wenn ich nicht immer gedacht hätte, daß — —!“ mitten im Satz brach sie ab. Da hätte sie sich bald im Eifer verschnappt. Bums, flog die Tür zu. Die grollende Stimme verklang in der Ferne, wie das Donnerrollen eines abziehenden Gewitters. Stöhnend sank Klemm in den gebrechlichen Lehnstuhl zurück. Er war ganz verwirrt geworden und bedurfte erst geraume Zeit, um wieder einen klaren Gedanken fassen zu können. Vertieft, er sah arg in der Klemme. Geld zum Bezahlen hatte er nicht. Und die Dede heiraten — brr! Jetzt würde sie ihn wohl kurzerhand hinausbefördern. Sein trüber Blick richtete sich nach innen. Seine Eltern waren früh verstorben, seine Mutter hatte er kaum gekannt. Deshalb hatte er auch in der Jugend nicht zu viel Liebe erfahren. So kam es denn, daß die Indianer- und Räuber geschichten mächtig auf seine Phantasie einwirkten; er nahm alles für Wahrheit, was in den bunten Heftchen stand, und träumte in einem fort von Indianerhelden, die in den Urwäldern Amerikas Stellen wußten, wo man das Gold nur zusammenscharren und mitzunehmen brauchte, um als reicher Mann in die Heimat zurückzukehren. Kaum, daß er flügge geworden, entwich er seinem Lehrherrn und schmuggelte sich auf einem Dampfer nach Amerika hinüber. Dies war sein erstes Abenteuer. Von da an hatte er sich in aller Herren Länder umhergetrieben, immer von dem Orange befeuert, möglichst schnell reich zu werden. Alles hatte er versucht, aber nichts wollte glücken, weil er zu unbeständig war; er selbst nannte es Pech. Schließlich, als er eingesehen, daß überall tüchtig gearbeitet werden mußte, schrieb er wieder in die Heimat zurück. Nun war er seit einiger Zeit wieder hier. Anfangs ging es. Sein Agenturgeschäft ernährte ihn so leidlich. Als sich aber ein paar gute Geschäfte in Gebäudeverkäufen, die er

vermitteln wollte, zerschlugen, wurde bei ihm Schmalhans Stückmeister. Nun sah er schon seit drei Monaten da und konnte die Miete nicht bezahlen. Alles dies ging ihm durch den Kopf, als er sich wieder hingesezt, den Kopf in der Hand auf der Seitenlehne des alten Sessels gestützt, nach dem geborstenen Ofen starrte. Hilflos, verlassen, alleinstehend in der Welt. Ob er wieder ins Ausland verschwinden sollte? Was aber dann! Er kannte ja die Welt da draußen. Ueberall dasselbe Bild. Dem einen flogen die gebratenen Tauben nur so in den Mund und der andere konnte anfangen, was er wollte, nichts glückte. Zu der letzteren Kategorie gehörte auch er. Was er anfang, ging fehl. Er war anscheinend unter einem unglücklichen Stern geboren. Ob er Karten spielte, mit Würfeln trüdelte, ein Geschäft anfang, oder sonst etwas unternahm, stets verlor er die Partie, er war der unterlegende Teil, ein Pechvogel, wie es kaum einen zweiten geben könnte. Und warum, weshalb! hatte Klemm sich schon dutzendemale zugerufen. War er ein so schlechter Mensch, den das Unglück stets verfolgen mußte? Oder gab es geheimnisvolle Gewalten in der Natur, die den einen Menschen vor den anderen bevorzugten, sie zu den sogenannten Glückseligern stempelten und andere, die ein ebenso sehnüchziges, oder vielleicht noch inbrünstigeres Streben nach etwas Glück, Ruhe und Frieden in der Brust verspürten, mit stetem Mißgeschick verfolgten? Wer weiß es zu ergründen? . . . Ja, schuldete er nicht seiner Wirthin die Miete, dann würde es ihm schließlich gleich sein, wohin das Schicksal ihn verschlagen würde. Aber jetzt, heimlich ausrücken, nein, das konnte er nicht. Sollte er dem hartnäckigen Liebeswerben seiner dicken Logiswirthin nachgeben? Allerdings, dann hätte er ein Heim, er wäre geborgen und brauchte nicht mehr ruhelos und verlassen in der Welt umherzuirren, in der Welt der Guttäuschung, die manchen statt Brot Steine darbot. Noch immer starrte Klemm nach dem geborstenen, verrosteten Ofen hin, sann und dachte, dachte und sann . . .

(Fortsetzung folgt.)



Ein 18facher Lebensretter.

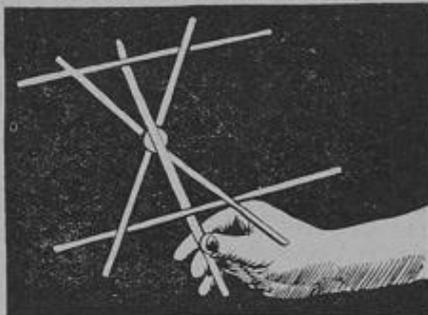
Der Fischer Pollet in Boulogne-sur-Mer hat mit eigener Lebensgefahr bereits 18 Personen vom Tode des Ertrinkens gerettet. Dieser einzigartige Reford hat den Fischer Pollet zu einem der populärsten Männer Süd-Frankreichs gemacht.



Zur Unterhaltung.



Der Zauberer in der Familie.



Wie man mit zwei Hölzchen ein Geldstück und vier weitere Hölzchen festhalten kann, so daß das Geldstück das Zentrum bildet. Wie aus dem Bilde ersichtlich, legt man sich auf dem Tische eine Figur mit Hölzchen und dem Geldstück zurecht und versucht, dasselbe alsdann auf diese Weise hochzuheben.

Interessante alte Kanonen. Im Mai 1888 entdeckte man im Grunde zwischen Dragor und Kallsterbo ein altes Schiffswrack in einer Tiefe von 6 bis 7 Faden Wasser und daneben verschiedene aus Schmiedeeisen gefertigte Kanonen. Es gelang, diese acht Kanonen zu bergen, welche dann im Zeughaus zu Kopenhagen Aufstellung gefunden haben. Die Kanonen tragen Inschriften und Dekorationen, sie zeigen Doppeladler der Stadt Lübeck. Eine derselben trägt folgende plattdeutsche Inschrift: „Dewile Jonas ut dem Wal-fisch wedder dede lewen, heft man mi als einem Bovelaren sinen Namen gegeben. Anno 1564 Jar. Godt in Mattias Bennind. Mathias Bennind gehörte einem alten Lübeder Geschlecht an. Die Kanonen stammen von dem Admiralschiff der Lübeder Flotte, welche Dänemart im Kriege gegen Schweden (1563 bis 1570) Hilfe leistete. Das Admiralschiff geriet den 31. Mai 1565 durch Unvorsichtigkeit in Brand, wobei 200 Mann den Tod fanden. E. K.

— An einem schwedischen Friedhof war angeschlagen: „Hier darf niemand begraben werden, der nicht in dem Kirchspiele lebt.“



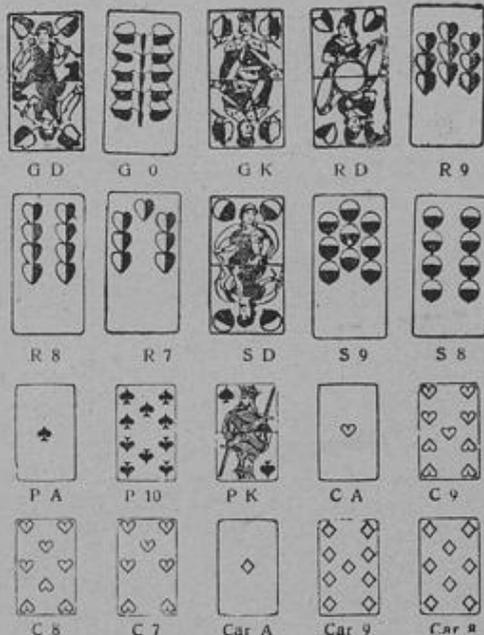
Rätsel-Lese.



Staufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Vorhand hat folgende Karten:



Er spielt, da alles paßt, wende, heißt E 7 auf, nimmt aber, da „Paßmirnicht“ gespielt wird, das zweite Blatt G 7. Er verliert Grünspiel, während er das Eichenspiel ohne zehn Spitzen gewonnen hätte. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Bisitenkarten-Rätsel.

Hans Bachner

Seiffen.

Aus Name und Wohnort des Besitzers der Karte ist sein Stand zu erraten.

Bergerbild.



Wo ist sein Herr?
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Wer andere mit Geduld unterrichtet, hebt sich selbst.

Rätsel: Rad.

Buchstabenrätsel: Astronom — Gastronom.

Rätsel: Ledig — Leidig.

Bergerbild: Man stelle das Bild auf den Kopf und findet dann den gesuchten Mörder in der ersten Felspartie.

Rätselsprung:

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da möcht' ich gerne mittendrein
Eins singen.

Wie mir zumut in Leid und Lust,
Im Wachen und im Träumen.
Das stimm' ich an aus voller Brust,
Den Bäumen.

Geißel.

Scharade: Schnur — Bart, Schnurrbart.

Rätsel: Spar Geld — Spargel.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



So oder so!

Von Johann Tenge (Düsseldorf).

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

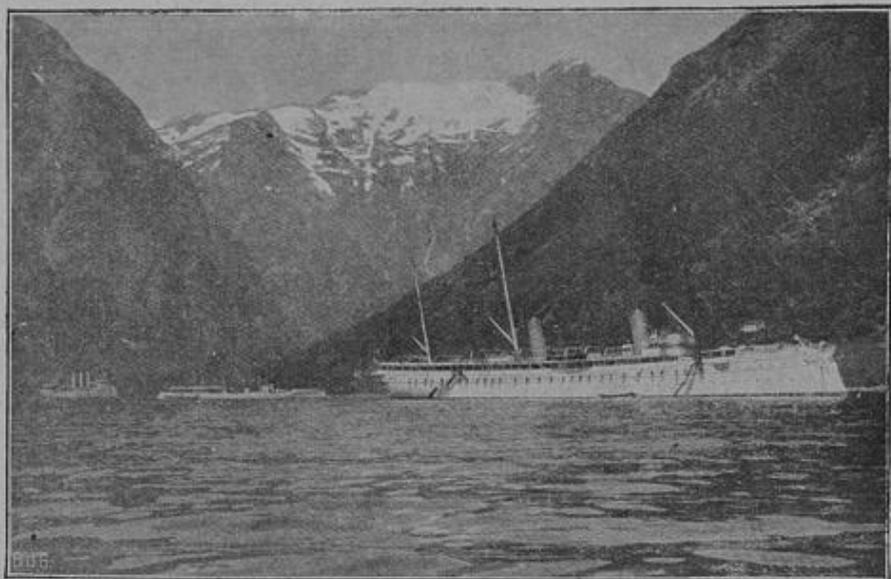
Der Wind hatte an Stärke sehr zugenommen. Wie ein wilder Geselle heulte er ums Haus, rüttelte an den schief hängenden Fensterläden und zerrte an den loder sitzenden Dachpfannen, anscheinend in dem Bestreben, sie ahnungslosen Menschen auf die Köpfe zu schleudern. Klemm kannte solche böenartige Winde. In tiefer Nacht, wenn sie der Ruhe gepflegt, war manchmal, doppelt schaurig in der Dunkelheit sich anhörend, das Signal erschollen: „Alle Mann an Bord!“ Schon an dem Stampfen und Rollen des Schiffskörpers hatten dann die so jäh aus dem Schlummer Gerissenen sofort gemerkt, was los war.

Ein Ereignis stand wieder greifbar vor Klemms geistigen Augen.

In der Südsee war es. Am Spätnachmittage hatte der Ausguck im Mast: „Land Nordnordost!“ gemeldet, weshalb der graubärtige, umsichtige Kapitän etwas mehr südlichen Kurs nehmen ließ. In diesen Breiten konnte man nie vorsichtig genug sein. Schon manches Schiff war zu nahe an das Land herangekommen und auf ein Korallenriff aufge-

laufen. Selten war Hilfe in der Nähe, und ein schreckliches Schicksal drohte der Besatzung. Die Gale, diese gefräßigen Meeresungeheuer, witterten schon die ihnen unfehlbar zufallende Beute, weshalb sie auch in der Nähe blieben. Ein wunderschöner Abend war es gewesen, der nach dem heißen Sonnenbrande in jenen Gegenden als große Erquickung empfunden wurde. Der südliche Sternenhimmel strahlte in hehrer Pracht, von dem sich der Nordländer in seiner kalten Heimat gar keinen Begriff machen kann. Die Segel hingen ziemlich schlaff an den Masten herunter, und die Wellen umspielten ganz leise die Schiffswände, als wollten sie die müden Seeleute in den wohlverdienten Schlummer wiegen. Plötzlich ertönte das Signal: „Alle Mann an Bord!“ Ein jeder von ihnen wußte, was das in der Südsee zu bedeuten hatte, darum ging es doppelt schnell in die Kleider und nach oben. Der Kapitän gab seine Befehle, kurz und bestimmt, und die Mannschaft beeilte sich, dieselben prompt auszuführen, weil von ihrer Firigkeit in solch ernstlichen Momenten ihr aller Leben abhing. Glücklicherweise hatten sie die schweren Segel fest an den Mast geschnallt, als das Unwetter auch schon mit Macht hereinbrach.

Der alte Kapitän hatte sich nicht täuschen lassen. Gewohnheitsmäßig überjah er, nachdem er alles inspiziert und der Wache ihre Verhaltensmaßregeln gegeben, nochmals den



Von der Nordlandreise Kaiser Wilhelms.

Die „Hohenzollern“ mit den Begleitschiffen „Steiner“ und „Kolberg“ im Gjesfjord (Norwegen).

Wie alljährlich, so hat Kaiser Wilhelm II. in diesem Jahre wieder eine Nordlandreise unternommen. Der Aufenthalt an der durch seltene Naturschönheiten ausgezeichneten norwegischen Küste, mit ihren tief in das gewaltige Hochgebirge einschneidenden Meeresarmen, den einsamen Fjorden, ist das geeignetste Mittel, die durch die Anstrengungen der Arbeit des Winters angegriffenen Nerven auszuspannen. Auf der diesjährigen Nordlandreise nahm der Kaiser längeren Aufenthalt in dem wunderbar gelegenen Gjesfjord.

Horizont. Da hatte er in weiter Ferne ein eigentümliches, kleines, dunkles Wölkchen am Himmel entdeckt. Darum war er nicht zur Ruhe gegangen. Er wußte aus Erfahrung, was aus einem solch kleinen, unscheinbaren Wölkchen werden konnte. Tod und Verderben für Menschen und Schiff. Mit seinem Nachtglafe beobachtete er das ungewisse Etwas in der Ferne. Zu seinem Schrecken bemerkte er, daß der dunkle Fleck immer größer wurde. Gleichzeitig sah er auch an dem Kräufern der Wellen, daß der Wind stärker wurde; ein Blick nach den Segeln gab ihm Gewißheit. Jetzt durfte nicht mehr gezauert werden und, obwohl er seinen Leuten gern die verdiente Ruhe gönnte, hier gab es kein Bedenken mehr, er kannte die furchtbaren Stürme in jenen Breiten. Furchtbar, wie selten, packte der wütende Sturm den schweren Schiffstoloz, und warf ihn umher wie eine Kuschale, gleichsam als wollte er damit seinen Haß gegen das Gebild der Menschenhand zeigen. Das war ein Pfeifen, Brüllen und Tosen! Furchtbar! Einmal hörte es sich an, als wenn ein Duzend Menschen in allen Tonarten leise pfeifen, während gleich darauf das Brüllen von einer unzähligen Menge wilder Tiere ertönte. So ging es eine Zeitlang fort, die ganze Tonleiter auf und ab, ab und auf. Das Meer wurde bis auf den Grund aufgewühlt, und es rollte eine Sturzsee nach der anderen über Bord, die alles mit sich forttrifft, was nicht niet- und nagelfest war. Da — er sah es wieder, einer, der auch, wie er, heimatlos und verlassen in der Welt war, wurde von seiner Seite weggerissen und über Bord geschleudert. Im Nu war er in den hochgehenden Wellen verschwunden. Trotzdem Klemm sofort rief, so laut er konnte: „Mann über Bord!“ war es unmöglich, dem Unglücklichen Hilfe zu bringen. Klemm vergegenwärtigte sich wieder den Kampf des dem Tode Geweihten, wie er sich anstrenzte, sich über Wasser zu halten, weil er sich an den Gedanken klammerte, man würde ihn noch retten. Da — plötzlich ein Ruck an den strampelnden Füßen, noch einer, und nichts mehr war zu sehen. Seemanns Tod!

Klemm schauerte leicht zusammen und lauschte einen Augenblick, wie der Regen gegen die kleinen Dachfensterscheiben



Das größte weibliche Finanzgenie der Welt.

Miss Ella Mawls Reader aus Newyork begann ihre Karriere als Schreibmaschinistin in einem Newyorker Bureau. Durch ihr Finanzgenie hat sie es soweit gebracht, daß sie als Rivalein des amerikanischen Millionärs Morgan bei vielen finanziellen Transaktionen auftritt. Miss Reader verfügt über ein Vermögen von über 20 Millionen Mark.

klatschte. Dieses monotone Klatschen hatte ihn richtig wieder in die melancholische Stimmung hineingebracht. Sein Lebensschifflein wurde auch von den die Welt durchbrausenden Winden hin- und hergeschleudert. Jetzt war anscheinend ein schwerer Sturm im Anzuge. Würde er unterliegen oder ihn siegreich überleben? Klemm fuhr sich mit der Rechten durch das Lockenhaar und seufzte tief auf. Jetzt bot sich ihm sicheres Land und er zögerte, es zu betreten.

Das Klopfen an der Türe überhörte er ganz. „Guten Abend!“ sagte der Briefträger mit lauter Stimme, der, als kein Herein ertönte, ohne weiteres die Türe geöffnet hatte und eingetreten war.

Erschreckt fuhr Klemm aus seinen Grübeleien auf und nahm, mechanisch ein leises Danke murmelnd, den an ihn adressierten Brief in Empfang. Von wem mochte der Brief sein? Die Schrift kam ihm bekannt vor. Unschlüssig drehte er ihn hin und her. Die Aufschrift deutete auf eine Damenhand. Eintae Stunden vorher, als er noch nicht eine so gründliche Gewissenerforschung mit sich vorgenommen, hätte das Zeichen von zarter Hand einen ganz anderen Eindruck auf ihn gemacht, wie jetzt. Gleichgültig machte er das Kuvert auf und sah gewohnheitsgemäß nach der Unterschrift: „Lina Leimpeter.“ las er. Und einen schönen Gruß stand auch dabei. Jetzt interessierte ihn die Sache schon etwas mehr. Nachmals las er die ganze Unterschrift: „Mit bestem Gruß — Ihre Lina Leimpeter.“ hm. Konnte er wirklich nicht. Er konnte sich nicht erinnern, den Namen schon gehört zu haben. Leimpeter! Vielleicht gab der Brief Aufschluß. Schnell entfaltete er ihn. „Lieber Herr Klemm!“ hm, das fing ja vielversprechend an. Die konnte ihn anscheinend ganz genau. „Lieber Herr Klemm!“ Und das von zarter Damenhand! „Ob sie hübsch ist?“ Etwas erregt, fuhr er mit der Rechten durch die dunkelblonden, krausen Haare! „hm —“ Eigentlich selbstverständlich, sonst würde sie überhaupt nicht an ihn schreiben, denn bisher hatte er nur Verkehr mit jungen, hübschen Damen gepflogen. Die alte Eitelkeit wachte wieder in ihm auf. An die dicke Frau Bildermann dachte er nicht mehr. „Kommen Sie morgen nachmittag, gegen Dunkelwerden, zu mir. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu besprechen. Alles Nähere mündlich. Mit bestem Gruß usw.“ So stand in dem Briefe.

Einige Male ging er in dem kleinen, an der einen Seite abgeschrägten Dachzimmer hin und her. Wenn er an dem kleinen zerbrochenen Spiegel ankam, machte er Halt, strich seinen gekräuselten, dunklen Schnurrbart wohlgefällig auseinander und lächelte seinem hübschen Spiegelbilde zu. Wahrhaftig, er brauchte sich nicht zu genieren.

Auf das Sorgfältigste machte er Toilette am nächsten Tage. Dann machte er sich auf den Weg. Frau Witwe Bildermann schob ein wenig die Gardinen auseinander und lächelte ganz eigentümlich. Sodann nickte sie ein paar mal.

Der Weg zur Kastanien-Allee war ziemlich weit, beinahe am anderen Ende der Stadt. Klemm dachte nochmals über den eigentümlichen Traum nach, den er in vergangener Nacht gehabt hatte. Er befand sich auf hoher See. Die Wellen gingen haushoch und spritzten ihren Schaum, wie giftige Ungeheuer, über Deck. Die Mannschaften konnten sich kaum noch auf den Füßen halten. Ueberall mußten sie sich anklammern. Plötzlich erscholl der schaurige Ruf: „Mann über Bord!“ Klemm sah den Unglücklichen fallen und in den Wellen verschwinden. Auf einmal war er es selbst, der dem Ertrinken nahe war. Wie er glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen, fühlte er sich plötzlich von zwei dicken, runden Armen emporgehoben, und als er die Augen aufmachte, sah er in das vor jetzt glänzende Gesicht der Frau Bildermann. Drohend rief sie ihm zu: „Wollen Sie! oder wollen Sie nicht!“ Und als er nur einen Augenblick zögerte, tauchte sie ihn wieder unter, daß ihm der Atem ausging. Im Wasser nickte er „ja“, so gut er noch konnte. Sofort befand er sich wieder oben. Und eigentümlich, auf einmal sah er auf dem Hausdach und besserte es aus, während die dicke Frau Bildermann auf der Straße stand, die kurzen unförmlichen Arme in die Seite gestemmt hielt und kommandierte. Und er tat alles, was sie haben wollte. Da, jetzt hatte er die Hausnummer nicht beachtet. Schnell zog er den Brief aus der Tasche. Wichtig, Nr. 99. Aha, da war ja das Haus. hm, einladend sah es gerade nicht aus. Doch, das war schließlich gleichgültig. Schnell schritt er die steinerne hohe Portreppe hinauf und zog an dem gelben Knopf. Der Schellenzug schien festgerostet zu sein. Ueberhaupt, alles sah so eigentümlich und atmöblich aus. Man wollte ihn doch wohl nicht in eine Falle locken. Die Gegend war ganz danach angetan, so recht einsam und still.

sein Mensch war weit und breit zu sehen. Nur ein grauhaariger struppiger Stöter lief vorbei und zeigte ihm knurrend die weißen Zähne. Nochmals zog er an den Schellenknopf. Es ging wahrhaftig nicht. Negerlich faßte er jetzt mit beiden Händen zu und zog aus Leibeskräften. Hub — mit einem Ruck gab die Stange nach und — Klemm stürzte rücklings die Treppe hinunter; der Knopf war seinen Händen entrückt. Ein überlautes Geläute war im Innern des Hauses hörbar geworden. Ganz verdußt stand Klemm vom Boden auf und sah nach der Haustür hin. Schnell klopfte er den Schmutz von seinen Kleidern und eilte die Treppe wieder hinauf. Hoffentlich hatte es keiner gesehen. Da wurde von unsichtbaren Händen ein Klappfenster an der Tür geöffnet und eine ärgerliche, grobe Stimme schrie heraus:

„Können Sie denn die Aufschrift auf dem Schilde nicht lesen?“

Bums! das Fenster flog wieder zu.

Noch eine Weile stand Klemm regungslos da. Was hatte die freche Person gerufen? Schild. Suchend glitt sein Blick zur Seite.

„Na, so etwas!“ entfuhr es ihm entrüstet. Auf dem Schilde stand deutlich zu lesen: „Betteln und Hausieren verboten.“

Die Schamröte stieg ihm brennend heiß in Gesicht. Zum Hausieren hatte er nichts bei sich, folglich hatte man ihn für einen Bettler gehalten. Zernüchtern machte er sich schleunigst aus dem Staube.

Am nächsten Tage stieg Klemm aufs Dach — — —

Plötzlich schreckte er zusammen wie aus einem Traume erwacht.

Was wollte er auch?

Frieda Wilkins war die Tochter des Großindustriellen Wilkins, und er war ein Ingenieur, irgend einer, ein Arbeiter ihres Vaters.

Sein Blick fiel auf die Zeichnungen, die er vor sich hatte.

Ja, wenn ihm das alles gelingen würde! Wenn er plötzlich dieses Ziel erreichte, daß von Hunderttausenden, von Millionen nur sein Name genannt würde? Dann — dann würde sein Traum von vorher doch zur Wahrheit werden können.

Aber jetzt durfte er zu solchen Hoffnungen nur lächeln, auch wenn das Lächeln schmerzen sollte.

Und er beugte sich wieder über seine Zeichnungen und setzte seine Arbeit fort.

Bald war er so vertieft, daß er das unmerklich leise Starren der Türe nicht gehört hatte. Erst die Stimme hatte ihn emporgeschreckt:

„Herr Moos! Also Sie sind so fleißig? Müssen Sie denn auch an Sonntagen arbeiten?“

Unter der Türe stand die, von der er vorher noch geträumt hatte. Das blasser Gesicht mit den graublauen Augen war von einer fast zerbrechlichen Feinheit, die Erscheinung von der Zierlichkeit eines Meißener Porzellanfigürchens. Nur die Lippen waren von dem feuchtschimmernden Rot reifer Vogelbeeren. Frieda Wilkins mochte vielleicht neunzehn Jahre alt sein.

Zum 100jähr. Jubiläum der Universität Breslau.

Die Universität Breslau feiert vom 1. bis 3. August das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens. Ursprünglich bestand in Breslau nur eine Jesuiten-Universität mit theologischer und philosophischer Fakultät. Diese im Jahre 1702 gegründete Akademie wurde im Jahre 1811 mit der im Jahre 1506 gegründeten Universität Frankfurt a. d. Oder vereinigt. Seitdem erfreut sie sich einer bedeutenden Blüte.



Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blaul.
(Nachdruck verboten.)

1.

Anton Moos saß allein im Bureau; auf die Zeichenbogen und die mit Zahlen beschriebenen Papiere warf die Sonne ihre Strahlen. Das Reizzeug stimmerte, und seine Hand lag schon einige Sekunden untätig auf dem Zeichenbrett. — Es war doch Sonntag!

Der blaue wolkenlose Himmel schaute lockend durch die hohen, weiten Fenster herein, an den Bäumen und Sträuchern kündete das erste helle Grün grüßend den Frühling an.

Vogelstimmen jubelten von Daseinswonne und Lebenslust.

Die dunkeln, schwarzbraunen Augen von Anton Moos starrten hinaus; aber er sah nur das goldene Haar, das wie eine reife Saat im Herbst leuchtete, das weiße Tenniskleid mit der schwarzen Schärpe, er sah nur nach der zierlichen, gertengeschmeidigen Gestalt von Frieda Wilkins.

Anton Moos blickte auf; sein verlegenes Lächeln huschte über sein Gesicht. Dann erst antwortete er:

„Es muß nicht sein. Ich arbeite auch nur für mich. Ihr Herr Papa hat es mir erlaubt.“

Sie war an sein Zeichenbrett hingegangen:

„Was soll denn das werden? Was bedeuten all diese Linien und Zahlen?“

Es soll eine Flugmaschine werden.“

So wollen Sie einmal fliegen. So, wie es in Amerika und anderwärts schon gelungen ist?“

„Ja! Ich will mit einer Maschine die Luft erobern. Das Ziel schwebt vor mir. Ich glaube auch, daß ich bald so weit sein werde.“

Sie klatschte vor Freude in die Hände, wie es frohe, sorglose Kinder tun, wenn sie eine besondere Ueberraschung erleben:

„Wirklich? So glauben Sie, daß man einmal dort oben wie in einer Droschke, wie in einem Auto spazieren fahren kann?“

„Ja! Das glaube ich.“

„Und Sie — Sie wollen das fertig bringen?“

Seine Lippen preßten sich zusammen; für eine Sekunde lag eine Falte auf seiner Stirne; dann sagte er:

„Ja! Ich will es.“

„Dann müssen Sie mir aber versprechen, mich dabei mitzunehmen.“

„Wenn Sie sich nicht fürchten?“

„Fürchten? Sie tun es doch auch nicht?“

Aber sie erhielt keine Antwort mehr, von der Tür her klang eine andere Stimme:

„Fräulein Willins! Fräulein Vondritscheff ist gekommen.“

„Allein?“

„Ja!“

„Aber dann fehlt uns doch noch ein Partner.“

Das glattrasierte Gesicht unter der Türe zog die Brauen hoch; die breiten Schultern zuckten:

„Es ist nicht meine Schuld.“

Und mit einer leichten Verbeugung gegen Anton Moos war Louis Helder wieder in den Garten hinausgegangen. Da wandte sich Frieda Willins zu Anton Moos:

„Ach, lassen Sie doch jetzt alles liegen, ja! Es schadet doch gar nichts, wenn die Flugmaschine um einen halben Tag später vollendet wird. Sie müssen mit uns Tennis spielen.“

Anton Moos war aufgestanden; und mit einer unbeholfenen, fast lächerlich wirkenden Geste antwortete er:

„Ich kann es nicht. Das habe ich nicht gelernt.“

„Sie können nicht Tennis?“

Dabei sah sie so erschrocken aus, daß Anton Moos unwillkürlich lächeln mußte.

„Nein!“

„Aber das sollten Sie doch lernen! Das wäre besser als —“ Sie schwieg plötzlich und schien nach irgend einem Worte zu suchen. Anton Moos antwortete für sie:

„Als Flugmaschinen bauen? Meinten Sie das?“

„Auch das!“

Seine Antwort mochte sie geärgert haben, denn sie war dann ohne Gruß in den Garten geeilt.

Kurze Zeit nachher versuchte es Anton Moos, ruhig weiter zu arbeiten.

Aber die Rufe der Spielenden draußen klangen zu ihm herein.

Und jeder Ruf, jede Stimme störte ihn. Er hatte die Ruhe nicht mehr, die zu der Aufgabe nötig war, die zu lösen er sich vorgenommen hatte. Er ging nach dem Fenster hin und starrte lange hinaus.

Louis Helder war nun der Partner von Frieda Willins; Anton Moos sah ihr Lachen, wie zwischen den Korallen-



Ein Indianergrab.

Die Riesens Statue eines Indianers bei Eagles Nest am Ufer des Oregon wurde am 1. Juli dieses Jahres zur Erinnerung an den berühmten Häuptling Bladhawk enthüllt. Das Monument steht auf einem 200 Fuß hohen Uferfelsen.



Zur Investitur des Prinzen von Wales.

Die feierliche Investitur des englischen Thronfolgers fand kürzlich in dem Schlosse Carnarvon (England) statt. Es sind 300 Jahre her, seitdem die letzte Investitur eines Prinzen von Wales vorgenommen wurde. Der jetzige Prinz Eduard ist der Achte, welcher diesen Titel trägt. Unser Bild zeigt den jugendlichen Prinzen zwischen seinem Vater und seiner Mutter, König Georg V. und Königin Alexandra.

Das neue Landeshaus der Rheinprovinz.

Mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen hat die Rheinprovinz in Düsseldorf einen neuen Sitz für die kommunale Provinzialverwaltung errichtet. Der in edlem Renaissancestil gehaltene Bau bildet eine Zierde der oberen Rheinfront. Er ist 84 Meter breit, fast 40 Meter hoch und bedeckt eine Fläche von 3010 Quadratmeter.



lippen gleich Perlen die Zähne schimmerten. Und dieses Lachen galt nun Louis Helder. Er sah, wie Louis Helder sich wiederholt nahe zu ihr hinneigte und ihr dabei etwas zuflüsterte. Es schien ihm, als hätte sich dabei ihr Gesicht dunkler gefärbt. Aber dann lachte sie wieder.

Für Louis Helder!

Da glitt seine Hand über die hohe Stirne, als wollte sie lästige Gedanken fortstreichen.

„Vielleicht wäre es doch besser, Tennis zu lernen, als Flugmaschinen bauen zu wollen?“

Er hatte dies vor sich hingemurmelt.

Nein! Er war jetzt zu zerstreut. Er mußte fort, denn arbeiten hätte er doch nicht mehr können.

Nachdem er seine Zeichnungen und Berechnungen eingeschlossen hatte, verließ er den Zeichensaal.

Aber wie ein Dieb, schen und leise, schlich er davon, daß er von dem Tennisplatze nicht gesehen wurde; er selbst aber wußte nicht, warum er dies tat.

Sein Weg führte dann zum Stadtpark nach Robinsons Insel, wo er in dem Trubel der Sonntagsbummler Kaffee

Die kgl. Regierung in Düsseldorf.

An der unteren Rheinfront am Kaiser Wilhelmpark wurde vor kurzer Zeit das neue Gebäude der kgl. Regierung errichtet. Es bedeckt einen Flächenraum von 6084 qm und hat eine Länge von 150 m inkl. Präsidial- Wohnungsgebäude, das 35 m lang ist, und eine Tiefe von 75 m.

Es wird im Septbr. bezogen werden.



trauf. Da war um ihn ein Schwäzen und Lachen und Summen und Mirren von Tassen, ein Tobwabohu von Lauten. Dabei sah er nur frohe Gesichter, sah nur die Luft des sorglosen Augenblicks.

Ihm aber war es, als wäre er ein Fremder unter allen, als hätte er kein Recht, in dieser Fröhlichkeit zu sein, als streiften ihn gleich einem Fremden verwundernde Blicke.

Er blieb auch nicht lange. Er suchte die Parkwege, die am wenigsten aufgesucht wurden; er wollte allein sein.

Die Sonne war bereits untergegangen, als er nach Hause kam. In der Vorstadt draußen war ein kleines Haus sein Ziel. So niedrig war die unscheinbare Hütte, daß die Fenster nur sehr wenig über der Straße lagen. Und zur Türe mußte er ein paar Stufen hinuntersteigen.

Ein Mann mit gelblichfahlem, hohlwangigem Gesicht, mit weißen Bartstoppeln und vergrämten Zügen lag gelähmt in einem Lehnstuhl. Das war sein Vater.

Und am Fenster hochte zusammengelauert die Mutter; in ihren knochigen braunen Fingern klapperten die Stricknadeln.

Sein Gruß wurde nur vom Fenster her beantwortet.

Der Vater konnte auch nicht sprechen. Langsam machte es sich Moos bequem.

Immer dunkler war es geworden.

Anton Moos sah nur noch den Schatten seiner Mutter; sein Ohr hörte ein raschelndes Keuchen in der Brust des frankten Vaters.

Und in der Finsternis träumte er am liebsten; und am liebsten von goldblondem Haar.

Aber was nützte das alles? Auch wenn seine Flugmaschine einmal fertig war!

Da war Louis Helder ein anderer!

Louis Helder! Er spielte Tennis; er wußte vergnügt zu plaudern. Louis Helder! Dieser war überall eingeladen, dieser war überall der Liebling, alle schwärmten von Louis Helder, und wenn dieser die Hand nach etwas ausstreckte, dann fiel es ihm von selbst zu.

War dieser so ganz ein anderer?

Mit zusammengekniffenen Lippen dachte er nur noch an Louis Helder.

2.

Die Dämmerung hatte sich schon wie ein Schleier niedergesetzt.

Unter dem Gartentore standen Gabriella und Boris Bondritscheff, Frieda Willins und Louis Helder.

Frieda Willins hatte eben der Freundin die Hand gereicht und verabschiedete sich nun von den Herren.



Die Sitzwelle in New York. Badende Kinder in einem öffentlichen Springbrunnen in den Straßen der Stadt.

Amerika wird augenblicklich von einer Sitzwelle heimgesucht, die bereits mehrere Opfer durch Hitzschlag forderte. Viele Leute schlafen auf den Straßen; die Kinder baden um sich eine Abkühlung zu verschaffen, in den öffentlichen Springbrunnen.

Und so sieht es in diesen Tagen in der „neuen Welt“ nicht anders aus als in der alten.

Die Stube war so niedrig, daß er mit der Hand leicht zur Decke reichen konnte. Die Möbel waren alt und anscheinend von Kindern auf Kinder vererbt. Alte Photographien, teils verblaßt, teils in grellen Farben koloriert, hingen an den grünen Wänden.

Seine Mutter war aufgestanden:

„Soll ich Licht machen?“

„Nein, laß nur!“

Und dann setzte sie sich wieder, worauf sofort wieder die Stricknadeln klapperten.

Anton Moos war unruhig; er mußte immer wieder auf und nieder gehen. Der alte Koloskäufer, der schon abgetreten war, konnte seine Schritte nicht mehr dämpfen. Aber es achtete niemand darauf.

Ihm selbst aber kam plötzlich die Frage in den Sinn: Ja, warum hatte er nicht Tennis gelernt?

Und in den nächsten Minuten war nochmals sein Leben vorübergerauscht, wie er von diesem Vorstadthäuschen zur Schule gegangen war, wie er stets zum Lernen angehalten worden war, da es für den Vater schwer genug war, ihn etwas lernen zu lassen. Und da er dann endlich so weit war, daß er verdiente, hatte seinen Vater das Unglück getroffen. Ein Schlaganfall hatte ihn gelähmt. Und nun mußte er für seine Eltern sorgen.

Deshalb hatte er nicht Tennis gelernt!

„Wann werden Sie wieder kommen?“

Louis Helder antwortete:

„Sie brauchen nur zu befehlen.“

Dabei hatte er sich nieder gebeugt und die ihm gebotene Hand leicht mit den Lippen gestreift.

Gabriella Bondritscheff lachte:

„Hüte dich vor ihm, Frieda! Herr Helder ist ein sehr gefährlicher Brandstifter.“

Frieda Willins hatte rasch ihre Hand zurückgezogen und antwortete in der gleichen, scherzenden Art:

„Ich weiß, daß Herr Helder ein weites Herz besitzt.“

Aber er protestierte:

„Ich bin wirklich nicht so schlimm wie mein Ruf. Ich bin galant. Deshalb bin ich ein Mann. Aber das dürfen Sie mir glauben, in meinem Herzen ist doch nur Raum für eine einzige.“

„Wollen Sie hier zwischen Tür und Angel eine Liebeserklärung ablaufen lassen?“

Wieder war es Gabriella Bondritscheff gewesen.

Für einen Augenblick lag eine Falte zwischen seinen Augenbrauen, dann antwortete er:

„Nein! Aber Sie gestatten doch, daß man sich verteidigt, wenn man angegriffen wird. Also auf Wiedersehen! Wann?“

„Vielleicht am Mittwoch?“ — „Gut!“

Noch ein Zuwinken und dann schritten die drei — Gabriella Vondritscheff in der Mitte — die stille Straße im Parkviertel dahin; alle trugen die Mäntel in Taschen mit sich. Erst war es still, als folgte jedes eigenen Gedanken. — Die ersten Lichter brannten bereits.

Voris Vondritscheff, ein Deutschrusse, war von kleiner, beweglicher Art, mit hagerem, gebräuntem Gesicht, trug kleinen schwarzen Schnurrbart, hatte schwarze große Augen und würde mit seiner quackfilbrigen Beweglichkeit eher für einen Südländer gegolten haben; er war Sekretär an der russischen Gesandtschaft.

Seine Schwester war ihm wenig ähnlich; sie war größer als er selbst, auch schwächlicher, aber sie hatte ein volles Gesicht; die edigen Linien waren bei ihr abgerundet. Sie besaß nur die gleichen schwarzen, wie unersättlich glänzenden Augen.

In das Schweigen fiel plötzlich Louis Helder's Frage: „Was haben Sie eigentlich gegen mich, Fräulein Vondritscheff?“

Sie blickte ihn erstaunt an: „Ich? Gar nichts.“ „Weshalb bemühen Sie sich dann, mich in Gegenwart von Fräulein Wilkins zu einer Starrkultur zu machen?“

Gabriella Vondritscheff antwortete nicht sogleich; es sah aus, als suchte sie erst in seinem Gesicht seine Gedanken zu lesen; dann zog sie die Schultern hoch:

„Ach Gott, Sie werden doch einen Scherz verstehen.“ „Es könnte aber sein, daß ein Scherz wohl von mir, aber von Fräulein Wilkins nicht verstanden wird.“

Nun antwortete Boris Vondritscheff: „Das klingt ja so ernsthaft, als wolltest du dich um Fräulein Wilkins bemühen!“

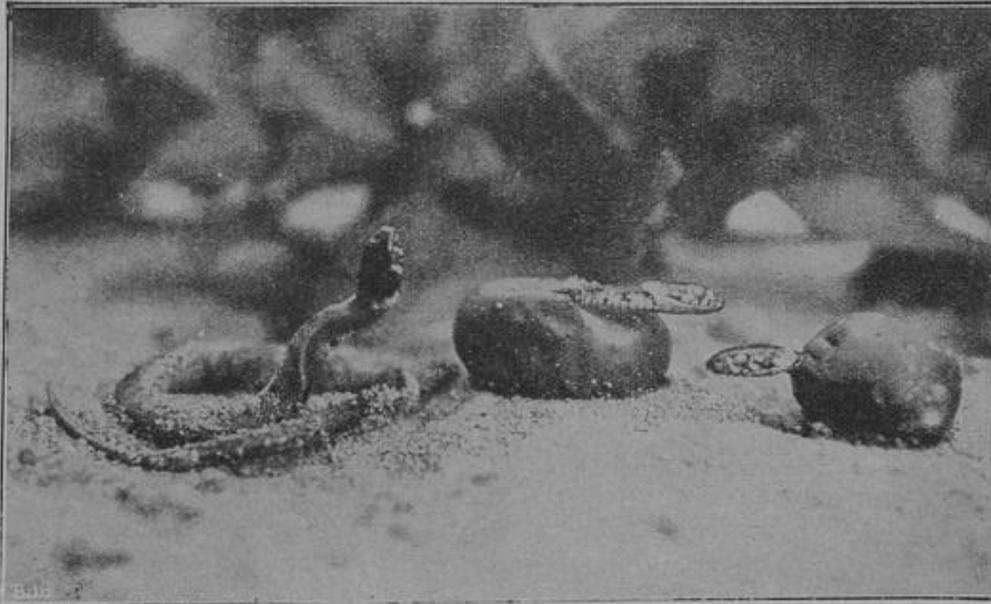
„Und wenn es so wäre?“ „Dies Klang gereizt, fast wie eine Herausforderung. Gabriella Vondritscheff entgegnete sofort:

„Weshalb hatten Sie bisher ein Geheimnis daraus gemacht? Hätten Sie das gleich gesagt, so würde ich Sie gewiß unterstützt haben.“

Ihr Bruder dachte an anderes: „Du weißt, daß sie einmal eine Million mitbekommen wird?“

Louis Helder zog die Schultern hoch: „Ich kann das nicht ändern. Aber ich hatte nie danach gefragt.“

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Ei kriechende Ringelnattern.

Die Paarung der Ringelnattern findet im Mai statt und zwar legen die Ringelnatterweibchen 15—30 Eier. Die Eier sind weich, da ihnen die Kalkschale fehlt Sie werden von den Tieren in feuchtwarmes Moos oder Dunghaufen gelegt und nach drei Wochen kriechen die jungen Nattern aus, die etwa die Länge einer Hand haben.

Zur Unterhaltung.

— Ein Parvenu. Daß das rückhaltlose Vertrauen eines so redlichen Königs, wie es Friedrich Wilhelm I. von Preußen war, auch mißbraucht worden ist, beweist die Karriere eines Emporkömmlings. Die Gnade des Monarchen erhob den ehemaligen Fasanenwärter Eckart, welcher vordem Marktschreier und Blausärber gewesen war, zum Kammererrat, weil er im Hause des Grafen Truchseß zu Berlin und im Schlosse zu Gossenblatt die Schlote in Ordnung gebracht hatte. Eckart wurde später Brauunternehmer zu Potsdam, und hier „prosperierte“ er. Alsdann legte er sich mit außerordentlicher Schlaueit auf die Ueberwachung der Kammerreidervaltungen in der Mark und trieb es in seinem Demunziantentum so weit, daß selbst der redlichste städtische Beamte beständig für seine Freiheit und Sicherheit zu fürchten hatte. Gleichwohl hielt der König an seinem Vertrauen zu dem Emporkömmling mit der schwachvollen Gesinnung fest. Derselbe erhielt sogar den Adel und ein überaus drolliges Wappen, wie es der König stets zu erteilen pflegte, wenn er die Heraldik verhöhnen

wollte. Auch wurde er Kriegs- und Domänenrat und erhielt ein schönes Haus. Erst die folgende Revolution stürzte ihn. E. K.

— Verschiedene Deutungen. Im Jahre 1848 deuten viele den bekannten österreichischen Wahlspruch, die Vokale „A. E. J. O. U. (oder B.)“ folgendermaßen: „Aller Ehren ist Oesterreich voll.“ Andere sagten, es bedeutet: „Austria erit in Orbe ultima“ („Oesterreich wird auf dem Erdkreise das letzte sein!“) Noch andere meinten es heiße: „Austria est Imperium orbis universi“ (Oesterreich gehört die Herrschaft über die ganze Erde“). Und wieder andere: „Aquila electa iusto omnia vincit“ („der in den Lüften schwebende Adler überwindet mit Recht und Gerechtigkeit alles!“) oder „dem österreichischen Ministerium ist mit Standrecht und Soldaten alles möglich!“ E. K.

— Ein Perleddieb. Daß Diebe kleine Wertgegenstände im Falle der Not verschlucken, ist nichts seltenes. Als der berühmte Sawney Douglas einmal der Tochter des Apothekers Knowles in Westminster 32 Perlen gestohlen und

verschluckt hatte, wurde er gezwungen, zwei heroische Dosen eines Vomitivs einzunehmen, wodurch er dann freilich gezwungen wurde, mit der qualvollsten Anstrengung die Perlen, von denen die letzte besonders hartnäckig war, wiederzugeben.
E. K.

Humoristisches.

— **Schlau.** Ein Sachse wurde gefragt, ob in der folgenden Nacht Mondschein zu erwarten wäre. Er antwortete: „Hör'n se, das kann ich Sie nicht sagen; ich bin hier nämlich unbekannt!“

— **Die liebste Lektüre.** „Welches ist ihre liebste Lektüre?“ wurde ein dicker Herr gefragt. — „Am liebsten les' ich die Speisefarte,“ war die Antwort.

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Was dies erzeugt die allzeit echte

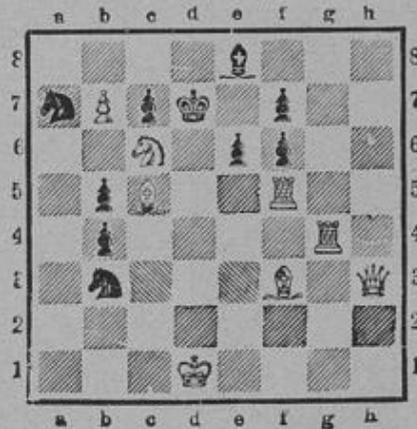
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul à St. 50 Pfa. Überall zu haben.



Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Logogriph.

Es stimmt uns zur Andacht,
Zur Lust, und ergötzt.
Es reizt uns zum Lachen,
Obgleich's auch verletz.
Verändert ein Zeichen
Man nur daran
Ein Körperteil wird es
Von Frau und von Mann.

Palindrom.

Hinweg mit dir! Ich fürchte deinen Hieb,
Dreh' dich herum, so nur bist du mir lieb!

Bilderrätsel.



Rätsel.

Zwei deutsche Städte — eine liegt
Am Rhein, du wirst sie kennen —
Wenn beide man zusammenfügt,
So werden sie die Hauptstadt nennen
Von einem einstigen Königreich.
Nur muß von einer Stadt man gleich
Zum Schluß einen Buchstaben trennen.

Scharade.

Zu der Letzten sprach einst einer:
Mach mich von der ersten los.
Doch als mürrisch nun die Letzte
Vor ihn hin die Ganze setzte,
Machte er sich selber los.

Begierbild.



Hier ist die Lisl; wo ist der Seppel?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Stataufgabe:

Mittelhand: E W, R W, E D, O, S, G 9, 8, R O,
S 10, K.

Hinterhand: G W, S W, E 10, K, 9, G O, R 10, K.
Bei Eichel'n drückt Vorhand:

- G D, 10 + 21
- 1. S D, S K, S 7 + 15
- 2. R D, R O, R K + 18
- 3. G K, G S, G O + 7

Zuf. 61 Augen

Spielt er Grün, so kann er den 3. Stich nicht machen, verliert also.

Visitenkarten-Rätsel: Eisenbahn-Schaffner.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; der gesuchte Herr steht dann links zwischen den Bäumen.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. S.



Nr. 32.

Sonntag, 6. August.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Wiatiker-Roman von Mathias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

Gabriella Vondritscheff blidte ihn von der Seite an, als setzte sie doch noch etwas Mißtrauen in seine Erklärungen.

„Sie wollen also in Frieda so ganz ordnungsmäßig verliebt sein, wie man in Romanen lesen kann, so himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt, wie es einer von Eueren Dichtern nennt?“

„Es wird besser sein, wenn ich über alles schweige. Sie würden doch nur alles lächerlich finden. Jedenfalls möchte ich nur darum bitten, mich in Gegenwart von Fräulein

Wilkins nicht immer wie einen Clown zu behandeln, wie eine komisch wirkende Don Juanarilatur.“

„Sie werden zufrieden sein!“

„Mehr verlange ich nicht.“

Dann schwieg man wieder; die Schritte verhallten auf dem Pflaster.

Und Boris Vondritscheff sagte plötzlich:

„Der alte Wilkins ist aber sehr genau.“

„Ich weiß es.“

„Er haßt einen Spieler.“

„Ich verkehre nicht mehr im Klub.“

„Das ist mir neu; er wird nach deinen Schulden fragen.“

„Ich werde alle in einer Woche bezahlt haben.“ „Hm!“

Wieder waren nur die gleichmäßig verhallenden Schritte zu hören.



Mainz.

Moguntiacum, die alte Römerstadt gegenüber der Einmündung des Mains in den Rhein, ist in diesem Jahre zum Tagungsort der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands gewählt worden. Die alte Bischofsstadt, der Sitz des heiligen Bonifatius, welche fast hunderttausend Einwohner zählt, zeichnet sich besonders durch ihre Altertümer und die Ueberlieferung aus. Unser Bild ist vom Strom aus aufgenommen. Links im Hintergrunde sehen wir den als historisches Bauwerk hochinteressanten Dom und im mittleren Hintergrunde die Stephanskirche.

Dann erklärte Gabriella Bondritscheff:
 „Sie wollen also eine regelrechte Belagerung eröffnen?“
 Aber Louis Helder antwortete darauf nicht.
 Und Boris Bondritscheff fragte:
 „Wie willst du das Geld erhalten?“
 „Ich habe geerbt.“
 „Aha! Und der Besitz erweckt das Bedürfnis nach mehr!“ konnte Gabriella Bondritscheff zu spotten nicht unterlassen.
 Die Wege der drei trennten sich.
 Bei einer flüchtigen Verabschiedung erklärte Louis Helder noch:
 „Was ich aber mehr widerwillig als mit Absicht verraten habe, das werden Sie als mein Geheimnis betrachten.“
 Beide versicherten ihre Zustimmung; dann sang es:
 „Auf Wiedersehen am Mittwoch.“
 Und Louis Helder schritt allein weiter; er schwang in seiner Rechten das Radet und vollführte damit einige Lusthiebe wie nach einem unbekanntem Gegner. Er achtete wenig auf die Passanten, die von einem Sonntagsausfluge heimkehrten; er blickte nur sinnend vor sich hin und baute dabei irgendwelche Lustschlösser.

daß sie schon viele Jahre im Gebrauch stand. Auch die dunklen Portieren vor den zwei Fenstern wiesen Spuren des Alters.

Bei seinem Eintreten war eine sehr lange knochige Gestalt mit eckigen Gesichtszügen und mit graugrünen Augen aufgestanden; diese Augen glitten lauernd wie die einer wilden Katze, die ihr Opfer vor dem letzten Sprunge anblinzelt, über Louis Helder hin. Die Stimme hatte eine stark nasale Färbung.

„John Crawford.“

„Louis Helder.“

Der Fremde sprach weiter:

„Sie haben uns ein Angebot gemacht, das mich veranlaßt, Ihr Kommen noch heute zu erwarten.“

„Ah! Sie sind —“

Aber John Crawford nahm ihm das Wort von den Lippen:

„Agent! Nichts weiter!“

„Ich verstehe! Wollen Sie sich nicht wieder setzen?“

„Danke!“

Der unerwartete Besucher setzte sich langsam; dabei begann er wieder:

„Ehe wir auf das Geschäftliche eingehen, erlauben Sie erst ein paar Fragen.“



Ein eigenartiger Geschäftspalast in Wien. In der Mariahilferstraße in Wien ist kürzlich ein riesen-Geschäftspalast fertiggestellt worden. Der Palast ist mit allen modernen Errungenschaften ausgerüstet. Interessant dürften die Mietverträge sein. Die Mieter brauchen keine bestimmte Miete zu bezahlen, sondern sie führen an den Besitzer einen bestimmten Prozentsatz vom Umsatz ab, wobei ein ganz minimaler Betrag garantiert werden muß.

Frieda Wilkins! Weshalb sollte er sich nicht für sich gewinnen können? Vorerst hatte er keinen Rivalen. Er selbst aber verstand zu plaudern, war eine elegante Erscheinung, er hatte so viele Vorzüge, daß er es wagen durfte.

Allerdings der Alte! Hans Wilkins! Er mußte erst gewonnen werden. Und da durfte er nicht mehr in seinen alten Klub gehen, in dem er einer der tollsten und verwegenen Spieler war. Aber dafür gab es andere. Auch seine Schulden mußten verschwinden!

Er war vor dem Hause angekommen, in dem er wohnte. Er stieg rasch die Treppe empor und sperrte auf. Im Wohnungsfur brannte Licht.

Seine Hausfrau erschien:

„Herr Helder?“

„Ja.“

„Ein Herr ist in Ihrem Zimmer; er ließ sich nicht abweisen. Er wollte ihre Rückkehr erwarten, es sei etwas sehr Dringendes, sagte er immer wieder.“

„Kannte er keinen Namen?“

„Nein!“

Louis Helder trat in sein Zimmer, das von zwei elektrischen Glühbirnen erhellt war. Die Divangarnitur von grünem Sammet war bereits sehr abgenutzt und ließ erkennen,

„Bitte!“

Auch Louis Helder hatte sich gesetzt.

„Haben Sie schon ähnliche Dienste versehen?“

„Nur gelegentlich!“

„Hm! Was haben Sie für Verbindungen?“

„Ein Sekretär der russischen Gesandtschaft ist mein Freund. Ich verkehre in allen Gesellschaften der Stadt. Mit meinen Verbindungen kann ich über alles informiert werden.“

John Crawford unterbrach ihn:

„Sie wissen, daß es sich für uns um Aufschlüsse über politische und militärische Fragen handelt; über Aufklärungen von den neuen Kanonen, von dem neuen Militärgewehr, über alle Erfindungen, die von bedeutender Wichtigkeit werden können.“

„Ja! Ich verkehre als ein fast täglicher Gast bei Wilkins.“

„Hm! Das ist gut! Wie stehen Sie zu seinen technischen Leitern?“

„Ich kenne alle.“

„Glauben Sie, auch über die neuen Pläne, die dort vielleicht ausgeführt werden, etwas erfahren zu können?“

„Gewiß!“

„Ihre Verbindungen in Militärkreisen?“

„Ich bin ein beliebter Sportsmann.“
Der Fremde besah angelegentlich seine knochigen, großen Hände, die aber die sorgfältige Pflege einer Manufaktur verrieten; dabei erklärte er:

„Sie scheinen der Mann zu sein, den wir suchen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Sie gewissenlos sein müssen. Ich muß verlangen, daß Sie in unserem Interesse niemanden schonen dürfen! Niemanden! Von uns selbst werden Sie in jedem Falle gehalten; dafür haben Sie aber auch jede Weisung sofort auszuführen. Selbstverständlich werden Sie noch von einem anderen kontrolliert, so daß es unmöglich ist, uns in die Irre zu führen. Ehe Sie also diesen Vertrag, den ich Ihnen dann vorlege, unterschreiben, müssen Sie das alles bedenken.“

„Ich bin einverstanden. Ich will nur die Summe hören.“
„Sie erhalten in jedem Monat einen Betrag von achthundert Mark. Etwaige Spesen werden extra bezahlt. Auch für besondere Leistungen erhalten Sie noch Gratifikationen.“
„Was wird mir für die Auslieferung des russischen Handelsvertrages angewiesen?“

„Da sich keine Nichtigkeit ergeben hat, und da sein Bekanntwerden vor dem offiziellen Termin von großer Wichtigkeit war, übergebe ich Ihnen einen Scheck über zehntausend Mark.“

„Gut! Ihre Entwürfe scheinen etwas zu versprechen. Ich habe es nie ertragen können, wenn man früher, als ich noch klein war, mir Hindernisse in den Weg stellte. Ich tue dies auch meinen Leuten nicht. Wer etwas kann, soll etwas erreichen. Und es steckt etwas in Ihren Plänen!“

„So darf ich also hoffen?“

„Still! Erst ausreden lassen. Ich will nicht wissen, was Sie wünschen. Ich mache Ihnen ein Angebot, das Sie annehmen dürfen. Ich stelle Ihnen das gesamte Material zur Verfügung; ich komme für die Beschaffung alles dessen auf, was Sie brauchen. Die Scheune bei den Schmelzern soll Ihre Betriebsstätte sein. Vorerst gebe ich Ihnen einen dreimonatlichen Urlaub, wobei ich das bisherige Gehalt verdoppele. Bis zum Ablauf der Zeit wird sich dann ergeben, ob sich den Erfolgen der französischen und amerikanischen Flugmaschinenindustrie eine wirksame Konkurrenz zur Seite stellen läßt. Sind Sie damit einverstanden?“

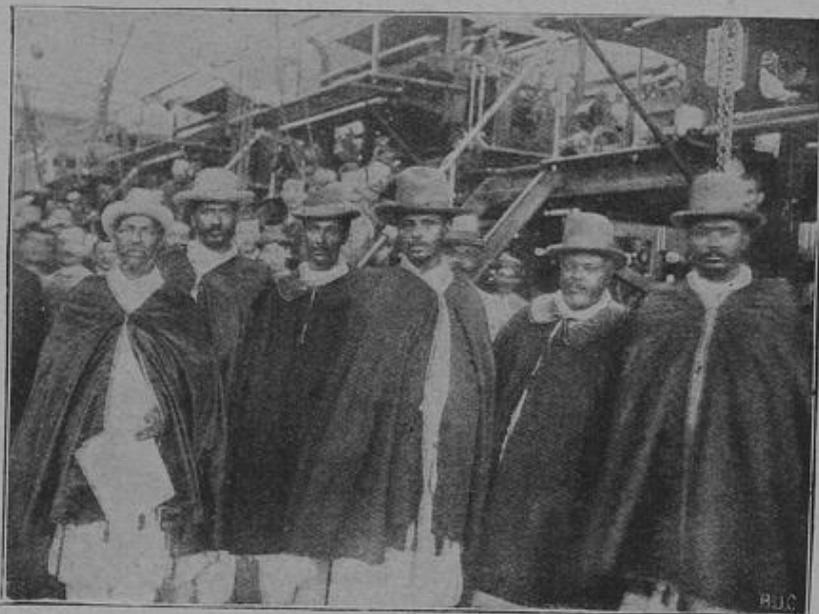
Anton Moos, der jetzt schon die Verwirklichung seiner großen Zukunftspläne vor Augen hatte, fragte nur noch mit einem leisen Zögern:

„Und was fordern Sie von mir als Gegenleistung?“

„Daß Sie alles für die Sache einsetzen! Ihre Arbeit. Und das Vorkaufsrecht. Wenn aber irgend jemand, die Branchbarkeit Ihrer Ideen vorausgesetzt, mehr bieten sollte, als

**Abyssinische Studenten
auf einer Europareise.
Die Ankunft im Hafen
von Genua.**

Es ist das erste Mal, daß Abyssinier der gebildeten Stände eine offizielle Studienreise unternehmen. Auch dürfte es nicht eines gewissen Interesses entbehren, daß die Abyssinier Italien besuchen das Land, mit dem sie vor einigen Jahren einen siegreichen Krieg führten.



John Crawford legte ihn vor Louis Helder hin.
Dieser nahm ihn mit gleichgültiger Bewegung und erklärte dann: „Gut! Ich unterschreibe!“
Und damit wurde Louis Helder Geheimagent in englischem Dienste.

3.

Hans Willins war eine breitschultrige Gestalt, groß, mit plumpen, starkknochigen Gliedmaßen, das Bild eines kraftstrotzenden Arbeiters. Der mächtige Kopf mit dem kurzgeschorenen, leicht ergrauten Haar, mit dem englisch geschnittenen Barte, mit den unstillen grauen Augen, sah auf einem kurzen Hals zwischen den unmerklich hochgezogenen Schultern. Seine Stimme war laut, fast schreiend, als dröhnte stetig um ihn her der Lärm und das Getöse seiner Werkstatt.

Hans Willins war auch der Herr über mehr als dreitausend Arbeiter.

Seiner imponierenden Erscheinung gegenüber war die Anton Moos' fast zierlich zu nennen.

Er stand wie verlegen neben dem Riesen, der die Pläne, die Anton Moos auf dessen Schreibtisch gelegt hatte, nun zurückschob und in seiner kurzen, wortkargen Art sein Urteil abgab:

ich Ihnen geben kann, so werden wir darüber auch keine Feinde werden.“

„Aber — aber — —“

Anton Moos war wie verwirrt. Was ihm dabei geboten worden war, war mehr, als er erwartet hatte.

Die grauen Augen glitten über Anton Moos hin:

„Nun, sind Sie einverstanden?“

„Ja! Ich werde aber gar keine drei Monate dazu nötig haben.“

„Na! Der Versuch wird einigemal mißlingen. Sie werden praktisch erproben müssen. Ich gebe Ihnen drei Monate Zeit. Aber wenn dann Ihr Problem sich als aussichtslos erweisen hat, werden Sie wieder für mich arbeiten.“

„Das will ich!“

„Gut! Bernhard ist verständigt; er wird Ihnen einen Vertrag ausstellen. Morgen können Sie dann schon Ihre Betriebswerkstätte eröffnen. Das freie Feld nach der Seilerwiese hin dürfte für praktische Versuche wohl groß genug sein.“

„Gewiß!“

„Dann viel Glück!“

Anton Moos suchte die Hand Hans Willins.

„Vorerst kann ich Ihnen nur mit Worten danken.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Badekur.

Eine Chetrisis in zwei Bildern. Von Mathilde Tipp.
(Nachdruck verboten.)

Während sie ihm den Ausspruch des Arztes wiedergab: eine Wiesbadener Kur würde das kleine Leiden auf immer beseitigen, — beobachtete Frau Schley scharf die Züge ihres Mannes, der ruhig entschied: „Da wirst du also nach Wiesbaden reisen, liebe Rita . . .“

„Das paßt dir wohl ausgezeichnet, lieber Hermann,“ sagte sie ungnädig.

Seine Augenbrauen zogen sich nervös zusammen. „Wie soll ich das verstehen? Spielt du etwa wieder auf Frau Buschberg an?“

„Zum Beispiel, — ja. Ihr werdet viel zusammen sein, wenn ich fort bin . . .“

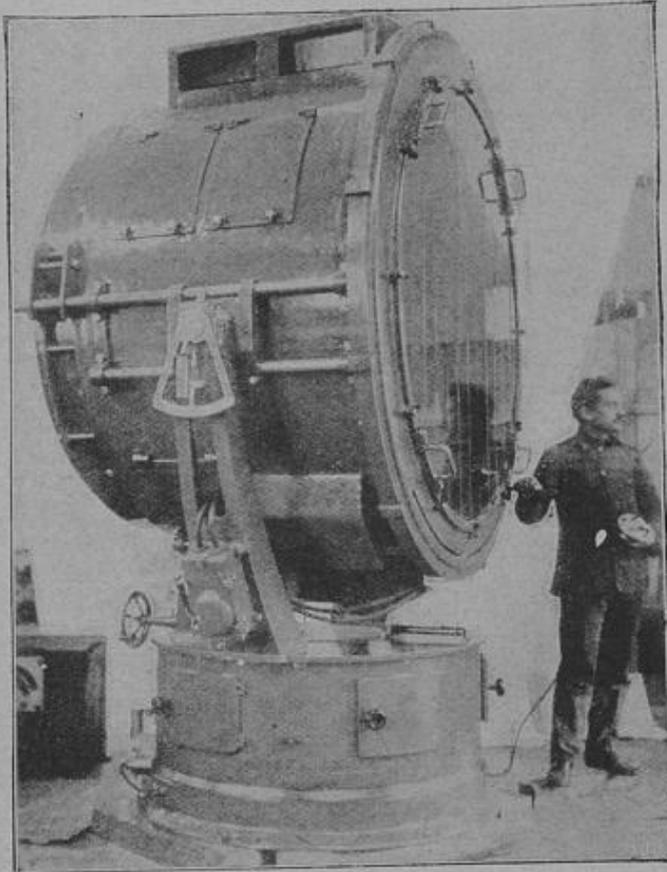
In sein feines, durchgeistigtes Gesicht trat ein gequälter Zug. Er stand auf und trommelte heftig gegen den offenen Fensterstängel. „Immer das alte Lied, — Eifersucht und Mißtrauen. Du solltest endlich wissen, daß Zweifel und Verdacht bei mir nicht angebracht sind, Rita. Solltest mir nicht immer nachspüren.“

„Nachspüren!! Ich dachte, es freue dich, wenn ich dich täglich vom Museum abhole . . .“

„So nicht, wie du es tust. Denn wenn du mich da nicht mehr triffst, empfängst du mich daheim mit den dunklen Worten: „Wo warst du?! Verheimliche mir nichts! Ich weiß alles . . .“ Unerträglich das!“

„Weshalb erregst du dich dann und klärst mich nicht auf über deinen Verbleib?“

„Ach, ich bin des fruchtlosen Verteidigens müde geworden. Für mich zeugt am besten mein gutes Gewissen und der Umstand, daß du die vermuteten Liebesbriefe von Frau Buschberg nicht, dagegen die deinen, zärtlich geordnet, in meinem Schreibische fandest, den du mit Nachschlüssel öffnete. . .“ Sie wurde rot bis in den weißen Nacken hinunter, den der



Der größte Scheinwerfer der Welt.
In der Werkstatt von Pilotechnica ist kürzlich der größte Scheinwerfer der Welt fabriziert worden. Derselbe besitzt eine Stärke von 160 Millionen Kerzen und ist in der Lage, sein Licht 10 Kilometer weit zu werfen.



Eine Ehrung für den berühmten Gelehrten Gauß.
Zum Andenken an den berühmten Mathematiker Gauß ist auf dem Hofenbogen bei der Universitätsstadt Göttingen ein Turm errichtet worden.

seine Spitzenträger neidlos freigab und machte sich neben ihrem Manne zu schaffen.

„Du kannst es mir wirklich nicht verdienen, Hermann, wenn ich das Rätsel zu lösen versuche, weshalb du gegen Frau Buschberg voll Humor und Galanterie bist, daheim aber verschlossen und schlecht gelaunt. Dir scheint es zu genügen, daß ich dein Heim nett gestalte. Komme mit meiner Seele suchst du nicht.“

Spöttisch antwortete er. „Nennst du das so, wenn du mich nach Berufsärger und Anstrengungen mit häuslichen Bagatellen traktierst? Mit deinem Verdruß mit Dienstboten oder Lieferanten breit erzählst?“

„Mein Gott! Gegen wen soll ich mich denn sonst aussprechen! Ich bin ja hier fremd.“

„Nur, weil du es nicht verstanden hast, dir in den zwei Jahren unserer Ehe am Ort Freunde zu erwerben. Da bin ich natürlich allein der Blikableiter für wirtschaftliche Stürme. Zum Dank dafür, daß ich jedem Abend zu Hause bleibe.“

„Aber, das verlange ich doch gar nicht! Ich rede dir sogar zu —“

„In den Klub zu gehen, ja. Aber, ich weiß, wenn ich gehe, fühlst du dich vernachlässigt. Da holte ich meine Freunde zu mir. Aber es war keine glückliche Idee. Sie simpelten dir zuviel Fach, qualmten dir zu stark. Sie merkten es und kamen nicht wieder. Es ist eben nicht gemütlich bei uns.“

Anlagend schlug die junge Frau die Augen gen Himmel: „Nicht gemütlich! Und dabei gebe ich mir alle Mühe.“

„Fortwährend Krieg gegen Motten und Staub zu führen, jede Mahlzeit durch Aufstehen und Klingeln unbehaaglich zu machen. Dein sonst lobenswerter Fleiß hat die unangenehme Eigenschaft, andere zu genieren. Vor allem mich. Sage mir, wo ist in dieser musterhaften Ordnung auch nur ein trautes Plätzchen, wo ich, vom Scheuerlappen unbedroht, ruhig arbeiten kann?“

„Es tut mir leid, daß ich's nicht verstehe, dich glücklich zu machen,“ sagte sie kleinlaut und schlang die Hände hilflos ineinander. Ihre Haltung rührte ihn, und er lenkte sanft ein.

„Wir kommen von unserem eigentlichen Thema ab, Rita. Der Arzt schickt dich nach Wiesbaden. Also reise sobald wie möglich.“

Kein bedauerndes Wort, sie auf Wochen entbehren zu

— wo hellgeleibete Badefrauen mit Thermometer und Wäschebündeln umherliefen und dann mit dem obligaten: „Wohl bekomm's“ distret lächelnd die Türe hinter sich zuzogen, — eilte Frau Rita gestärkt und leichtfüßig in den Sturpark hinaus.

In einem einsamen Sonnenwinkel ließ sie sich nieder und las einen Brief ihres Mannes. Er schrieb warm, voller Freude, daß ihr die Kur so gut bekam. Umsonst aber suchte



Der Dom zu Mainz.

müssen? Kein Versuch, sie zu begleiten? Die Trennung war ihm also doch erwünscht.

Mit der steinernen Miene einer beleidigten Königin packte sie überhastig ihre Koffer und reiste noch an demselben Abend nach Wiesbaden ab.

Durch den langen, feuchtwarmen Korridor, wo man geduldig wartete, bis eine Zelle frei wurde und der Strahl heilenden Wassers sich heißsprudelnd in die Wanne ergoß,

sie zwischen den Zeilen etwas wie Sehnsucht. Zuversicht und frohe Laune, die mit der wiederkehrenden Gesundheit erstarkt waren, wollten dem alten Fehler Mißtrauen wieder neu erliegen. —

„Gnädige Frau, — ich entbiete Ihnen meinen Morgen-
gruß.“

Amtsrichter Ziegler war's, seit einigen Tagen ihr Tisch-
nachbar an der Mittagstafel. Während sie dem redseligen

Elegant die Hand zum Kusse reichte, entfiel ihr der Brief. Er bückte sich danach, und scherzweise den Indiskreten spielend, las er die Adresse: „Frau Rita Schley aus Köln. Aus Köln? Aber gnädige Frau! Warum verheimlichten Sie mir, daß wir aus derselben Stadt sind? Am Ende sind Sie verwandt mit dem Professor Schley in Köln, mit dem ich seit kurzem in demselben Hause wohne?“

„Nein,“ log sie prompt. Indem sie ihren Mann verleugnete, hoffte sie, von seinem Treiben etwas zu erfahren. Duzende von internen Fragen schwebten ihr auf den Lippen. Sie tat aber nur eine konventionelle: „Nette Leute?“

„Er wenigstens. Sie kenne ich nicht, weiß aber von ihr, daß sie zänkisch, eifersüchtig und ungestlich ist, mit den Dienstboten feist und ihrem Manne, der einen sehr sympathischen Eindruck macht, täglich Szenen bereitet.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Durch die Frau Professor selbst.“

Rita ärgerte sich über seinen ungezwungenen Ton. „Das klingt ungläublich.“

„Und ist dennoch wahr, Verehrteste. Die Wohnung über Schleys stand nämlich lange leer, bevor ich sie mietete. Da hat sich wohl die holde Dame das ungenierte laute Sprechen bei offenem Fenster angewöhnt. Auf diese Weise hörte ich von den ehelichen Zwisten eines Abends Wort für Wort.“

Rita biß sich auf die Lippen. „Wie unangenehm für Sie.“

„Nicht wahr? Die Eindrücke berührten mich auch so peinlich, daß ich meine schuldige Aufwartung als neuer Hausgenosse immer aufschob. Ich freute mich ordentlich für den Mann, als ich eines späten Abends eine mit Koffern und Hutschachteln bepakte Droische am Tore stehen sah und daraus auf den Abzug der Gnädigen schloß. Nun hat doch der arme Kerl ein bißchen Ruhe.“

„Und entschädigt er sich denn nicht außer dem Hause für sein eheliches Martyrium?“

„Gott bewahre! Dem ist in seiner Behausung jetzt erst richtig wohl, nun das Keifen und Möbellopfen aufhört. Ich sage Ihnen, der genießt daheim geradezu die Abwesenheit

seiner Frau und schreibt bis tief in die Nacht hinein jene wundervollen Artikel, die so viel besprochen werden.“

Eine vorübergehende Badeschönheit nahm Zieglers Aufmerksamkeit gefangen, und da Frau Rita mit einem Male sehr einsilbig geworden war, folgte er erobungslustig der andern. Rita aber sah noch lange und grübelte.

Von einem Fremden, Unparteiischen mußte sie sich einen Spiegel vorhalten und sich sagen lassen, daß ihr Gatte, dem sie nur bedingtes Vertrauen geschenkt, nicht nur vorwurfsfrei lebte, sondern auch nur dann für die Unsterblichkeit schaffen konnte, wenn sie nicht um ihn war.

Diese Lehre schmeckte bitter. Aber sie wollte sie beherzigen. War Hermann ohne sie nur zufrieden, so sollte er mit ihr sogar glücklich werden!

Mit sehr gemischten Gefühlen befestigte Professor Schley eigenhändig die Willkommenkränze für seine heimkehrende Gattin. Aber in glückseliger Verblüffung staunte er das Wunder an, das Wiesbaden an ihr vollbracht hatte. Von nun an war das eheliche Einvernehmen ungetrübt. — Kleine Rücksälle wurden rasch mit Humor kuriert. Und als eines Tages Amtsrichter Ziegler im Schleyschen Salon seiner Wiesbadener Tischnachbarin gegenüberstand und in peinlichster Verlegenheit nach entschuldigenden Worten rang, da reichte ihm Frau Rita gar holdselig die Hand: „Lassen Sie's gut sein, Herr Amtsrichter. Mir scheint, ich hatte diese Doppelkur sehr nötig.“

Der schlaue Ziegler, der so famos Komödie zu spielen gewohnt, beglückwünschte sich tiefbefriedigt. „Das hab' ich ja fein gedeichelt. Das kann mir der Mann gar nicht genug danken.“

Der alte Charley.

Eine Skizze von Newyork.

Von Alexander G. Sedlmayr.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Charley ging langsam durch die Houstonstreet, bog dann links in die große Avenue und trat in einen deutschen Salon.

„Hallo, Charley!“ rief ihm der Wirt zu. „Bischi aber zeitli dran heut, 's ischt ja no nit mehr als neun Uhr.“

„Hallo, George!“

„Was soll's denn sei? . . . A Whiskey oder a Lager?“

„Gib mir ein Lager!“

„A Lager!“ — Der Wirt schenkte für den Gast einen Schooner (großes Glas Bier), für sich selbst ein kleines Glas voll und dabei sagte er: „Heut macht's aber wieder heiß!“ Und dann zu einem Jungen, seinem Sohn: „Du, Richard, kauft für 'n Charley a paar slices Salony (Schnitten Würst) herunterzuschneiden.“

„Nein, laß nur! . . . Mir ist nicht recht wohl!“

„Wo fehlt's denn?“

„Wo wird es denn fehlen, George! . . . Das Alter! . . . Da werden die Räder rostig, die Maschine geht langsamer und langsamer und schließlich bleibt sie halt ganz stehen!“

„Na, na!“ meinte der Wirt gutmütig. „'s gibt wohl no ältere als du! . . . Achtundfufz'g Jahr! . . . Du machst dir wol aa mehr Trubel als notwendig ist, bei Drauskommen hast du zu sorgen brauchst aa für niemand!“

„Für niemanden . . . ja George, für niemanden — und das ist hart! . . . Well, ich gebe jetzt!“

„Ah, so trink no eins mit mir!“ Er füllte die zwei Gläser und trank Charley zu, der ihm schweigend zunickte.

„Hast du heut no ein weit'n Weg?“

„Einen weiten Weg . . . In die 54. Straße! . . . Einen weiten Weg!“

Dann trank er aus, reichte dem Wirt die Hand und ging. George, der Wirt, sah ihm über die Sommerfüre nach, dann sagte er zu seinem Jungen: „Ein weit'n Weg hat er a' sagt . . . ein weit'n Weg! . . . Hat's dir nit aa so sumu (komisch) klunge? Grad, als ob er ganz was anders damit hätt' sage woll'n!“

„Er macht's wol nimmer lang mit, Vater!“

„Reinscht aa? . . . Armer Charley! . . . I hab ihm immer gut selbe mög'n! . . . Armer Charley!“

Der alte Mann zog draußen seine Kundenliste heraus, um nachzusehen, wie er seine heutigen Besuche am besten einteilen könnte. Langsam ging er in die obere Stadt.

Die Hitze wurde drückender und die glühende Luft begann zu zittern. Eine blendende Helle erfüllte die Straße und die dörende Blut verlangsamte alles Leben.



Funde bei den Ausgrabungsarbeiten in Aubien.

Porträt-Statue Ramfes II. und Gemahlin.

Bei den Ausgrabungsarbeiten in Aubien wurden kürzlich recht interessante Funde gemacht. Es wurde eine 20 Meter hohe Porträt-Statue des Pharaos Ramfes II. nebst seiner Gemahlin vor dem Felsentempel Abu Simbel aufgefunden.

Charley blieb stehen, trunkte sich den Schweiß von der Stirne und seufzte schwer auf. Seltsame Gedanken waren in ihm aufgestiegen. In der vergangenen Nacht war er erwacht und es war ihm plötzlich eingefallen, daß heute der Sterbetag seiner Mutter war. — Er hatte nicht mehr schlafen können. Erinnerungen waren lebendig geworden!... Diese Erinnerungen ließen sich nicht mehr bannen, es war, als ob sie Gestalt gewinnen wollten.

Er sah wieder sein Geburtshaus mit dem Garten. Den großen Ruchbaum, um dessen Stamm eine Holzbank lief. — Dort saß ja sein Vater, die Pfeife im Mund. — Nun setzte er die Brille auf, um in dem kleinen Zeitungsblatt, das er allsonntäglich erhielt, zu lesen. — Der gute Vater!... Im kleinen Lusthaus — spielte nicht er selbst dort mit seinem älteren Bruder und seiner kleinen Schwester?... Und nun erschien in der Türe, die zum Garten führte, die Mutter. — Die liebe Mutter!... Er sah wieder ihre gültigen Augen und ganz deutlich hörte er ihre freundliche Stimme: „Vater — Kinder, kommt zum Abendbrot!“

— Dort lag sie, die Augen geschlossen, der Mund auf immer verstummt, die Hände gefaltet, wie zu einer inbrünstigen, letzten Bitte, zu einem innigen Gebet um das Wohlergehen der Kinder, die sie in Schmerzen geboren...

Ein inneres Schluchzen erschütterte den alten Mann und er stammelte leise: „Alle tot... alle!“

Ein Gefühl trostloser Einsamkeit erfüllte ihn. Er griff sich an die Stirne und wie vom Schwindel erfaßt, taumelte er ein wenig zur Seite. Er lehnte sich an die Mauer, starrte vor sich hin und ganz mechanisch murmelte er: „In die vierundfünfzigste Straße... wollte ich gehen!... Ich muß nun bald dort sein!... Wenn ich nur wüßte wo ich mich befinde!“ — Seine Gedanken waren ganz verwirrt und hilflos blickte er um sich — Die heiße Luft stimmerte vor seinen Augen. Er fühlte einen schweren Druck im Hinterkopf. — „Ich muß weiter!“ murmelte er.

Er ging mit ganz kleinen Schritten. — Plötzlich flog ein Name durch sein Denken: „Magdalena!“

„Ja, ja... dich hatte ich unendlich lieb, aber es kam ein

Wochenmarkt in Rath.

In Düsseldorf-Rath ist am 1. Aug. zum ersten Male ein Gemüsemarkt abgehalten worden, — eine Einrichtung, die von den Hausfrauen mit Freuden begrüßt worden ist. Der Andrang war so stark, daß die Händler teilweise schon um 10 Uhr ausverkauft hatten.



Photograph: Jean Heegers, Düsseldorf-Rath.

Nun saßen sie bei Tisch und für jeden gab es eine kleine Ueberraschung: für Vater fand sich eine Sonntagszigarre, ein Stückchen Käse; für die Kinder Obst, Mandeln oder Nüsse, für die Kleine wohl auch ein Stückchen süßen Kuchen. —

Charley lächelte vor sich hin, frohe Heiterkeit erfüllte ihn. „Aufgepaßt!“

Er hatte einen Stoß erhalten, und wie aus einem Traume erwachend, blickte er um sich. Ein Mann, der eine schwere Last trug, war an ihn angestoßen und rief dem alten Manne entschuldigend zu: „Well, es war nicht meine Schuld!“ — Der alte Charley nickte ihm freundlich zu und schritt weiter. — Dennoch — seine Heiterkeit war verschwunden — warum? — er wußte es nicht!... Es fiel ihm wieder ein, daß heute der Sterbetag seiner Mutter war. Und nun sah er auch das dunkel ausgeschlagene Zimmer, das der trübe Schimmer der Kerzen matt erhellte, das erfüllt war von dem schweren Duft wellender Blumen. — Dort lag die gütige Frau, die ihn geboren, gepflegt, geliebt hatte, mit all jener heiligen Liebe des Mutterherzens!

anderer, der besser... nein, besser war er nicht — nur reicher!... Und so wie ich liebte er dich nicht — so innig nicht!... Ob du glücklich bist?... Ich wünsche es von Herzen, denn ich hatte dich lieb — so lieb — Lena!... Damals floh ich, als ich erfuhr, daß nicht ich es sein sollte, dem du angehören wolltest!... Als ob es heute geschehen wäre, weiß ich es noch, was ich damals sagte: „Ich gehe, Lena, denn ich müßte sterben, wenn ich die Glocken klingen hörte, die deine Hochzeit einläuten!“... Daß ich sterben... müßte, Lena! — Wenn ich die Glocken — die Glocken — du, du — Lena! — Mutter! — Sie klingen — sie klingen...“

Charley starrte mit weit geöffneten Augen, den Kopf lauschend vorgeneigt. — Nun griff er mit ängstlicher Hast vor sich in die Luft — dann brach er vornüber zusammen. — Leute eilten herbei und bald umringte ihn eine ganze Gruppe. — Ein Policeman kam, brach sich Bahn, untersuchte den alten Mann und sagte dann zu den Umstehenden:

„Tot!... Hm, die furchtbare Hitze!... Das ist der dritte Schlag heute in meinem Rayon — der dritte!“



Zur Unterhaltung.



— Aus dem Radecky-Album. Vor Jahren sandte der alte Wrangel drei Blätter für das Radecky-Album nach Wien, welche vom König Friedrich Wilhelm IV., der Königin Elisabeth und vom Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I. herrührten. Der Inhalt war folgender:

„Ohne Liebe kein Mut;
Ohne Gerechtigkeit keine Ehre;
Ohne Ehre kein Glück.
Nur wer sich auf den Fels des Rechts stellt,
Der steht auf dem Fels der Ehre und des Sieges.“
Friedrich Wilhelm.
„In Deinem Lager war Oesterreich.“
Elisabeth.“

„Jedem Verdienst seine Krone;
Dem Helden aber die Lorbeerkrone.
Prinz von Preußen,
Inhaber des k. k. österr. Inf.-Regts. Nr. 34.“
E. K.

Humoristisches.

Kostbarer Salat. Im Jahre 1689 schickte der König Philipp IV. von Spanien seiner Gemahlin, um sie mit etwas Besonderem zu erfreuen, einen ganz eigenartigen, von ihm selbst erfundenen Salat, der aus lauter Edelsteinen bestand. Die Topasen bedeuteten das Öl, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz und die Smaragden den grünen Salat.



Rästel-Ecke.



Bezierbild.



Wo ist der Beduine?

Rästel.

Gern sind's die Herr'n und schönen Frauen,
Solang' sie leben hier auf Erden.
Jedoch beschleicht sie leises Grauen
Bei dem Gedanken, daß sie's werden.

Silberrästel.

Aus den nachstehenden 23 Silben
al be den eb gor gre grin hard hen hül la le li lo ne o
on or ro ter ty ve.

sind neun Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, zwei der bekanntesten deutschen Seebäder nennen. Die einzelnen Worte bedeuten: 1. Deutscher Lyriker. 2. Naturerscheinung. 3. Held eines mittelalterlichen Gedichts. 4. Name von Päpsten. 5. Eine Frucht. 6. Männlicher Personenname. 7. Teil der Kirche. 8. Römischer Kaiser. 9. Name aus der griechischen Mythologie.

Scharade.

Wohl mancher tiefe sich die ersten zwei entzwei,
Wüßte er nur, daß für ihn die dritte lām' heraus,
Wo streng und lieblos herrschten alle drei,
Entließ schon manches Kinderlein seinem Haus.

Rästelsprung.

	jedes	licht					
	chen	das	dem	Blatt			
	Tal	jedes	Blüm	Sonnen			
noch	am	in	grüßl	im	im		
nicht	Ein- mal	so	grün- nen	sich	en		
auch	am	Mor- gen	Morg	doch	nicht		
ein	wird	Hain	klein	strahl	sonnt		
es	Abend	en	doch	es	ein	im	es
dsch	es	ist	sein	Ab	ist	ist	mal

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. Tg4—e4
1. . . . Sa7×c6
1. . . . Sa7—c8
1. . . . e6×f5
1. . . . e6—e5
1. . . . Sc3 beliebig
2. Tt—d5 matt.
2. b7×c8 schachmatt.
2. Te4—e7 matt.
2. Tf5×f6 matt.
2. Te4—d4 matt.

Logogriph: Berse — Ferse.

Palindroms: Veil — Lieb.

Bilderrästel: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen.

Rästel: Lissa, Bonn — Lissabon.

Scharade: Stiefelknecht.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen, Seppel steht dann in der rechten Baumgruppe.

Redaktion: Erwin Thoffen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 33.

Sonntag, 13. August.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

Dieser wehrte ab:

„Nichts davon! Ich mache aus meinem Herzen kein Geheimnis. Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich sehr viel zu verdienen gedenke, wenn Ihre Pläne gut sind. Es steckt also in meinem Entgegenkommen auch ein gutes Stück Egoismus. Denn diesen besitzen wir alle, auch die, die ihre Almosen am lautesten anschießen. Hoffentlich bringen Sie mir bald die erste frohe Botschaft.“

Dann hatte er Anton Moos bis zur Türe hinbegeleitet.

Als Hans Wilkins allein war, blieb er einen Augenblick wie nachdenklich stehen, dann nickte er und jagte halb laut im Selbstgespräch:

„Das wäre meine Freude! So mit einem Schlage Wright, Forman und die Gebrüder Voisin überrumpeln.“

Aber in der nächsten Minute waren seine Gedanken schon wieder bei einer anderen Arbeit.

Um so stürmischer jagten die Gedanken von Anton Moos. Die Zukunft öffnete ihm goldene Tore; aber wenn er dann mit seinen Hoffnungen Luftschlösser zu bauen begann, war es nicht mehr seine Erfindung, die ihn im Banne hielt, sondern seinen Sinn suchte Frieda Wilkins.

Sie war das Ziel, dem er zustrebte, nach dem ihn seine Erfindung, seine Flugmaschine, tragen sollte.

Wenn er sich in seinen Träumen als Sieger sah, auf seinem Apparat durch die Luft kreisend wie ein riesiger, ungeheurer Vogel, wenn wie ein Hauch des Gefühl des Sieges über ihn kam, dann war es ihm stets, als müßte er ihr goldenes Haar und ihre Augen leuchten sehen.

Jetzt aber war er dem Ziele bereits nahe.

Er durfte bauen.

Und dabei dachte er daran, daß sie vor zwei Tagen, am Sonntage noch, davon gesprochen hatte, sie würde mit ihm durch die Luft schweben wollen.



Aus der deutschen Wüste.

An der kurischen Nehrung befindet sich ein Landstrich, der einer erotischen Sandwüste gleicht. Inmitten derselben liegt die Hütte von Berwelt, welche durch den wandernden Dünen sand langsam verlandet.

Sie war auch jetzt sein erster Gedanke. Ihr wollte er auch zuerst erzählen, daß er nun den Kampf mit den Lüften beginnen werde.

Wenn dann ihre Augen heller leuchteten, dann sollte dies ihn begeistern, ihn zu um so eifrigerer Arbeit ermuntern. Er wollte ihr einmal erzählen, wie er selbst dann eine neue Zukunft erschließen werde, wenn er zum ersten Male die Luft beherrschte, die dem rastlosen, unbegrenzten Eroberungssinn des Menschen am längsten widerstanden hatte.

Er wußte, wo er sie um diese Stunde am sichersten antreffen würde; sicherlich sah sie im Park draußen bei der Rosenheide, wo er sie um diese Stunde schon so oft beobachtet hatte, wenn sie sich von der Schaukel leicht auf und nieder wippen ließ, während sie in irgend einem Buche las.

Von dem Fenster des Zeichenkaales aus hatte er sie stets sehen können und da waren seine Augen oft von dem Papier vor ihm fortgeschlagen und hatten das in der Sonne nur um so leuchtendere Haar gesucht.

Nun hatte er eine andere Werkstätte; den Schuppen bei der Schmelzerei.

Rasch war er über den mit Nies beschütteten Parkweg geeilt; er kannte ja jeden Baum und jeden Strauch. Schon

waren leicht gerötet; ein Buch mit braunem Ledereinband lag im Grase, anscheinend gleichgültig hingeworfen.

Gabriella Vondritscheff hielt die Hand Frieda Willins und sprach sehr lebhaft:

„Aber ich kann dir die zuverlässige Bestätigung geben. Er hat es Boris und mir verraten. Natürlich hat er verlangt, dir nichts zu erzählen. Er liebt dich! Du wirst auch sehen, er wird eines Tages im Frack und mit weißer Binde ankommen und um dich anhalten.“

Da brannte eine noch stärkere Blutwelle im Gesicht Frieda Willins; und der so wider Willen zum ungebetenen Lauscher gewordene Anton Moos sah nur dieses Not.

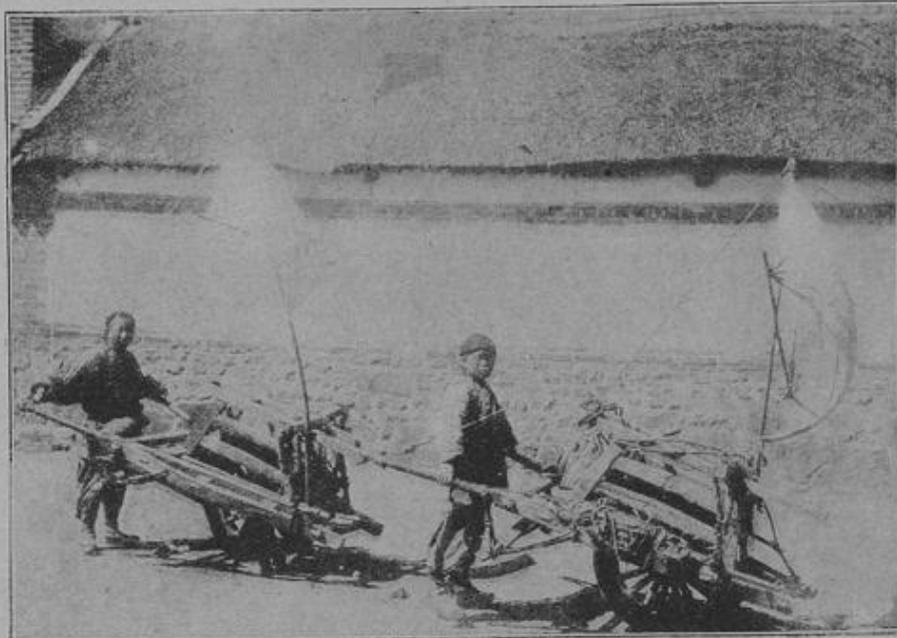
Und das erregte ihn so, daß er nicht den Mut fand, vorzutreten und den unwürdigen Posten eines Horchers an der Wand zu verlassen; nur seine Hand presste sich gegen das Herz, als fürchtete er, dessen Pochen müßte so laut werden, daß es zu diesen zweiten hinüberdröhnte.

Aber wer konnte es sein? Noch hatte er keinen Namen gehört.

Nur das Not auf Frieda Willins Wangen verriet, daß sie eben diesen anderen liebte. Aber wen?

Und deshalb stand er wie angewurzelt. Er wollte den Namen hören! Mehr nicht!

Frieda Willins Stimme drang an sein Ohr:



Chinesische Segelkarren.

Um eine Erleichterung beim Schieben der Karren zu haben, bringen sich in China die Kulis kleine Segel an denselben an. Mit Hilfe des Windes bewegen sich die Karren natürlich leichter vorwärts.

sah er in den dichten Hecken das Not der ersten aufgeblühten Rosen dort hinten!

Aber je näher er kam, um so lauter pochte sein Herz.

Wenn seine Hoffnungen alle trügerisch gewesen wären? Wenn für Frieda Willins seine Erfindung nichts anderes bedeutete, als irgend eine andere Entdeckung, von der man liest, spricht und vergißt?

Noch glaubte er in seinem Ohr ihre Stimme zu hören: Sie können nicht Tennis? Aber das sollten Sie doch lernen. Das wäre besser als —

Je näher er kam, desto lauter redeten die Bedenken. Tennis! Nein, das verstand er nicht! Er würde auch nicht so zu plaudern verstehen wie Louis Helder.

Louis Helder? Warum er immer nur an diesen dachte? Dieser wollte doch von Frieda Willins nichts! Sicherlich spielte ihm nur seine Eifersucht in jedem einen Nebenbuhler vor!

Er war der Hecke schon so nahe, daß er helle, frohe Stimmen hören konnte; er unterschied deutlich Frieda Willins Stimme.

aber konnte schon durch das Strauchwerk hindurchsehen und erkannte Gabriella Vondritscheff.

Er verstand nun auch jedes Wort; und da blieb er wie festgebannt, atemlos lauschend stehen.

Frieda Willins sah auf der Schaukel; ihre Wangen

„Daran denkst du nur. Ich glaube es nicht! Er ist zu anderen ebenso galant und liebenswürdig.“

„Nein! Louis Helder hat doch deutlich genug gesprochen. Und denk dir nur! Er ist aus dem Klub ausgetreten, um nicht wieder in Versuchung zu kommen und zu spielen. Wenn das ein Mann wie Louis Helder tut, na, dann ist er eben verliebt. Und du? Ein wenig schwärmst du doch auch für ihn! Oder sogar etwas viel?“

Louis Helder! Nur diesen Namen hatte Anton Moos gehört. Und Gabriella Vondritscheffs letzte Frage.

Aber die Antwort darauf wollte er nicht mehr hören; er hatte ja das Not auf ihren Wangen gesehen.

Und wie ein Dieb huschte er fort, ganz leise, kaum daß der Nies unter seinen Schritten knirschte. — Vorbei.

Nun waren seine Lustschlösser zusammengestürzt, ehe er sie ausgebaut hatte.

Was konnte ihm nun jener andere Sieg nützen? Ein Sieger und doch ein Besiegter.

Ein bitteres Lachen kam schrill über seine Lippen; dabei hatten sich seine Häufte geballt. Und seine Stimme spottete über sein eigenes Leid:

„Weshalb habe ich auch nichts Vernünftiges gelernt? Tennis! Ja! Wer das gut spielen kann, der hat eine glänzendere Zukunft als ein Archimedes, ein Stephenson oder Edison.“

Und in diesem Augenblick fühlte er fast einen Haß gegen seine Pläne und Ideen, gegen seine gehoffte Eroberung der Luft, die ihm nicht einmal sein geträumtes Glück gewinnen konnte.

4.

Als sich die Blicke von Hans Willins und Louis Helder begegneten, schoben sich die dichten Brauen in Willins Gesicht zusammen, so daß sie eine Linie bildeten, die nur von einer Querfalte durchschnitten war.

Dieser Mann der Arbeit fühlte ein instinktives Mißtrauen gegen den Nichtstuer, der stets wie aus dem Ei geschält aussah, der mit seiner süßlichen Stimme jedem zu schmeicheln verstand. Um die etwas breiten Lippen von Hans Willins zuckte ein Lächeln:

„Schon aufgestanden, Herr Helder?“

Louis Helder fühlte den Spott; aber er antwortete ohne Gereiztheit:

„Gewiß! Ihr Fräulein Tochter hat zur Tennispattie befohlen. Da ich nicht ungalant sein darf — —“

Hans Willins unterbrach ihn:

„So sind Sie nachmittags zwei Uhr, — oder ist es noch gar nicht so viel? — schon mit Ihrer Toilette fertig.“

Louis Helder behielt sein ausdrucksloses Gesicht, mit dem

„Gut! Warum sollten Sie nicht auch einmal denken?“

„Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es zweierlei Arbeiter gibt. Die einen müssen jeden Handgriff an die große Glocke hängen, die müssen unter Aufwand einer großen Lungenkraft ihr eigenes Tun ausposaunen, die Arbeitsprogen, so möchte ich sie fast nennen, während die anderen eben ihre Arbeit wie etwas Selbstverständliches verrichten, wie eine Pflicht, worüber sie nicht viele Worte verlieren. Ob die lautesten Lärmer gerade die besten Arbeiter sind?“

Dann zog Louis Helder die Schultern hoch und fügte hinzu: „Ich weiß es nicht.“

Hans Willins war zuerst ganz verdußt; was Louis Helder zu sagen gewagt hatte, das hatte diesem Industriefürsten, der fast wie ein König unter Tausenden herrschte, noch keiner gesagt. Aber deshalb wirkte die Antwort auch so, wie Louis Helder beabsichtigt hatte.

Hans Willins lachte:

„Sehr gut! Nun fangen Sie an, mir zu gefallen. Also ich bin der Arbeitsprogen!“

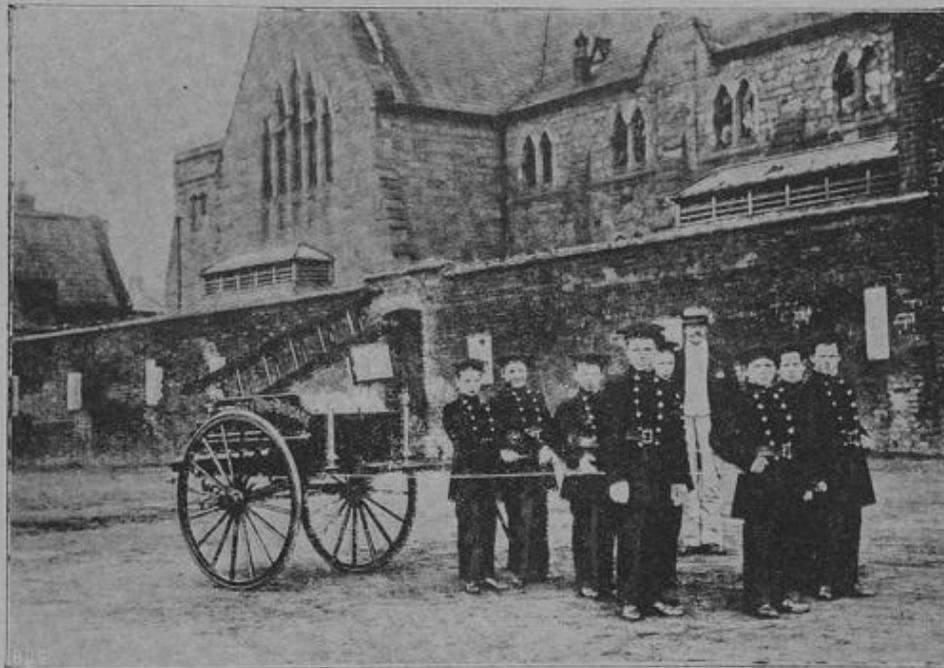
Louis Helder wehrte ab:

„Oh, das habe ich nicht gesagt!“

„Aber so deutlich gedacht, daß man es greifen mußte. Sie brauchen nicht zu kreischen. Ich gestehe es selbst zu.“

Eine Jugendfeuerwehr in England.

Ein großes Fabrik-
Stablissement in Co-
ventry in England hat
aus seinen jugend-
lichen Arbeitern eine
Feuerwehr gebildet.
Die jungen Leute ge-
ben sich mit großem
Eifer ihrem Neben-
beruf als Feuerwehr-
mann hin und konnte
diese kleine Feuer-
wehr bei einigen
Bränden bereits er-
folgreiche Hilfe leisten.



er jede innere Erregung, sei es nun Schadenfreude, Spott oder Aerger, zu verbergen verstand.

„Das hatte ich nicht sagen wollen. So hatte ich schon morgens um fünf Uhr am Schreibtische sein müssen, um das mit meiner Arbeit einzuholen, was ich nachmittags vertanzen mußte.“

„Was? Machen Sie doch keine Scherze! Sie arbeiten?“

„Wovon sollte ich sonst leben?“

„Herr Louis Helder, Sie sind ein gern gesehener Gesellschaftler. Gut! Ich erkenne an, daß solche Leute notwendig sind. Aber deshalb rede ich doch mit Ihnen, wie ich es mir denke. Sie spielen!“

„Aber —“ versuchte Louis Helder zu widersprechen.

„Ja! Ich habe gehört, daß Sie sich zurückgezogen haben. Wollten Sie mir das sagen? Sie sehen, ich bin davon unterrichtet. Also, Sie haben gespielt! Außerdem gibt es noch Leute, von denen es heißt: Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der himmlische Vater ernährt sie doch.“

„Dann erlauben Sie mir auch, daß ich nun antworte, wie ich darüber denke.“

Hans Willins blickte prüfend auf den Mann mit den grauen Tennisschuhen, dem weißen, blau gestreiften Anzug, dem glattrasierten, unbeweglichen Gesicht.

„Ja! Ich bin ein Arbeitsprogen. Wissen Sie auch, daß ich mit zwölf Jahren ein Lehrbursche in einer Schmiede war? Daß ich mich so hoch emporgearbeitet habe? Schauen Sie sich nur diese Hände an!“

Er streckte Louis Helder seine breiten, harten Hände hin. „Deshalb bin ich ein Arbeitsprogen. Und Sie? Rechnen sich zu den anderen?“

„Ich tue meine Pflicht, weiter nichts.“

„Aber was arbeiten Sie? Sie erlauben schon, daß ich frage. Denn das ist mir so etwas Neues.“

„Ich schreibe für Zeitungen, Bücher.“

„Ah! Also Schriftsteller! Na, es muß solche Leute auch geben. Ihren Namen habe ich allerdings noch nicht gelesen. Sie scheinen also ein ganz besonderer Freund von Bescheidenheit zu sein. Nun ja! Jedem Tierchen sein Plästerchen. Sie verzeihen schon, wenn ich Ihnen unrecht getan hatte. Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein. Da Sie Ihre Arbeit schon hinter sich haben, so wünsche ich Ihnen jetzt ganz aufrichtig viel Vergnügen!“

Er gab Louis Helder die Hand, was Hans Willins nur selten und nur bei bevorzugten Freunden tat; dann ging er mit seinen lauten, hallenden Schritten hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blonde und die Braune.

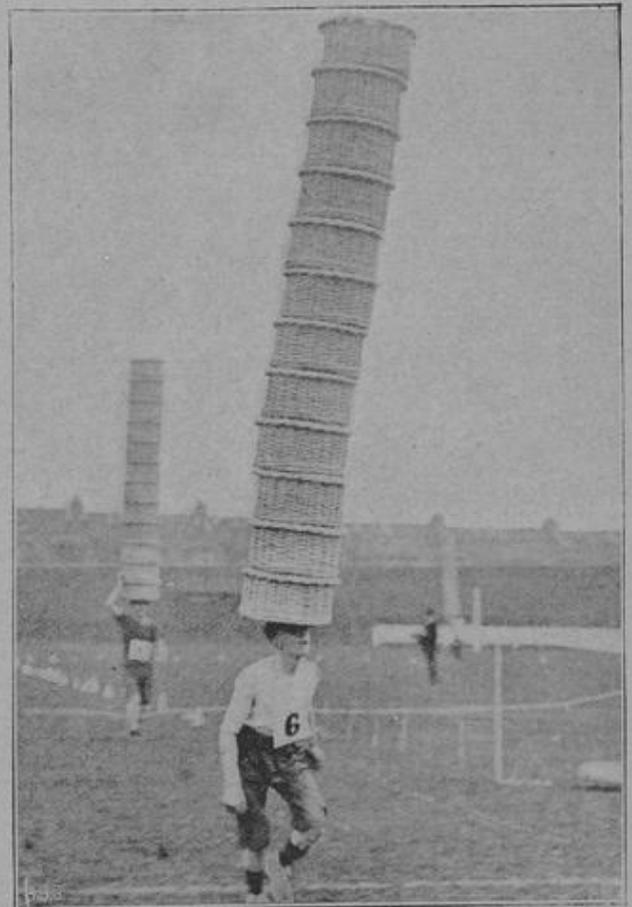
Humoreske von E. M. Stojch.
(Nachdruck verboten.)

„Also verstanden, Michel?“
 „Zu Befehl, Herr Leutnant.“
 „Was wirst du tun?“
 „Die eine Blumenschachtel trage ich zum Herrn Oberst fürs gnädige Fräulein, die andere zum Herrn Major fürs gnädige Fräulein.“
 „Wahrhaftig, er hat's begriffen! Also trolle dich, aber ein bißchen schnell. Kehrt — marsch.“
 Gottlob, Michel ist draußen und hat nicht gefragt, welche Schachtel für welches gnädige Fräulein bestimmt ist und warum die Behälter keine Adressen tragen — ganz wie ich's mir von ihm erhoffte. So walte denn, Schicksal, durch diese gelegnete Einfalt von einem Leutnantsburschen; heut' abend noch werde ich wissen, welche der beiden Holden mir zur Gattin bestimmt ist, die Blonde oder die Braune. Ist doch eigentlich eine verteuflte Sache, wenn man ein solches Uebermaß von Herzensglut besitzt, daß man sich zwischen zwei liebreizenden Mädels durchaus nicht zu entscheiden vermag. Und ein wahres Glück ist dann wenigstens ein guter Einfall. In dem einen Karton ein weißes Sträußchen mit Visitenkarte und höflichem Gruß, im andern aber das entscheidende Symbol, eine kleine Lyra aus brennend roten Kelfentöpfchen, und mein Gedicht mit der zarten Bitte, dem liebenden Geber das Herz zu schenken; die Blumenzier aber bei der Silvesterfeier am Kleide zu tragen. Wird nun die blonde Marie oder die braune Trude Lyra und Gedicht erhalten? — Schicksal, bestimme du! Ich habe es satt, mir Kopf und Herz zu zerbrechen.

Lichterfüllte Festräume des Obersts. Meine Pulse schlagen fast hörbar, als ich sie am Abend betrete. Ich begrüße die freundlichen Wirte, tausche Händedrücke rechts und links; wo aber weilt das Hausdöchterchen, wo ihre Freundin Marie? Mein Auge schweift unruhevoll umher. Zapperlot, da fällt mir ein: wenn nun keine die Lyra trägt? Dann weiß ich nicht einmal, wer mir einen Korb gegeben hat. Doch dieses herbe Geschick ist mir erspart. Ich luge in ein Seitengewand und sehe hinter Palmen ein weißes Gewand schimmern. Eine schlankle Taille erblicke ich, und im Gürtel — die brennend rote Blumenlyra.

Mein Herzschlag setzte aus für einen Augenblick — welche wird es sein — da tritt die Mädchengestalt hervor; Trude sieht vor mir, das braunlockige Oberstkind.

Sie schaut mich an, lieblich verwirrt, selbst eine Blume. Und ich fühle einen Jubel in mir, ich bin gar nicht enttäuscht, daß sie es ist und nicht Marie. Im nächsten Augenblick liege ich vor ihr auf den Knien.



Das Korbrennen: Ein eigenartiges Wettlaufen.

Bei einem kürzlich in London veranstalteten Sportfest mußten die Konkurrenten 12 Körbe auf dem Kopfe tragen. Sieger war derjenige, der mit sämtlichen Körben als Erster das Ziel erreichte.



Zur Rückkehr des Kaisers von der Nordlandsreise.

Die Konferenz mit dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg auf der Strand-Promenade in Swinemünde.

Der Besprechung des Kaisers mit dem Reichskanzler nach seiner Rückkehr von der Nordlandsreise wurde wegen der schwebenden Marokko-Angelegenheit allgemein große politische Bedeutung beigegeben.



Eine Kletterpartie in der sächsischen Schweiz. Touristen, die unter Zuhilfenahme von Fisel und Seil unter Lebensgefahr den Wurzelstein bei Schmilla erklimmen.

Sedankenplitter.

Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig. Jean Paul.

Daß sie zuerst tödlich erschrickt, kann ich begreifen; wie leicht könnte uns jemand beobachten. Aber ich habe kein Besinnen mehr, ich stammele nur Liebe.

Was ich rede, weiß ich kaum. „Trude, Trude,“ rufe ich endlich beseligt aus, „ist es denn wahr, liebst du mich?“

Ja, sie liebt mich, sie läßt ihre Hände fassen und küssen, läßt sich auch ganz in die Arme nehmen.

„Süße, kleine Braut.“

„Herzallerliebster.“ Sie haucht es ganz schen.

Endlich aber müssen wir doch etwas Vorsicht üben. Wir sehen uns neben die Palmengruppe Und nun frage ich: „So hat dich mein Gedicht erfreut, du hast es gern gelesen, mein Lieb?“

„Dein Gedicht?“ Sie sieht mich stummend an.

„Ja, hast du es denn nicht gefunden? Es lag bei den Blumen im Karton.“

„Da lag ganz bestimmt kein Gedicht. Nur deine Visitenkarte.“

„Nur — meine — —“

Ich kann nicht widersprechen. Einige Gäste treten in unser lauschiges Gemach. Und von der Gruppe löst sich eine zierliche Gestalt, eilt begrüßend auf Trude zu. Es ist Marie, die blonde Majorstochter, und im Gürtel — trägt auch sie eine rote Keltenthyra — wie die Freundin.

Bin ich von Sinnen — äßt mich ein böser Traum? Die Braune hat eine Lyra mit der Marie, die bei den weißen Blumen lag, die Blonde hat auch eine Lyra und — vielleicht — das werbende Gedicht — —!

Hier stoßen meine schreckensvollen Gedanken. Michel, Unglücksmensch, was hast du gemacht?

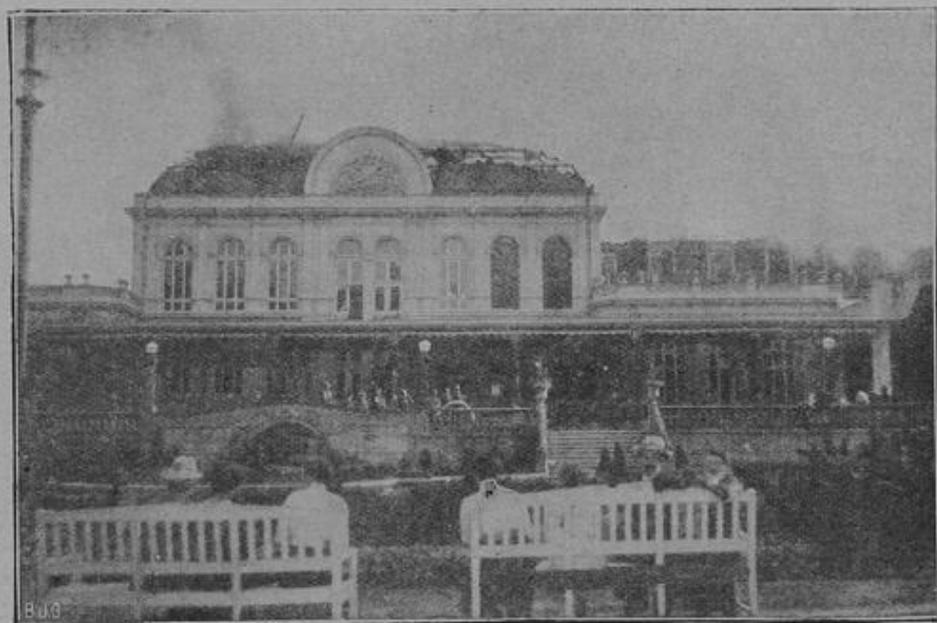
Das schlimmste erfüllt sich. Nun ich mit Trude schon verlobt bin, tritt Marie auf mich zu und dankt mir mit den freundlichsten Worten für meine „zartfühlige Blumengabe“. Ich verneige mich wortlos. Dann sieht sie zu mir auf mit einer ganz eignen, weichen Schelmerei:

„Und was ich noch gar nicht gewußt habe, Herr Leutnant, Sie dichten ja allerliebste.“

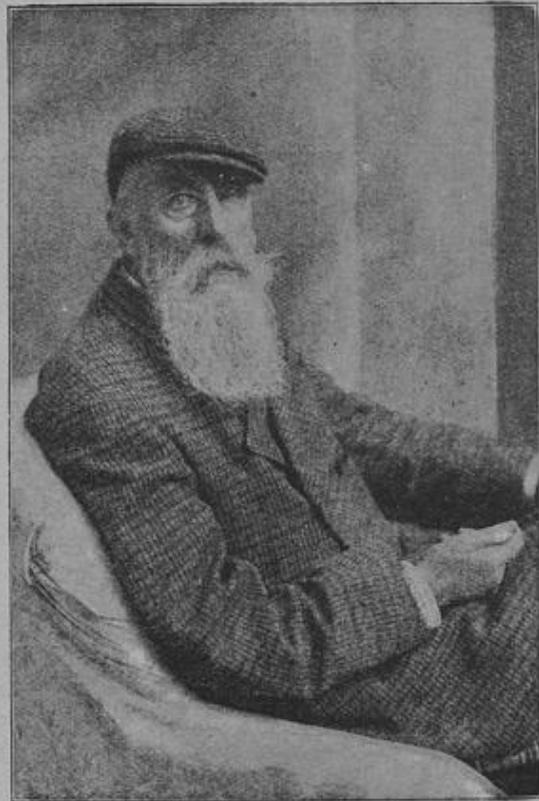
Alle guten Geister helfst mir — sie hat meine werbenden Verse wirklich erhalten. Hastig mich zu ihr beugend stammele ich, nur um Gewißheit zu haben, ob sie meinen Antrag anzunehmen gedenkt: „Und Sie, gnädiges Fräulein, sind einverstanden mit meinem — Gedicht?“

Herzlich sieht sie mir in die Augen: „Ja.“

Mich faßt ein Schwindel, da tritt als rettender Engel (wenigstens für den Augenblick) die Frau Oberst an mich heran. „Herr Leutnant, wir sind sehr in Verlegenheit, einige Herren sind noch nicht erschienen, und wir müssen ohne sie zu Tisch gehen. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben und, wie auch einige Ihrer Herren Kameraden, zwei Damen führen? Meine Tochter ist Ihre Tischdame; vielleicht reichen Sie auch noch Fräulein Marie hier den



Der Brand des Kurhauses in Pyrmont am 1. August 1911. Bei den Löscharbeiten.



Reinhold Wegas,

der berühmte Berliner Bildhauer, der am 15. Juli d. J. noch seinen 80. Geburtstag feiern konnte, ist am 3. August gestorben.

Arm?" — Fort ist sie, ohne eine Antwort abzuwarten, und ich darf nun meine beiden Bräute führen.

Als ich Trude hole, flüstert sie mir zu: „Du hast Marie ebensolche Blumenlyra geschickt wie mir, taust du es, weil sie meine Freundin ist?“

„Natürlich.“

„Das ist lieb von dir.“ — Sie drückt zärtlich meinen rechten Arm und gleich darauf biete ich Fräulein Marie den linken. So stolziere ich, innerlich wandelnd, in den Speisesaal. Michel, Michel, Glender! Heute Abend begehe ich noch einen Mord.

Ein Glück ist's, daß Kamerad Reinsberg, Maries linker Nachbar, diese gut unterhält. Und da die Stimmung bei Tisch angeregt ist und man in eine immer fröhlichere Silberlaune hineingerät, so gehen die Tafelstunden ohne Malheur für mich vorüber. Wir erheben uns gerade, da kommt der Major zu uns. Mich sieht er strahlend, mit etwas weinseligen Augen an, schlägt mir auf die Schulter — Himmel, schon die richtige Schwiegervaterzärtlichkeit. Marie muß sich ihm anvertraut haben, auch das noch! Er spricht noch mit einigen, geht dann auf seinen Platz zurück, klopft ans Glas: die Herrschaften möchten doch noch verweisen, er habe eine freundige Neuigkeit.

Natürlich bleiben sie, drängen sich noch heran. Ich sitze noch zwischen Marie und Trude, uns gegenüber steht der joviale, alte Herr, guckt augenzwinkernd gerade zu uns hin — Samiel hilf, mir bricht der kalte Schweiß aus — nun will der gute Major in seiner Selbststimmung unsere Verlobung verkündigen, ehe ich überhaupt bei ihm angehalten habe! Und neben mir ist Trude!

Es ist kein Zweifel — mein Herzschlag stockt — ich sehe wie durch einen Nebel Maries Vater das Glas erheben:

„Meine verehrten Herrschaften, damit ich es kurz sage. Ich habe die große Freude, Ihnen die Verlobung meiner — lieben — einzigen Tochter — Marie — mit Herrn Leutnant — Reinsberg zu verkündigen.“

Reinsberg — ich weiß nicht, wie mir zu Sinn ist — für einen Augenblick schließe ich die Augen. Als ich sie wieder öffne, steht der Oberst, Trudes Vater, neben mir: „Sind

Sie krank, lieber Walburg? Wollen wir ins Nebenzimmer treten?“

„Verbindlichen Dank, Herr Oberst. Ja, wenn Sie gestatten. Ich hätte eine Herzensbitte an Sie.“

Eine halbe Stunde später erklingen abermals die Gläser. Meine Verlobung mit der braunlockigen Trude wird bekanntgegeben.

Im Laufe des Abends bemerkt Marie beiläufig zu mir: „Daß Sie dichten, hat mir mein Bräutigam verraten. Er zeigte mir Verse, die Sie unter Pseudonym in der „Dichterswelt“ veröffentlicht haben. Wirklich, sie sind reizend.“

Also hat sie die bewußten Verse doch nicht erhalten?! — Als man um die zwölfte Stunde anstößt, schreite ich selig in das neue Jahr hinein. — Aber die Verse! Michel, du sollst mir beichten!

*

„Also jetzt heraus mit der Sprache, oder du spazierst ohne Gnade in die Front zurück.“

„Herr Leutnant — da waren doch keine Adressen auf den Schachteln — und den Herrn Leutnant noch einmal zu stören wagte ich nicht — und da guckte ich hinein in die Schachteln, ob da welche sind. Und da waren verschiedene Blumen — und ich dachte, die Blumenhändlerin hat sich geirrt — und da ging ich hin und fragte nach der anderen Lyra — sie hatte keine, hat aber schnell noch eine gemacht — und dann suchte ich die Adressen in den Briefen — und da war auch zweierlei — und ich wußte nicht, wer das lange Geschreibe haben sollte und wer das kurze — da habe ich in die beiden Blumenkartons einfach die Karten vom Herrn Leutnant gelegt.“

„Zum Donner . . . ! und wo ist mein Gedicht, — das lange „Geschreibe“?“

Hier, Herr Leutnant.“ Zerknirscht zieht der ganz erleichterte Michel etwas Weißes aus der Brusttasche hervor. „Ich wußte nicht — wohin damit,“ stammelte er dabei.

Wahrhaftig, meine Verse! Wenn nun Marie, Reinsbergs Bräutchen, sie bekommen hätte? Diese Vorstellung ist jetzt nicht mehr angenehm.

Das Vergste befürchtend, steht Michel vor mir. Plötzlich fühlt er etwas Hartes in seiner Hand. So verblüfft habe ich ihn noch nie gesehen.



Die Victoria Regia in ihrer Heimat.

Die Heimat der Königin der Wasserpflanzen ist Südamerika. Die Blüten entfalten sich nur einmal jährlich und bleiben zwei Abende und zwei Nächte geöffnet. Die Blätter haben bis zu zwei Meter Durchmesser und sind im Stande, Menschen zu tragen.

Zur Unterhaltung.

Das erste Dampfschiff in Dresden.

(Nachdruck verboten.)

Zm dritten Heft des „aufrichtigen Dresdener Stadt- und Landboten“ vom Jahre 1835 lesen wir: „Endlich haben die Einwohner von Dresden das langgewünschte Vergnügen gehabt, ein Dampfschiff bei sich anlanden zu sehen. Sie verdanken diesen Genuß den Bemühungen und nicht unbedeutenden Opfern eines ihrer Mitbürger, dem Herrn Kalberla, Besitzer der großen Zuder-Raffinerie. Der junge Herr Kalberla, ein Mann von vieler Umsicht und verständigem Unternehmungsgeiste und vielseitig ausgebildet durch mannigfaltige Reisen in England, Frankreich, den Niederlanden usw. hatte schon lange die Idee gehabt, sein Vaterland mit dieser Erfindung neuerer Zeiten durch eigene Anschauung bekannt zu machen. Mancherlei unüberwindlich

her so genannten Tillykapelle am Kreuzgange der Pfarrkirche zu Alt-Detting. 3. und 4. Kaiser Karl VII., gestorben 20. Januar 1745, und seine Gemahlin Marie Amalie, gestorben 11. Dezember 1756. 5. Kurfürst Max Joseph III., der „Vielgeliebte“, Sohn Kaiser Karls VII., gestorben 30. Dezember 1777. 6. Kurfürst Karl Theodor, gestorben 17. Februar 1799. 7. König Max I., gestorben 13. Oktober 1825. 8. König Max II., gestorben 10. März 1864, beigesetzt am 13. Juli 1864, und 9. König Ludwig I., gestorben 23. Februar 1868, beigesetzt am 20. Juli 1868. Außerdem sei erwähnt, daß Herzog Albrecht, Sohn Wilhelm V., gestorben 5. Juli 1666 und Mechtildis, dessen Gemahlin, gestorben 1. Juli 1634, ihre Grabstätten in der Kapelle gefunden haben. E. K.

*



Das Schleicherlaufen in Tels in Tirol.

Das Schleicherlaufen verstantbildlicht das Abtreiben von der Alm und ist eine Art Dankfest, an dem die Ortsbewohner in originellen Vermummungen teilnehmen.

scheinende Schwierigkeiten stellten sich seinem patriotischen Unternehmen entgegen; durch Klugheit, Beharrlichkeit und uneigennütige Opfer mancher Art beseitigte er aber jedes Hindernis und führte sein Schiff stromaufwärts von Hamburg bis nach Dresden, wo er es jetzt dicht bei seiner Zuder-Raffinerie vor Anker legte.“ E. K.

Die Herzen der Wittelsbacher

ruben zum großen Teil in der uralten Gnadenkapelle des Wallfahrtsortes Alt-Detting in Oberbayern. Die Herzen sind an der Rückwand der Kapelle in Mauervertiefungen in silbernen Gefäßen (teils Herzen, teils Urnen) aufbewahrt und werden jedesmal in feierlichem Zuge nach Alt-Detting gebracht.

Außer des letztverstorbenen Königs Ludwigs II. Herzen ruben hier die Herzen folgender Fürsten und Fürstinnen:

1. Kurfürstin Elisabeth, erste Gemahlin des Kurfürsten Max I., gestorben 3. Januar 1635. 2. Kurfürst Max I., gestorben 4. Oktober 1651. Neben dem Herzen dieses Kurfürsten ruht auch das seines berühmten Feldherrn Tilly, gestorben 30. April 1632. Der Leichnam des letzteren wurde erst in der Gruft der Jesuiten zu Ingolstadt beigesetzt und erhielt im Jahre 1653 seine bleibende Ruhestätte in der seit-

Humoristisches.

— Mißlungene Entschuldigung. Ein junger Ehemann ging durch die Küche, wo seine Frau am Herde stand. Er trat leise an sie heran und drückte ihr rücklings einen Kuß auf den Nacken. Die drehte sich überrascht um und beklagte sich bitter, daß ihr Mann ihr einen solchen Schrecken eingejagt hatte. „Ach! Frauchen, verzeih!“ sagte dieser in seiner Verlegenheit; „ich wollte dich nicht erschrecken; ich glaubte, es wäre die Kathrine!“

— Der lange Rekrut. Ein außerordentlich großer Rekrut wurde von seinem Feldwebel immer kräftig gescholten, weil er sich nicht gerade hielt und besonders den Kopf tief vornüber hängen ließ. „Kerl, halt doch den Kopf hoch!“ erscholl wieder einmal der ärgerliche Ruf des Feldwebels. Da fragte der Rekrut treuherzig: „Muß ich denn den Kopf immer in die Höhe halten?“ — „Aber natürlich, du Dummkopf!“ — „Nun, dann leben Sie wohl, Herr Feldwebel; denn nun bekomme ich Sie in diesem Leben nicht wieder zu sehen.“

— Ein Schlauer. Ein Herr besuchte den Harz. Bei dem Felsen „Mädgesprung“ sagte der Führer: „Hier hat sich ein Mädchen hinabgestürzt.“ — „Aus Melancholie?“ fragte der Fremde. — „Um Verzeihung, mein Herr, aus Quecksilber!“

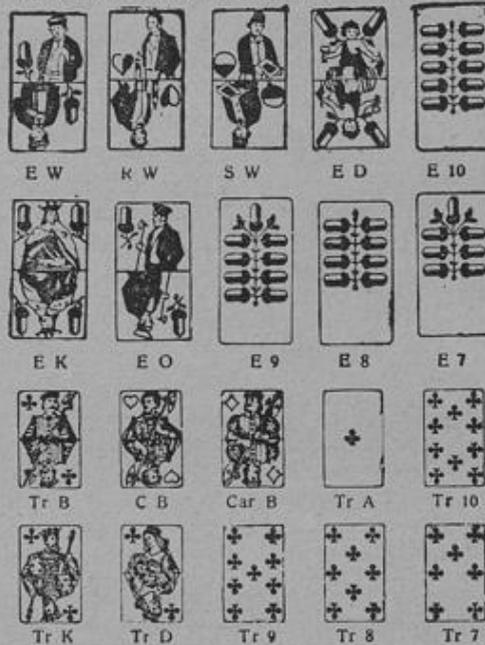
Rätsel-Örthe.

Buchstabenrätsel.



Stataufgabe.

Von Fritz Körster, Leipzig.
Mittelhand erhält folgende Staatskarte:



Mittelhand hat bisher immer im Glück gefessen; er hat zwar ein offenes Großhandspiel, will aber auch einmal ein Spiel verlieren und spielt offenes Null. Aber auch dieses Spiel gewinnt er, während er das offene Großhandspiel verloren hätte. Im Stat liegen 21 Augen. Wie sahen die Augen und wie ging das Spiel?

Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Silbenrätsel.

Die ersten Silben und die letzten beiden, Es sind zwei Worte, die einander meiden, Denn wenn das erste Wort man nimmt, Entflieht das zweite ganz bestimmt. Das Ganze wird gering geschätzt, Weil's einen jeden tief verlegt.

Logogriph.

Mit f kürz' ich die Nahrung dir,
Mit t verwahrst du viel in mir.
Mit t dein Finger meistert mich,
Mit m erhebt's gen Himmel sich.
Hast du's mit l, bist du bedrückt.
Wer weiß, ob dir die Lösung glückt?

Bexierbild.



Wo ist der entflozene Papagei?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Bexierbild: Stellt man das Bild auf den Kopf, so erblickt man den gesuchten Beduinen zwischen den Palmen.
Rätsel: modern.

Silbenrätsel:

- Hölty
- Ebbe
- Lohengrin
- Gregor
- Olive
- Leonhard
- Altar
- Nero
- Deufalion

Helgoland — Rorderney.

Scharade: Stiefelstern.

Rösselsprung:

Einmal grüßt das Sonnenlicht
Jedes Blatt im grünen Hain;
Ist es auch am Morgen nicht,
Wird es doch am Abend sein.

Einmal sonnt sich in dem Tal
Jedes Blümchen noch so klein;
Ist es nicht im Morgenstrahl,
Ist es doch im Abendschein.

Redaktion: Erwin Thussen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 34.

Sonntag, 20. August.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Blicke Louis Helders waren ihm gefolgt; dabei zogen sich von den Nasenflügeln zwei Falten zu den Mundwinkeln; es war ein spöttisches, überlegenes Lächeln. Und leise murmelte er dann:

„Dich will ich leicht gewinnen, so groß und ungeschlacht du auch bist. Aber die andere? Wenn es nicht schwerer ist, dann habe ich den Sieg schon in der Tasche.“

Im Salon traf er mit Frieda Wilkins zusammen. Die zierlichen Möbel im Wiedermeierstil, aus rotem Mahagoni, waren in diesem kleinen Raum mit den grün tapezierten Bänden geschmackvoll arrangiert.

Die geblühten, weißen, duftigen Vorhänge, die an den hohen Fenstern wie leichte Schleier niederfielen, machten den Salon noch heller und freundlicher.

Aber die Augen Louis Helders glitten an allem vorbei; sie schauten nur auf Frieda Wilkins, die seinen forschenden Blick fühlte und darüber leicht errötete.

„Sie sind schon sehr früh gekommen. Gabriella ist noch nicht da.“

„Wenn es nun meine Absicht gewesen wäre, früher hier zu sein?“

Seine Augen wichen nicht von ihrem Gesichte; es hatte ihnen deshalb auch ihre Verlegenheit nicht entgehen können. „Aber warum?“

„Um mit Ihnen allein sprechen zu können.“

„Mit mir allein?“

„Fräulein Wilkins? Warum machen Sie es mir so schwer? Ahnen Sie denn nicht, was ich will? Fühlen Sie nicht, daß ich hier nach Worten ringe, daß ich mich abquäle, und die rechten Worte nicht finden kann, weil ich fürchten muß, mißverstanden zu werden, oder wie ein Bettler vor der Türe abgewiesen zu werden?“

Ihre Lider senkten sich; ihr Gesicht war purpurn überglommen.

Sie wußte, was kommen würde. Gabriella Vondrikschiff hatte ihr ja schon davon erzählt.

Ihre schmale, feine Hand griff nach der Lehne des Stuhls, als müßte sie sich daran festklammern, um Kraft zu gewinnen. Dann blickte sie langsam auf. Als sie dem Blicke seiner Augen begegnete, antwortete sie schnell, als fürchte sie, er möchte noch mehr sprechen, was sie nicht zu hören wünschte.

„Sie haben so seltsam zu sprechen begonnen, wie ich Sie



Vom 58. deutschen Katholikentag.

Unsere Leser sehen auf nebenstehendem Bilde die Tribüne mit den Bischöfen und Ehrengästen, die vor dem Mainzer Stadttheater auf dem Gutenbergplatz errichtet war, und vor der die mehr als 50 000 Teilnehmer des Festzuges am Sonntag, den 6. Aug., vorbeidefilierten.

noch nie gehört habe, so daß ich wohl annehmen muß, daß Sie etwas Außergewöhnliches dazu bestimmte. Sie scheinen auch etwas erregt zu sein."

"Etwas? Nein! Mein Herz zittert. Meine Gedanken sind in Aufruhr. Ich weiß, daß ich Ihnen so vielleicht lächerlich erscheine —"

"Nein! Ganz gewiß nicht!" unterbrach sie ihn.

"So darf ich also hoffen?"

Er war rasch auf sie zugegangen und suchte ihre Hand zu fassen; sie entzog ihm diese sehr rasch.

"Sprechen Sie nicht mehr davon. Ich darf Sie nicht quälen, ich will auch nicht, daß Sie sich vielleicht Hoffnungen bauen, die dann zusammenbrechen müssen. Ich ahne ja alles, was Sie mir noch sagen wollen. Aber lassen Sie das ungesprochen. Ich werde Sie sehr gerne bei mir sehen werde gerne mit Ihnen plaudern, vielleicht werde ich Sie einmal auch wie einen Freund betrachten können, aber mehr laun ich Ihnen niemals geben."

"Niemand? Sprechen Sie doch dieses grausame Wort nicht aus! Ich will ja bescheiden sein, Fräulein Willins, ich werde nie mehr von mir sprechen und will vergessen, daß ich ein Herz besitze, das auch die Sehnsucht kennt. Aber nicht jenes hoffnungslose Wort: Niemand!"

"Wissen Sie denn, ob er Sie auch liebt und ob er das zu schätzen versteht?"

Frieda Willins hatte nun ihre Kraft wiedergewonnen. "Ich will nichts davon hören. Ich habe Ihnen gesagt, was Sie zu wissen begehren, um Ihnen die Gewißheit zu geben, daß Sie davon schweigen müssen, daß jede Ihrer Hoffnungen töricht wäre. Aber das andere ist mein Geheimnis allein."

Doch Louis Helder war zu sehr Menschentemner; er hörte auch die nicht gesprochenen Worte, die zwischen den anderen lagen.

"Sie wissen es also nicht!"

"Still!"

"Ich kann nicht still sein! Fräulein Willins, ich kämpfe um mein Glück, für meine Liebe, wie Sie es auch tun würden. Wissen Sie, ob Sie Ihre Hoffnungen nicht an einen Unwürdigen hängen?"

"Ich will allein sein!"

"Weshalb? Wie Sie mit mir grausam sein mußten, um mich heilen zu wollen, so muß ich es auch sein."

"Ich will nichts hören!"

"Weil Sie sich selbst vor dem fürchten, was ich nun sage."

Vom Bundestag des deutschen Radsfahrerbundes in Frankfurt-Main. Die Gruppe der Bergleute aus Dortmund im Festzuge.



"Aber ich kann Ihnen keine Hoffnung geben!"

Er schüttelte den Kopf.

"Ich mag nicht daran glauben. Das könnte nur sein, wenn sich Ihr Herz bereits entschieden hätte, wenn Ihre Liebe schon einem anderen gehörte. Aber das kann doch nicht sein!"

"Foltern Sie mich nicht! Lassen Sie es genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen keine Hoffnung geben kann."

"Ich will damit nicht zufrieden sein! Sie wissen, ein Herz, das sich sehnt und in Sehnsucht begehrt, das will alles oder nichts. Wenn Sie also wenigstens Mitleid haben, dann heilen Sie mich von meinem Wahn, auch wenn Sie dabei grausam sein müssen. Zudem fühle ich es ja schon. Sie lieben einen anderen!"

Frieda Willins stand mit aufeinandergepreßten Lippen. Dann hob sie den Kopf, und ihre Blicke begegneten den seinen.

"Ja!"

"Wer aber ist es?"

"Das dürfen Sie nicht verlangen! Das wird auch nie über meine Lippen kommen!"

Weil Sie das gleiche fühlen, daß er Sie gar nicht liebt, den Sie zu lieben glauben."

Mehr konnte Frieda Willins nicht hören; sie lehrte Louis Helder den Rücken und lief hinaus.

Dabei fiel die Türe krachend ins Schloß.

Louis Helder stand anfangs ganz verwirrt; diese Wendung war für ihn zu unerwartet, zu plötzlich gekommen; darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

Sie liebte einen anderen!

Damit hatte er nicht gerechnet.

Aber wer konnte dieser andere sein? Boris Bondritschew? Oder Fred Kafter.

Louis Helder schüttelte den Kopf.

Nein! Von diesen konnte es keiner sein.

Und als er den Salon verließ, als er die Treppe hinunterging und sich entfernte, dachte er an nichts anderes.

Klug hatte er sich ja nicht benommen. Wie ein Fuchs hätte er sein müssen. Aber an eine solche Wendung hatte er nicht gedacht. Und da hatte er sich fortreißen lassen.

Doch sein Spiel hatte er deshalb noch nicht verloren. Nun konnte er erst mit dem Kampf beginnen, listig wie ein Fuchs, grausam wie ein Wolf, tückisch wie eine Hyäne.

Er lachte schrill.

„Es lohnte sich ja. Willins hat Millionen zusammengetragen!“

Und seine Gedanken arbeiteten unablässig nach einem Wege

Als Gabriella Bondritschewitsch angekommen war, erschien Frieda Willins nicht sofort; als sie dann in das Zimmer trat und die Freundin begrüßte, blickte diese forschend in Frieda Willins' Augen und sagte dann:

„Wie siehst du aus? Deine Augen sind so gerötet, als hättest du geweint. Fehlt dir etwas? Was ist denn vorgefallen?“

Frieda Willins versuchte zu lächeln.

„Nichts! Wirklich nichts! Weshalb sollte ich auch geweint haben?“

„Du, Du!“ Gabriella Bondritschewitsch drohte mit dem Finger. „Du verbirgst mir etwas.“

„Du irrst Dich, Gabi. Ich weiß wirklich nichts. Komm! Gehen wir nach dem Tennisplatz.“

Frieda Willins eilte rasch voran.

5.

Das Modell seiner ersten Flugmaschine hing bereits oben an der Decke des Schuppens.

Anton Moos hatte seinen anderen Arbeiter zugelassen;

Dann galt es, zu beweisen, ob seine Ideen richtig waren. Ein Klopfen an der Türe schreckte ihn auf; er hatte seinen Schuppen stets versperrt, auch wenn er bei der Arbeit war, damit er nicht gestört werden konnte, besonders nicht von solchen, für die seine Maschine ein Geheimnis bleiben sollte.

„Wer ist es?“

„Willins!“

Da war Anton Moos sofort bei der Türe und hatte aufgesperrt. In seiner schwerfälligen Art war Hans Willins vor die halbfertige Maschine hingetreten; dabei sagte er in seinem lärmenden Ton:

„Bravo! Sie sind ja sehr fleißig. Ich sage Ihnen gleich, daß ich nicht gekommen bin, um Ihre Arbeit vielleicht zu kontrollieren. Das fällt mir nicht ein! Ich möchte nur bezüglich des Motors noch Fragen stellen. Die Franzosen verwenden wassergefüllte. Wollen Sie das nicht auch versuchen?“

In einer nachfolgenden Diskussion erklärte nun Anton Moos sein Urteil und warum er sich für den von ihm selbst entworfenen Motor entschlossen hatte.

Dabei war Hans Willins ein aufmerksamer Zuhörer. Aber ebenso eifrig suchte er Anton Moos zu widersprechen, der stets eine schlagfertige Antwort und einen Gegenbeweis für seine Angriffe fand.

Schließlich gestand Hans Willins:



Ein Baby-Wettbewerb in Berlin. Blick in den Auslosungsraum.

Gelegentlich der im Zellerhause zu Berlin stattfindenden Mütterkonferenz wird auch ein Baby-Wettbewerb abgehalten. Zu ihm waren über 600 Waisenkinder gemeldet, von denen am Freitag, den 21. Juli, 150 ausgelost wurden.

nach seinen Zeichnungen waren die hohlen, zerbrechlich leichten Holzstäbe geliefert worden. Die breiten Tragflächen seines Einbeckers waren schon fertig. Mit Stahldrähten hatte er die Verbindung mit dem Höhen- und Seitensteuer gestellt.

Von den ersten praktischen Versuchen trennte ihn nur noch die endgültige Lieferung des nach seinen Angaben und Plänen auszuführenden Motors, der dem Propeller die zum Emporkommen erforderliche Tourenzahl geben mußte.

Drei Wochen waren seit dem Tage verstrichen, da er den Schuppen bezogen hatte.

Sein Haar war zerzaust; die blaue Monteurbluse, die er bei der Arbeit benützte, war schmutzig und voll Delflecken; auch seine Hände waren schwarz und berußt.

Wohl zum hundertsten Male hatte er seine Zeichnungen in der Hand und verglich diese mit der Ausführung.

Nichts fehlte!

Nur in einem Punkte hatte er gegenüber seinen Plänen eine Aenderung vorgenommen; während er anfangs den Führer des vor dem schweren achtzig Pferdekraft starken Motors geplant hatte, verlegte er diesen nunmehr hinter den Motor. Im Falle eines Unglücks sollte schließlich nicht der schwere Motor den Lenker erschlagen.

Vielleicht kamen nur noch ein paar Tage in Betracht, die ihn von der letzten Probe trennten.

„Gut! Sie scheinen doch recht zu behalten. Im übrigen erhalten Sie bereits in drei Tagen den Motor.“

Hans Willins blickte um sich; dann sagte er leise, als fürchte er, von einem unsichtbaren Lauscher gehört zu werden:

„Behalten Sie aber im Interesse Ihrer Erfindung die Augen offen! Ich fürchte, daß bei uns Spione die Arbeit unsicher machen. Ich hatte ein Patent zur Anmeldung kommen lassen, ich hatte nur noch gezögert, um es noch einmal praktisch zu versuchen, aber in zweimal vierundzwanzig Stunden war meine Erfindung in England aufgetaucht, eine genaue Kopie meiner eigenen, die jetzt, da mir die Engländer zuvorgekommen sind, wertlos geworden ist.“

„Und Sie glauben, daß Ihr Geheimnis verraten worden ist?“ forschte Anton Moos, dessen Interesse sofort rege geworden war.

„Ich weiß, daß jenes englische Patent auch den einzigen Fehler meiner Erfindung besitzt, den ich gerne beseitigt hätte, was mich zu einem längeren Zögern veranlaßt hatte.“

„Haben Sie irgendwelchen Verdacht?“

Hans Willins zog die Schultern hoch:

„Verdacht? Sie kennen meine Leute! Munsmann, Stark, Kranta und Berlogsch. Trauen Sie einem dieser vier einen Verrat zu?“

„Nein!“ war die sofortige, rasche Antwort. „Ich würde für alle vier einstehen.“

„Nun, dann müßte ich die Sache an die Engländer verkauft haben, sonst hatte niemand etwas gewußt.“

Da schwieg Anton Moos.

Von den vier genannten Ingenieuren konnte er es nicht glauben; Hans Wilkins konnte aber selbstverständlich nicht in Frage kommen.

Etwas zögernd fragte er nur noch:

„Hatten Sie die Entwürfe stets eingesperrt?“

„Ja! Sie sind stets in einem diebstahlsicheren, feuerfesten Schrank gewesen. Wenn ich Interessenten die Sache zeigte, dann war ich immer dabei, so daß niemand einen so genauen Plan davon hätte machen können. Die Sache ist also ein Geheimnis. Nehmen Sie sich daher in acht! Ich habe Sie gewarnt. Das habe ich Ihnen noch sagen wollen.“

Dann ging Hans Wilkins.

Nach seinem Weggange war Anton Moos zu zerstreut, so daß er nicht sofort wieder mit seiner Arbeit beginnen konnte.

Was ihm Wilkins verraten hatte, das beschäftigte seine Gedanken zu lebhaft. Nach dessen Erzählung war sein Geheimnis verkauft worden; es konnte nur ein Vertrauensbruch begangen worden sein.

Aber durch wen?

Die genannten vier Ingenieure bürgten mit ihrem Namen.

Aber wie hatte es denn geschehen können?

Und wenn ihm das gleiche passierte?

Aber dazu schüttelte er den Kopf; es wußte ja niemand etwas von seinen Plänen. Außerdem war er selbst noch ein Unbekannter, der noch nichts geleistet hatte. Und an dem Tage, da sich seine Maschine zum ersten Male über den Boden erheben sollte, da würde er sich schon zu schützen wissen.

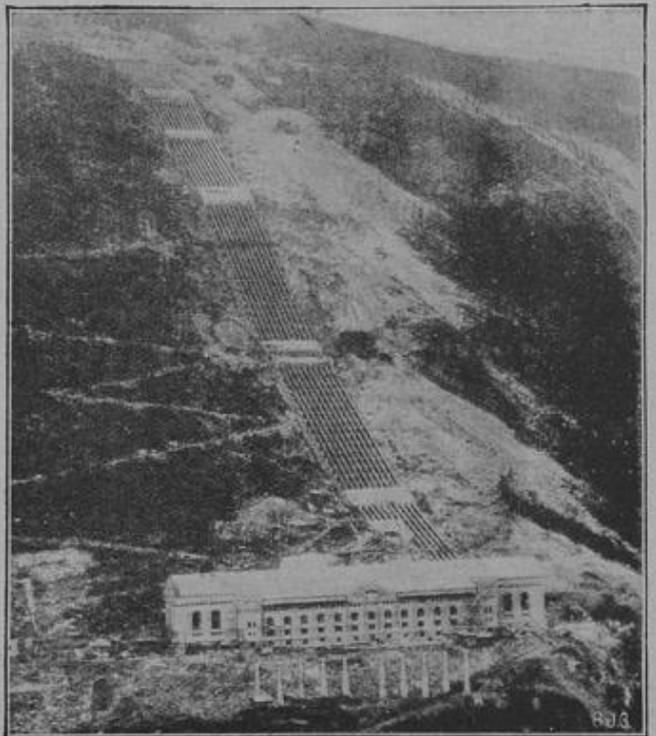
Er hatte ja nur wenige Menschen, mit denen er verkehrte; er hatte keine Freunde.

Er war stets für sich allein gewesen.

„Herr Moos! Wollen Sie mir nicht auch öffnen?“

Diese helle, tönende Stimme hatte ihn erschreckt.

An sie hatte er bei seiner Arbeit nie denken dürfen, wenn er nicht die Lust daran verlieren sollte; vor ihr war er zu dieser rastlosen Arbeit geflohen, denn es war ihm schlimm



Die größte elektrische Kraftstation der Welt.

Die Nitritfabrik Bemark in Schweden hat eine Kraftstation mit 145 000 PS. eröffnet. Die Kraft, von keinem anderen Werke übertroffen, wird dem Njulansfluß entnommen. Die elektrische Energie wird durch eine Fernleitung von zirka 5 Kilometern Länge der Fabrik zugeführt.



Der Streichelbrunnen.

In Charlottenburg ist ein Brunnen errichtet worden, dessen Becken mit lebensgroßen Enten aus Bronze geschmückt ist. Diese sind so lebenswahr modelliert, daß die Vorübergehenden oft stehen bleiben, um sie zu streicheln. Im Volksmunde erhielt der Brunnen daher den Namen „Streichelbrunnen“.

Wallfahrtskirche und Gnadenbild zu Werl i. W.

Es gibt wohl keinen Kult in der katholischen Kirche, der heftigere und häufigere Angriffe von den Segnern erfahren hat und noch täglich erfährt, als die Verehrung der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Aber es gibt auch keinen, der trotzdem — oder sollen wir sagen, gerade deswegen — von den Gläubigen in aufrichtigerem Bedürfnis, mit größerem Eifer und tieferer Inbrunst gepflegt wird. Man wird kaum ein wahrhaft katholisches Haus finden, das davon nicht be-
redies Zeugnis ablegt, noch weniger ein Gotteshaus, in dem nicht eine Stätte besonders der Himmelkönigin gewidmet ist. Vor allem aber hängt das gläubige katholische Volk mit unauslöschlicher Liebe an den geweihten Plätzen, an denen nach seiner Ueberzeugung die dem Herzen und Throne Gottes am nächsten stehende Mutter unseres Erlösers vorzugsweise verehrt sein will und verehrt wird. Wie viele Tausende und Abertausende pilgern Jahr für Jahr in Demut und Glauben zu ihnen hinaus, zu bitten und zu danken.

Wir kennen sie wohl alle, diese Gnadenstätten, deren wir ja auch in Deutschland eine große Zahl besitzen, und wir kennen wohl alle auch das erhebende Bild, das sich an ihnen an den Wallfahrtstagen immer und immer wieder entwickelt. Viele unserer Wallfahrtsorte bliden auf eine lange und ehrwürdige Geschichte zurück, und wenn in dieser Geschichte ein besonders denkwürdiger Tag wiederkehrt, dann will es frommer Brauch und schöne Sitte, daß er mit besonderem kirchlichem Pomp, aber auch mit besonderer gläubiger Innigkeit begangen wird. Die Krönung des Gnadenbildes pflegt den Höhepunkt dieser Feier zu bilden, die man miterlebt haben muß, um sie in ihrer ganzen Herrlichkeit und Bedeutung



zu ermessen. Und ein solcher Festtag war vor acht Tagen dem Gnadenorte Werl beschieden. Unübersehbare Pilgerzüge stellten sich dazu ein, an ihrer Spitze Kirchenfürsten, wie Kardinal und Erzbischof Dr. Antonius Fischer von Köln, der in den letzten zehn Jahren mehrere Gnadenbilder Westdeutschlands, so die in Telgte und Hardenberg, feierlich gekrönt hat, die Bischöfe Dr. Schulte von Paderborn und Döbbing von Sutri, der erwählte Bischof Dr. Felix von Hartmann aus Münster, der Benediktinerabt Joseph v. Gerleve, viele Prälaten usw. Die große Wallfahrtskirche, ein imposanter Bau im Basilikaстил, deren Bild wir nebenanstellend bringen, war viel zu klein, auch nur einen kleinen Prozentsatz der herbeigeeilten Gläubigen zu fassen, ja selbst der Marktplatz bot ihnen nicht Raum genug, so daß der Alt der feierlichen Krönung des Gnadenbildes, den auch hier Se. Eminenz Kardinal Dr. Fischer persönlich vornahm, auf die riesige Schützenwiese vor dem Orte verlegt werden mußte. Zuerst setzte er dem Jesuskinde und dann der Madonna mit Juwelen geschmückte, kostbare Kronen auf. Nach der Festpredigt wurde das Bild wieder in die Wallfahrtskirche in feierlicher Prozession überführt und auf seinen schönen Thron auf dem marmornen Marienaltar gesetzt.

700 Jahre lang wird dieses Gnadenbild bereits von den Gläubigen verehrt; davon die längere Periode in Soest, seit 250 Jahren in Werl, wohin es vor einem Viertelsjahrtausend übertragen wurde. Es steht unter der Obhut frommer Franziskanermönche, die in der herrlichen Gnadenkirche eine würdige Stätte der Andacht für die Pilger geschaffen haben.



genug, daß er ihr in seinen schlaflosen Stunden nicht ent-
rinnen konnte.

Und nun kam sie auch noch, ihn bei seiner Arbeit auf-
zustoßen.

Die Zähne bißen auf die Unterlippe; es schien, als
zögerte er, als wäre er unentschlossen, was er beginnen
sollte. Dann schritt er rasch zur Tür hin.

„Doch! Sehr gerne sogar!“

Und in den Schuppen herein trat Frieda Wilkins.

„Papa hat mir davon erzählt. Und ich habe mich sehr
gewundert, daß Sie mir gar nichts mehr davon mitteilten.
Früher hatten Sie mir mehr anvertraut.“

„Ich — ich — hatte — hatte viel zu arbeiten.“

Er hatte erst nach einer solchen Ausrede suchen müssen;
er fühlte selbst, daß diese mißglückt war und daß er keine
ungünstigere hätte finden können.

„Hatten Sie das sonst nicht getan?“

„Ja! Doch!“

Sonst wußte er nichts.

„Warum sind Sie denn so ganz anders geworden? Wo-
durch habe ich so plötzlich Ihr Vertrauen verloren?“

„Sie haben es nicht verloren.“

Dabei wußte er ihrem Blick auszuweichen und seine
Augen irrten zu den ungezählten flimmernden Sonnen-
stäubchen hin, die vom Fenster her flirrten.

„Seit drei Wochen arbeiten Sie bereits Ihre Maschine
ist nahezu fertig, und Sie haben nicht ein einziges mal
mehr den Weg zu mir gefunden. Sie wissen, daß Sie nie
ein ungebetener Besucher waren, und Sie hatten doch keine
Stunde mehr für mich übrig. Habe ich Sie irgendwie
gekränkt?“

„Nein!“

„Warum denn das alles?“

„Ich hatte nie daran gedacht, daß Sie das so viel
interessieren würde. Es gibt doch Dinge, die Sie mehr
fesseln.“

Dabei kam ihm alles in den Sinn.

Er dachte an das mit Gabriella Bondritscheff belauschte
Gespräch und hatte die brennende Röte damals in ihrem
Gesicht nicht vergessen, als von Louis Helder's Liebe ge-
sprochen wurde. Er hatte also nichts zu hoffen! Und da
war es denn am besten, wenn er nur mit seiner Arbeit
allein blieb.

Aber das konnte er ihr nicht sagen! Sollte er ihr ver-
raten, was er in einem einzigen Augenblick einmal ge-
hofft hatte?

Sollte er dann noch ihren Spott fühlen?

Vielleicht schätzte sie ihn wie einen Freund! Vielleicht
achtete sie in ihm den treuen Arbeiter ihres Vaters!

Damit aber konnte er nicht zufrieden sein.

Das andere jedoch durfte er nicht hoffen.

So war es am besten, grausam ein Ende zu machen.

Das waren seine Gedanken gewesen, während er ein
paar Sekunden zögerte.

Dann sagte er noch:

„Sie haben auch recht! Sehen Sie nur diese beruhten
Hände an! Diese schmierigen Vellfäden. Glauben Sie,
daß solche Hände den Tennisschläger führen könnten? Und
dann eigne ich mich auch gar nicht zu Redensarten. Auf
mich hören Sie vielleicht gerne; aber wenn noch andere
zugegen sein würden, vielleicht Fräulein Bondritscheff, oder
deren Bruder, oder jener Herr Louis Helder, dann würden
Sie bei diesen nur ein spöttisches Lächeln sehen und sich
meiner Gesellschaft schämen.“

„Glauben Sie das wirklich?“

In einem Augenblick schien es ihm, als zitterte ihre
Stimme, als klinge darin ein Ton, dem er vertrauen
könnte.

Aber dann strich er mit der Hand über die Stirne, als
müßte er lästige Gedanken vertreiben.

Fort! Er wollte sich nicht wieder von neuen Hoffnungen
betören lassen.

Was ihn lockte, diese mit dem goldenen Haar, kam für
ihn aus einer anderen Welt, in der er sich nie wohlfühlen
würde.

„Vielleicht glauben Sie nicht daran!“ war dann seine
Entgegnung. „Aber es ist so! Sie fühlen es wohl jetzt
nicht. Aber einmal wird es doch kommen. Schließlich
sind Sie Frieda Wilkins und die Erbin von Millionen. Ich

aber bin nichts. Gar nichts! Das werden Sie einmal
empfinden. Und da ist es gut, jetzt schon den Zwischenraum
bestehen zu lassen, der doch da ist. Wenn Sie natürlich
meine Maschine sehen wollen, dann werde ich sie Ihnen
stets erklären. Es ist dies ja meine Pflicht.“

„Und deshalb werden Sie es tun?“

Ein Zögern. Sekundenlang, als suchte doch noch ein
anderes Gefühl die Ueberlegenheit zu gewinnen.

Da nickte er:

„Ja!“

„Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit. Aber ich
werde Ihnen gewiß nie wieder lästig fallen.“

Dann lehrte sie ihm den Rücken zu.

Er sah sie fortgehen.

Vielleicht konnte er sie noch zurückrufen? Aber wozu?
Um einer törichten Hoffnung willen, die nie Wahrheit
werden konnte?

Sie liebte ja doch den anderen mit den gepflegten, weißen
Händen, mit den süßen Worten — —
Und er ließ sie gehen.

Dann streckte er sich, wie einer, der eine Last von sich
geworfen hat.

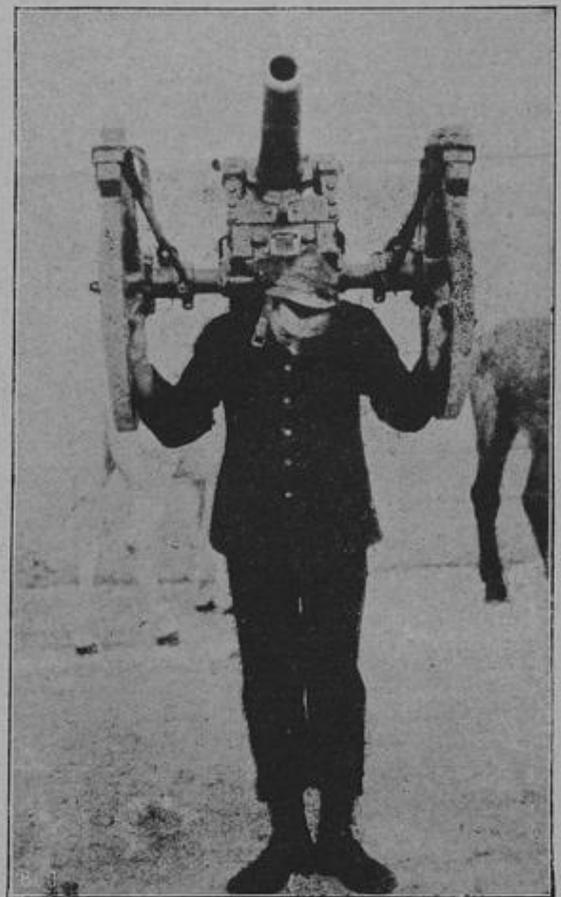
Aber seine Hand zitterte noch unmerklich, als er dann
nach den seinen Leitungsdrähten griff; und dabei hatte er
nicht einmal sehen können, wie sie nun mit todtblassem,
weitem Gesicht weiterging, und nicht hören können, was
ihre Stimme gemurmelt hatte:

„Ich habe ihm doch nichts getan! Ist er denn blind
gewesen? Und taub? Oder sollte Louis Helder doch recht
gehabt haben?“

Davon wußte er nichts.

Und doch zitterte seine Hand so sehr, daß die Drähte
singend aneinander streiften.

(Fortsetzung folgt.)



Der athletische Artillerist.

Der bekannte italienische Athlet Domenico Bettetto genügt
zurzeit seiner Militärpflicht. Zur Verwunderung seiner
Kameraden trug er das 370 Kilo schwere Berggeschütz auf
dem Rücken davon.

„Russisch“.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

Es war köstlich langweilig in Bad Föhrenhall. Ganz wie mein braver Hausdoktor es für meine überangestregten Nerven gewünscht hatte. Selbst der „gelbe“ magere Geiger, der fünf Jahre bei einem russischen Großfürsten Hauskapellmeister gewesen war und aus dieser Periode allerlei romantische Räubergeschichten zusammenzulügen liebte, konnte mich keine vierundzwanzig Stunden interessieren.

Ich vergrub mich in die Einsamkeit. Das heißt, wenn es mir gelang, den würdevollen, sich straff haltenden Fünziger zu umgehen, der mir beim Frühstück ein paarmal gegenüber gesessen hatte und sich dadurch verpflichtet fühlte, mir beim Spazierengehen Gesellschaft zu leisten. Er hatte etwas mehr Redebedürfnis, als das meinen bescheidenen Ansprüchen zusagte. Aber sein beinahe kindlich werbendes Lächeln, sowie seine lebenswürdige Art beim Erzählen entwaffneten mich jedesmal. Er war weit und oft gereist, wußte in aller Herren Ländern so ziemlich Bescheid, plauderte von Paris und Bordeaux so orientiert wie von Warschau, Moskau oder Odessa, ja selbst Amerika war ihm nicht fremd, obgleich sein Wissen ziemlich oberflächlich anmutete, wie ich durch gelegentliche Zwischenfragen feststellte.

Eines Tages nannte er auch seinen Namen: Professor Ampeli. Ich erwiderte die Höflichkeit und fragte dann, weniger neugierig, als eine etwas gähnsüchtige Pause zu beenden:

„Geograph, Herr Professor?“

„Halb und halb das auch!“ entgegnete er lächelnd und ohne jede Verlegenheit.

„So sind Sie in der Hauptsache Philologe?“

„Wenigstens spreche ich alle europäischen Kultursprachen!“ rühmte er sich, nicht ohne Stolz.

„Das ist phänomal!“ sagte ich voll Bewunderung. „Alle? Perfekt?“

Er nickte, sicherlich mit einem heimlichen inneren Lachen über mich Stümper, der von den meisten dieser Idiome keine Ahnung hatte.

Von da an hatte ich einen Respekt vor meiner neuen Badebekanntschaft.

Eines Mittags — ich hatte in meiner Hängematte zwischen der mächtigen Föhrengruppe im Kurgarten just mein Verdauungsschlässchen beendet, traf ich vor dem Kurhaufe eine Gruppe aufgeregter Menschen, Kurgäste, Kellner, Hausdiener, den Kurhauswirt mitten unter ihnen, die dem lebhaftesten Redestrom einer hübschen, schwarzlockigen und glühäugigen Dame lauschten, zu jedem Satze aber, der ihren gewölbten roten Lippen entschlüpfte, ratlos die Köpfe schüttelten.

„Ach, wenn Sie uns doch helfen könnten!“ rief mich der Wirt an.

„Ja, was gibt's denn hier?“ forschte ich, nicht ohne Interesse für die hübsche Fremde.

„Die Dame ist eine Russin, die kein Wort Deutsch versteht! Aber auch kein Wort! Und von uns hier versteht wiederum kein Mensch ein Wort Russisch!“ erklärte er.

„Ich auch nicht!“ sagte ich, kleinlaut und beschämt. „Aber da ist doch der russische Geiger, der . . .“

„Der ist heute mit der Kapelle ja nach Dornstetten beurlaubt und kommt erst morgen zurück!“

Da fiel mir Ampeli ein.

„Ober, geh'n Sie mal nach hinten zu den Riesenföhren,“ wandte ich mich zu dem Beherrscher der Pissolos, „und bitten Sie den Professor Ampeli, hierher zu kommen. Der Herr spricht, Gott sei Dank, alle europäischen Sprachen!“

Und Ampeli kam. Schnell legte ich ihm die Situation klar. Er nickte nur und wurde ein wenig rot. Dann aber wandte er sich mit einem schönen Lächeln an die Fremde, machte ihr eine sehr artige Verbeugung und sprudelte darauf einen langen Satz in einem mit vielen Konsonanten gepolsterten Idiom hervor.

Das also war Russisch. Ganz ohne Zweifel. Denn das hübsche Geschöpf veränderte schon bei den ersten Worten ihren bekümmerten, halb verzweifelt gewesenen Gesichtsausdruck, reichte dem Professor die Hand und lachte glücklich.

„Großartiger Sterk!“ dachte ich, stolz auf seine Bekanntschaft und nickte dem Wirt gönnerhaft zu. Da jedoch änderte sich plötzlich das Mienenspiel des schönen Kindes. Ganz deutlich huschte ein ungemessenes Erstaunen über die eben noch strahlenden Züge.

Hatte ihr Ampeli eine Hiobsbotschaft kundgetan? Zerstörte er Hoffnungen, die sie hierher geführt haben mochten? Pausenlos redete er auf sie ein, offenbar um ihr Mut zuzusprechen, während ihre schönen Augen sich ängstlich weiteten. Unsicher folgten ihre Blicke in die Runde, um dann plötzlich wieder auf dem Professor haften zu bleiben, dessen Beherrschung des russischen Idioms geradezu unheimlich erschien.

Plötzlich überfiel sie ein schreckhaftes Zittern. Sie tat einen Aufschrei, griff sich voll Entsetzen mit beiden Händen an die Schläfen und stürzte davon, im Laufe noch grauen- erfüllte Blicke auf den Sprecher zurücksendend.

„Was haben Sie ihr denn so Gräßliches mitgeteilt, Herr Professor?“ fragte ich.

Er legte behutsam den Finger an die Lippen, sah mich eine Weile geheimnisvoll an und führte denselben Finger dann bezeichnend gegen die Stirnmitte.

„Ah!“ rief man im Kreise ringsum und nickte verständnisvoll. Bei Föhrenhall war nämlich eine Heilanstalt für Geistesgestörte. Nun wußte man alles. Natürlich! . . . Und der Wirt telephonierte ohne Verzug an den Anstaltsleiter . . .

Es war aber trotzdem ein Irrtum gewesen. Als der interessante Großfürstigeiger am nächsten Tage von der Geschichte erfuhr, eilte er spornstreichs in die Heilanstalt, um die ihm nachgereiste Wirtschaftsbelevin von den Gütern seines Großfürsten zu befreien. Denn wenn sie auch krank war, so sah es ihr doch mehr im Herzen als im Kopf und war nur durch Zärtlichkeit und nicht durch Kaltwasser- douchen zu heilen. Und am Abend gab es eine richtige Verlobung.

Der Geiger aber als Dolmetscher verriet mir, was Professor Ampeli dem hübschen Flüchtling alles vorgeplaudert hatte.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen!“ hatte er begonnen. „Ich bin der Professor Ampeli aus Paris! Vor allerhöchsten Herrschaften schon habe ich meine Künste zeigen dürfen. Und es wird mir ein Vergnügen sein, auch Sie in die tiefsten Geheimnisse der Magie einzuführen!“

Gleich hinterher hatte er ein anderes Register gezogen: ob sie ein Taschentuch bei sich habe. Es brauche nicht einmal ganz sauber zu sein. Dann hatte er in süßen Tönen um ihre Taschenuhr gebeten, um sie in einem Mörser zerkleinern zu dürfen. Zuletzt aber war er noch viel unheimlicher geworden: „Haben Sie nicht Lust, sich von mir den Kopf herunterzuschneiden zu lassen?“ hatte er sich erkundigt. „Nur, bitte, nicht ängstlich. Es tut gar nicht weh. Und nachher leim ich ihn wieder auf, daß kein Mensch etwas merken soll.“

Da hatte sie voll Grauen die Flucht ergriffen . . .

Ich war im ersten Augenblick verduht über diese Enthüllungen. Aber schon dämmerte auch die Erkenntnis auf in mir, was mein reißeliger Professor in den verschiedenen Ländern betrieben hatte, und wie weit er aus den beruflichen Gründen heraus, die sämtlichen Kultursprachen Europas beherrschte. Er hatte sich zweifellos wie weiland Doktor Faustus, „der Magie ergeben“ und die nötigen Phrasen für einen Vorstellungszauber „mit heißem Bemühen“ eingetrichtert.

Von dieser Erkenntnis bis zu einem frischen fröhlichen Lachen war nur ein Schritt.

So heiter war ich lange nicht gewesen, und Föhrenhall war eigentlich ein ganz belustigender Platz! . . .

Ampeli freilich war verschwunden. Ein Telegramm habe ihn nach London gerufen, ließ er mir mit seinem Abschiedsgrüße durch den Kellner mitteilen. Aber das Amüsement über sein wundervolles „Russisch“ erneuerte sich noch manchen lieben Tag.

Von Rechts wegen hieß Ampeli übrigens Hampel und stammte aus einem Berliner Vorort. Aber wer die sämtlichen Kultursprachen Europas so beherrscht, hat entschieden das Recht, sich zu italienisieren und selbst Nirdorf gegen Paris einzutauschen. In dieser Frage stehe ich ganz auf seiner Seite! . . .

Sinnspruch.

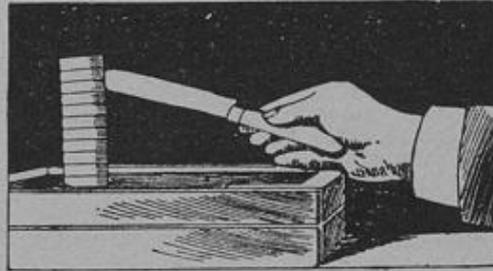
Nicht Hochmut nicht Leichtfinn —
die hat ein jeder Trost —
Doch hoher Mut und leichter Sinn
beleben Herz und Kopf.



Zur Unterhaltung.



Der Zauberer in der Familie.



Das Prinzip der Schwere und des Gleichgewichts, dargestellt mit Damesteinen. Führt man, möglichst mit einem Messer, einen schnellen Schlag gegen den unteren Stein, so schießt er aus der Reihe und der nachfolgende Stein nimmt seinen Platz ein, ohne daß das aus aus Steinen gebildete Türmchen einstürzt.

— Der kluge Bauer. In Ungarn kam ein Bauer einmal mit seinem Sohn vor eine Kanzlei, auf deren Tür ziemlich unleserlich geschrieben stand: „Alle Freitag ist hier Amtstag.“ Der Bauer, der selbst nicht lesen konnte, ließ sich von seinem Sohn die Inschrift erklären, und dieser brachte endlich heraus: „Alle Freitag ist hier Samstag.“ — „Schau, schau,“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, „schon wieder eine neue Einrichtung! Wo das nur noch alles hinausfoll!“

Der betäubte Professor. Ein Professor der Chemie hatte im Kollegium eine elektrische Batterie gefüllt und sagte zu seinen Zuhörern: „Sehen Sie, meine Herren, die Füllung dieser Flasche ist so stark, daß sie imstande ist, einen Menschen zu töten und einen Ochsen zu betäuben.“ Unversehens kam bei diesen Worten der Professor der Batterie zu nahe, sie entlud sich und warf ihn zu Boden. Die Studenten sprangen hinzu, um ihm beizustehen, allein es war unnötig, denn mit den Worten: „Gott sei Dank, ich war nur betäubt,“ raffte sich der Professor wieder auf.

*



Rätsel-Ecke.



Begierbild.



Wo ist der unheimliche Lauscher?

Logogriph.

Einer Göttin raubte ich das Herz,
Setzte ihr dafür ein neues ein,
Und sieh' da, aus ihrem Auge strahlt
Es entgegen mir in mildem Schein.
Eine Blume hielt sie in der Hand,
Die erblüht am sumpfigen Uferrand.

Kettenrätsel.

Aus nachstehenden 10 Silben:
de do la le li ma men mi no to sind fünf dreisilbige
Worte dergestalt zu bilden, daß die letzte Silbe des fünften
Wortes sich mit der ersten des ersten Wortes deckt.
Die fünf Worte bedeuten: 1. Spanische Provinz, 2. Spiel,
3. Völkervorm, 4. Name aus dem alten Testament,
5. Klagegeschrei.

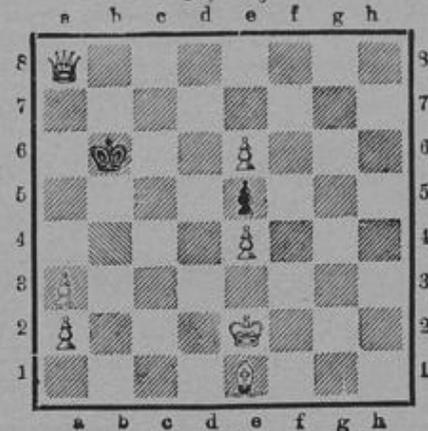
Bisitenkarten-Rätsel.

Alfred Gerte
Brieg.

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Afghanistan.

Skataufgabe:

Vorhand: G, K, O, 9, 8, 7, R, O, S, 10, 9, 8, 7.

Hinterhand: G, W, R, D, 10, K, 9, 8, 7, S, D, K, O.

Im Skat: G, D, 10.

Das Nullspiel ergibt sich von selbst, bei Großspiel zieht Vorderhand G, K und Hinterhand macht auf seinen Wenzel einen Stich.

Silbenrätsel: Schadenfreude.

Logogriph: Fasten, Kasten, Lasten, Masten, Lasten.

Begierbild: Die großen Blätter im rechten Teil des Bildes bilden Körper und Flügel des Papageis.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 35.

Sonntag, 27. August.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

6.

Weil seine Hand doch nicht mehr so ruhig wie vorher werden wollte, hatte Anton Moos seinen Arbeitsschuppen früher als sonst verlassen; er versperrte die Türe mit einem Vorhängeschloß und trat dann zu der Gießerei hinüber. Aus dieser heraus drang das laute Lärmen der Arbeit. Der hohe lange Hallenraum war wie von einem roten, glühenden Nebel erfüllt, in dem die Arbeiter mit den nackten Oberkörpern wie Schatten aussahen.

Anton Moos ging vorüber.

Dort drüben wußte er den Tennisplatz; aber er wandte den Kopf gar nicht nach dieser Seite.

Ihm war es, als müßte er dort nur Frida Wilkins und Louis Helder sehen.

Und von diesen zweien wollte er frei werden, frei durch seine Arbeit.

Er war zur Stadt hinausgegangen und zu dem Pfahlberg hinaufgestiegen, einer kleinen Hügellette im Süden der Stadt. Von dort oben sah er dann das Häusermeer, aus dem die Türme der Kirchen aufstiegen, die Kuppeln von St. Lukas. Sein Auge suchte die Werkstätten von Wilkins. Wie eine kleine Stadt in der Stadt, so groß und weit streckten sich diese aus.

Er glaubte sogar seinen Schuppen zu erkennen, und das Blachfeld der Seilerwiese.

Dort würde er seine ersten praktischen Versuche unternehmen.

Und wenn er dann in Kreisen emporsog, um über seine Stadt hinwegzuschweben, dann würde dies wirklich seine Stadt sein, in der von allen nur sein Name genannt wurde. Und dann würde er immer größere Kreise ziehen, bis er mit seiner Erfindung überall anerkannt würde.

Er baut sich Luftschlösser. Und ehe er es noch gewollt hatte, lebten in seinen Phantasien auch Menschen.

Da leuchtete schon wieder das goldene Haar. Und dieser Traum würde doch nie zur Wahrheit werden. Auf einem Umwege war er heimgelehrt. Auf dem Tische, der mit einer gelben Wachsdecke überzogen war, hatte ihm seine Mutter schon das Abendessen bereitgestellt.

Wie Tag für Tag lag der gelähmte Vater im Lehnstuhle, wie ein versteinertes lebloses Bild, von dem nur die rastlos irrenden Augen daran erinnerten, daß die Gedanken in dieser Körperhülle vielleicht nur um so anstrengender schafften. Anton Moos sah nur sehr wenig.

Als er dann am Fenster saß und die Abendzeitung durchblätterte, begann seine Mutter zu erzählen:

„Du, Anton, Onkel Prüller war heute zu Besuch da.“

„So!“

„Er hat auch nach dir gestragt.“

„Hm! Sonst war er doch nie mein Freund gewesen.“

„Ja! Ja! Aber Berta hat Grüße an dich ausgerichtet.“

„Meine Cousine Berta?“

Unwillkürlich huschte dabei ein Lächeln über das Gesicht von Anton Moos. Er war mit seiner Cousine aufgewachsen, trotzdem diese um ein Jahr älter als er war; sie hatten sich dabei wie zwei Geschwister vertragen; sie hatten stets miteinander gestritten. Er mußte an ihre Gestalt denken, an ihre Länge, denn sie überragte ihn um einen Kopf. Dabei war gar nichts Reizvolles an ihr. Und seine Cousine hatte Grüße an ihn sagen lassen?

Seine Mutter nicht.

„Ja! Schließlich seid Ihr ja wie Bruder und Schwester aufgewachsen.“

„Wie Hund und Kase.“

„Na, ja! Kinder streiten immer und vertragen sich auch immer wieder. Und Berta war doch eigentlich nie schlimm. Sie war stets ein gutes Ding und ist es gewiß auch geblieben.“

Und Anton Moos hörte kaum darauf hin.

Aber die Mutter begann wieder davon zu erzählen:

„Dann sagte Onkel Prüller auch, daß er wieder einmal geerbt hätte. Seine Schwester Friederike ist gestorben. Da möchte er natürlich noch für Bertha sorgen.“



Pius X.

Neuestes, kurz vor seiner jetzt glücklich überwundenen Erkrankung aufgenommenes Porträt.

„Das kann er ja.“
„Gewiß! Schließlich ist Berta gar keine schlechte Partie. Er wird ihr eine vollständige Aussteuer mitgeben. Das Haus in Bondorf und noch sechzigtausend Mark. Später, wenn er einmal stirbt, wird sie noch das Doppelte erhalten.“

„Das ist ja gut. Dann wird Berta doch nicht in Verlegenheit kommen.“

„Das nicht! Es waren auch schon viele Bewerber bei Onkel Priller gewesen. Aber Berta will nicht jeden.“

„Da muß sie sich aber sehr geändert haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie schöner geworden sein kann.“

„Häßlich ist sie ja nicht.“
„Das ist Ansichtssache. Es mag welche geben, die sie vielleicht schön finden.“

„Da meinte Onkel Priller — —“
Aber dann schwieg die Mutter.

Und erst jetzt waren Anton Moos ihr Benehmen und ihre Reden aufgefallen; er legte die Zeitung beiseite und fragte:

„Was meinte er?“
„Er meinte, daß du — du doch eigentlich ein viel zu kluger Kopf wärest und doch viel mehr verdienen könntest, wenn du selbständig wärest. Das könntest du aber sehr leicht. Er würde dir auch noch hunderttausend Mark als Betriebskapital geben, wofür du ihm nur dreiundeinhalb Prozent zu zahlen brauchtest.“

„Noch! Warum noch?“
„Nun ja und das andere, die sechzigtausend Mark.“

„Ah! Jetzt verstehe ich. Und das Haus in Bondorf und Berta dazu. Aber laß das, Mutter. Du bemühst dich doch umsonst.“

„Ich meinte ja nur, es wäre wohl auch für Vater gut, wenn wir ihn von hier fortbringen könnten. Und dann hättest du doch auch das Geld für deine Erfindung. Onkel Priller sagte, Berta könnte gewiß noch ein Duzend Partien machen, aber sie habe es sich einmal in den Kopf gesetzt — —“

Anton Moos warf einen schnellen Blick zu seiner Mutter hin:

„Haßt du es dir nicht auch in den Kopf gesetzt?“
Die alte Frau lehrte ihm den Rücken zu; dabei murzte sie halbblau:

„Je nun, ich denke, du solltest dir die Sache doch etwas überlegen.“

„Laß das meine Sache sein, Mutter.“
Und er stand auf und suchte sein Zimmer auf.

Dort konnte er ungestört sitzen und grübeln. Und nun belebten seine Gedanken zwei Frauengestalten. Frida Willins und Berta Priller. Er brauchte keine Vergleiche zu ziehen. Nur an ihr goldenes, wie Sonnenlicht strahlendes Haar brauchte er zu denken und an die freischwebende Stimme seiner Cousine. Aber er wußte es doch: Was konnte ihm seine Liebe bringen? Tag um Tag die gleiche und stets gleiche und doch neue Enttäuschung, die Ahbelosigkeit seiner Träume und Hoffnungen, das Zittern seiner Hände, wenn in einer stillen Kammer seiner Gedanken das leiseste Erwähnen an Frida Willins aufstieg. Die Verbitterung an seiner Erfindung, die ihn vorher doch glücklich gemacht hatte, und das Bewußtsein, daß er sich selbst nicht aus dem Vanne losreißen konnte.

Nie war es ihm so sehr bewußt geworden, daß er Frida Willins liebte.

Anton Moos stand im dunklen Zimmer am Fenster. Die Straßen draußen waren von einem leichten Nebel erfüllt. Er preßte die Lippen aufeinander.

Noch nie hatte er es so schwer empfunden, daß diese Liebe zugleich hoffnungslos sein mußte. Nicht deshalb, weil er vor einem Kampfe erschreckt wäre! Er hätte alles gewagt. Deshalb, weil sie einen ander liebte, jenen Louis Helder.

Den Glücklichen!
So nannte er ihn in seinen Gedanken.

Wie aber konnte er frei werden? Wie konnte er die Ruhe zur Arbeit wiederfinden?

Von allen Hoffnungen mußte er sich losreißen, die Liebe abschütteln wie eine unbequeme Last, um nur den Verstand arbeiten zu lassen. Sein Herz betäuben! Er hatte Vater und Mutter, er war nur einer von den vielen, die nur das Recht zur Arbeit besitzen, aber nicht das Recht am Glück.

Er mußte ihren Namen in seinem Gedächtnisse ausbrennen, auslöschen, daß er ihm nicht mehr bedeutete wie irgend ein halbvergessenes Märchen.

Und dann arbeiten!

Der Erfolg mußte ihm dann ersetzen, was er eingefahrt hatte.

Der Sieg! Seine Erfindung.

Aber Frida Willins vergessen? Ihr Haar? Ihren Namen?

Wie? Wie? zerquälten sich seine rubelosen Gedanken.

Als er am nächsten Morgen in die große Stube hintergekommen war, wo die Mutter das Frühstück für ihn schon bereitgestellt hatte, da lagen dunkle Schatten unter seinen Augen, die schlaflose Stunden verrieten. Aber er trug den Sonntagsanzug.

Langsam, wie von Gedanken bedrückt, bestrich er ein Brötchen mit Butter.

Die Mutter hatte schon wiederholt wie besorgt zu ihm hingesehen; dann fragte sie:

„Wirst du denn heute nicht arbeiten?“
„Nein, Mutter.“

„Aber weshalb nicht? Wird Herr Willins darüber nicht zürnen?“
„Nein!“

„Aber, was willst du dann?“
„Ich werde mal — — nach Bondorf hinübergehen, zu Onkel Priller.“

„Du — du willst also — —?“
„Ja, Mutter, ja! Aber quäle mich jetzt nicht damit.“

„Ja, ich werde schon ganz stille sein.“
Und in ihrer Stimme klang ein lautes Jubeln.

Anton Moos aber trat ohne einen Gruß aus dem Zimmer.

Aus dem großen Zimmer waren nur seltene Laute zu hören; immer die gleiche monotone Stimme: *Faites vos jeux, Messieurs!* und dann das schnarrende *Nien ne va plus*. Dann klinkten die Geldstücke. Ab und zu ein Stühlerücken. Das Rollen der Kugel, wieder das Klirren von Geld und ein neues: *Faites vos jeux, Messieurs!*

Die Diener in etwas verschoffener Livree, an der nur die neuen Silberborden glänzten, gingen lautlos hin und her und trugen Erfrischungen in den Saal, Zigarren, Wein und Sandwichs.

Im Vorzimmer brannten die Glühbirnen; die schweren Fensterportieren waren dicht geschlossen, um möglichst wenig von dem Lichtschein auf die Gasse hinauszutragen. Aber ihr Schein fiel nur auf die Diener, die wortlos kamen und gingen.

Da traten zwei Herren aus dem großen Zimmer; beide trugen Frack und weiße Binde.

„Scheußlich!“ murzte der eine. „Die Bank hat heute wieder ein fabelhaftes Glück.“

„Vertieren Sie viel?“ forschte der zweite.

„Ich habe verhältnismäßig nicht allzuviel Wollte lassen müssen. Wer dort drüben — — er wies mit dem Finger über die Schulter zurück — — zugeesehen hat, wird begreifen, mit wessen Geld die Diener und alle Erfrischungen geboten werden.“

„Wem geht es am schlimmsten?“
„Helder.“

Der zweite zog seine Augenbrauen hoch:
„Woher nimmt dieser nur immer das Geld? Man hat doch schon mehr als ein halbdugend Male davon gesprochen, Louis Helder habe sich endgültig ruiniert. Und stets tauchte er immer wieder mit neuen Mitteln auf.“



Professor Dr. Stier-Somlo aus Bonn, der Studienleiter der ersten deutschen Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf.

Der erste nickte dazu:

„Ich weiß es! Glauben Sie, es werde nur einer fragen, wessen Geld er gewinnt?“

„Aber Louis Helder hat doch nichts.“

„Was kümmert das mich? Für mich ist es nun spät — oder vielmehr früh genug. — Ich werde ein andermal mein Glück wieder versuchen. Gehen Sie mit?“

Und beide gingen weiter nach dem Garderobenraum, wo eben die alte Beschließerin auf einem Stuhle eingenickt war.

Im großen Saal nahm aber das Spiel noch kein Ende. Die Augen der Spieler glänzten und folgten dem Laufe der Kugel im Roulette.

Die Bank hielt der Baron von Wettinghausen, eine elegante Erscheinung mit verlebten Zügen. Er war der Besitzer der kleinen Villa, in der sich jede Woche zweimal Gäste einfanden und nach einem reichlichen Souper nach dem Spielzimmer zurückzogen.

Baron von Wettinghausen, dessen Adel nicht ganz einwandfrei war, denn er sollte ihm angeblich vom Sultan verliehen worden sein, bewahrte eine stamenswerte Ruhe. Ohne mit der Wimper zu zucken, warf er die Kugel, ob er nun Gewinner oder Verlierender war. Seine langen, knochigen Finger warfen mit der gleichen Geschwindigkeit den Gewinnern ihre Beträge zu, mit der sie mit dem Rechen die verlorenen Gelder für die Bank einscharrten.

Unter den Spielern war Louis Helder, der eine Karte und eine Nadel vor sich hatte, um die gefallenen Serien zu verzeichnen; er setzte nur hohe Beträge. Sein Gesicht wies eine aschgraue Farbe auf.

„12 gewinnt.“

Die Verluste waren eingescharrt.

Die Gewinne hatten sich bald vor den wenigen eingestellt.

Da rief der Baron:

„Nach den bisherigen Gepflogenheiten hat das letzte Spiel um drei zu enden. Eben hatten wir das Klingeln der Uhr gehört. Also Schluss! Sie wissen, meine Herren, daß den Verlierenden die Bank am nächsten Mittwoch Rebanché gibt und von den Gewinnern eine solche fordert. Wer noch Mokka haben will, ist im Speisezimmer willkommen.“

Die meisten der Spieler atmeten wie erleichtert auf und folgten der Aufforderung des Barons von Wettinghausen. Louis Helder war wie in einem Traume noch ein paar Sekunden sitzen geblieben; dann richtete er sich auf und folgte den anderen.

Er hatte wieder verloren; er hatte daran geglaubt, er müsse das Glück doch einmal zwingen können, wie er auch sonst das Schicksal etwas zu beeinflussen verstand. Aber wenn er sich von einer Seite Geld verschafft hatte, dann flog ihm dieses wieder auf eine andere Art hinaus.

Er ging nicht nach dem Speisezimmer, sondern gleich nach der Garderobe; er wollte allein sein und nicht auf die bedauerlichen Redensarten über seine Verluste hören.

Eben trat er in die Stille der Nacht hinaus, als hinter ihm sein Name gerufen wurde.

„Louis Helder!“

Er wandte sich rasch um.

„Sie sind es? Wo kommen Sie um diese Zeit her?“

„Wo Sie auch waren!“

„Von dort oben?“

Ein kurzes Nicken; John Crawford war es, der sich nun Louis Helder anschloß.

„Neh hatte Sie gar nicht gesehen.“

„Das glaube ich Ihnen. Sie folgten zu eifrig der Roulettekugel.“

Dann gingen sie kurze Zeit schweigend nebeneinander her. Louis Helder fragte:

„Hatten Sie mich dort gesucht?“

„Ja!“

„Und weshalb?“

„Um nach verschiedenem zu fragen.“

„Was wäre dies?“

„Sie meiden bereits seit einiger Zeit das Haus Wilkins. Das geht gegen unser Interesse. Hat Hans Wilkins in jener Patentsache gegen Sie Mißtrauen geäußert?“

„Das ist ihm nicht eingefallen. Er ahnt ja gar nicht, auf welche bequeme Weise eine so genaue Kopie der Zeichnungen und Berechnungen erlangt wurde. An die Möglichkeit, daß in der einen Minute, da er abgerufen worden und ich allein war, sowohl von den Zeichnungen als den Aufzeichnungen mit meiner Geheimkamera eine photographische Aufnahme gemacht werden konnte, denkt er nicht.“

„Weshalb sind Sie dann ferne geblieben?“

„Ich hatte private Gründe dazu.“

John Crawford zog die Schultern hoch:

„Das geht mich nichts an. Sie wissen, was Sie unterzeichnet haben.“

„Ja! Ich soll nur ein Werkzeug in Ihrer Hand sein.“

„Sie werden also bei Wilkins bald wieder vorsprechen.“

Louis Helder schwieg einige Sekunden; dann brauste er auf:

„Ich kann doch nicht.“

„Warum?“

„Ich — ich hatte um meine Tochter geworben. Aber sie hatte mich abgewiesen. Nun kann ich doch nicht mehr hingehen.“

Und John Crawford fragte darauf:

„Wieviel haben Sie nur heute wieder verloren?“

„Es war mehr, als ich hätte verlieren dürfen.“

„Dann werden Sie von der letzten Summe für das Patent nicht mehr viel haben.“

„Leider.“

„Was werden Sie dann tun?“

„Ich habe doch von Ihnen noch etwas zu erhalten.“

„Sie irren sich. Sie handeln gegen mein Interesse, wenn Sie von dem Hause Wilkins ferne bleiben. Ich bin dann an die vereinbarten Abmachungen nicht mehr gebunden.“

Jetzt verstand Louis Helder erst die Absichten von John Crawford.

„Sie wollen mir also nichts mehr bezahlen?“

„Nein.“

„Aber ich kann doch nach dem, was dort geschehen ist, nicht wieder bei Wilkins erscheinen!“

„Sie hätten mich erst befragen sollen, ob ich Ihnen zu jenem Antrage raten werde.“

„Was aber soll ich nun tun?“

„Sie werden Mittel und Wege finden, um dort wieder zu verkehren.“

„Aber warum?“

„Ich habe davon gehört, daß einer von Wilkins' Ingenieuren mit einer Flugmaschine beschäftigt ist und demnächst schon die ersten praktischen Versuche stattfinden sollen. Darüber will ich Gewißheit haben.“

„Damit wird Anton Moos gemeint sein,“ erklärte Louis Helder.

„Ja! Sie werden wissen, daß Frankreich und Amerika auf diesem Gebiete den anderen Ländern voran sind. Nur England hat in der Eroberung der Luft noch nichts erreicht. Wenn also die Erfindung dieses Mannes gut und brauchbar ist, dann muß sie nach England übergehen. Das zu erreichen, ist Ihre Aufgabe.“

„Wie aber soll dies geschehen?“

„Auf irgend welche Weise. England bezahlt für eine brauchbare, leistungsfähige Flugmaschine eine halbe Million. Innerhalb zwei Tagen können alle Patente an einer solchen eingetragen werden.“

„Welche Bedingungen werden gestellt?“

„Die Maschine muß einen Dauerflug von mindestens einer Stunde, einen Höhenflug von hundert Metern und eine Tragkraft von zweihundertfünfzig Kilogramm leisten.“

„Gut.“

„Sie werden also tun, was ich wünsche?“

„Ja! Aber Sie werden mir dann einen Vorstoß darauf geben!“

„Erst dann, wenn Sie wieder bei Wilkins verkehren und wenn Sie mir über die Erfindung dieses Anton Moos genauen Bescheid geben können.“

„Einverstanden!“

Nun sprachen sie nicht mehr viel und nur über nebensächliche Dinge.

Die Gedanken Louis Helders schafften bereits an der Möglichkeit, wieder bei Wilkins vorzusprechen.

Er hatte ja die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Frida Wilkins doch noch für sich zu gewinnen. Wenn er nur erst darüber einmal Gewißheit erlangte, wer sein Rivale war, wer sein Nebenbuhler um die Gunst Frida Wilkins war. Wenn er diesen einmal kannte, dann war seine Aufgabe um vieles leichter.

Dann mußte dieser zugrunde gehen! Irgendwie! Dann würde er — Louis Helder — nicht ruhen ehe dieser nicht zugrunde gerichtet war. Sein Rivale mußte unscheinbar klein werden, er mußte verschwinden, und dann konnte er nochmals mit seiner Bewerbung um Frida Wilkins beginnen.

Aber vorher mußte er sich wieder den Zutritt im Hause Wilkins verschaffen.

Wie?

Darüber sann Louis Helder nach.
Das waren seine Gedanken, als er dann allein durch die Straßen ging.

Und während er in seinem Zimmer stand und sich langsam entkleidete, murmelte er halblaut:
„Ueber Nacht kommt Rat!“

Und Louis Helder schlief traumlos und ruhig, bis die Sonnenstrahlen des neuen Tages längst zwischen den Vorhängen hindurchhuschten und fast bis zu seinem Bette hindrangen.

Als er dann vor dem Spiegel stand und dort seine Toilette machte, während seine Vermieterin das Frühstück hereintrug, glitt ein Lächeln über sein glattrasiertes Gesicht.

Nun wußte er den Weg in die Villa Willins.

So ging es! Und auf diese Art verpflichtete er sich Frida Willins und auch ihren Vater zur Dankbarkeit.

Noch nie hatte ihm das Frühstück so gut geschmeckt. In der Freude über seinen guten Einfall ließ er sich das Diner in dem Hotel Bellevue, dem ersten in der Stadt, servieren.

Nachts aber war Louis Helder auf einem Wege, auf dem ihn niemand gesucht haben würde.

Weit im Westen der Stadt waren die Glendquartiere, die schmalen Straßenzüge mit den Mietskasernen, in die sich nicht allein die Armut, sondern auch das Laster und das Verbrechen verkroch.

In den schmalen Straßen brannten nur die flackernden Gaslaternen.

Louis Helder aber stieg die steinernen Stufen einer Kellertreppe hinunter, über der eine rote Laterne brannte. Es war dies eine Kellerkneipe.

Die wenigen Gäste schwiegen sofort bei seinem Eintreten und sahen voll Mißtrauen nach dem seltenen Gaste.

Louis Helder rief sofort nach dem Wirte:

„Ist der rote Heinrich noch nicht dagewesen?“

„Ne! Er wird wohl noch kommen!“

„Dann bringen Sie mir eine Flasche Wein. Ich muß auf ihn warten.“

„Ein Geschäft woll?“

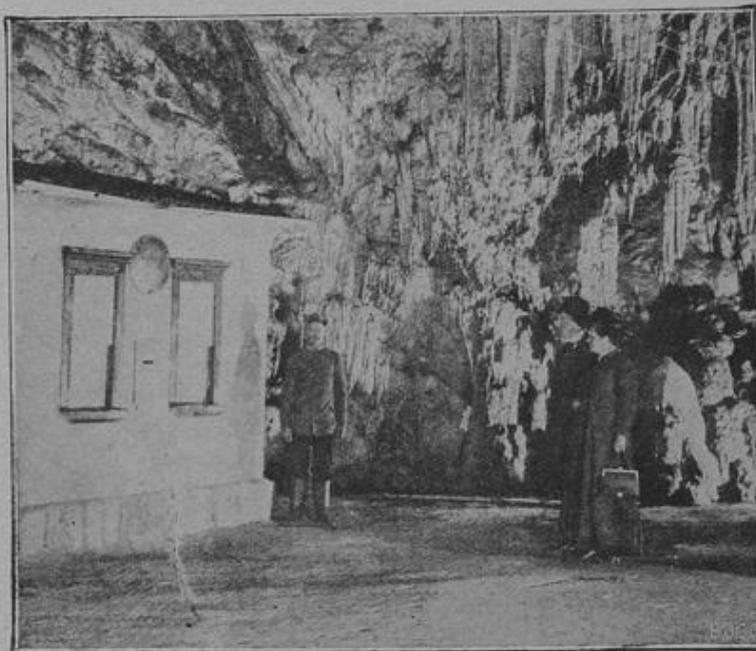
„Ja! Ein Geschäft.“

Und Louis Helder setzte sich in den entferntesten Winkel der Kellerkneipe.

(Fortsetzung folgt.)



Zum Besuch Thomas A. Edisons in Deutschland.
Der berühmte amerikanische Erfinder an Bord des Ozean-Schnelldampfers „Mauritania“ bei der Ueberfahrt nach Europa.



Das einzige unterirdische Postamt der Welt.

In der Adelsberger Grotte in Dalmatien befindet sich das einzige unterirdische Postamt der Welt. Das Handelsministerium hat im Hinblick auf die hochentwickelte Ansichtskartenindustrie das Grotten-Postamt eingebaut, und werden die dort aufgegebenen Karten mit dem Grotten-Poststempel versehen.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Ligena.

(Nachdruck verboten.)

Plaza de toros! Rotgelb leuchten die Riesenplakate von allen Kirchenfronten, von den breiten Stämmen der weißen Plantanen, von den Dattelpalmen der Alameda. Heute ist großer Stierkampf in Valencia! Die spanischen Stiergefächte waren bis ins 16. Jahrhundert hinein ein Reservatrecht der Ritterschaft und keinem Bürgerlichen war es möglich, an diesen Kämpfen aktiv teilzunehmen. Die Stiergefächte fanden stets zur Verherrlichung irgendwelcher Feste statt, und da früher der zu Pferd sitzende torero den Stier mit einer Lanze zu töten hatte, so waren Todesfälle etwas Alltägliches. Bei einer einzigen fiesta de toros, die im Jahre 1512 zu Madrid stattfand, verloren zehn Ritter das Leben. Heute sind die Kämpfe weniger gefährlich, aber schwere Verwundungen und auch Todesfälle sind nicht ausgeschlossen. In der großen, neuerbauten arena von Barcelona finden Kämpfe wie überall in Nordspanien nur an den hohen Kirchenfesten, sowie während des Sommerjahrmarkts statt; in Mittel- und Südspanien beginnen die corridas de toros bereits zu Ostern und dauern bis in den November hinein. An allen Sonn- und Festtagen und vielfach auch noch Donnerstags sind die Zirkusgebäude mit Zuschauern gefüllt. Die 245 großen Stierkampfarenen Spaniens bieten Platz für 1½ Million Zuschauer. In etwa 100 spanischen Ortshäfen, die das Geld für eine eigene arena nicht aufbringen können, wird der Marktplatz als Zirkus hergerichtet. Portugal hat außerdem 61 feste Gebäude für den Stierkampf, Südfrankreich 37, Mittel- und Südamerika 95.

Kreisrund ragt der gewaltige Zirkusbau Valencias in die Luft empor. Für 18000 Menschen bietet er Sitzplätze; und wenn die heiße Leidenschaft des spanischen Südens durch diese Masse fährt, der eine durch den anderen aufgeschaltet wird, dann gleicht dieser gewaltige, lebendige Erichter einem Vulkankrater, der stundenlang rast und wütet, bis er schließlich seine Massen wie braune Lavaströme in die umliegenden Straßen und Plätze ausgießt.

Ein kleines Hospital und eine Kapelle sind als notwendig dem Stierzirkus angebaut. Der Katholizismus ist und bleibt nun einmal der Lebensnerv des spanischen Volkes. Weiße Kreise in den Städten mögen liberal geworden sein. Katholisches Denken und Fühlen ist so wesentlich dem Spanier angeboren, daß auch die freidenkerischen Stadträte der Großstädte ihre capilla beim Stierzirkus haben müssen.

Die zur Verwendung kommenden Stiere stammen durchweg aus andalusischen Züchtereien und kosten etwa 800 bis 1200 Mark. Ebenso sind die Stierkämpfer meist andalu-



Der Riesenstreif in London.

Ein Lastenfuhrwerk unter polizeilicher Bedeckung.

Der Streif der Dodarbeiter und Transportarbeiter hatte außerordentliche Dimensionen angenommen. Fuhrwerke mit Arbeitswilligen konnten nur von Polizisten eskortiert durch die Straßen Londons fahren.

fischer Herkunft. In den letzten Jahren treten auch sehr viele Mexikaner auf. Wer unter den toreros Glück hat, kann schwer reich werden. Rafael Guerra aus Córdoba verdiente in einigen Sommermonaten, in welchen er 225 Stiere tötete, 76 000 duros = 300 000 Mark. Und nun zur corrida! Es ist kurz vor 4 Uhr nachmittags. Eine Peseta kostet der niedrigste Platz. Wir legen drei an und sitzen

Deutsche Diamanten.

Die Diamantensunde in Deutsch-Südwest-Afrika mehren sich andauernd und sind bereits ein wertvoller und wichtiger Handelsartikel geworden. Sämtliche in Deutsch-Südwest-Afrika gefundenen Diamanten gelangen an die in Berlin befindliche Diamanten-Regie, von dort werden sie, nachdem sie sortiert sind, in den Handel gebracht.



an der Westseite in einer palco de sombra, einer Schattenloge.

Der Zirkus ist wie die Niesenarena des antiken Rom ohne Dach, und wenn die valencianische Sonne einige Stunden auf die Glieder brennt, der kann sich nach der corrida halbgeröstet nach Hause schleppen. Dieser Sonne sich schutzlos einige Zeit aussetzen, bedeutet für den Mittel- und Nordeuropäer unter Umständen schweres Fieber. In dem Niesenbau dröhnt eine einzige gewaltige Stimme, ein dumpfes Branden und Brausen, wie man es auf hoher See bei schwerem Wogengang vernimmt. Damen der elegantesten Kreise, mit Spitzenfächern und Kopfmantillas, deren Wert oft nach Tausenden zählt, füllen die reich mit Teppichen geschmückten Logen. Die Frau aus dem Bürgerstand, Zigarrenmädchen, Offiziere in goldstrotzenden Uniformen, Adel und Bauern, eine Niesenversammlung aller Stände und Massenabstufungen Spaniens.

Zwei Militärkapellen beginnen abwechselnd zu spielen, wilde, spanische Weisen. Die Erregung wächst, und das Glimmergewirr wird drohender. In der gold- und scharlachgeschmückten Hauptloge erhebt sich ein Mann, der alcalde de barrio, der Polizeioberst, und wirft ein weißes Taschentuch in die glühende, braunrote arena, das Zeichen zum Anfang. Die Aufregung und der Lärm werden größer, und gekleidet in altandalusische Prachtgewänder mit kostbaren dicken Goldstickereien auf schimmernder Seide, treten die espadas herein, die Hauptakteure, die dem todesstoll

Jetzt schleicht ein Mann in die Arena, ein banderillero. Einige halbmeterlange Pfeile, am einen Ende mit Widerhaken, an anderen mit spanischen Wimpeln versehen, trägt er. Die capeadores lenken die Aufmerksamkeit durch ihre Tücher ab, der banderillero immer hinterher, und da sibt der erste Pfeil, mit kräftiger Faust getrieben, dem Stier im Nacken. Neues Tücherschwenken, neue Nackenstöße. Breit läuft dunkles Blut dem schönen Tier über Rücken und Flanken.

Ein Trompetenstoß; Nun wird die Sache blutiger Ernst. Die picadores, die Lanzenreiter, treten auf. Sechs sausen in die Arena. Sie versuchen mit vier Meter langen Lanzen, deren kurze Spitze nach unten durch ein breites Stichelblatt abgeschlossen ist, damit der Stich nicht zu tief geht, den Stier im Nacken zu verwunden.

Da geschieht etwas Furchtbares. Wie kann man gar nicht verstehen, man sieht nur, wie plötzlich Pferd und Reiter in der Luft auf Hörnern und Nacken des rasenden Tieres eine Sekunde lang schweben, um mit dumpfem Fall sich einige Male im Sand zu überschlagen. Vom Hals bis zu den Hinterbeinen haben die Stierhörner eine große, gräßliche Wunde über das Pferd gerissen. Das Blut liegt in großen Lachen herum, und ehe noch die capeadores das wutschnaubende Tier weglockt, ist der Stier mit gesenktem Kopf auf Pferd und den darunterliegenden Mann losgestürzt und setzt beide wie einen staubigen, blutigen Ballen vor sich her.



Aus unserer deutschen Kolonie Keetmanshop. Unsere Missionare bringen den Negern nicht nur die Heilswahrheiten, sondern auch moderne Kultur. Unser Bild zeigt die schwarze Jugend beim Nähunterricht.

gebeizten Stier zum Schluß allein mit dem Stoßdegen entgegentreten. Hinter ihnen her schreiten die banderilleros, die den Stier mit Wurfpfeilen naden. Hoch zu Ross folgen die picadores, um mit der Lanze ein ängstlich werdendes Tier zu neuem Angriff anzutreiben. Und zum Schluß ein Haufen von Gehilfen. Rund herum schreitet der Zug. Bekannte toreros werden mit brausendem Beifall begrüßt. Vor der Präsidialloge hält der Zug und der alcalde wirft den Torchlüssel zu den Stierkäfigen herab.

Der Kampf beginnt.

Die großen Torflügel gegenüber der Präsidialloge fliegen auf, und ein riesiger schwarz-weiß gezeichneter Stier stürzt wie toll in die Arena. In der Mitte bleibt er wie gebannt mit einem Kud stehen. Der dunkle Käfig, der ihn vor dem Kampf vierundzwanzig Stunden gefangen hielt, hat ihn gereizt. Das blendende Licht im Zirkus, die schillernden Farben ringsum und der tolle Lärm von Musik und Volk bringen ihn völlig aus der Fassung. Vier capeadores, Fußkämpfer, nur bewaffnet mit großen, weinroten Tüchern, reizen das Tier, locken es von einem Ende der Arena zum anderen, sausen wie Pantherkaten vor den mächtigen Hörnern des Stiers vorüber, der wie toll gegen die Schutzwände aus Eichenbohlen mit Kopf und Nacken andornert.

Mit großer Mühe lockt man das rasende Tier von seinen Opfern weg, und während es an der anderen Seite der Arena gegen seine Angreifer wütet, wird der halb tote Lanzenreiter in Sicherheit gebracht. Von der Unterlippe bis zum blendendweißen Kragen zieht sich ein breites Blutband über Kinn und Hals. Das Pferd rührt sich nicht mehr.

Da, ein dumpfer Stoß und ein Krachen! Der Stier ist dem Pferd des zweiten Lanzenreiters wie eine Granate gegen die Brust angelogen. Ein Horn hat ihm die schöne breite Brust geöffnet, aber das Araberpfers hat Mut. Fast senkrecht reckt es sich mit dem an seinem Rücken liegenden Reiter empor und schlägt wie rasend auf den gewaltigen Stierkopf. Der Stier reißt aus, und nun gewahrt man etwas Furchtbares, Dämonisches. Die Tausende Menschen, die bis jetzt atemlos zugehant haben, geraten in Wut, in Raserei, der Offizier, die Dame der elegantesten gesellschaftlichen Sitlette, der Straßenengel, hoch und niedrig, Kind und Greis, alle diese Valencianer toben, gestikulieren, trampeln, pfeifen, zischen, heulen wie Dervische. Ein Strom von Flüchen und Verwünschungen braust über den Stier dahin. Da, wieder lautlose Stille. Eine Dame aus den untersten Logen hat, als der Stier

zur Seite flog, dem Tier ihren purpurroten Seidenschal entgegengeschleudert. Gegen den richtet sich jetzt seine But. Hin und her fährt er mit dem kostbaren Tuch über den Sand und bohrt Löcher hinein, bis nichts mehr davon zu erkennen ist.

Die Sache scheint zu stocken. „El matador, el espada!“ rufen einige Stimmen, dann mehr und zuletzt dröhnt der weite Zirkusbau vom Ruf nach dem eigentlichen Helden der Arena. Ein Torflügel der Bordwand fliegt auf, und herein tritt eine königliche Gestalt, Francisco Carmona, der Lieb- ling Valencias.

Wie ein Fürst verneigt er sich vor den Behörden, und grüßt lächelnd die bis zum Blau des Himmels sich hinanziehenden Menschenmauer. Seinen breiten Filzhut wirft er in elegantem Bogen einer señorita zu und stürzt dem Stier entgegen. In der Linken schwingt er ein Seidentuch in Blutrot, in der Rechten den Stoßdegen. Das gewaltige Tier scheint zu ahnen, daß es jetzt auf Tod und Leben geht. Mit gesenktem Kopf schießt es auf seinen Feind los. Mit fahnenartiger Geschwindigkeit weicht dieser aus. Und wieder zittert das verdammte Tuch vor den in Blut rollenden Augen des Stiers, und wieder stößt er blickartig zudend nach dem Gegner, einmal, zweimal, siebenmal. Beim achten endlich hat der espada eine Sekunde lang eine Stellung, die es ihm möglich macht, den Degen von der rechten Seite hart hinter dem breiten Nacken einzustoßen. Im selben Augenblick sieht der dünne, kalte Toledostahl tief im Herzen. Ci-

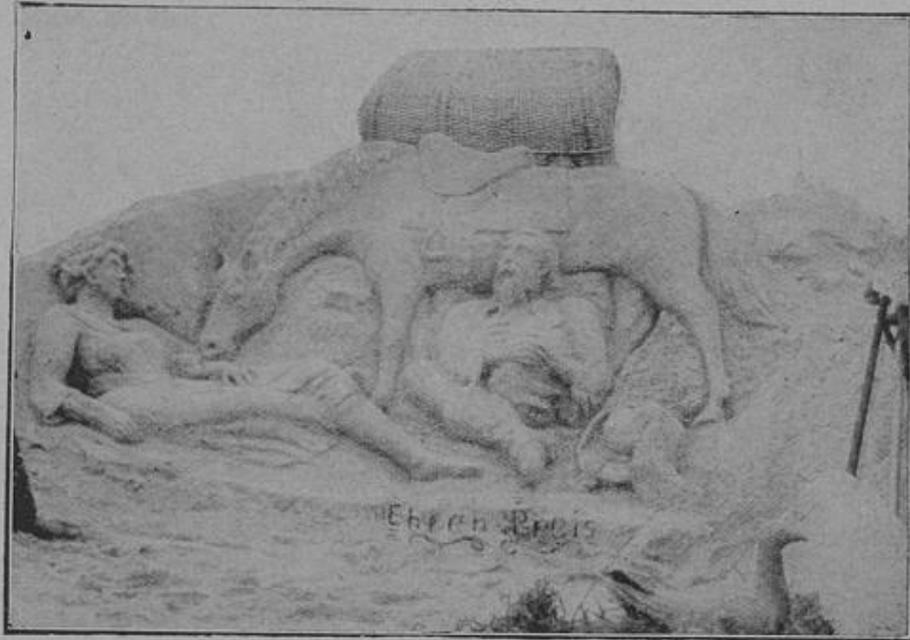
nige Meter noch rast der Kolos vorwärts, dann bleibt er wie angegoßen stehen. Ein Zittern und Beben läuft ihm über Rücken, Flanken und Beine, und wie von einem Wetterstrahl getroffen bricht er blickartig zusammen.

Und nun gerät der ganze Zirkus aus Rand und Band. Hunderte Zigarren fliegen in den Sand der Arena, Hüte, Stöcke, Seidentücher. Wie im Fieber rast dieses Volk; das ist nicht mehr Begeisterung, das ist gluthelbe, wallende Leidenschaft, das ist der Blutgeruch des antiken Rom. Von den untern Sitzreihen springt man über die Holzwand auf den blut- und schweißbedeckten Platz. Damen schneiden sich Stüchchen aus den Ohrklappen des Tieres, tauchen Seidentücher in das Blut der Wunden, und wie ein Triumphator schwebt der espada auf Armen und Schultern der Menge dem Ausgang zu.

Neuer Sand verdeckt die Blutlachen. Neue wildere Melodien der Kapellen, und das Spiel geht von neuem los. Sechs- bis achtmal wird es wiederholt, und wenn der Mond groß und strahlend aus den Wogen des Mittelmeeres aufsteht, hängen die Stiere sauber zerteilt in den großen Schlachthallen, die mit jedem Zirkus verbunden sind.

In einer Seitenpforte des Gebäudes hält ein Wagen. Die Tür öffnet sich. Das ist Francisco Carmona. Eine schöne Frau und ein Knabe hängen ihm an Hals und Armen, und wie willenlos läßt sich der todmüde Mann in die Polster des Wagens legen, der ihn zu seiner Palmenvilla am Meer trägt.

Eine Sandskulptur am Strande von Westerland. Ein auf Sylt weilender Hamburger Bildhauer hat aus Dünen sand eine Skulptur gefertigt, die wegen der Schönheit der Ausführung wie der Gigenart des Materials von den Badegästen viel bewundert wird.



Zur Unterhaltung.



Humoristisches.

— Ein hungriger Poet, der keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, die Namenstage der Reichen zu besingen, machte auch bei einer solchen Gelegenheit ein Lobgedicht auf die Geschicklichkeit eines Pastetenbäckers. Der Pastetenbäcker bedankte sich und sandte als Entgelt dem Versemacher eine prächtige Pastete. Mit Bier ward diese angeschnitten und bald gelangte der so Erfreute auf dem Boden der Platte; aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er auf dem Grunde sein Gedicht erblickte, das zur Unterlage dienen mußte. Er eilt zum Pastetenbäcker und fragt ihn entrüstet: „Herr, wie kommen Sie dazu, mein Gedicht so zu mißhandeln?“ Der

Pastetenbäcker erwiderte ruhig: „Nun, was wollen Sie? Sie machten ein Gedicht auf mein Gericht, und ich machte ein Gericht auf Ihr Gedicht! Nun sind wir quitt; ich empfehle mich höflich.“

— Gläubiger: „Diesmal, mein Herr, lasse ich mich nicht mehr mit leeren Worten abspesen; ich will nicht immer umsonst laufen, denn Zeit ist Geld.“ — Schuldner: „Nun gut, so werde ich Sie mit der Zeit bezahlen.“

— In einem Kaffeehaus las man folgenden Aufschlag: Die Herren, welche erst lesen lernen, werden ersucht, sich der gestrigen Zeitung zu bedienen.



Rätsel-Ölbe.



Rätselsprung.

unge- tan	sie	eß	an	streb	Ver	Seh	kunft
gilt	der	noch	harr	Nur	Zu	en	gang
te	en	kein	en	im	nen	haucht	wärts
Gott	Walb	ion	dein	die	vor	nen	such
Mit	Wer	ge	er	en	hoch	aus	mit
eß	frisch	diß	en	bot	Tod	leb	wohnt
er	und	stärke	Ziel	en	sprüßt	Göt	künst
wie	Duft	gut	an	er	gen	der	dir

Zahlenrätsel

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Ein Mönchsorden.
- 2 1 2 5 6 8 Ein Baum.
- 3 6 3 6 7 Name aus der Geschichte.
- 4 9 7 8 Ein Gefäß.
- 5 6 7 7 8 Teil des Turmes.
- 6 9 8 7 8 Mädchenname.
- 7 6 5 5 2 Eine Stadt.
- 8 9 6 1 2 Eine Blume.
- 9 2 4 3 8 Ein Tier.

Regierbild.



„Ah, dort drüben kommt ja mein Nefse Erich! Komm doch mal her, mein Junge!“ Wo ist Erich?

Brillanten

Blendend schönen Teint, welke, sonnetweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendliches Aussehen erhält man bei täglicher Gebrauch der allein echten

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Krefeld. à St. 50 Pfg. überall zu haben.

Rätselhafte Aufschrift.



Scherzrätsel.

Einem allbekannten Griechengott
Gab ich Kopf und Herz. Und was geschah?
Unzerstörbar in dem neuen Wort
Ich ihn plötzlich herrlich vor mir sah.

Rätsel.

Bereint — sollt jeder üben es geduldig,
Denn seinem Nächsten ist er's schuldig.
Getrennt — halt' stets das Geld bereit,
Denn zu bezahlen ist es Zeit.

Literarisches Verstedrätsel.

Von allen unfrohen Lebenstagen prägen sich die am tiefsten der Seele ein, wo durch eigen Verschulden eine Beschämung veranlaßt wird.
Die jetztgedruckten Buchstaben ergeben, richtig nebeneinander gestellt, den Namen des Dichters.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Regierbild: Man stelle das Bild nach rechts und findet dann den Gesuchten am Boden zwischen Bank und Blättern.

Logogriph: Nis, Iris.

Kettenrätsel: Toledo, Domino, Romade, Delila, Lamento.

Bisitenkarten-Rätsel: Geldbriefträger.

Schachaufgabe:

- 1. Le1—h4 Kb6—c7 1. . . . Kb6—b5
- 2. Lh4—d8+ Kc7—d6 2. Lh4—f2 Kb5—c4
- 3. Da8—d5 matt 3. Da8—c6 matt
- 1. . . . Kb6—c5
- 2. Da8—b7 Kc5—d6, d4, c4
- 3. Db7—b6, b4 matt.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. S.



Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Das Reitpferd war gesattelt und scharrte mit den Hufen ungeduldig den Boden. Der Stallbursche hielt es und wartete auf Frida Wilkins, die, wie an jedem schönen Morgen, auszureiten pflegte.

Es war eine verhältnismäßig frühe Stunde.

Im Osten stieg eben die Sonne den bläublauen Himmel empor.

In der Luft lag noch der Dunst des Morgentaus.

Im enganliegenden braunen Reittleide kam Frida Wilkins die Treppe herunter.

Sie reichte dem Pferd auf ihrer ausgestreckten flachen Hand ein Stückchen Zucker.

Dann half ihr der Stallbursche in den Sattel.

Ein leichter Peitschenschlag, und das Pferd tänzelte wieder aus dem Hofe hinaus.

Nur einmal hatte Frida Wilkins umgeblickt.

Sie war Anton Moos begegnet; aber er schien sie gar nicht gesehen zu haben, denn er starrte eben vor sich auf den Boden hin.

Aber die Wegrichtung, der er folgte, führte nicht zu der Arbeitshütte, sondern zu der Stadt hinaus, in der Richtung nach Pöndorf.

Was aber wollte dort Anton Moos? Weshalb mied er die Scheune, in der doch seine Erfindung bald die Vollendung finden sollte?

Sie dachte an jene Unterredung, die sie nie mehr vergessen konnte. Er liebte sie nicht, was sie nie hatte glauben wollen, trotzdem damals Louis Helder eine solche Möglichkeit schon angedeutet hatte. Das hatte sie damals empfinden müssen. Er liebte sie nicht. Er mochte sie sogar wie etwas Västiges empfunden haben.

Wo aber ging er hin?

Vielleicht liebte er schon eine andere? Vielleicht mußte sie das gleiche erleiden, was sie Louis Helder zugesagt hatte?

Aber wer konnte Anton Moos lieben? Wer konnte es sein?

Bei dieser Frage fühlte sie eine brennende Eifersucht, die auf ihr Herz wie eine schwere, kalte Faust drückte. Aber sie konnte sich doch nicht vor ihm demütigen und ihm verraten, daß sie sich in ihrem Herzen immer noch nach einem verfliehenden Worte von ihm sehnte, daß sie ihn liebte.

Wie aber mußte jene aussehen, die er liebte?

War sie selbst häßlich?

Mit solchen Gedanken war sie weiter geritten, ohne auf den Weg viel zu achten.

Aber das Pferd wußte, welchen Weg es jeden Morgen zurücklegte.

Und Frida Wilkins blickte traumbefangen.

Sie sah nicht auf die vollen Blüten an den Sträuchern, nicht auf das taufrische Grün und nicht auf die grellen Sonnenflecken; sie sah in sich hinein und dachte nur an Anton Moos.

Da schaute das Pferd.

Erschreckt blickte Frida Wilkins empor.

Da sah sie das verwittrte, braune Gesicht eines rothaarigen Burschen; die fleischige, gerötete Nase verriet den Trinker. Die geballte, derbe, rechte Faust hielt einen starken Knotenstod. Mit der linken hatte er nach den Zügeln des Pferdes gegriffen, das sich dagegen aufgebäumt hatte.

Frida Wilkins verspürte den Schnapsgeruch aus dem Munde des Rothhaarigen, der sie mit einem widerlichen Lachen anstarrte und dabei gröhlte:

„Frülein, ein armer Teibel möchte och mal wat Gutes zu knabbern haben. Sie werden sich doch nicht besinnen und mir Ihre Börse für einen Roman leihen.“

Frida Wilkins hatte sich aber rasch von diesem Schrecken erholt; ihre Faust umklammerte die Reitpeitsche fester.

„Sie sind ja betrunken! Aus dem Wege!“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Ich werde jetzt laut um Hilfe rufen.“

„Das können Sie man machen. Aberst es wird niemand dadruff hören. Hier unten nicht! So frühe trifft man nich“



Zur Einweihung des Steuben-Denkmal in Potsdam.

In Gegenwart des Kaiserpaars, sowie zweier amerikanischer Gesandten wird am 2. September in Potsdam das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Taft, geschenkte Steuben-Denkmal feierlichst enthüllt.

mal 'nen Kollegen, aberst Sie nicht. Also die Börse, so lange ich noch freundlich erfuhr."

Sie versuchte mit der Reitpeitsche nach dem Angreifer zu schlagen; dieser aber war schneller gewesen. Mit einem Muck hatte er danach gegriffen und ihr die Peitsche ent-rissen.

Dann aber griff der Betrunkene nach ihr und zerrt sie vom Pferde herab.

"Hilfe!" gellte ihre Stimme in den stillen Morgen hinein. Aber sie erhielt keine Antwort.

Nur ein paar Vögel, die aufgeschreckt worden waren, hörten zu singen auf und flatterten davon.

"Still! Oder ich schlage ein bißchen zu."

"Halunke!"

Ein Mann war aus der nächsten Begebiegung gekommen und stürmte nach den beiden zu.

Unterdessen hatte der Rothhaarige Frida Wilkins schon vom Pferde heruntergestoßen und zu Boden geworfen.

Das Pferd rannte davon.

Aber der Mann war schon dicht herangekommen und schlug dem Rothhaarigen mit dem Stocke über die Schulter. Dieser blickte um, fluchte laut und war dann mit einem raschen Sprung in die Gebüsch hineingerannt.

"Aber das war nicht ausgemacht gewesen, daß Sie so kräftig zuschlugen. Damit hätten Sie ja einen Stier nieder-schlagen können."

Louis Helder antwortete darauf mit halblauter mah-nender Stimme:

"Nicht so laut! Man könnte sonst etwas hören! Ich habe doch so deutlich spielen müssen, um nicht die Komödie zu verraten."

"Schon gut! Nun aber das Geld!"

Louis Helder nahm aus seiner Tasche mehrere Geldstücke, die er dem Noten hinreichte

Dieser steckte sie in die Tasche und lachte befriedigt.

"Bei einem solchen Schmerzensgeld kann man sich das gefallen lassen. Und wenn Sie mal wieder eine Komödie spielen wollen, so wissen Sie ja, wo der rote Heinrich zu finden ist."

Dann kehrte Louis Helder wieder den Weg zurück, auf dem er gekommen war.

Dort traf er Frida Wilkins an, die ihr Pferd wieder angelockt hatte.

Sie streckte Louis Helder nochmals die Hand entgegen.

"Jetzt siehe ich tief in Ihrer Schuld!"



Das Anonymus-Denkmal in Budapest.

Der Namenlose soll der Kanzler König Belas III. sein.

Für eine legendäre Figur der ungarischen Geschichte befindet sich im Stadtparke zu Budapest ein Denkmal. Allgemein wird angenommen, daß der Namenlose Adorjan, der Bischof von Siebenbürgen sein soll, der eine berühmte Geschichte des Königreiches Ungarn geschrieben hat.

Der so plötzlich Hinzugekommene aber beugte sich er't zu Frida Wilkins nieder; dabei reichte er ihr seine Hand, um ihr beim Aufstehen zu helfen.

"Fräulein Wilkins! Ich scheine hier eben noch im richtigen Augenblick gekommen zu sein. Ist Ihnen etwas passiert?"

Sie stand schon wieder; und während ihr Gesicht von einer dunklen Röte übergoßen war, flüsterte sie leise:

"Nein! Ich war wohl mehr erschrocken. Ich danke Ihnen sehr, Herr Helder. Aber wenn Sie nicht noch gekommen wären, hätte das Ende ein schlimmeres sein können."

"Bitte! Ich habe nur meine Pflicht getan. Entschuldigen Sie doch. Ich muß sehen, ob der Bursche nicht zu erwischen ist."

Und Louis Helder, er war Frida Wilkins Retter gewesen, folgte auf dem gleichen Wege in das Gebüsch hinein, in das der Rothhaarige verschwunden war. Das niedergetrete Gras und die abgerissenen Sträucher verrieten dessen Fluchtweg.

Immer dichter war das Gestrüpp. Dann aber kam eine kleine Lichtung.

Dort aber saß der Rothhaarige auf einem Baumstumpf und nickte Louis Helder sofort zu; dabei rief er :

"Sprechen wir nicht davon. Es ist für mich viel unange-nehmer, daß mir der Bursche doch noch ent schlüpfte. Wenn Sie mir nun ein warnendes Wort erlauben wollen: Sie sollten sich zu solchen Morgenstunden doch nicht allein so weit wagen. Gar viele lichtscheue Gesellen betrachten diese stille Parkgegend als ihr Nachtquartier. Und einmal könnte gerade niemand in der Nähe sein, wie es mir heute das Glück gegönnt hatte."

"Sie haben recht. Ich werde mir dieses Erlebnis eine Warnung sein lassen. Aber Sie? Wie soll ich mich revan- chieren?"

"Sprechen Sie nicht davon!"

"Doch! Darf ich Sie für heute mittag zu Tische ein-laden? Papa wird Ihnen auch danken wollen."

Louis Helder zog die Schultern hoch.

"Es wird wohl besser sein, wenn ich ablehne."

Frida Wilkins' Brust wogte; sie wußte, weshalb er ab-lehnte; und sie antwortete:

"Können Sie damit nicht zufrieden sein, wenn wir Freundschaft schließen?"

"Freundschaft? Ich möchte ja so gerne daran glauben!"

"Dann versuchen Sie es wenigstens. Keine Widerrede"

mehr! Sie werden heute mittag mein Gast sein!"

Er verneigte sich leicht.

"Wenn Sie es befehlen, dann kann ich nur gehorchen."

Als er ihr daraufhin in den Sattel geholfen hatte, da das Pferd sich wieder vollständig beruhigt hatte, ritt sie, mit der Peitsche zurückgrüßend, davon.

Er schaute ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war; dann murmelte er leise vor sich hin:

"Diesmal werde ich klüger sein. Wer sein Ziel erreichen will, muß bedächtig vorwärts gehen. Wer zu ungestüm fährt, wirft zu leicht um."

Frida Willins war ohne einen weiteren Zwischenfall heimgekehrt.

Im Reitstube suchte sie den Vater in seinem Arbeitszimmer auf; dieser, erstaunt über die ungewohnte Störung, schaute sein Kind verwundert an.

"Du? Dich hätte ich nicht erwartet! Was ist denn vorgefallen?"

"Wir werden heute mittag einen Gast bekommen, Papa. Du hast doch nichts dagegen?"

"Wenn es ein amüsanter Gesellschaftler ist, dann nicht. Nur keine von Deinen langweiligen Tanten."

"Nein! Es wird Herr Louis Helder sein." — "Was?"

"Nein! Es wird Herr Louis Helder sein." — "Was?"

9.

Noch nie war Anton Moos der Weg nach Pondorf so kurz erschienen.

Als er durch den Stadtpart gekommen war, sah er in der Ferne den Kirchturm von Pondorf. Er ragte in seiner eigentümlichen Zwiebelform, die an russische Kirchen erinnerte, aus einer Talmulde empor.

Auf den Feldern, durch die nun die Straße führte, reifte die Saat.

Er blieb stehen.

Noch konnte er zurück.

Aber doch war es am besten so! Wenn er jener anderen oehörte, auch wenn er nichts von einer Liebe fühlte, dann würde er Frida Willins leichter vergessen können, dann mußten alle törichten Hoffnungen für immer still sein. Nicht das Geld des Onkels war es, das ihn heraustrrieb! Er wollte es nicht. Nicht die Person von Bertha Priller! Nur die Furcht vor seiner törichten, hoffnungslosen Leidenschaft, die Flucht vor den stetig wiederkehrenden Gedanken, die nur Frida Willins suchten, und das Verlangen, wieder die Ruhe zur Arbeit und die Vergessenheit aller unerfüllbaren Wünsche zu finden, hatten ihn hinausgetrieben.

Und er schritt wieder schneller dahin.

Zu den Streikunruhen in Liverpool.

Fortchaffen von Polizei-Gefangenen in einem Panzer-Automobil.

Der Eisenbahner- und Transportarbeiter-Streit verurfachte in einigen englischen Städten große Tumulte. Um eine Befreiung der verhafteten Unruhestifter zu verhindern, wurden dieselben unter militärischer Eskorte in einem gepanzerten Automobil nach dem Polizeigefängnis gebracht.



Hans Willins war aufgesprungen und hatte dabei seinen Stuhl zurückgestoßen.

"Ja! Herr Louis Helder!"

"Ich dachte, du wünschtest ihn nicht mehr zu sehen?"

"Das war noch gestern so gewesen."

"Und heute bist du so ganz anders gesinnt?"

Daraufhin erzählte sie dem Vater, was sie bei ihrem Morgenritte im Stadtpartie erlebt hatte, wobei sie nur durch das Dazwischentreten und das kühne, unerschrockene Handeln Louis Helders vor einem schlimmeren Verlaufe bewahrt worden war.

Während ihrer Erzählung war Hans Willins mit schweren Schritten auf- und niedergegangen.

"Das kommt davon! Weshalb hast du nie den Reitnecht mitgenommen? Deshalb ist er ja schließlich da. Und Louis Helder! Er scheint nicht nur mit dem Munde schlagfertig zu sein. Mir gefällt es von ihm; wie damals seine Geschichte vom Arbeitsproben. Gut! Ich habe nichts dagegen, wenn er unser Gast ist. Das ist ja auch das Mindeste, was wir ihm nun schuldig sind. Sorge du dafür, daß die Weine kalt gestellt werden. Nun habe ich wieder zu arbeiten. Adio!"

Und Frida Willins verließ leise das Zimmer.

Bei den ersten villenähnlichen Häusern, die in Baumgärten standen, zögerte sein Fuß abermals.

Was durfte er noch überlegen?

Aber dann war sein Leben für immer an eine Frau gefettet, die er nicht liebte.

Und doch noch besser, als sich wegen einer Unmöglichkeit verzehren.

Dann mußte ihm die Arbeit alles sein! Und seine Arbeit sollte ihm dann Ruhm bringen, den Namen, der vielleicht im Buche der Geschichte der Erfindungen unaustilgbar eingetragen werden sollte!

Vorwärts!

Und er sah die weißen Mauern eines Hauses über die dichten Stachelbeerhecken emporragen, sah den weiten Balkon von dunkelbraunem Holze, die grünen Fensterläden, und stand noch einmal still.

Da war es ihm, als hörte er wie damals Gabriella Bondritschs Stimme: Ein wenig schwärmst du doch auch für ihn. Oder sogar etwas viel? Und dann dachte er an das Rot ihrer Wangen, das bei dieser Frage aufgestiegen war. Dann stieß seine Hand die Gartentüre auf.

Im Garten bei den Rosenbeeten stand Onkel Priller; seine breite, untersekte Gestalt, die etwas zur Fettleibigkeit

neigte, bildete das Gegenstück zu seiner langen, hageren Tochter. Er hielt die Hände schützend über die Augen.

Aber da hatte er schon den unerwarteten Besucher erkannt. Und ehe er Anton Moos entgegenging, rief er in das Haus hinein:

„Verta, Vetter Anton kommt!“

Er reichte diesem die Hand hin, an der zwar noch etwas Gartenerde klebte.

„Guten Morgen, Junge! Na, eine solche Ueberraschung hätte ich mir nicht träumen lassen. Aber das freut mich! Du sollst auch gleich meine großen Dijonrosen ansehen dürfen.“

Onkel Priller führte seinen Besucher zu den Rosen hin, wo er einen langen Vortrag über die Rosenzucht anhören mußte.

Anton Moos ließ die Redeflut über sich ergehen. Damit gewann er wieder Zeit.

Als Onkel Priller ihn dann nach dem Hause führte, sagte er mit einem wohlbehaglichen Lächeln:

„Ist es hier nicht hübsch? Man hat eigentlich nie Sehnsucht zur Stadt hinein. Du würdest dich hier gewiß wohlfühlen, wenn du hier immer von deiner Arbeit ausruhen könntest.“

Da kam ihnen Verta Priller entgegen.

Ein kurzer, prüfender Blick verriet Anton Moos, daß sie die Zeit zu benützen verstanden hatte. Das aufgesteckte Haar hing zwar etwas lose und verriet die Eile, aber der Mor-



Der Gemälberaub im Louvre.
Die gestohlene „Mona Lisa“ Leonardo da Vincis.
Leonardo da Vincis „Mona Lisa“, deren Wert auf ca. 2.000.000 Francs geschätzt wird, ist seit dem 22. August aus dem Louvre verschwunden. Der Verbleib des Gemäldes ist nicht zu erforschen.



Die 500 Jahre alte Marienkirche in Stargard in Pommern.
Zur Wiedereinweihung durch das Kaiserpaar.
Stargard in Pommern besitzt in seiner Marienkirche eines der schönsten Baudenkmäler des 14. Jahrhunderts. Vom Zahn der Zeit zermürbt, mußte der ehrwürdige Bau völlig renoviert werden.

genrock, den sie trug, den hatte sie sicherlich erst aus dem Kasten geholt, als sie durch die Stimme ihres Vaters verständigt worden war.

Eine weiße Kelle hatte sie angefeicht.

„Vetter Anton! Solche Ueberraschung! Du bist ein seltener Gast.“

Die Hände berührten sich. Er fühlte die ihre feucht und heiß in der seinen.

„Ein Spaziergang hat mich hergeführt.“

„Dann wirst du bei uns wohl gleich frühstücken?“

„Erst — möchte ich mir einen Bescheid holen.“

„Einen Bescheid?“

Die Blicke von Verta und Onkel Priller begegneten sich; sie ahnten es längst.

Und Anton Moos sah seine Cousine an. Und nun fand er sie gar nicht so häßlich. Häßlich war sie auch nicht! Das hagere Gesicht mit der starken Nase und den dunklen, wie träumerisch schwärmenden Augen hätte sogar manchen fesseln können. Schlank und groß war sie; das Haar dunkelbraun, die Lippen von feuchtem Rot.

Nur an Frida Wilkins durfte er nicht denken.

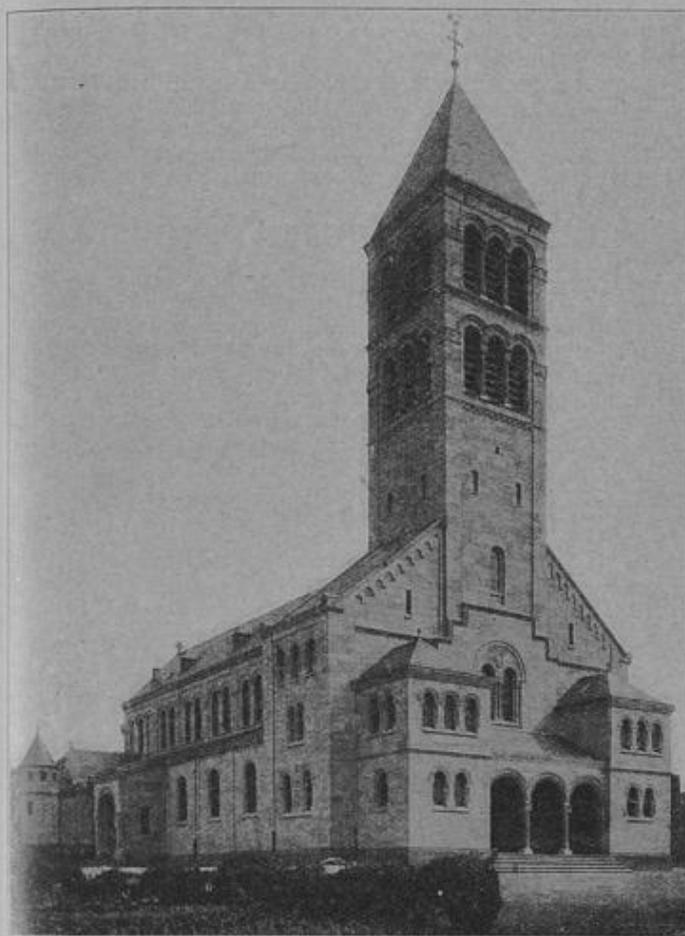
Ein Ende! Ein rasches Ende! dachte er.

Anfangs klang seine Stimme unsicher, aber dann sprach er mit immer mehr Zuversichtlichkeit:

„Ich habe nie gelernt, unnütze Redensarten zu gebrauchen. Ich kann auch keine Schmeicheleien. Deshalb werdet ihr es mir verzeihen, wenn meine Worte trocken erscheinen. Das ist nun mal meine Art. Ehe ich nun hier bleibe und die Einladung zum Frühstück annehme, will ich erst alles gesagt haben, warum ich hier bin und was mich hergeführt hatte.“

Wieder waren sich die Blicke von Vater und Tochter begegnet; in Verta Prillers Augen war ein schnelles Aufleuchten.
(Fortsetzung folgt.)

Die neue Pfarrkirche in Düsseldorf-Hamm.



zog, von feierlicher Prozession geleitet, Jesus von seiner Stätte fort, in den großen Eyweiler'schen Saal, der vorher schon benediciert worden, und wunderbar geeignet, seinem neuen Zwecke zu dienen, dennoch das Verlangen nach einer geräumigen, lustigen Kirche wachhielt.

Am alten Bau aber gab es bald ein geschäftiges Hin und Her. Es galt zunächst, abzubrechen. In einigen der Mobilien fand man Handschreiben von den Meistern, die sie gemacht hatten. Zu Ostern waren von der Kirche nur noch Ruinen vorhanden, der Turm allein behauptete sein altes Recht.

Die Aussperrung im Baugewerbe machte bald die Förderung der Arbeiten unmöglich; erst am 15. Juni legte P. Oliverius O. F. M. in Vertretung des Pfarrers Schmitz, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in der Ferne weilte, den ersten Stein zum Chor; acht Tage vor Weihnachten kündeten hoch oben auf den Firnen zwei Fahnen den schnellen Abschluß an, und zum Feste Kreuzerhöhung prangte das Zeichen des Christentums auf der Helmspitze des Turmes weit hinaus segnend ins Land.

Ein Blick auf die nebenstehende Illustration läßt die Lage klar erkennen. Zunächst finden wir an der Kirche die heilige Paulinie, d. h. die Richtung nach Osten, wenigstens ungefähr; im Westen, dem Orte des Sonnenuntergangs, der Nacht, dem Symbole der geistigen Finsternis, ist der Haupteingang. Der Eintretende wendet sich zum geheimnisvoll entfernten Altare nach Osten, d. i. zum Lichte, zu Christus. Durch diese Orientierung erhalten außerdem die bunten Chorfenster die rechte Lichtwirkung. Dem Raume nach finden 2000 Personen bequem Platz.

Äußerlich war der Bau beendet. Die Bildhauerarbeiten wurden im Verlaufe des Sommers ausgeführt. Gleichzeitig erfolgte auch die innere Ausstattung. So entstand des Heilands herrliche, neue Wohnung.

Das Werk lobt den Meister, der es schuf, und auch die Spender, die die Steine zum Werk geliefert, nämlich Hamm's Bürger. Kaum eine ländliche Pfarre mag sich eines solch künstlerisch vollendeten Gotteshauses rühmen. Ein ehrendes Denkmal hat sich die christl. Bürgerschaft des Orts gesetzt, zum ewigen Beweis des Frommsinns, denn von der Hand des Begüterten flossen die Gaben reich, aber auch das Scherflein der Witwe fehlte nie.

Wenn abends ins Himmelblau die untergehende Sonne rosenrote Lichter zaubert, im Golde ihrer Strahlen die Dächer der niedrigen Gärtnerhäuschen glühen, legt es sich wie ein Mantel aus flimmerndem Leuchten um den stolzen Turm, und ein Flimmern irt in der Luft um die Spitze mit dem vergoldeten Hahne. Schwingend zieht dann über Flur und Strom der Sang der Abglocke, und die Leute schauen hinauf zum Riesen, der Wache hält über die Gegend, ein Zeichen der tiefreligiösen Gesinnung derer, die ihn erbaut.

Die Katholiken des Groß-Düsseldorfer Stadtteils Hamm feiern heute einen seltenen Freudentag. Nach Jahrzehnte langer Mühe und Arbeit steht das neue, würdige Gotteshaus, dessen Bilder unsere Leser nebenstehend finden, vollendet da, und es kann seiner hehren Bestimmung übergeben werden.

Schon Pfarrer Vollerberg hatte sich mit dem Gedanken an eine Erweiterung und Verschönerung des alten, stillen Hauses getragen, und hatte für einen Fonds zur Bestreitung der Arbeiten gesorgt. Allein nach zehnjährigem Wirken entriß ihn der Tod seinen trauernden Pfarrkindern; doch seinen Plan griff Kaplan Eich auf. Er gründete den Josefshilfsverein. Jeden Sonntag holten die Kinder in den Familien einen willkürlichen Beitrag.

Pfarrer Kremer gab sich dann mit Eifer ans Werk, und ob des staunenswerten Erfolges wurden schon vor 15 Jahren für einen Neubau Stimmen laut. Aber die Gemeinde sträubte sich gegen die nötige Umlage und die Angelegenheit blieb eine Zeitlang auf diesem Punkte stehen. Schließlich kam die Lösung.

Im Laufe der Jahre hatten sich am alten Gotteshause Schäden gezeigt, eine größere Reparatur schien dringend notwendig. Als Sachverständiger wurde im Februar 1909 eine erste Autorität auf diesem Gebiete, Herr Professor Kleesattel, herangezogen. Er machte den Vorschlag, einen Umbau zu schaffen, in Form einer altchristlichen Basilika, da hierdurch der alte historische Platz beibehalten, und die Kirche um die Hälfte größer werden könne, und seine Anregung fand bei den Gemeindevertretern einstimmigen Anklang.

Im Jahre 1910 wurden das sonst an Ostern abgehaltene 40stündige Gebet und die Kommunion der Kinder schon am 6. März auf Latare gefeiert. Acht Tage später sangen die Pfarrangehörigen: „In exitu Israel de Aegypto“. Noch einmal fand in der dichtbesetzten Kirche die letzte Andacht statt, zum letzten Male ertönte von der Kanzel herab im alten Gotteshause das Wort an die Gläubigen. Für die folgende Zeit sollte für sie die Kirche eine Sorge sein: „Vergeß ich dein, o Jerusalem, so verdorre meine Rechte.“ Und dann



Sein Sohn.

Skizze von Hedwig Müller.

Der alte Jörg war am heutigen Morgen in nicht geringer Aufregung. Schon stundenlang stand er vor seinem Baumstumpf, auf dem er das Holz zerkleinerte. Viel gearbeitet hatte er noch nicht. Wie sollte er auch; heute war sein sechzigster Geburtstag. Und nicht, wie sonst seit langem, war mit dem Briefträger das übliche Geburtstagspaket angekommen.

Jörg war eine derartige Vernachlässigung nicht gewöhnt und wütend schlug er mit dem blickblauen Beil auf die kleinen Holzflöße.

Er hatte doch nun mal nur den einen Sohn und dabei war er noch so weit fort. Und der dachte nicht mal mehr an seinen alten Vater.

Jörg wiegte nachdenklich den weißen Kopf, legte das Beil auf den Holzstumpf und setzte sich auf die kleine, grün gestrichene Bank neben der Haustür.

Im Walde, der gleich hinter seinem Häuschen lag, hörte er den anhaltenden Ruf des Ruckucks, die Frühsummer-

Jörg dachte an die alte, kleine Hütte, die er mit seinem Sohne damals bewohnte. Die Mutter war schon lange tot. Als sie starb, lernte sein Junge gerade laufen. Und er, der Vater, hatte ihm die Mutter ersetzen müssen.

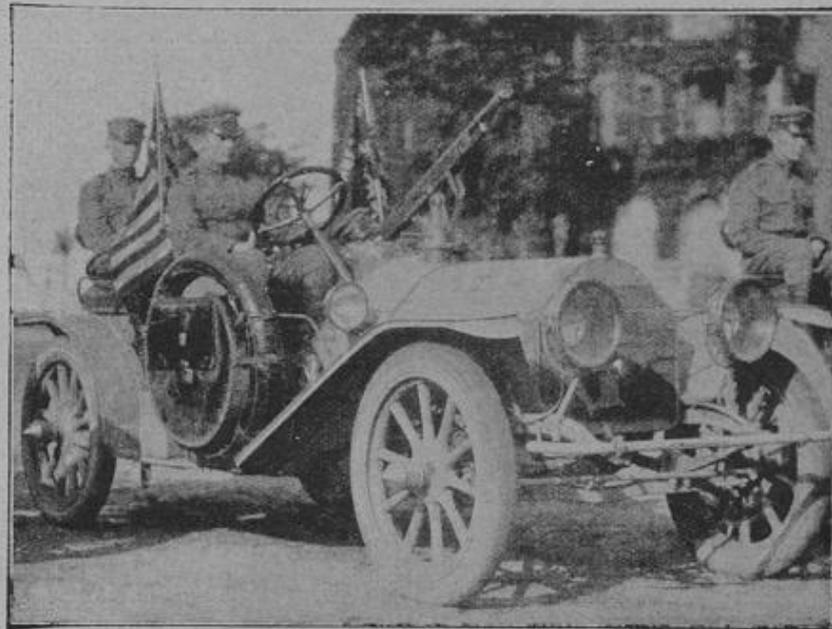
Bis er groß war, der Junge, und in seinem Unverstand ging und ihn allein ließ.

Daß sein Sohn überhaupt die Idee hatte, das kränkte den Alten mehr, wie das plötzliche Verschwinden, als er schließlich ohne Abschied heimlich gegangen war.

Jörg hatte sich drein geschickt. Mühsam zwar, und mit manchen bitteren Worten. Er redete sich ein, der Junge komme schon wieder.

Und so schnell waren die Jahre vergangen. Jörg wartete.

Allwöchentlich fuhr er mit seinem großen Karren in die nächste Stadt und verkaufte sein Holz, das sorglich in kleine Bündelchen gebunden war. Er fuhr dann morgens in aller Frühe. Sein Essen lag in einem Leinwandtäschchen mit der Mahlzeit des Hundes. Und wenn der Abend seine dunklen Schatten über den Weg warf, dann zog Jörg mit seinem Hund und dem leeren Karren nach Hause. Weil



Das neue amerikanische Ballon-Kanon-Auto.

Ein neuartiges Geschütz zur Vernichtung von Luftschiffen und Aeroplanen ist im amerikanischen Heere eingeführt worden. Im Gegensatz zu den in nderen Armeen benutzten Ballongeschützen zeichnet sich das amerikanische Kanonenauto durch Leichtigkeit und daher große Beweglichkeit aus.

sonne schien durch die in Blüte stehenden Obstbäume und kletterte langsam in tanzenden Lichtern zu ihm herauf. Heute achtete er nicht darauf.

Sonst ließ er immer um diese Zeit seinen alten Hund von der Kette, der sich dann dankbar neben seinem Herrn auf die Bank legte. Der Hund zog ungehalten ein paar mal an der Kette und wedelte seinen Herrn bittend an. Er glich seinem Herrn. Er hatte dasselbe struppige, weiß-graue Haar und kleine zwinfernde Augenlein.

Als er sah, daß sein Herr keine Anstalten traf, ihn zu sich zu nehmen, legte er sich schweifwedelnd hin und blinzelte zu ihm herüber. Der Alte schüttelte seinen Kopf in beide Hände und starrte auf den schwarzen Lehm Boden zu seinen Füßen.

Gott ja — sein Junge!

Wie lange war es her, daß er rüber gegangen war, mit so vielen anderen. Rüber in ein anderes, besseres Land, wie er damals zu seinem Vater sagte: „Hier ist nichts los, und ich mag nicht wie du Holzhauer werden.“

Ja — die Kinder. Sie wollen immer höher hinaus wie die Eltern. Das, was Vater und Urgroßvater bisher betrieben, das war seinem Jungen zu gering.

der Weg bergab führte, ließ er den Hund loslaufen, zum Austrampeln, wie er sagte.

Eines Tages kam ein feiner Herr aus der Stadt und brachte ihm den Bescheid, sein Sohn hätte das kleine, weiße Häuschen, das am anderen Ende des Dorfes am Walde lag, für ihn gekauft. Der Alte hatte hell gelacht und den Herrn angefahren.

Sein Sohn? —

Sein Sohn hätte kein Geld dafür und er, der Herr, solle einen alten Mann nicht zum Geden halten.

Der Herr gab ihm ein umfangreiches Schriftstück und ging wieder.

Jörg ließ damit zum Schulmeister, der das Schriftstück prüfen sollte.

Und da stand in dicken Buchstaben „Andreas Koltus, Farmbesitzer in Südamerika“.

Da hörte Jörg zum ersten Male voll Erstaunen, daß sein Junge in Amerika sei.

Wohl hatte er Briefe von ihm erhalten. Doch nur der Inhalt interessierte ihn, den er mühsam nach tagelangem Studium entzifferte.

Und Jörg siedelte in das neue Häuschen über. Manch-

mal noch hatte er Heimweh nach der alten Hütte, worin seine Erinnerungen waren.

Schöner war das weiße Häuschen, mit dem großen Obstgarten dazu. Jetzt war Jörg halb Holzhauer und halb Bauer.

Seit dieser Zeit brachte der Postbote alljährlich zu seinem Geburtstag ein Paket ins Haus von seinem Jungen.

Jörg gewöhnte sich daran und wartete immer nach einer solchen Gelegenheit wieder auf die nächste. Dabei merkte er nicht, daß sein Haar struppig und weiß geworden und daß sich sein Körper vom vielen Bücken nach vorne gebogen hatte.

Und heute an seinem sechzigsten Geburtstag war kein Paket gekommen!

Jörg dachte nur daran und schüttelte den Kopf, wie es eigenwillige Kinder tun.

Als ihm die Sonne zu heiß wurde, ging er langsam ins Haus. Am Ofen schlug er Feuer und machte für sich und seinen Hund das einfache Mittagbrot. Sie aßen beide gleich, der Alte und der Hund. Für Jörg gab es da keinen Unterschied. Sein Hund mußte ebenso gut arbeiten wie er. Auf einmal schlug draußen der Hund heftig an.

Jörg dachte gleich an sein Paket und eilte hinaus.

Da kam ein großer Mann langsam, wie zögernd, auf das Haus zu.

hinunter und das zufriedene Lächeln im Gesicht vertiefte sich.

Am anderen Morgen lachte die Sonne in das Zimmer des jüngeren Mannes, der von den kugelnden Strahlen erwacht war.

Unten vor dem Hause hörte er den Vater mit seinem Hunde reden. Der Kaffee war fertig, und des Vaters sorgende Hand hatte dem Jungen schon die Stiefel gewichst und den Anzug gebürstet. Nach dem Kaffee wollte Jörg sich wieder an die Arbeit begeben, doch lachend nahm der Junge das Beil und legte es zur Seite.

„Heut' nicht, Vater — heut' gehörst du ganz mir. Wir wollen in die Stadt; ich muß doch einen zur Gesellschaft haben.“

Und der Alte tat, wie er wollte. In der Stadt wurde eingekauft. Einen neuen Anzug mußte der Vater haben, und einen Hut und Schuhe.

Jörg wehrte sich dagegen. Gewiß, sein Anzug war schon sehr alt und der Hut auch. Aber die Schuhe — da waren ja erst kürzlich neue Sohlen mit dicken Nägeln darauf gearbeitet worden. Die hielten noch lange. Was sollte er mit so dünnen, feinen Dingen? Wenn er da einmal drin zur Stadt ging, waren die hin.

Jörg schüttelte ungehalten den Kopf über den Jungen. Er kam sich komisch vor in all dem neuen Kram.

Eine Segelregatta auf dem Obernil bei Assuan. Moment aus dem Rennen.

Die in Ägypten weilenden Ausländer veranstalteten kürzlich die erste internationale Segelregatta auf dem Nil. Die modernen, in Ägypten gebauten Boote wurden von Fremden geführt, während Einheimische die Besatzung bildeten.



Ein großer, weißer Strohhut bedeckte das braune, verwiterte Gesicht.

Der Alte blieb an der Tür stehen. Da nahm der Fremde den Hut ab und schaute fragend in das faltige Gesicht des alten Mannes.

„Kennst' mich nimmer?“

Mit zitternden Händen hielt Jörg sich am Türpfosten fest und schaute mit zwinfernden, glänzenden Augen zu dem Manne auf.

„Bist du's — Andres oder?“

„Ja — — ich bin's.“

Und der Fremde nahm die gebückte Gestalt des Alten in seine Arme wie ein Kind.

Die Sonne war längst im Walde untergetaucht. Ab und zu noch hörte man verspätetes Vogelgezwitscher.

Der Hund hatte den Kopf auf beide Vorderpfoten gelegt und schaute mit klugen Augen zu der Bank hinüber, wo die beiden stumm beieinander saßen.

Jörg lehnte müde gegen den Rücken der Bank und schaute zufrieden auf seinen Jungen.

Und wie prächtig der ausah mit dem wettergebräunten derben Gesicht. Der Alte sah an seiner gebückten Gestalt

Er ging nicht so sicher durch die Straßen der Stadt wie sonst mit seinem Hund und dem Karren.

Von der Seite sah er mit glücklichem Lächeln auf seinen Sohn. Was der alles zu erzählen mußte.

Nur die Kinder, — ganz recht, eine Frau und drei Kinder hatte er.

Jörg stolperte über die Trottoirkante, und der Junge faßte ihn schnell unter dem Arm.

„Andres — drei sind et doch — — die Kinder mein' ich,“ als er den erstaunten Blick des Sohnes sah. — —

Nach einigen Tagen reiste der Sohn wieder ab. Jörg sollte mit ihm gehen in seine schöne Heimat. Doch da hatte der Alte sich heftig gewehrt.

„Nee — nee, Andres — laß man ich bin zu alt für so wat. Grüß mich dein' Frau und dein' Kinder. Wieviel waren et noch? — Drei — ganz recht. Also grüß' mich die drei besonders.“ — —

Den neuen Anzug und den Hut hing er fein säuberlich in den Schrank. Die feinen Schuhe brachte er zum Schuhmeister. Und dann stand Jörg wieder vor seinem Holzkloß und haute lustig drauf los in der hellen Sonne.

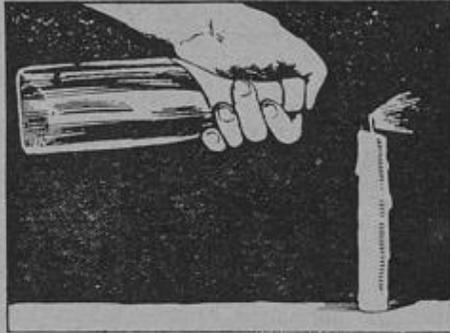
„Drei Jungens hat er — dat sind eigentlich vier, die mich wat anjeh'n.“ Und mit zärtlichem Klopfen liebteste er seinen Hund.



Zur Unterhaltung.



Der Zauberer in der Familie.



Wie man ohne zu pusten ein Licht ausblasen kann. Hierzu nimmt man eine leere Weinflasche und bläst in sie recht viel Luft hinein, sodann schließt man schnell mit dem Daumen der Hand die Flaschenöffnung und führt sie an das Licht. Ist nun die Luft in der Flasche genügend komprimiert und hat man auch die Flaschenöffnung möglichst fest geschlossen gehabt, so wird dies dem Vorführenden schnell gelingen.

Humoristisches.

Einer hatte seinem Freunde Geld geliehen, aber die verdrießliche Erfahrung gemacht, daß dieser des Liebesdienstes gar nie erwähnte. Endlich brach ihm die Geduld und er wagte einstmals die Bemerkung: „Sie haben doch nicht vergessen, daß ich Ihnen Geld vorgeliehen habe?“ — „O nein,“ war die Antwort, „ich erinnere mich recht gut und werde mich noch lange daran erinnern.“

Ein englischer Staatsanwalt begann seine Rede damit, daß er seinen Stock gegen den Angeklagten ausstreckte und pathetisch ausrief: „Meine Herren! Am Ende meines Stodes befindet sich ein Spießbube.“ — „An welchem Ende?“ warf rasch der Angeklagte dazwischen.

Ein origineller Druckfehler ärgerte vor nicht langer Zeit eine Anzahl Geldmänner in Süddeutschland. Es wurde ein Aktienunternehmen ausgeschrieben und lauteten die Bedingungen unter andern: Bei der Zeichnung sind 10 Prozent bar zu hinterlegen; in neun weiteren Terminen wird der Rest des Betrugs eingefordert werden.

Ein Berliner Bankier fragte seinen Kollegen: „Gehen Sie dieses Jahr wieder nach Ostende?“ — „Nein,“ erwiderte dieser, „aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung dahin geschickt.“



Rätsel-Ecke.



Poesie-Rätsel.

Nachstehende Worte, ohne Berücksichtigung der Interpunktion richtig zusammengestellt, ergeben ein kleines Gedicht. Wie heißt dasselbe und wer ist der Autor?

Kein leichtes Meer gönnt, sondern nimm Triumph ein, so trübt ihm nicht ein schwer Wert den Steinwurf. Was ist ein Sumpf nicht?

Logogriph.

Die heilige Schrift enthält's in großer Zahl, Und Trost hat's manchem, der es las, gespendet, Streicht man den Kopf, dann gibt's ein schönes Mahl, Ob man's geräuchert, ob gekocht verwendet. Nimm man den Kopf nun auch noch diesem Wort, So führt es uns nach hohen Bergen fort.

Begierbild.



Wo ist der Spion?

Scharade.

1 immer lustig und voller Kraft,
2 3 beweglich und flatterhaft.
Doch wird 2 3 mit 1 verbunden,
Hat sie sogleich ihre Richtung gefunden.
Zwar dreht sie 1 immer den Rücken zu
Und dennoch richtet sie sich im Nu
Nach seinen verschiedenen Launen,
Ist das nicht zum Erstaunen?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel sprung:

Nur vorwärts! Sehnen, suchen, sterben!
Es gilt kein ander Gottgebot;
Aus künftigen Zielen sprüht dir Leben,
Doch im Vergang'nen wohnt der Tod.
Die Zukunft haucht mit Götterstärke
Wie frischer Waldesduft dich an,
Und Millionen guter Werke
Sie harren dein noch ungetan.

Viktor Blüthgen.

Zahlenrätsel: Kapuziner, Alazie, Pippin, Urne, Zinne, Irene, Nizza, Crifa, Raupe.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen, der gesuchte Knabe steht dann rechts zwischen den Bäumen.

Rätselhafte Inschrift (man lese die einzelnen Silben nach Maßgabe der am inneren Oval befindlichen Zeichen, mit dem weißen Dreieck beginnend):

Die Waffen ruh'n,
Des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt
Gesang und Tanz.

Scherzrätsel: Amor, Marmor.

Rätsel: Nachsicht, — Nach — Sicht.

Literarisches Versteckrätsel: Viktor von Scheffel.

Redaktion: Erwin Dyhsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Der Sieger.

Abiatiser-Roman von Mathias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Anton Moos aber starrte auf die Diele; er sah nicht auf: „Ich — bin nun wohl schon alt genug, um an einen eigenen Herd zu denken, und da — da möchte ich dich fragen, ob — ob du — du nicht — meine — Frau werden möchtest.“

Langsam schaute er auf. Und er hatte die Antwort schon aus ihren Augen gelesen.

Nur ihre Worte klangen anders:

„Aber Anton! Das kommt doch zu überraschend. Daran hätte ich doch nie gedacht. Und nun willst du auch schon eine Antwort darauf.“

Onkel Priller tat nun das Beste, was er tun konnte: „Junge, das scheint mir eine Angelegenheit zu sein, die ihr beide allein ausmachen müßt, wobei jeder dritte überflüssig ist.“

Dann war er auch schon aus dem Zimmer hinausgegangen.

Und Anton Moos war mit Berta Priller allein.

Ihre dunklen Augen schauten in die seinen hinein:

„Ist das wirklich dein Ernst gewesen, Anton?“

„Ja, deshalb bin ich doch herausgekommen.“

„Und gestern war mein Vater bei Euch?“

Anton Moos fühlte eine brennende Glut in seinen Wangen aufsteigen:

„Ich weiß, was du sagen willst. Nicht weil ich Geld brauche, nicht weil du solches besitzt, nicht deshalb bin ich hier. Darüber werde ich noch mit deinem Vater sprechen. Ich will nichts! Was er Dir einmal mitgeben will, das soll nur dein Eigentum bleiben.“

„Warum willst du denn mich zu deiner Frau machen?“

„Weil ich —“
Dich liebe, hatte er sagen wollen; aber die Lüge hatte er nicht über die Lippen gebracht.

Und dann fügte er etwas zögernd hinzu:

„Weil wir uns am ehesten verstehen werden, weil wir uns schon vertraut sind, weil wir uns die besten Freunde sein können.“

„Und die Liebe?“

„Auch das!“

Aber er hatte dabei an ihr vorbeigesehen, in eine Zimmerdecke hinein.

„Gut! Ich will ja sagen, Anton, aber deshalb, weil ich dich eigentlich immer gerne leiden konnte, wenn wir uns auch oftmals zankten. Das soll zwar in den Ehen auch vorkommen, aber wir haben uns vielleicht schon als Kinder genug ausgeraut, so daß wir wohl jetzt kein Verlangen mehr danach haben. Hier, meine Hand und —“

Ihre Hand hatte er genommen.

Und da ihre blassen, hageren Wangen sich leicht röteten, so erschien sie nun etwas reizender:

„Und — tauschen — die Verlobten nicht auch einen Kuß?“

Da streiften seine Lippen die ihren; und er fühlte die ihren heiß und brennend.

Aber in seinem Herzen erschien ihm alles lahl und tot.

*

Als er gegen die Mittagstunde das Häuschen in Bondorf verlassen hatte, saßen Vater und Tochter einander gegenüber. Durch das offene Fenster trug der Wind den Duft des Hieders herein.

„Ich verstehe das nicht! Er will das nicht haben. Er hat mit Willius einen Vertrag abgeschlossen. An den wird er sich halten. Was ich dir gebe, sollst du ganz allein für dich ge-



Zur Wiedereinweihung der Marienkirche in Stargard i. P. Eine Bäuerin überreicht der Kaiserin zum Andenken eine in Weizacktracht gekleidete Puppe.

Die aus dem 14. Jahrhundert stammende Marienkirche in Stargard in Pommern wurde auf Befehl des Kaisers renoviert und am 30. August im Beisein der kaiserlichen Familie feierlich eingeweiht. Die Bauernfamilien aus der Umgegend Stargards waren in ihren alten Trachten nach Stargard gekommen, um den Kaiser zu begrüßen.

brauchen. Ich habe ihm zugeredet, wie ich nur konnte, damit er wenigstens seine Erfindung mit diesem Gelde verwirkliche. Er wollte nicht. Und da ich immer wieder und wieder gedrängt hatte, erklärte er schließlich: Ich will nicht haben, daß man einmal sagen könnte, ich hätte um des Geldes willen geheiratet. Da mußte ich natürlich stille sein. Aber ich möchte dann doch wissen, warum er dich gerade will?"

Verta Priller schaute durch das offene Fenster hinaus, wo der blaue und weiße Helder im Winde grüßend nidte.

Sie dachte an das eine, von dem jedes Mädchen und jedes Weib träumt und hofft. An Liebe! Wenn er es deshalb wollte? Nur deshalb allein?

Und sie sagte, halb laut, verträumt, und dabei glücklich: "Weil er vielleicht nur Liebe haben will?"

"Hm. Ich weiß es nicht! Aber ich habe doch das Gefühl, als wäre nicht alles so ganz in Ordnung."

Sie antwortete nichts. Was lag auch daran?

Er war ihr Verlobter! Sie wollte ihn schon lieben. —

Und sie sehnte sich nur danach, daß bald, sehr bald die acht Wochen vorüber sein würden, die acht Wochen bis zu ihrer Hochzeit —

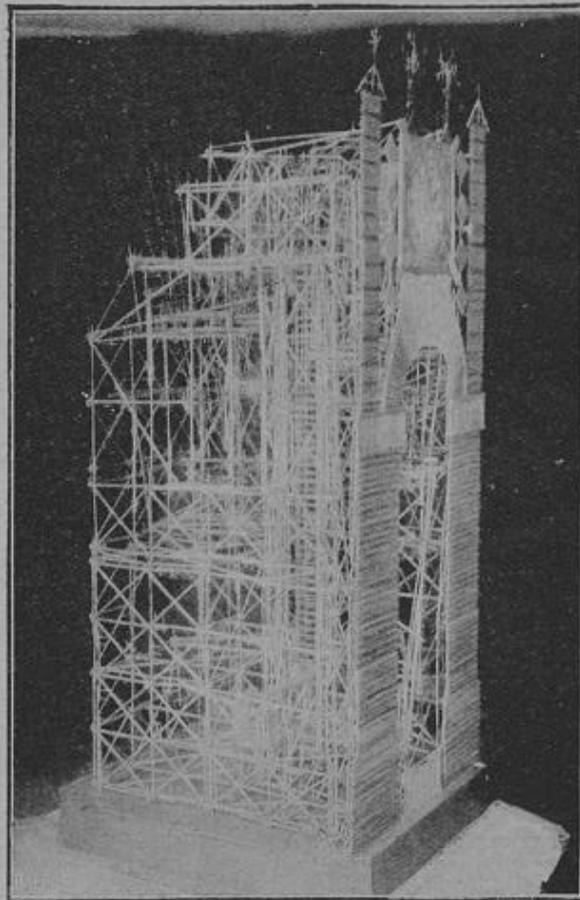
10.

"Sie sind für mich bereits eine Merkwürdigkeit geworden. Warum lassen sie sich so selten finden?"

Diese Worte von Gabriella Bondritscheff galten Louis Helder, dem sie in der Widensberger Allee begegnet war. Er ging neben ihr und versuchte eine möglichst gleichgültige Antwort zu geben:

"Ich bin immer zu finden. Könnte ich nicht mit dem gleichen Rechte behaupten, Sie hätten eben nie ein Verlangen gehabt, mich finden zu wollen?"

"Oho! Da könnte ich einen Gegenbeweis liefern. Ich



Ein Meisterwerk der Uhrmacherkunst. Der Schuhmachermeister Otto Wegner aus Strassburg (U.-M.) hat eine Uhr vollständig aus Strohhalmen hergestellt. Selbst das Werk besteht aus Strohhalmen. Die Uhr geht auf das genaueste. Der Meister brauchte zu ihrer Anfertigung eine Zeit von ca. 15 Jahren.

war regelmäßig zu Willins gekommen. Aber Sie waren dort nie mehr anzutreffen. Ich hatte auch Frida wiederholt nach Ihnen befragt."

"Und?"

"Sie wußte nichts. Oder sie wollte nichts wissen. Jedenfalls war etwas vorgefallen. Nicht wahr? Seit Sie uns von Ihrer Liebe zu Frida vorgeschwärmt hatten, sind Sie von dort verschwunden."

Louis Helder lächelte, zog die Schultern hoch und antwortete dann in einem Tone, der nicht erkennen ließ, ob er die Wahrheit sagte oder nur scherzte:

"Ich könnte mir doch einen Korb geholt haben!"

"Sie? Aber warum?"

"Weil Frida Willins nicht mich, sondern einen anderen liebt."

"Einen anderen? Wer sollte das sein?"

Gabriella Bondritscheff blickte ihn etwas mißtrauisch an. "Die gleiche Frage möchte ich an Sie richten," war Louis Helder's Antwort.

"Das glaube ich nicht. Davon hätte sie mir gewiß etwas verraten."

Aber Louis Helder antwortete nur mit einem Schulterzucken. Damit war Gabriella Bondritscheff nicht sonderlich zufrieden:

"Sie wissen gewiß etwas, was sonst niemand wissen soll. Wo gehen Sie jetzt hin?"

"Zu Willins."

"Plötzlich wieder?"

"Allerdings! Ich bin für heute zu Tisch eingeladen worden."

"Sie allein?"

"Ich vermute es."

"Ah! Nun können Sie es nicht mehr leugnen. Dahinter steckt etwas. Sie allein! Oh, gewiß! Gesehen Sie es nur! Sie haben sich schon mit Frida verlobt. Oder Sie werden sich mit ihr verloben. Und das soll vorerst noch ein Geheimnis bleiben."

"Ich sagte es doch schon! Ich hatte mir einen Korb geholt."

"Und für heute mittag sind Sie dort als Gast geladen?"

"Allerdings!"

"Dann wollen Sie mir einen Bären aufbinden, einen von besonderer Größe. Ich sage Ihnen, ich werde nicht überrascht sein, wenn ich demnächst Ihre Verlobung lesen werde."

"Ich glaube nicht, daß ich Ihnen eine solche Ueberraschung verschaffen kann."

"Es hilft Sie alle Verstellungskunst nichts. Weshalb wollen Sie die Tatsache verheimlichen?"

"Wenn Sie mir nicht glauben wollen —?" Er zog dabei die Schultern hoch.

Louis Helder besaß eine zu große Menschenkenntnis, um nicht die Wirkung einer solchen Entgegnung richtig einzuschätzen; er kannte Gabriella Bondritscheff, und wußte deshalb, daß er sie damit nur in ihrem Glauben bestärkte. Er wußte auch, daß sie das Geheimnis, das sie nun zu wissen glaubte, allzu rasch und leicht anderen anvertraute. Das aber sollte seine Pläne unterstützen.

Als er sich dann von Gabriella Bondritscheff verabschiedete, sagte sie:

"Ich gratuliere Ihnen also jetzt schon!"

"Ich danke Ihnen, trotzdem ich nicht weiß, wozu Sie mir Glück wünschen."

"Sie Heuchler!"

Als sie dann in die Seitenstraße eingebogen war, eilte sie zur nächsten Straßenbahnhaltestelle.

Sie wollte zur Villenkolonie Zemling hinausfahren; dort konnte sie ihre Freundin Olga Sporer noch antreffen, um es ihr sofort zu erzählen:

"Weißt du es schon?"

*

Louis Helder war mit dieser Begegnung am zufriedensten gewesen.

Er hatte die Vermutung Gabriella Bondritscheffs bestritten, wußte aber doch, daß er sie darin durch seine Art nur bestärkt hatte.

Wenn dann da und dort das unbestimmte Gerücht auftauchte, er habe sich mit Frida Willins verlobt, oder dies werde in nächster Zeit geschehen, so war dies schon wieder ein Schritt weiter seinem Ziele zu.

Wenn er nur darüber Gewißheit hätte erlangen können, wer sein Nebenbuhler war.

Gabriella Bondritscheff ahnte nichts von einem solchen. Einen Augenblick dachte er daran, daß Frida Willins

eine solche Ausflucht nur gebraucht haben könnte, um ihn abzuschütteln. Aber sofort verwarf er diesen Gedanken. Frida Wilkins war zu stolz und zu ehrlich, um damit zu lügen.

Aber wer war dann sein Gegner? Gegen wen mußte er kämpfen?

Im Hause Wilkins war er bereits bekannt. Der Diener meldete ihn sofort an.

Er wurde von Hans Wilkins empfangen.

„Sehr erfreut!“ polterte dieser mit seiner lauten, aufdringlichen Stimme: „Sie kennen meine Offenheit. Deshalb muß ich Ihnen jetzt sagen, daß Sie mir damals mit dem Worte vom Arbeitsproben zwar gefallen, aber nicht imponiert hatten. Etwas hatte ich Ihnen doch noch mißtraut. Ihr Handwerk, die Schriftstellerei, ist meistens ein Vorwand für solche, die im Besitze von Renten arbeitscheu sind und dennoch einen Titel beanspruchen wollen. Für einen solchen hatte ich Sie gehalten.“

Louis Helder lächelte nur.

Dies war Hans Wilkins nicht entgangen:

„Sie haben recht. Daß Sie trotzdem ein schneidiger Kerl sind, das haben Sie mir diesen morgen bewiesen. Ohne viele Redensarten zu machen, sage ich Ihnen nur:

Und er erzählte dabei von gleichgültigen Dingen, der neuen Oper von Richard Strauß, Gerhard Hauptmanns letztem Drama, von Reinhardt, von Berlin; aber nichts in seinen vielen Worten erinnerte auch nur in einem selbstvergeffenen Zittern, in einem träumerischen Klingeln an jenes Geständnis, das er schon einmal im nebenan gelegenen Salon verraten hatte.

Louis Helder konnte sich beherrschen.

Das aber war seine Absicht, bis er seine Zeit für gekommen hielt.

Bei Tische begann er eine Unterhaltung mit Hans Wilkins.

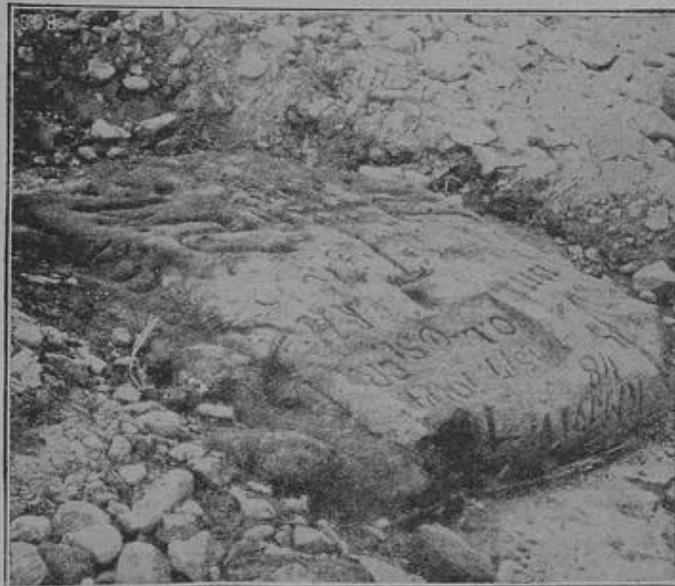
Aber bald sprach nur noch Hans Wilkins allein, und dann nur von dem, wovon er am liebsten redete, von sich selbst, von seinem Emporkommen, von seinem Werden und seiner Arbeit.

Und Louis Helder war nun der dankbarste Zuhörer; er nickte nur, und wenn er ein Wort einschaltete, dann war dies nur eine Bestätigung und manchmal auch eine diskrete Unterstreichung dessen, was Hans Wilkins schon gesagt hatte.

Dabei vermied er jede aufdringliche Art, so daß er nur seine eigene Meinung zu geben schien.

Der Hungerstein bei Schandau in der Elbe.

Durch die anhaltende außergewöhnliche Hitze dieses Sommers kam im Flußbett der Elbe der berühmte Hungerstein zum Vorschein, der sich inmitten des Flußbettes der Elbe befindet und in den der entsprechend niedrige Wasserstand in den betreffenden trockenen Jahren eingemeißelt ist.



Wir wollen nun Freundschaft schließen. Ich werde Sie jetzt besser zu verstehen suchen.“

Louis Helder zeigte immer noch das gleiche Lächeln, als er nun antwortete:

„Ich habe das von Ihnen nie beleidigend gefunden. Errare humanum est, sagt der Lateiner.“

„Das scheint mir bei Ihnen passiert zu sein. Ich hatte mich in Ihnen geirrt. Aber nun kein Wort mehr davon. Frida kommt.“

Sie war in das Zimmer getreten; in dem modernen Hauskleide erschien sie noch zierlicher und feiner, wie ein leicht zerbrechliches Rippfigürchen. Ein schwarzes Band mit Silberstickereien baute das reiche, goldblonde Haar zu einem Turban.

Sie begrüßte ihn. Aber wenn nun auch die Worte frei von Befangenheit waren, so klang in ihre Stimme doch eine kleine Unsicherheit mit:

„Herr Helder, Sie haben mir und meinem Vater mit Ihrem Erscheinen eine Freude gemacht.“

„Ich möchte gerne daran glauben.“

„Aber es ist so!“ bestätigte Hans Wilkins. „Sie sind doch ein klein wenig der Lebensretter. Nun aber zu Tisch.“

Louis Helder bot ihr den Arm, den sie jetzt nicht ablehnen konnte.

Als ihm Hans Wilkins dann nach dem Dessert eine Zigarettenspitze hinreichte, sagte er dabei:

„Sie sollen eine mit den Bauchbinden bekommen. Prima! So als Lohn für die Rettung. Ehrlich gesagt, Sie haben sich dabei selbst gerettet. Ich hatte Sie schon weggeworfen. Zum alten Eisen, das ganz in eine neue Form gegossen werden muß. Aber nun sehe ich, daß gutes Material in Ihnen steckt. Diese mit Bauchbinden erhält nicht jeder.“

Als Louis Helder dann gegangen war, stellte sich Hans Wilkins breitspurig vor seine Tochter hin, in seinem nachlässigen Sichgehenlassen, beide Hände in die Hosentaschen, und erklärte:

„Mädel, diesem Burschen hätten bald wir beide unrecht getan. Er ist ein famoser Mensch! Für meinen Geschmack trägt er zu bunte Arawatten, ist er zu sehr Gigerl, aber sonst prima. Still, ruhig, vornehm! Und dann arbeitet er auch. Wirklich! Er schriftstellert. Dir wird er es noch nicht erzählt haben. So ein kleiner Dichter. Da staunst du! Mir war es ebenso ergangen. Mein Wort darauf.“

Und Frida Wilkins fragte sich selbst, ob sie Louis Helder nicht doch Unrecht getan hatte.

Dieser selbst war unterdessen in den Hof hinausgegangen.

Er dachte daran, was er John Crawford versprochen

hatte, und suchte dann den Schuppen auf, in dem Anton Moos an seiner Flugmaschine arbeitete.

Dort galt es für ihn, eine neue Arbeit zu lösen: er mußte das Vertrauen von Anton Moos gewinnen. Das beschränkte sein Gewissen nicht im geringsten, daß er dieses Vertrauen dann ebenso mißbrauchen werde, wie das von Boris Bondritscheff, Hans Willins und manchen anderen.

Das war Louis Helders Moral: die Welt will betrogen werden. Und er gefiel sich mehr in der Aufgabe des Betrügers als des Betrogenen. Außerdem waren für ihn bei einem Geschäft alle Wege erlaubt.

Und als Agent, als englischer Spion hatte er nur Geschäfte.

Anton Moos war im Schuppen.

„Herr Willins hat mir von Ihnen erzählt. Er ist begeistert. Er erhofft sich alles von Ihrer Erfindung. Und da ich, so weit es von einem Laien begreiflich ist, für Flugmaschinen schwärme, so hat er mir von Ihrer Arbeit hier erzählt. Sie erlauben doch?“

Und Anton Moos ließ ihn eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Als Dorchen eingeladen war.

Humoreske von Fritz Säger.

(Nachdruck verboten.)

Es war alles regelrecht zuerichtet, die Eier gekocht, das Brot geschnitten, eine Wurst für den Apotheker Sturz geschält, der lebte nämlich in der heiligen Ueberzeugung, daß man auf Radtouren alles überflüssige Gewicht zu Hause lassen mußte, und wir wollten eine Radtour machen am andern Tage.

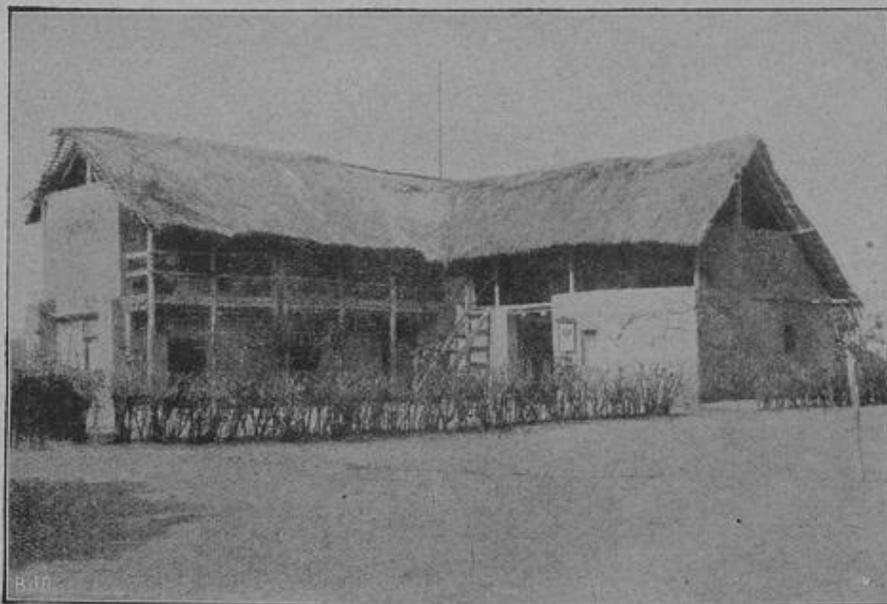
Fräulein Lur suchte soeben das Nähzeug zusammen, die war auf dem andern Extrem die wollte für alle Fälle vorbereitet sein und sie meinte wie leicht könnte man unterwegs das Kleid flicken oder die Strümpfe stopfen müssen oder es könnte sich jemand eine Wunde zuziehen die man mit Lysol auswischen muß, und es könnte einer einen Gipsverband brauchen — und für all das sah sie sich vor.

Während wir nun die Karten so interessiert studierten, daß man wohl hätte annehmen können, es handle sich um eine Durchquerung Afrikas, kam Dorchen Brate. Eine Freude, die kaum mehr zu bändigen war, leuchtete ihr aus beiden Augen, aber traurig sagte sie: es täte ihr so leid, abfahren zu müssen und sie zog einen Brief hervor und erklärte, und währenddem sie das tat, da kam auch ihre selbige Erwartung voll heraus.

Der Fall lag so: ihre Mutter hatte geschrieben, Vorchmanns kämen, und sie hätte mit Frau Vorchmann ge-



Jules Fox geschlagen: Die Reise um die Welt in 40 Tagen. Die Ankunft des Weltreisenden Andrew Jaeger-Smith in Neuport. Als Jules Verne sein berühmtes Werk „Die Reise um die Welt in 80 Tagen“ schrieb, war kaum an die Möglichkeit zu denken, eine Reise um den Erdball in dieser Zeit zu vollenden. Auf Veranlassung einer französischen Zeitung hat ein Redakteur, Herr Andrew Jaeger-Smith, in knapp 40 Tagen die Weltreise beendet und damit einen neuen Rekord aufgestellt.



Ein früherer Eselstall als Postgebäude.

In Tabora (Ostafrika) wird ein alter Eselstall als Postgebäude benutzt. Noch heute sind in den unteren Räumen die Ställe, während sich oben die Dienstzimmer und Wohnungen der Beamten befinden. Es ist jedoch schon begonnen worden, daselbst ein neues Postgebäude zu bauen.



Ingenieur Eduard Richter von den Zeiß-Werken in Jena.
Zu seiner Befreiung
aus den Händen türkischer Räuberbanden.

Nachdem bereits alle Hoffnung aufgegeben war, den seit drei Monaten von türkischen Räubern gefangen gehaltenen Ingenieur Richter lebend wieder zu finden, traf derselbe am 23. August unerwartet an der griechischen Grenze ein. Das den Räubern gezahlte Lösegeld soll 4000 türkische Pfund = 74 000 Mark betragen.

sprochen, und die hätte gesagt: das Dorchchen nehmen wir mit, wenn wir ausgehen, das soll einmal ein paar gute Tage haben, außerdem wäre auch ein Student der höheren Medizin mit dabei.

Borchmanns wären von den reichsten Leuten ihrer Heimatstadt, und die würden sich wohl nichts nachsagen lassen und sie jeden Abend einladen, so lange sie sich in München aufhalten würden, und darum müsse sie jetzt ihre Kleider richten und könne den Sonntag nicht mitgeben. Das weiße Kleid müsse gewaschen, die blaue Bluse gebügelt, an der grünen Knöpfe angenäht und die rote müsse fertig gemacht werden, und weiß Gott was noch mehr; ein Mann über-sieht ja nie, was alles zu einem bescheidenen Mädchenda-sein gehört, damit das Mädchen nicht sagen muß, „ich hab nichts anzuziehen“.

Unsere Damen stimmten natürlich Dorchchen sogleich bei. In solchem Falle mußte alles drangesetzt werden, daß Dorchchen etwas anzuziehen hatte, und zwar jeden Abend etwas anderes; man hätte sich das nicht gut anders denken können.

So wurde nun allsogleich alles beraten und besprochen. Daß Dorchchen mitgenommen wurde zu den Wagnerfestspielen war noch das mindeste; daß Dorchchen so eine Woche lang nur Auto fahren würde, war selbstverständlich; daß Borchmanns Dorchchen zum Andenken ein Abonnement im Hof-theater kaufen würden, war ebenfalls sehr wahrscheinlich.

Und dann der Student: das war ja gar nicht auszu-denken, was gab es da nicht alles für Möglichkeiten, wir wollen jetzt das gar nicht weiter ausführen, genug, daß die Damen sich alle Wunderdinge erzählten, die eine Mädchen-phantasie mit einem Studenten nur irgendwie verknüpfen kann.

Dorchchen ging und nahm unsere Segenswünsche mit.

Wir machten unserm Programm entsprechend den Sonntagsausflug, hatten den Tag über unsere kleinen Freunden und am Abend unsere große Müdigkeit, wie es sich gehört für junge Menschen, die sich an dem einen Sonntag für sechs Wochentage erholen sollen.

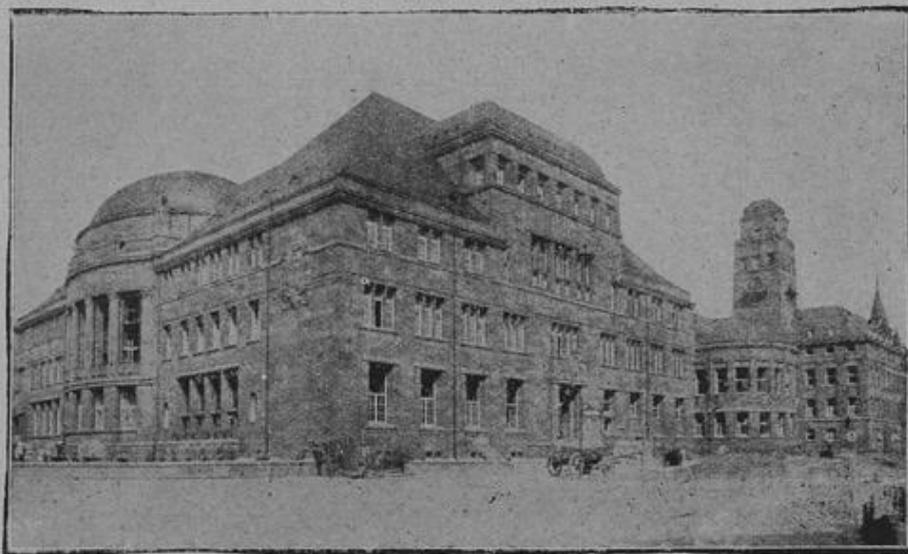
Am dem Tage sahen wir Dorchchen nicht mehr, aber sie hatte noch Licht im Zimmer, als wir um Mitternacht nach Hause kamen; am folgenden Montag sahen wir sie auch nicht.

Am Dienstag war große Versammlung. Dorchchen war auch wieder da, und wir saßen auf drei Stühlen und einem Sofa und warteten darauf, daß Dorchchen ihre Erlebnisse zum besten gab.

Sie sah unausgeschlafen und so enttäuscht aus, als wenn sie in einem Examen durchgefallen wäre. „Also, Dorchchen, erzählen Sie mal.“

„Nein, so etwas, meine Mutter, die wird sich schön wundern. Also denken Sie sich: nach Geschäfts-schluß komme ich ins Hotel. Frau Borchmann hatte hinterlassen, daß ich sie

Eine neue Universität in Freiburg im Breisgau. Die Stadt Freiburg im Breisgau hat eine neue Universität erhalten, deren Bau jetzt fertiggestellt wurde. Die Universität wird mit allen modernen Lehr-Apparaten ausgerüstet sein und besitzt auch ein Observatorium. Die Einweihung soll Anfang nächsten Jahres stattfinden.



im Ausstellungspark im Café finden könne. Ich fahre natürlich mit der Elektrischen, wo ich sonst immer zu Fuß gehe. Macht nichts, denke ich, das kommt nachher wieder raus.

Frau Borchmann sitzt an einem Tisch, eine feine Frau; einen seidnen Sonnenschirm hat sie neben sich stehen, eine seidene Bluse hat sie an, ein Jackett auf Seide gearbeitet, liegt über dem Stuhl, eine Mosaikbroche in Platinfassung. An den Schuhen hat sie Gummiabfäße, aber mindestens Schuhnummer 39. Aber doch eine feine Frau, denk' ich mir, echte Spitzen an den Ärmeln, und eine geflöppelte Troddel am Sonnenschirm.

Dann kommt die Begrüßung: man fragt hin und her, währenddem kommt der Kellner. „Sie werden auch eine Tasse Kaffee trinken,“ sagt sie. Es war sehr heiß, und lieber hätte ich eine Portion Eis genommen, wo ich überhaupt keinen Kaffee mag. Na, denk' ich, man darf es nicht zurückweisen, weil es das erste ist, was sie geben will. Frau Borchmann erzählt und erzählt, es ist mir alles gleichgültig, was sie sagt; ich denke, das muß man sich gefallen lassen, es ist eine Ausgleichung, und ich höre zu, immer so weg höre ich zu. Endlich will man weiter.

Der Kellner kommt, ich denke natürlich, sie hat ihre Rechnung schon beglichen:

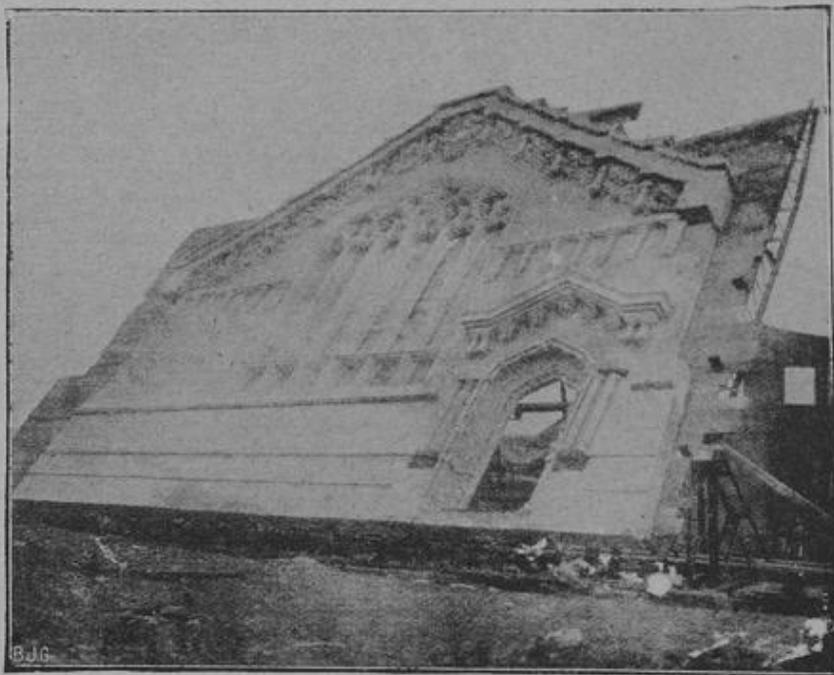
„Ach, Fräulein Steinhausen,“ sagt er, „schad' ist es,“ jagt er, „daß wir gerade heute abend in den Zirkus gehen wollen, aber unser Student, der kann Sie vielleicht begleiten. Nach dem Zirkus treffen wir uns dann alle wieder.“

Kun hab' ich meinen Studenten ganz allein, er fragt, wo ich wohl hin möchte. „Ins Hofbräuhaus,“ sag' ich, denn ich wollte nun auch einen schlechten Biß machen, nachdem schon so viel Späßiges geschehen war.

„Das ist mir aus der Seele gesprochen,“ gibt er mir zurück. So fiel ich also noch mit meinen Bißen herein, und wir gingen tatsächlich ins Hofbräuhaus.

Ueberraschungen kann es nach alledem nicht mehr geben, denke ich, aber das Beste kommt erst jetzt. Ich sitze also mit dem Studenten im Hofbräuhaus. Nun hatte ich mir noch extra einen guten Appetit für den Abend aufgehoben. Denn, so dachte ich vordem, da wirst du so die feinsten Sachen vorgefetzt bekommen, und also fängt mein guter Appetit an mich zu plagen. Die Speisefarte verlang' ich, mein Student besorgt mir sie.

Nun, einigermaßen will ich mich für den Abend entschädigen, und als er mir die Speisefarte hinaibt, ich möchte etwas aussuchen, da bin ich auch gar nicht spröde und wähle ein Filet mit Spargel. „Essen Sie doch daselbe,“ jag' ich, „es schmeckt mir besser, wenn ich nicht allein esse.“



Die gegossene Kirche von Pennsylvania.

Die Kirchenfront. In Harrisburg (Pennsylvania) ist kürzlich eine gegossene Kirche errichtet worden. Die vier Fassaden wurden flach auf der Erde hergestellt. Sodann wurden sie aufgerichtet und durch Guß an den Ecken verbunden.

„Eine Tasse Kaffee,“ sagt sie zum Kellner.

„Ach,“ jag' ich, „Frau Borchmann, das wäre wirklich nicht nötig gewesen.“

„Kellner, zwei Tassen Kaffee,“ sagt sie — — —

Na, ich kann Ihnen sagen, wie mir da zu Mute gewesen ist, das geht in keine Streichholzschnitzel.

Aber, es kommt noch besser, sie zahlt zwei Tassen und gibt kein Trinkgeld.

„Ich kann das wirklich nicht annehmen,“ sage ich und lege ihr 30 Pfennige hin. Was tut sie? Sie nimmt die 30 Pfennige, „Kellner“ ruft sie und gibt ihm die 5 Pfennige, die es mehr sind.

„O — —“ denk' ich, und so jemand trägt echte Spitzen.

Nachher kommen wir zu ihrem Manne und zu noch einem Herrn und dem Studenten. Ihr Mann trug einen Panama der sicher nicht echt war, der Student hatte Glacehandschuhe, die mindestens drei- oder viermal schon chemisch gereinigt worden sind. Aber trotzdem, denke ich, können es seine Menschen sein.

Natürlich denke ich das, wo ich darauf gefaßt war, daß sie mich eine Woche lang jeden Abend an einen andern Ort hin einladen würden, und wo ich schon jeden Abend bestimmt habe, was ich für eine Bluse anziehen will.

„Wenn Sie meinen,“ sagt er, und bestellt für sich noch ein Filet mit Spargel. Wir essen; der junge Herr erzählt wer weiß wie viel herum. Es wird später, und es wird spät, der junge Herr erzählt mir, daß er ins Hotel telephoniert habe, damit Herr Borchmann und die anderen noch herkämen. Gut, denk' ich, und weiter denk' ich nichts. Auf einmal merk' ich, daß es sehr spät geworden ist: „wir wollen doch zahlen,“ jag' ich, „ich möchte gehen.“

Er ruft den Kellner; der Kellner kommt und rechnet zusammen — — auf einmal sehe ich, wie der junge Herr eine Schwäche bekommt. Er sinkt zusammen wie eine Pneumatik, wenn die Luft herausgeht, wird blaß und gelb und bekommt sogar einen Stich ins Grüne. Was, denke ich, soll ich nach den Sanitätären telephonieren — — und wie ich mich besinne, da bläst ein guter Geist es mir ein. Heimlich stehe ich ihm ein Zehnmarkstück zu.

Ruckweise bekommt er wieder Gestalt, sitzt stramm, zahlt, gibt noch ein anständiges Trinkgeld, händigt mir unter dem Tisch den Rest aus, und wir sind soweit, daß wir gehen können.

Draußen in der Garderobe begegnen wir tatsächlich Herrn Borchmann, der mich einladet in eine Künstlerkneipe. Ich danke aber und sagte, ich hätte Kopfschmerzen.

Heut den ganzen Tag hab ich mir geschworen, nie — nie — nie mehr. Totmüde bin ich, weil ich mich so viel ge- ärgert hab'; so ist es mir ergangen, jetzt wist ihr es, und wenn wieder jemand zum Besuch kommt, dann bin ich ein- fach nicht zu Hause.

Der chinesische Zopf.

Von P. A. Bölling, O. F. M., Nordschantung.

Wie in den meisten asiatischen Ländern, so wird ganz be- sonders im Reiche der Mitte auf die Pflege des Haupt- haares große Sorgfalt verwandt, und zwar um so mehr, als die Natur den Chinesen nur einen spärlichen Bartwuchs gewährt hat. Man denke sich einen Chinesen, dem ein kleines Stäppchen aufgesetzt und alles wegrasiert wird, was das Stäppchen nicht bedeckt! Die stehengebliebenen Haare werden mit einem hölzernen Kamm sorgfältig ausgelammt und zu einem Zopf vereinigt. In diesen werden Seiden- säden eingeflochten, die etwa 20 Zentimeter vom Erdboden entfernt in hübsche Quasten auslaufen. Diese Zopfschnur ist bei Kindern feuerrot, bei Erwachsenen schwarz. Bei einem Sterbefall wird die schwarze Zopfschnur mit einer weißen vertauscht. So will es die chinesische Sitte seit nahezu 300 Jahren.

Bekanntlich ist den Chinesen im Jahre 1643 von der Ta- tzing-Dynastie der Zopf ausgenötigt worden. An der Be- obachtung dieser Vorschrift wollte der Tataren-Usurpator jene Untertanen erkennen, die sich dem neuen Regiment unterworfen hätten. Der Zopf ist daher für die Chinesen ursprünglich das Zeichen der Unterwerfung. Doch hat er für die Bewohner des Reiches der Mitte im Laufe der Zeit das Entehrende verloren. Darum müssen Verbrecher die außerhalb des Zopfbodens wachsenden Haupthaare stehen lassen. Auch beim Tode der Eltern und des Kaisers dürfen die Söhne der Familie, resp. die Männer als Söhne des Kaisers, 100 Tage lang sich nicht rasieren zum Zeichen der Trauer. Wirklich sieht ein Chineser im Sonntagsstaat, mit blankrasiertem Kopf und langem, ehrwürdigen Zopf sehr feierlich aus.

Nicht bloß die Europäer, sondern die Bewohner des himmlischen Reiches selber konnten sich bisher einen Chi- nesen ohne Zopf nicht vorstellen. Darin ist nun Wandel eingetreten. Ein Telegramm vom 16. Januar 1911 meldet aus Schanghai: „Gestern fand in einem Vergnügungs- Etablissement an der Publing Well road eine große Ver- sammlung statt, in der sich 400 Chinesen öffentlich den Zopf abschnitten. Gleichzeitig wurde bekannt, daß auch der frühere Gefangene in Washington, namens Wutingfang, in seiner Wohnung zu Schanghai sich des Zopfes entledigt habe.“ Die öffentliche Meinung beschäftigt sich lebhaft mit diesem Vorfall; der Zopf bildet das Gesprächsthema bei den Zusammenkünften der Mandarine und selbst die Regierung sieht sich genötigt, zur Frage der Abschaffung oder Beibe- haltung des Zopfes Stellung zu nehmen.

Die Gegner des Zopfes behaupten nicht mit Unrecht, die- ses Anhängsel an der Schattenseite des Menschen fördere wenig die Keuschheit, hindere bei der körperlichen Arbeit, sei eine Last für die Soldaten und biete Kaufvolken eine bequeme Handhabe. Die Pflege des Zopfes koste zudem viel Zeit und Geld. Auch die Satire geißelt den Zopf, den einst Confucius eine rohe Sitte der Barbaren genannt hat. In einem Wigblatte heißt es: „Ein Mann, der nach ortho- doxer Weise einen Zopf trägt, trinkt sich einen Rausch an und schläft ein. Im Traume sieht er seinen Diener, der die Pfostenkarte in der Hand, einen Besucher anmeldet. Der Fremde trägt einen auffallend schönen Zopf; sein Angesicht ist geisterhaft bleich. „Wissen Sie,“ so hebt der Besucher an, „daß die chinesische Rasse in der furchtbaren Gefahr steht, vom Erdboden vertilgt zu werden?“ Der Träumer fragt den Fremden nach Stand und Namen. Dieser antwortet: „Ich bin der Gott des Zopfes, ich bin entsetzt darüber, daß so viele Chinesen sich ihres Zopfes berauben, der sie von dem elenden Nest der Menschheit unterscheidet. Diese haben kein Gefühl der Trauer über den Angriff gegen das gehei- ligte Kennzeichen unserer Rasse, sondern machen den Zopf zum Gegenstand frivolen Spottes. Der Zopf bietet doch so unendlich viele Vorzüge!“ Dann verbreitete sich der Geist über die verschiedenen Arten des Zopftragens: „Wie herr- lich ist der Seezungenzopf, der wie eine Seezunge breit und glatt im Nacken hängt und von der gedenkhaften Jugend ge- tragen wird, die in blauen Schuhen, gelben Hosens, lilä Röcken und bunten Mützen umherstolzieren! Und wie viel-

seitig ist nicht der Nutzen dieser schönsten Manneszierde. Denkt euch eine Ehefrau, die hindern will, daß ihr Mann sich abends zu weit von ihrem Hause entfernt. Sie bindet einen Faden an den Zopf ihres Mannes und hat den Mann so ganz in der Gewalt. — Fällt dem Chinesen nachts ein bissiger Hund an, so wirft er sich auf die Erde, kriecht auf allen Vieren und wedelt mit dem Zopfe. Die Folge ist, daß der bissige Hund heult vor Freude, weil er seinesglei- chen erkannt hat. — Es wandert ein Chineser am Meeres- strande. Er wird von Adlern und Geiern umkreist. Da er- faßt der Wind seinen Zopf und richtet ihn auf wie eine Schlange. Erschreckt fliehen die Raubvögel davon! — Wie praktisch ist ferner der Zopf, wenn Du auf einen Baum steigst. Sorge nur dafür, daß dein Zopf hoch oben sich fest- knüpft. Er rettet dich vor dem Sturz in die Tiefe. Welch reiche Einnahmequelle besitzen wir endlich im Zopf! Hast du nicht beobachtet, welche begehrliche Blicke die Fremden auf unsere Zöpfe werfen! Wohlan, verkaufen wir die Zöpfe zugunsten unseres Nationalvermögens! Wahrlich, wir Chi- nesen sind um unsere Zöpfe zu beneiden und zweifellos lieben uns die Fremden nur um unseres Zopfes willen.“ Soweit die Satire.

Indes fordert es die Gerechtigkeit, daß wir auch die Freunde des so hart angegriffenen Zopfes zu Worte kom- men lassen. Der gut gepflegte Zopf ist, wie wir schon sag- ten, eine wirkliche Zierde; zudem ist er das nationale Er- kennungszeichen. Der Zopf verschafft weiter Tausenden und Hunderttausenden von Barbieren, Zopfverkäufern, Zopf- schnurfabrikanten und Krämern von Friseurutensilien das tägliche Brot. Mit diesen Berufsständen hegen weite Volks- kreise die Befürchtung, daß das Abschneiden des Zopfes eine Umwälzung auf dem Gebiete der Volkswirtschaft zur Folge haben werde. Das wäre aber gleichbedeutend mit der gänzlichen Zerstörung der einheimischen Leinen-, Woll- und Seidenindustrie und tiefe hinaus auf eine Bereicherung des Auslandes. Deshalb erschien, als in Peking und an einigen Orten in Schantung die Schüler sich zusamen- taten und sich gegenseitig den Zopf abschnitten, ein kaiser- liches Dekret folgenden Inhalts: „Auf die Eingabe der Peking- Handelskammer betreffs der bevorstehenden Ver- änderung der Volkstracht und die Abschaffung des Zopfes, wodurch eine schwere Gefährdung für Hand- wert und viele Gewerbetreibende herbei- geführt würde, erwidern wir, daß nur für das Heer und die Polizei den Anforderungen der Zeit entsprechend die Be- kleidungsvorschriften geändert worden sind. Für die Be- amten, Schüler und alle übrigen Stände bleibt es vorläufig beim Alten.“ Deutlicher in dieser Beziehung redete eine Verordnung des Kultusministeriums: „Alle Schüler in Schantung, die den Zopf abgeschnitten haben, sollen ge- zwungen werden, ihn wieder wachsen zu lassen. Wer dieser Verordnung nicht nachkommt, wird vom Unterricht ausge- schlossen.“

Um das Vorgehen der Regierung zu verstehen, muß man sich noch weiter in ihre Lage hineindenken. Während der Zopf für den Chinesen nämlich die Unterwerfung unter die herrschende Dynastie und die von ihr erlassenen Gesetze bedeutet, will das Abschneiden des Zopfes besagen, daß man die lästigen Fesseln des Gehorsams von sich wirft und einer schrankenlosen Freiheit huldigt. Und gerade diese Ge- sinnung, die durch das Abschneiden des Zopfes zum Aus- druck gebracht wird, ist es, die gerechte Bedenten erregt. Allerdings wird der Zopf über kurz oder lang trotzdem fallen, wie so manches andere im Reiche der Mitte. Die chinesische Regierung wird deshalb durch rechtzeitige, weise Reformen auf allen Gebieten ein Bett graben müssen, worin der schäumende Strom dieses erwachten, alten Kulturvolkes gelenkt und geleitet werden kann zum Segen des ganzen Landes.



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße sam- metweiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-
Wassermilch-Salbe

von Parfumerie & Co., Radebeul
A. S. H. O. Oberst zu haben.



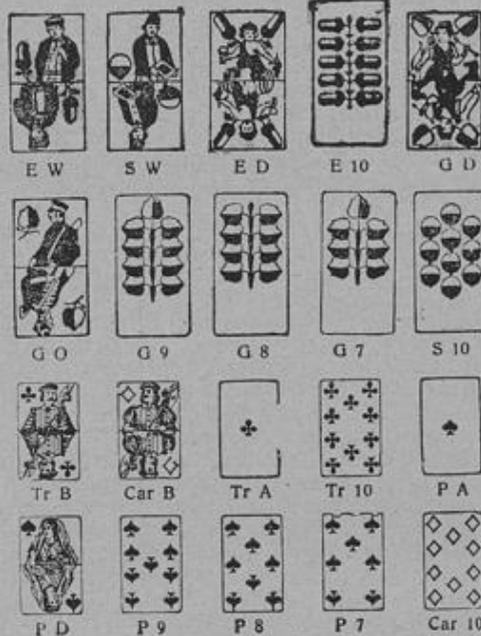
Rätsel-Ecke.



Stataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Mittelhand hat folgende Karten:



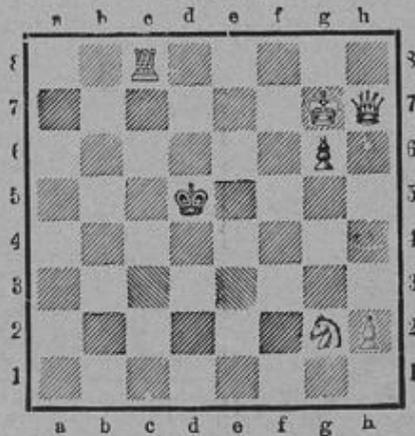
Vorhand will Nuu spielen, paßt aber, als Mittelhand Handspiel anbietet. Hinterhand will gleichfalls Handspiel machen, paßt aber, da Mittelhand es hält. Mittelhand jagt Grünhandspiel an, verliert aber schon nach dem dritten Stiche. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

Rätsel.

Nach Arbeit mit der Hand und Feder,
Durchstreift die erste gern ein jeder.
In ihrem Fache gut bereiten,
Soll'n, was sie liefern, auch die zweiten.
Wenn man zum Wein das ganze nimmt,
Da wird ein jeder froh gestimmt.

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.
Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Scherzrätsel.

Mit einem flotten Sprung verließ „Er“ seinen Wagen,
Der ihn zu einer Stadt im Böhmerland getragen.

Besierbild.



Wo ist der Spielkamerad?

Geographisch-historisches Scherzrätsel.

Wer ist der größte Erdumsegler?
Welche Insel erhält einen Fadel?
In welchem österreichischen Ort lebt man verkefirt in Halle?
Welche berühmte Schlacht nennt gleichzeitig Würfte?

Bilderrätsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Poesierätsel:

Nimm ein leichtes Wort nicht so schwer,
Gönn' ihm nicht den Triumph;
Was ein Steinwurf trübt, ist kein Meer,
Sondern ein Sumpf.

Rückert.

Logogrify: Psalm, Salm, Alm.

Besierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Spion steht dann am linken großen Baum.

Scharade: Windsfahne.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.



Nr. 38.

Sonntag, 17. September.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

11.

Es war an einem dämmerigen Abend gewesen; der Himmel war von einem stumpfen Grau.

Aber kaum ein Windhauch bewegte die wenigen Bäume, die die Seilerwiese auf der einen Seite abgrenzten.

Anton Moos hatte die fertig montierte Flugmaschine auf eine Ablaufschiene gestellt. Er selbst wies seine Arbeiter, die den Motor angefertigt hatten, an, wie sie die Maschine anzuhalten hatten, bis er das Zeichen zum Loslassen geben würde.

Nach mehreren Versuchen war dies für ihn nun die erste Probe.

Louis Helder war dabei anwesend.

Seiner Gewandtheit war es nicht schwer gefallen, das Vertrauen von Anton Moos zu gewinnen; wenn dieser auch in Louis Helders Gegenwart stets etwas wortfarg blieb, so duldete er doch dessen Anwesenheit und beantwortete auch dessen Fragen.

Louis Helder hatte Anton Moos auch schon in dem kleinen Vorstadthäuschen aufgesucht und das Vertrauen

von Anton Moos' Mutter gewonnen, die sehr gern schwätzte.

Nun war Helder der einzige, der dieser Probe beiwohnte.

„Glauben Sie nun, daß der Versuch gelingen wird?“

„Ja!“

„Es wird Ihnen doch hoffentlich kein Unfall zustoßen?“

Anton Moos antwortete nicht; er kletterte auf die Maschine hinauf, die einem riesengroßen Vogel mit ausgebreiteten Schwingen ähnlich sah.

Die unstillen Augen Louis Helders prüften alle Einzelheiten der Maschine.

Aber wenn er dabei auch die äußere Gestalt feststellen konnte, so wußte er doch, daß dies nicht genügen würde, um bei der Brauchbarkeit der Flugmaschine das Patent für England zu erwirken; er mußte die Zeichnungen erlangen, vor allem die Zeichnungen des Motors. Diese waren aber stets in den Schuppen eingesperrt, in dem die Flugmaschine nachts über stand.

Dort hinein mußte er gelangen!

Und er dachte nur daran, während er Anton Moos nochmals mit einem Glückwunsche und lächelnd die Hand reichte.

Dann ließ Anton Moos den Propeller anlaufen.

Dies war von einem lauten Anattern der Auspuffgase des Benzinmotors begleitet.



Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden: Der Zentralplatz mit dem Blick auf den Palast „Der Mensch“.

Erst als Anton Moos die zum Entorkommen notwendige Tourenzahl erreicht zu haben glaubte, gab er seinen Leuten das Zeichen zum Loslassen.

Wie ein Pfeil schoß der Apparat über die Ablaufschiene hin.

Anton Moos hatte das Höhensteuer eingestellt.

Und bald war die Maschine vom Boden emporgedrückt und schwebte frei in der Luft; und höher stieg der gewaltige Vogel mit seinem lärmenden Klattern.

In einer Höhe von dreißig Metern zog die Flugmaschine über die Seilerwiese große, mächtige Kreise; ne gehorchte jedem Druck der Hand ihres Führers. Wenn sie eine starke Kurve nahm, dann lag sie in einem Augenblicke etwas schräg in der Luft, als müßte sie sich überstürzen. Doch in der nächsten Sekunde glitt sie schon wieder mit ruhiger Sicherheit dahin.

Einen immer größeren Bogen zog Anton Moos. In der Ferne glich der Eindecker noch mehr einem Riesenvogel. Das Knattern des Motors drang bis zu Louis Helder.

Dieser nickte.

Die Erfindung war gut.

Nun mußte er mit seiner Arbeit beginnen.

Eine halbe Million, wenn England zuerst ein Patent auf eine brauchbare Flugmaschine erwarb.

Eine halbe Million!

Nur daran dachte Louis Helder.

Anton Moos schwebte durch die Luft heran.

Langsam senkte sich die Maschine wieder und rollte über das Blachfeld; fast genau an der Stelle landete er, an der er aufgestiegen war.

Louis Helder war ihm entgegengeeilt.

„Gratuliere! Genau zweiunddreißig Minuten waren Sie in der Luft gewesen.“

Das Gesicht von Anton Moos strahlte.

Er wußte, daß er nun den Sieg gewonnen hatte; wenn er einen größeren Benzinvorrat mitgenommen haben würde, so hätte er noch lange den Flug fortsetzen können. Er fühlte auch, daß er noch bedeutendere Höhen erreicht haben würde.

Er dankte und untersuchte dann die Maschine, ob die Leitungsdrahte gelitten hatten und ob durch den Luftwiderstand, der gebrochen werden mußte, irgendwelche Veränderungen an den einzelnen Teilen der Maschine erfolgt war.

Louis Helder schaute ihm dabei zu.

„Nun? Sind Sie selbst mit solchem Erfolge zufrieden?“

„Ja!“

„Hat die Maschine gelitten?“

„Nein, ich kann nicht die geringste Veränderung finden. Am meisten zu befürchten ist ja nur das Brechen der Tragflächen. Aber ich habe dazu die längsten und besten Stahlstifte verwendet.“

„Da werden Sie nun das Patent sofort anmelden!“

„Noch nicht. Erst gilt es, die Brauchbarkeit vor einer offiziellen Prüfungskommission zu erproben.“

„Wann wird denn das geschehen?“

„Ich werde die Herren voraussichtlich für den nächsten Montag einladen.“

„Dann aber werden Sie sich ein Patent gleich für alle Staaten erwirken?“

„Dies wird wohl Herr Willins tun, der sich an meiner Erfindung sicherlich beteiligen wird.“

Ein lauernder Blick aus Louis Helders Augen glitt zu Anton Moos hin:

„Wäre es nicht besser, sofort das Patent zu sichern?“

„Ich denke vorerst nicht daran. Ich werde noch einige Verbesserungen ausarbeiten.“

Dann ließ er die Flugmaschine in den Schuppen zurückziehen. Dort versperrte er die Türe und legte an dieser ein Vorhängeschloß an.

Und Louis Helder stand immer dabei und schaute zu und nichts entging seinen lauernden Augen.

Als sie dann fortgehen wollten, kam Hans Willins heran, dem Frida Willins nachfolgte.

Hans Willins gestikuliert lebhaft mit den Händen:

„Famos! Ich war eben in der Stadt gewesen und mit Frida hinausgefahren. Wir hatten Sie fliegen sehen und Frida hatte sofort Ihren Namen gerufen. Ich sage Ihnen, das war in den Straßen eine Aufregung gewesen. Das hat eben noch niemand in der Stadt gesehen, daß einer in der Luft herumflutschiert.“

Unterdessen war auch Frida Willins herangekommen.

Ihr Gesicht war blaß; jeder Blütsprossen schien daraus entweichen zu sein, wie in großer Erregung.

„Auch meinen Glückwunsch.“

Und dabei schoben sich die Frauen über den schwarzbraunen Augen von Anton Moos zusammen.

„Keine Veranlassung. Dies war noch nicht die Entscheidung.“

„Oho! Ich denke doch!“ war Hans Willins Antwort.

„Ihr Flug war großartig anzusehen gewesen. Was wollen Sie dann noch?“

„Ich werde für den nächsten Montag abend eine Prüfungskommission einladen, die mir eine Aufgabe stellen mag. Ich werde dann beweisen, daß ich dies auch leisten kann. Und dann erst werde ich mit mir selbst zufrieden sein.“

„Wenn Sie es wünschen, dann werde ich aber heute schon einen Vertrag aufsetzen.“

„Erst die offizielle Prüfung.“

„Um!“ Hans Willins schien darüber etwas unwillig zu sein. „Das klingt fast, als möchten Sie mich gerne seitwärts stellen, abschütteln.“

„Ich habe nie daran gedacht und werde nur mit Ihnen arbeiten. Die offizielle Prüfung soll Ihnen beweisen, wie viel meine Erfindung wert ist. Ich werde den Betrag anerkennen, den Sie einschätzen.“

„Gut! Dann werden wir uns schon zusammenfinden.“

Daraufhin wandte sich Hans Willins an Louis Helder.

„Sie waren also Zeuge dieses Sieges?“

Louis Helder hatte diese Zeit nur dazu benutzt, zu beobachten; ihm war die auffallende Blässe in Frida Willins' Antlitz ebenjowenig entgangen, wie die auffallende Kälte von Anton Moos Willins Tochter gegenüber; er hatte es gelernt, alle Nebensächlichkeiten zu prüfen und einzuschätzen.

Und während nun Louis Helder Hans Willins den Verlauf des Flugversuches schilderte, wobei er mit bewundernden Worten nicht sparte, wich sein Blick nicht von Anton Moos und Frida Willins.

Diese beiden standen sich wie fremd gegenüber, beide mit einem verlorenen Blick, der irgendwo in die Ferne hinaus irrte, beide, als fürchte jedes den Blick des anderen. Und so wurden Worte ausgetauscht, belanglose Redensarten, Phrasen, die ins Ohr klangen und vergessen wurden.

Aber Louis Helder sah die krampfhaft geballte Faust von Frida Willins.

Hans Willins lehnte sich wieder den zweiten zu.

„Eigentlich müßte dieser Tag nun doch gefeiert werden. Ich denke, wir werden das Ereignis mit Sekt begießen. Sie haben doch Zeit für heute abend, Herr Moos?“

„Wenn Sie es wünschen, immer.“

„Also abgemacht! Um zehn Uhr im Imperial; ich werde eine Loge für uns bestellen. Sie, Herr Helder, werden doch auch mitkommen?“

„Wenn ich nicht lästig falle.“

„Durchaus nicht. Sie sind doch auch beteiligt gewesen. Frida wird ja auch dabei sein.“

Frida Willins entgegnete aber sofort:

„Du mußt mich entschuldigen, Papa. Ich kann nicht mitkommen. Herr Moos weiß, daß ich ihm alles Gute wünsche, aber ich habe zu sehr Kopfschmerzen, um dabei mitmachen zu können.“

„Kopfschmerzen, Mädel? Das ist dein erstes Wort. Davon hast du noch gar nichts gesagt.“

„Weil ich dich — wegen so einer Kleinigkeit nicht unruhig machen wollte. Es ist auch nicht so arg schlimm! Ich brauche nur Ruhe!“

„Ra, also, dann werden wir dich davon dispensieren!“

Louis Helder hatte die unmerklich aufsteigende Röte in Frida Willins Gesicht bemerkt; er wußte, daß sie eine Lüge gesagt hatte, daß sie gar keine Kopfschmerzen hatte, und erriet dabei zugleich die Veranlassung dazu. Die Frage, deren Beantwortung er bisher vergebens gesucht hatte, fand er gelöst: Frida Willins liebte Anton Moos. Anton Moos war sein Rivale. Das war die Ursache des seltsamen Benehmens der beiden.

Und in diesem Augenblick wußte Louis Helder auch, daß Anton Moos fallen mußte, so tief und schwer, daß ihm dieser nicht mehr gefährlich werden konnte.

Aber ahnte denn Anton Moos nichts? War dieser den Gefühlen Frida Willins gegenüber blind gewesen? Oder was stand sonst zwischen diesen beiden?

Hans Willins rief noch:

„Nicht vergessen! Um zehn Uhr im Imperial.“

„Gewiß!“

„Auf Wiedersehen!“

Anton Moos und Louis Helder gingen dann schweigend neben einander her.

Louis Helder hatte ein paar Mal gefragt, aber darauf

gar keine oder nur eine verkehrte Antwort erhalten. Anton Moos grübelte.

Und Louis Helder wußte, daß er nun nichts erreichen konnte; aber mit seinem seltsamen Lächeln dachte Louis Helder an ein Später; er war entschlossen, von der Seite Anton Moos' nicht zu weichen, wenn er nachts von der Feier im Imperial heimkehrte.

In vino veritas! Im Weine die Wahrheit! Darauf hoffte er.

Helder, der in einem Stuhle saß und auf Anton Moos wartete:

„Das ist ein ewiges Sorgen, wenn man einen so großen Jungen im Hause hat. Ja, er mag klug, geschickt sein, seine Erfindung ist vielleicht wirklich so großartig, wie er es immer hofft.“

Louis Helder nickte dazu: „Das ist sie auch.“

Dies schmeichelte der Eitelkeit der Mutter:

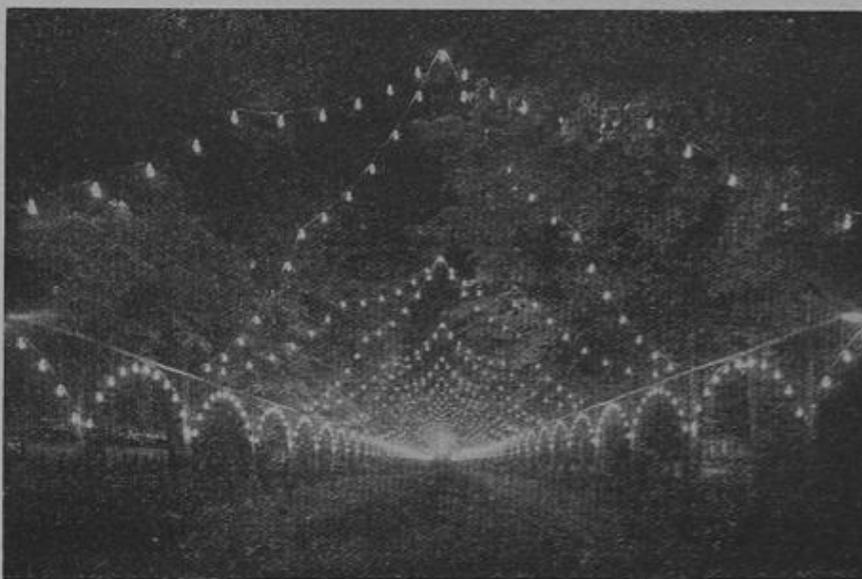
„Ja, gewiß! Ich will dies gerne glauben, aber deshalb

Von der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Die sächsische Hauptstadt, das Elb-Florenz, sieht seit der Mitte dieses Jahres in ihrem schönsten Park, den königlichen Großen Garten, in etwa hundert Gebäuden, eine internationale Ausstellung, wie sie bisher noch nirgendwo stattgefunden hat. Und zwar ist es eine Weltschau der Hygiene, der Gesundheitspflege. Aus allen Ländern der Welt, sogar aus den kleinsten, wurde diese Ausstellung mit Material beschickt, das geeignet ist, die Maßregeln zu zeigen, die jedes einzelne zum Schutz und zur Förderung der Gesundheit getroffen hat. Viele Nationen haben es vorgezogen, in einer Sonderausstellung aufzutreten. Die meisten der hierzu erbauten Paläste liegen an der „Rue des Nations“, der Hauptausstellungsstraße, die abends im Glanze vieler Tausende elektrischer Lampen flimmert; so auch der durch seine originelle Form ausgezeichnete „Russische Pavillon“. Den Mittelpunkt der gesamten Ausstellung bildet der Palast „Der Mensch“, der, etwa 6000 Quadratmeter bedeckend, mit ganz neuartigen Anschauungsmitteln unterrichtet, über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers in allen seinen Teilen, über seine Lebensvorgänge, über Krankheiten und die Möglichkeit ihrer Verhütung, Arbeit und Erholung, Wohnung und Kleidung, sowie die Grundsätze der richtigen Ernährung und tausend andere Dinge, die den Menschen betreffen, werden dem Besucher in der klarsten und überzeugendsten Weise vorgeführt. Selten hat eine Weltausstellung so viel unmittelbar Lehrreiches über ein einzelnes und dabei für die Menschheit höchwichtiges Gebiet dargeboten wie die Dresdener International. Hygiene-Ausstellung.



Der russische Pavillon.



Die Hauptausstellungsstraße am Abend.

12.

„Mutter, wo ist denn meine weiße Binde?“

Anton Moos rief durch die geschlossene Türe aus seinem Zimmer.

Die alte Frau trat zur Türe hin, öffnete sie, steckte den Kopf hinein und antwortete:

„Sieh doch mal oben im Kleiderschrank. Sie wird in der Stragenschachtel liegen.“

Dann ging sie wieder zurück, dabei sagte sie zu Louis

ist er doch der unpraktischste Mensch. Wie ein Kind muß er oft behandelt werden. Bald weiß er nicht, wo seine Hemden liegen, bald weiß er das und jenes nicht. Es ist wahrhaftig bald Zeit für ihn, zu heiraten.“

„Warum heiratete er denn nicht? Ich bin überzeugt, daß er nur zu wünschen hätte,“ sagte Louis Helder.

„Gewiß! Aber vielleicht wird es doch bald kommen.“

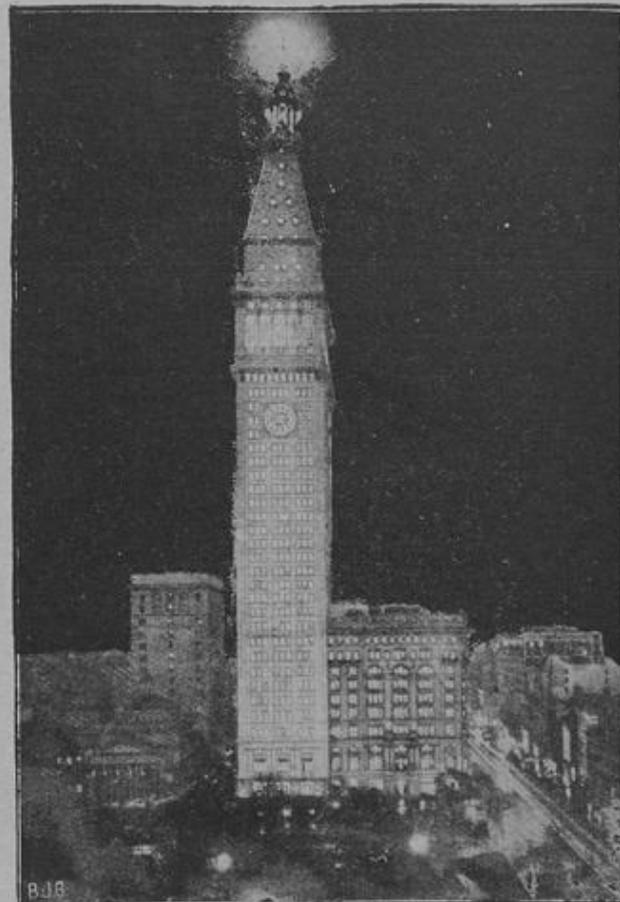
„So! Und davon hat er mir noch gar nichts verraten. Wer ist die Glückliche?“

Frau Moos schien etwas verlegen zu werden.
 „Ich weiß doch nicht, ob ich davon erzählen darf.“
 „Ah! Ich will aber nicht indiscret sein.“
 Dann war es still.
 Nebenon war das Rauschen von Wäschestücken zu hören.
 Frau Moos klapperte mit den Kaffeetassen.
 Der Alte aber sah gelähmt in seinem Stuhle und seine granbraunen Augen hasteten wie Schlangenaugen immer auf Louis Helder, als misstrauten diesem die starren Augen, als wollten diese etwas erzählen, was die Lippen nicht mehr konnten.“
 Da begann Frau Moos:
 „Sie ist gar keine schlechte Partie.“
 Aber Louis Helder antwortete gar nichts, sondern sah nur wie gelangweilt auf seine schmalen, gutgepflegten Hände.
 Aber Frau Moos wollte eine Anerkennung finden und erzählte weiter:
 „Ich hatte ihm aber erst zureden müssen. Dabei erbält sie doch sechzigtausend Mark, und später noch mehr.“
 „So!“
 Louis Helder nickte nur, als hätte er nicht das geringste Interesse dafür.
 „Nun will er ja auch, und die Hochzeit wird gewiß nicht mehr zu lange auf sich warten lassen.“
 Zum ersten Male blickte Louis Helder auf:
 „Wer ist denn seine Braut?“
 „Seine Kusine Bertha Priller in Pondorf.“
 Die Tür des Nebenzimmers wurde geöffnet und Anton Moos trat zum Ausgehen fertig ein.
 Louis Helder erhob sich langsam.
 Anton Moos wandte sich an seine Mutter.
 „Du brauchst nicht auf meine Rückkehr zu warten, Mutter, es kann sehr spät, oder auch sehr früh werden.“
 Dann ging er mit Louis Helder fort, der noch der alten Frau seine Hand zum Abschiede gab und dem Gelähmten zunickte. Frau Moos hatte die Türe hinter den beiden geschlossen.



Eine weiße Negerin in Berlin.

Eine interessante Erscheinung ist die Negerin Amanua, die sich zurzeit in Berlin befindet. Die Negerin hat eine weiße Hautfarbe, während sie sonst vollständig den afrikanischen Typus besitzt. Die weiße Negerin hat ein schwarzes Kind und eine schwarze Schwester.



Der Wolkenkratzer als Uhr.

Das Metropolitan-Life-Gebäude in Newyork.

Eine der interessantesten Uhren der Welt ist diejenige, welche sich in der 23. Straße in Newyork befindet. Die Uhr weist ganz gewaltige Dimensionen auf. Das Zifferblatt allein ist so hoch wie drei Stockwerke. Abgesehen davon ist die Uhr auch dadurch interessant, daß die Stunden durch Ausleuchten von weißem und rotem Licht angezeigt werden.

Als sie dann zurückkam, merkte sie an den unruhig zitternden Händen des Gelähmten, daß er Zeichen geben wollte, daß er etwas zu sagen wünschte.

Sie trat zu dem Stuhle hin, in dem er ausgestreckt lag, und fragte mit einer weichen Stimme, mit der man zu Kranken redet:

„Was willst du, Alterchen? Etwas sagen? Was gibt es denn?“

Man konnte auf dem Gesicht die größte Kraftanstrengung lesen, mit der sich nun der Gelähmte bemühte, den Arm zu heben und nach der Türe zu zeigen.

„Anton? Willst du von ihm etwas sagen?“

Eine erneute Anstrengung war es für ihn, als er nun ein wenig den Kopf verneinend bewegte.

„Seine Frau hatte ihn verstanden.“

„Also Herr Helder?“

Da wies das Gesicht des Gelähmten den starren Ausdruck des Hasses; mit der ganzen Willenskraft hatte er die Hände zu Häufeln gegen den Fortgegangenen geballt; aber gleich hernach sanken diese Hände wieder kraftlos nieder.

Die Frau aber hatte alles begriffen; und sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, Alterchen! Du hast falsch gesehen! Weshalb sollte Herr Helder schlimm sein? Nein, nein, er ist sogar ein sehr hübscher und lebenswürdiger Mann, und Anton darf gewiß sehr froh sein, wenn solche Leute sich ihm anschließen.“

Der Gelähmte versuchte es nochmals, ein Zeichen zu geben, aber kein Glied gehorchte mehr seinem Willen.

„Keine Aufregung! Sei nur ganz still, ich werde dir mal die Zeitung vorlesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zehn Uhr elf Minuten.

Humoreske von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Hypnotiseur Kolsen zählte die Abendannahme. „19 Mark 50 Pfennig,“ bemerkte er gedehnt zu seiner Frau, die mit trübseeligem Gesicht neben ihm saß. „Und davon soll nun ein ehrlicher Mann leben, seine Steuern zahlen und anderes mehr. Ich hätte mir wahrlich etwas anderes von meinem Auftreten hier versprochen.“

„Ich auch,“ seufzte seine Gattin.

„Soviel ich weiß, ist seit langem kein Hypnotiseur hier gewesen — es ist merkwürdig, wie wenig Interesse die hiesigen Gebildeten dieser Wissenschaft entgegenbringen. Wenn ich morgen nicht mehr einnehme, sind wir ruiniert.“

„Was dann?“ fragte Frau Kolsen.

„Weiß nicht,“ erwiderte er, „habe dann nicht mal das Reisegeld nach einer anderen Stadt. Ich begreife diese Indifferenz nicht.“

„Ich sprach heute mit unserer Hotelwirtin darüber — sie sagte, das sei hier nun mal so. Ja, wenn du mit deiner Kunst den Spießbuben entdecken könntest, der den aufsehenerregenden Diebstahl ausgeführt hat, dann würdest du Anerkennung finden.“

„Was ist das für ein Diebstahl?“

„Vor zirka sechs Wochen ist in die Vorschuhbank eingebrochen worden; dem Dieb sind dabei 60 000 Mark in die Hände gefallen. Mit Polizeihunden suchte man nach dem Täter. Die Polizei brachte aber nichts heraus.“

Gedankenvoll saß der Hypnotiseur eine Weile da, plötzlich rief er: „Julie, erkundige dich mal näher nach dem Vorfall, ich habe eine Idee, von der ich hoffe, daß sie zu unserer Rettung dient!“

„Was willst du tun?“

„Warte nur die morgige Sitzung ab — du sollst ein blaues Wunder erleben!“

Leider wies die Vorstellung am nächsten Abend wiederum nur einen äußerst schwachen Besuch auf. Kaum zwanzig Personen hatten sich eingefunden. Frau Kolsen stieß an ihrer Kaffe Seufzer auf Seufzer aus, und der Hypnotiseur drohte hinter den Kulissen hervor dem Publikum mit der Faust.

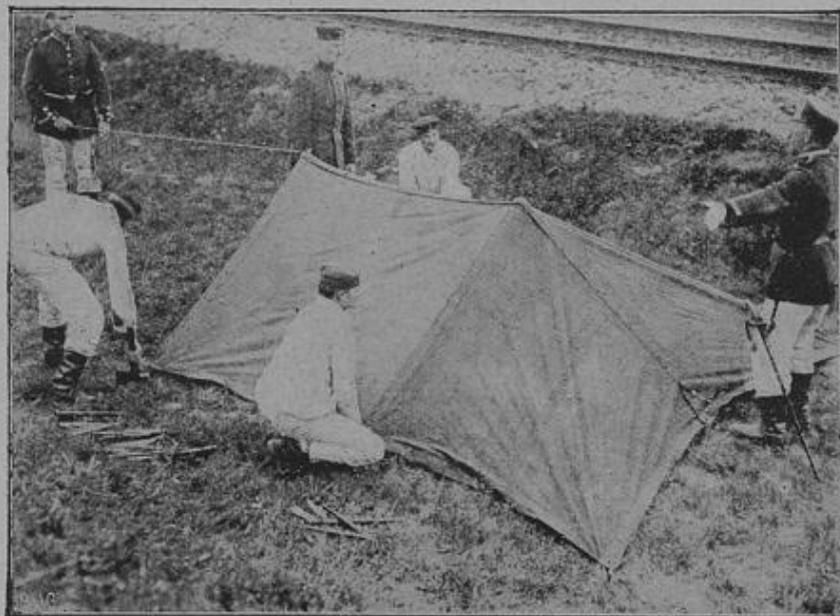
Indes — was half dies alles. Arbeiten mußte man doch, um wenigstens die paar Mark nicht wieder herauszahlen zu



Aus dem Manöver des Garde-Korps 1911:
Der Regenmantel aus einer Zeltbahn.

Aus dem Manöver des
Garde-Korps 1911.
Das Aufschlagen eines
Zeltes aus einem Regen-
mantel.

Das Mitführen von Zel-
ten hatte die Kriegsfüh-
rung der vergangenen
Jahrhunderte so er-
schwert, daß man, um
Erleichterung in dieser
Hinsicht eifrig bemüht
war. Man hat eine Zeit-
lang durch die Mitfüh-
rung einzelner Zeltbah-
nen sich geholfen. Neuer-
dings hat ein Erfinder
sogar einen Mantel kon-
struiert, der zugleich als
Zelt dienen kann.



müssen. So hielt Kolsen seinen wissenschaftlichen Vortrag und führte alsdann seine gewöhnlichen Experimente vor. Zwei angesehene Aerzte befanden sich unter den Zuschauern — selbst einer von diesen erwies sich als außergewöhnlich suggestibel; der Experimentator konnte mit ihm machen, was er wollte. Doktor Springer lag steif wie ein Brett über zwei Stühlen, zeigte sich völlig unempfindlich gegen Nadelstiche, als eine Kartoffel für einen Apfel — der Hypnotiseur strahlte — das war Wasser auf seine Mühle!

Wäre dieses Medium eine unbekannte Persönlichkeit gewesen, so hätte man sicherlich nicht an die Wahrheit der Demonstration geglaubt und die Sache mit dem gewöhnlichen skeptischen Ausruf: „Schwindel!“ abgetan — aber Doktor Springer war ein stadtbekannter, in hohem Ansehen stehender Mann, in dessen Glaubwürdigkeit und Ernsthaftigkeit niemand den geringsten Zweifel setzte.

„Verehrte Anwesende,“ rief deshalb Kolsen dem Publikum zu, „da ich hier wider Erwarten ein Medium von seltener Suggestibilität gefunden habe, ein Medium, Ihnen allen vertraut, dessen Persönlichkeit über jeden Verdacht des Einverständnisses mit mir erhaben ist, so will ich Ihnen einen hypnotischen Versuch vorführen, den ich sonst nicht

Aufregung über den großen Einbruch in der Vorschußbank — nun wohl, wir haben hier Herrn Doktor Springer, den Sie alle kennen. Ich werde ihm jetzt die Frage nach der Persönlichkeit des Täters vorlegen, der ja nach der allgemeinen Annahme ein Eingeweihter gewesen sein muß, und ihn auffordern, diesen Täter in der nächsten Séance zu nennen.“

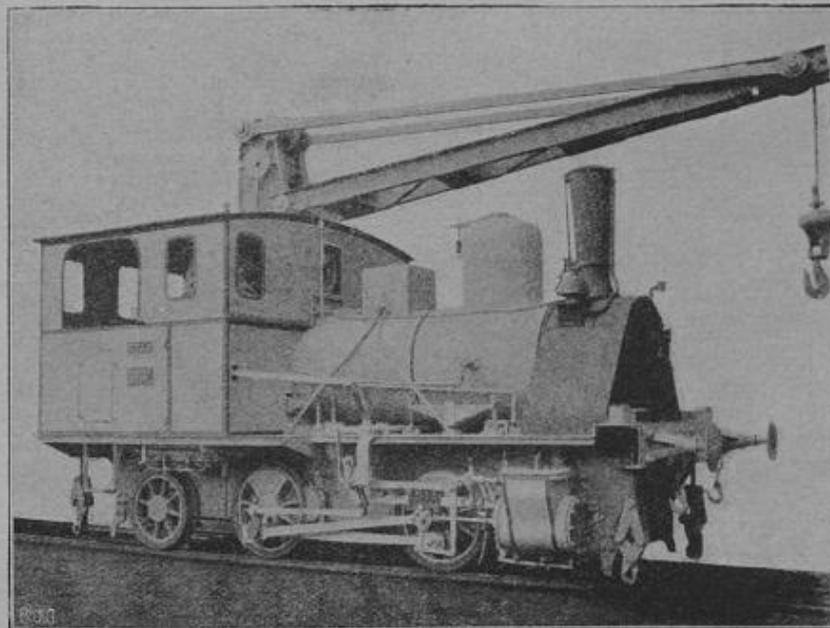
Alle Anwesenden horchten gespannt auf. Kolsen wandte sich in der Tat zu Doktor Springer, der noch immer schlafend auf einem Stuhle vor ihm saß.

„Herr Doktor, Sie wissen doch von dem Einbruch in der Vorschußbank? Alle Umstände sind Ihnen genau bekannt?“

„Ja wohl,“ antwortete der Arzt.

„So hören Sie: Ich werde übermorgen eine dritte Vorstellung in hiesiger Stadt veranstalten. Sie werden in dieser erscheinen, auch werde ich den Herrn Polizeichef bitten, sich einzufinden. Sie werden in dieser Vorstellung genau 11 Minuten nach 10 Uhr plötzlich von Ihrem Stuhle aufstehen, auf den Herrn Polizeichef zugehen und diesem laut den Namen des Verbrechers nennen. Verstanden?“

Doktor Springer antwortete „Ja“ und wurde sodann von



Die Lokomotive mit dem Dampfkran.

Eine Neuerung im Verkehrswesen stellt die Lokomotive mit dem Dampfkran dar. Der Kran wird durch den Dampf der Lokomotive betrieben.

mache, weil er nur in seltenen Fällen gelingt. Es handelt sich um ein Experiment auf dem Gebiete der sogenannten posthypnotischen Suggestion. Wissen Sie, was das ist? Bei der gewöhnlichen Hypnose führt das in hypnotischen Schlaf versetzte Medium die ihm suggerierten Handlungen sogleich aus — bei der posthypnotischen Suggestion besteht man dem Hypnotisierten Handlungen an, die er erst nach seinem Wiedererwachen aus dem hypnotischen Zustande ausführen soll. Es ist von der deutschen Wissenschaft die Möglichkeit solcher Suggestionen bestritten worden, wogegen ausländische Forscher die erstaunlichsten Resultate mit dieser Art der Suggestion erzielt haben wollen. Unsere Spezialgelehrten erklären, ihnen seien noch keine derartigen Experimente gelungen. Auch ich habe bisher nur unsichere Resultate erzielen können. Aber gerade in ihrer Stadt bietet sich eine selten großartige Gelegenheit, erstens die Möglichkeit der posthypnotischen Suggestion zu erproben, und zweitens den Versuch zu machen, ob ein im hypnotischen Zustand befindlicher Mensch wirklich, wie vielfach behauptet wird, eine besondere Sehergabe besitzt, das heißt, unbekannte Vorgänge durchdringen und entfernte oder unbekannte Personen erblicken kann. Ihre Stadt ist noch in

dem Hypnotiseur geweckt. Das war der Schluß der Vorstellung.

Die dritte Séance des Hypnotiseurs bot ein von ihren Vorgängerinnen wesentlich verschiedenes Bild. Kolsen hatte diesmal den größten Saal der Stadt genommen, und dieser war trotz der verdoppelten Eintrittspreise zum Brechen voll. Kolsen hatte absichtlich zwei Tage gewartet, damit die Nachricht von seinem Experiment die Kunde durch die ganze Stadt machen könne. Das war denn auch der Fall gewesen, man sprach von nichts anderem als der bevorstehenden Enthüllung, ein Teil hielt das Gelingen für unmöglich ein anderer nicht, sogar Wetten wurden eingegangen.

Doktor Springer wurde von allen Seiten gestraft, ob er von der Frage wisse.

Er entgegnete: „Ich erinnere mich nicht im mindesten daran, ich glaube auch selber nicht an meine Fähigkeit, zu tun, was der Hypnotiseur mir aufgetragen. Aber gerade deshalb werde ich hingehen, ich will dem Herrn beweisen, daß ein so weitreichender Einfluß seiner Kunst ins Gebiet der Unmöglichkeiten gehört.“

Doktor Springer saß in der Tat auf einem nummerierten Stuhle in der vordersten Reihe. Auf der anderen Seite des Saales, ebenfalls in der vordersten Reihe, saß der Postleiche, der, wie alle anderen Bürger, auf den Ausgang des Versuches ungeheuer gespannt war.

Zunächst ging alles den bekannten Gang. Kolsen hielt seinen Vortrag, er experimentierte, doch diesmal nicht mit dem Doktor, das Publikum nahm nur mäßigen Anteil an allem, die allgemeine Spannung richtete sich auf das posthypnotische Experiment.

Große Unruhe herrschte in dem überfüllten Saale, die indessen einer lautlosen Stille wich, als der Hypnotiseur seine Demonstrationen etwa 5 Minuten nach 10 Uhr plötzlich unterbrach und die Versammlung darauf aufmerksam machte, daß die Entscheidung in 6 Minuten eintreten werde.

Alle Blicke richteten sich jetzt auf den Arzt, der mit beglücktem Grinsen auf seinem Stuhle saß.

„10 Uhr 10 Minuten,“ rief der Experimentator.

Man hörte keinen Atemzug mehr.

„10 Uhr 11 Minuten — passen Sie auf —“

„Sie pösten schon auf, aber, wer nicht aufstand, das war der Doktor Springer. Er brach in ein laut schallendes

Gelächter aus, in welches die Anwesenden nach einer Pause der Verblüffung gewaltig einstimmten. Und Kolsen selber lachte mit und rief nach einigermaßen wiederhergestellter Ruhe: „Sie sehen, meine Herrschaften, es ist nichts mit der Posthypnose — ich zweifelte gleich an dem Gelingen. Das Experiment ist völlig mißlungen — insofern bedeutet es ebenfalls eine wichtige Tatsache für die Wissenschaft von der Hypnose.“

Nach und unter dem Gelächter entleerte sich der Saal. Frau Kolsen aber eilte zu ihrem Manne, umarmte ihn hinter dem herabgelassenen Vorhang und flüsterte freudenvoll: „Ich habe den ganzen Abend gezittert, Erich, ich fürchtete den Jörn der Enttäuschten —“

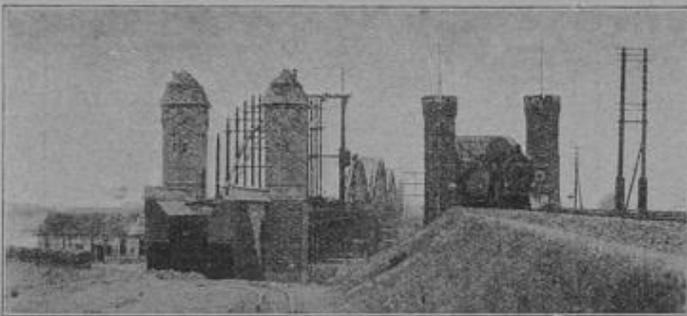
„Wer hat sie denn enttäuscht?“ schmunzelte der Hypnotiseur. „Ich doch nicht? Ich bin immer bei der Wahrheit geblieben. Was kann ich dafür, wenn es mit der posthypnotischen Suggestion nichts ist? Wie viel haben wir denn eingenommen.“

„Sechshundertachtzehn Mark,“ erklärte Frau Julie.

„Gerettet!“ jubelte Kolsen. „Morgen früh verlassen wir die Stadt!“

Die neue Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Düsseldorf-Gamm.

In diesen Tagen ist eine neue Eisenbahnbrücke in Betrieb genommen worden, welche in verhältnismäßig kurzer Bauzeit errichtet wurde. Sie hat den Zweck, die alte Eisenbahnbrücke zu entlasten. Diese wurde



zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, und zwar von einem Militärzug, zum ersten Male befahren. Die neue Brücke ist in modernem Stil und mit den Hilfsmitteln der modernen Technik hergestellt. Und während der Bau der älteren Brücke bei einem großen Unfall einmal 32 Arbeitern das Leben kostete, ist der Bau der neuen Brücke ohne einen ähnlichen großen Unfall vonstatten gegangen. Unsere Bilder zeigen die Brücke während der Montierung der Eigenteile.



Zur Unterhaltung.



Da leit unse Herrschaft von Stettin.

Als im Jahre 1464 die ältere Linie von Pommern-Stettin mit Otto III. ausgestorben war, machte Brandenburg, gestützt auf alte Erbverträge, Ansprüche auf das Land. Es bildeten sich alsbald zwei Parteien, von denen die eine für Brandenburg war und die andere der Anschluß an das Herzogtum Pommern-Wolgast laut begehrte. Erstere schien mit ihren Absichten durchzudringen, obgleich der verstorbene Herzog noch nicht einmal beerdigt war. Selbst der Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinde, nahm beim Leichenbegängnisse Schild und Helm des bisherigen Herrschers und warf sie mit den Worten: „Da leit unse Herrschaft von Stettin“, auf den Sarg, zum Zeichen, daß das Land nun zu Brandenburg gehöre. Da sprang plötzlich Lorenz von Eichstätt mit Geistesgegenwart hinab in die Gruft, holte Helm und Schild heraus und rief den Versammelten zu: „Wir haben noch erbliche, geborene Herrschaft! Den Herzögen von Pommern-Wolgast gehört Schild und Helm!“ Die beiden Parteien bekämpften sich

auf das heftigste, bis endlich 1479 der Friede zu Prenzlau geschlossen wurde, indem Brandenburg einige eroberte Städte und Landstriche behielt, das übrige Land aber unter brandenburgischer Oberlehensherrschaft an Wolgast fiel. Nachdem der letzte Fürst dieser Linie in der Person des Herzogs Philipp Julius 1625 gestorben war, wurde das Land von Stettin in Besitz genommen, und nachdem durch Erlöschen auch dieser (zweiten) Linie mit Bogislav XIV. im Jahre 1637 dieses Herzogtum an Brandenburg, und später an dieses auch noch die letzten pommerschen Landesteile gefallen waren, ging Pommern mit Brandenburg einer glänzenden Zukunft entgegen. E. K.

* * *

Böser Druckfehler. Im siebenjährigen Kriege erwähnte ein Zeitungsblatt die eilende Reichshilfe, aus welcher durch ein Versehen des Korrektors die eilende Reichshilfe wurde. Das Blatt bekam hierüber viel Verdruß. E. K.



Rätsel-Ecke.



Arithmetische Aufgabe.

Wenn man bei einer bestimmten sechsstelligen Zahl die Einerstelle vor die sechste stellt, diese Zahl als dann mit 3 multipliziert, so erhält man die erste wieder.
Welche Zahl war das?

Scherzrätsel.

Auf dem Theater sesselt's dich
So lange, bis der Vorhang sinkt,
Doch gleichfalls man im Wildersaal
Interesse mir entgegenbringt.
Stellst du ein Ei nun auf den Kopf
Und hängst es mit Geschick mir an,
Bin ich zu Zeiten sehr begehrt,
Weil ich Millionen spenden kann.

Königszug.

e	in	fa	ng	sw	ollt	st	ve
h	ich	e	An	ich	fa	gen	rza
in	i	r	in	b	un	ubt	ich
t	h	e	he	ich	gla	ges	trü
i	c	u	n	h	ich	nie	u
n	r	c	h	a	b	b	u
m	i	fr.	r	ag	tr	es	do
t	ag	e	b	a	en	ge	ch

Rätsel.

Der letzte von den ersten geboren,
Geht im ganzen schnell verloren.

Arithmetische Aufgabe.

In einer Familie ist der Urgroßvater so alt wie Großvater und Vater zusammen, 2 Jahre früher war der Großvater doppelt so alt, als Vater und Sohn zusammen, und 24 Jahre später wird der Vater doppelt so alt sein als der Sohn. Wie alt sind alle vier?

Logogriph.

Ich bin die Hälfte einer Linie,
Mit der man oft dein Hirn beschwert,
Doch gibst du mir ein ander Füßchen,
Bin ich von unschätzbarem Wert.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 Name eines Königs.
- 2 6 5 8 3 4 Berühmter Erfinder.
- 3 8 8 7 Ein Gebirge.
- 4 7 8 2 Teil des menschlichen Körpers.
- 5 1 5 7 8 Griechische Dichtung.
- 6 3 1 6 2 Blütenstand.
- 7 4 7 4 7 8 Frucht.
- 8 5 6 3 4 Hafenstadt aus der alten Geschichte.

Logogriph.

Mit sieben Zeichen kleidet's Mann und Weib,
Mit sechs ist's in des Spieles Zeitvertreib,
Mit fünf der Zeichen ist's ein Teil vom Leib.

Poesie-Rätsel.

Die Worte der nachstehenden Zeile sind so umzustellen, daß sie ein Gedichtchen eines bekannten deutschen Dichters ergeben:

Einst, ach, find' ich, bist du fern! Und jetzt wollt' ich dir nicht mehr Blumen, aber einen Kranz winden: und da konnte ich keine Blumen nah finden.

Logogriph.

Schent deiner Frau mit w das Wort,
Mit b begrüßt sie dich sofort.

Rätsel.

Der Kaufmann braucht's in seinem Laden,
Versteht er's nicht, so ist's sein Schaden.

Bezierbild.



Wo ist sein Reisegehilfe?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Skatenaufgabe:

- Vorhand: E K, O, 9, 8, 7, R 8, S D, O, 9, 7.
- Hinterhand: G 10, K, R D, 10, K, O, 9, 7, S K, 8.
- 1. E O, E D, G 10 — 24.
- 2. S K, S D, S 10 — 25.
- 3. E K, G K, E 10 — 18.

Damit haben die Gegner gewonnen.

Rätsel: Waldmeister.

Schachaufgabe:

- 1. Dh7—h3 Kd5—e5
- 2. Dh3—d3 Ke5—e6
- 3. Tc8—e8 matt.
- 1. . . . Kd5—d4
- 2. Dh3—e6 Kd4—d3
- 3. De6—e3 matt.
- 1. . . . Kd5—e4
- 2. Tc8—e5 beliebig.
- 3. Dh3—e3, f5 matt.
- 1. . . . Kd5—d6
- 2. Kg7—f6 Kd6—d5
- 3. Dh3—d3 matt.

Scherzrätsel: Landauer (Er) Landau.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen; der gesuchte Spieltamerad steht zwischen Portiere und den Blättern.

Geographisches Scherzrätsel: Der Mond, Rügen, Hallein, Salamis.

Bilderrätsel: Müßigang ist aller Laster Anfang.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.



Nr. 39.

Sonntag, 24. September.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Weinrestaurant des Hotels Imperial standen Hans Wilkins, Anton Moos und Louis Helder.

Ueber ihnen war ein wolkenloser, sternentlarer Nachthimmel.

Hans Wilkins zeigte nach der Straßenerne, aus der das rassende Rollen eines näherkommenden Wagens zu hören war.

„Meine Droschke. Nun also! Guten Morgen! Sie werden doch nichts dagegen haben, Herr Moos, wenn ich zu ihrem ersten offiziellen Flug auch ein paar Einladungen versende?“ — „Nein! Im Gegenteil.“

„Gut! Ich werde also davon Gebrauch machen! Schlafen Sie gut aus, meine Herren!“

Der Wagen hatte angehalten.

Hans Wilkins öffnete den Schlag und winkte nochmals grüßend mit der Hand.

Dann fuhr er davon.

Louis Helder und Anton Moos blieben noch einen Augenblick stehen.

Dann erklärte Louis Helder:

„Wir haben eine gute Strecke den gleichen Weg. Ich hätte zwar nichts dagegen, wenn wir noch irgendwo eine Tasse Kaffee bekommen könnten. Dazu wird es wohl schon zu spät sein.“

„Es ist gleich zwei Uhr.“ — „Dann eben nicht.“

Sie gingen die Straße entlang, beide still und nachdenklich.

Louis Helder begann zuerst:

„Ein schöner Abend war es, besonders für Sie, denn Sie waren allein der Held.“

Anton Moos zog die Schultern hoch:

„Was habe ich davon?“

„Alles, was Sie zu verlangen verstehen!“

Anton Moos, der die schweren Weine nicht gewöhnt war, fühlte erst jetzt in der frischen Nachtlust deren Wirksamkeit; er wurde dabei leicht erregbar, lärmender als sonst und sehr vertrauensfelig:



Eine Sensation der Internationalen Kunstausstellung in Rom.

Biondi-Relief: „Armut“.

Das von Biondi geschaffene Relief „Les pauvres exclusés“ hat wegen des darin ausgedrückten Inhaltes sowohl, als auch durch seine Ausführung über die Kunstkreise hinaus berechtigtes Aufsehen erregt.

„Bah! Das sagt man so! In Wirklichkeit kann man das nie erhalten, was man möchte.“

„Oh, Sie dürfen sich nicht beklagen! Sie werden durch Ihre Erfindung Reichthümer erhalten, Ehre, Ruhm! Was verlangen Sie sonst noch?“

Anton Moos kniff für einen Augenblick die Lippen zusammen, dann antwortete er mit spitzer Stimme:

„Ja, das ist alles! Geld! Geld! Aber das ist nicht das Glück, dem man nachjagt. Kann ich durch meine Erfindung ein Herz gewinnen, Liebe erlangen?“

„Verlangen Sie noch mehr? Ihre Mutter hat mir doch erzählt, daß Sie bald Ihre Hochzeit feiern werden.“

„Meine — meine Hochzeit!“

Anton Moos strich sich dabei mit dem Handrücken über die Stirne, als entsinne er sich erst jetzt wieder daran. Dann redete er mit fast überstürzender Hast:

„Ja, Sie haben recht! Meine Hochzeit. Nein, nein, ich habe wirklich keinen Grund, mich zu beklagen. Wirklich nicht. Ich müßte eigentlich lachen und vergnügt sein. Meine Hochzeit.“ Dann lachte er schrill. „Aber so hatte ich mir mein Glück nicht vorgestellt. So nicht! Herrgott, es ist ja so schwer, wenn man alles allein tragen muß, immer allein, wenn man nur zu sich selbst flüchten kann, wenn man Vertrauen gewinnen will. Kann es nicht einmal sein, daß einer den Teufel mit Belzebub anstreiben will, daß ich mich an eine Ungeliebte fessele, kette, um mich zu betäuben, um zu vergessen, daß ich eine andere liebe, die mir nicht gehören kann.“

So weit hatte er sich hinreißen lassen; und in seiner Erregung merkte Anton Moos nicht, daß die Augen Louis Helder's aufleuchteten.

Seine Stimme heuchelte eine tiefe Ergriffenheit:

„Nun lerne ich Sie verstehen, Sie lieben eine andere, und weil Ihnen diese andere nicht erreichbar scheint, suchen Sie auf diese Weise Vergessenheit. Aber ist jene andere unerreichbar?“

„Ja!“ zischte eine raube Antwort.

„Sie haben mich so viel in Ihr Herz sehen lassen, daß Sie meine Teilnahme besitzen. Und nächst der Teilnahme ist das Bedürfnis zu helfen. Deshalb werden Sie mich gewiß nicht indiskret nennen, wenn ich weiter frage: „Wer ist es?“

„Wer? Sie wollen es wissen? Nein, nein! Ich sage es nicht.“

„Nenne ich sie?“

„Ob — ob Sie diese andere kennen? Sie? Ich sage Ihnen nichts, gar nichts. Ihnen schon gar nicht. Reden wir auch nicht mehr davon. Ich kann mich ja nicht beklagen. In ein paar Tagen wird die Hochzeit sein. Ich werde reich werden, vielleicht sogar berühmt. Also! Nur unzufrieden ist der Mensch. Sie natürlich nicht! Sie werden doch auch bald Verlobung feiern?“

„Ich?“

„Natürlich! Mir gegenüber brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Oder lieben Sie auch eine andere?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.“

„Von Wilkins' Tochter!“ schrie Anton Moos. „Natürlich! Sie schwärmen ja um sie. Sie wissen wohl auch schon, daß Sie geliebt werden. Sie haben das Glück, nach dem ich vergebens — — — nein, das habe ich nicht sagen wollen, so meinte ich das nicht. Sie sind eben glücklich und ich nicht.“

Da hatte Louis Helder alles erfahren; nun wußte er es. Und er schwieg.

An der nächsten Straßeneckung trennten sich ihre Wege. Ein unsteter Blick flackerte aus den Augen von Anton Moos.

Louis Helder sagte mit seiner ruhigen, stillen Stimme:

„Ich glaube Sie zu verstehen! Sie fühlen sich unglücklich! Aber darüber werden Ihnen Ihre Arbeit und Ihre Erfindung hinweghelfen. Jedenfalls werde ich stets stolz sein, daß ich Ihr Vertrauen gewann, daß ich Ihnen ein Freund bin. Ich kenne jene Andere nicht, die Sie lieben, Sie wollen mir den Namen nicht nennen, ich kann also nicht über sie urtheilen. Aber vielleicht ist das doch das Beste, was Sie tun.“

Dann gingen sie voneinander.

Der Schritt von Anton Moos war schwerfällig; den Kopf hatte er wie sinnend vorgebeugt.

Louis Helder konnte es nicht ahnen, daß er eben jene liebte, die selbst seine Braut werden sollte; bald hätte er es verraten. Aber noch hatte ihn dieser nicht verstanden. Das glaubte Anton Moos.

Der Schritt Louis Helder's war tänzelnd leicht; nun besaß er doch die Fäden in seiner Hand.

Nun war ihm alles klar:

Frida Wilkins liebte Anton Moos; aber sie wagte dieses Gefühl nicht zu verraten. Ihr Stolz schwieg.

Und Anton Moos liebte Frida Wilkins; er dagegen schwieg davon, weil er sie für unnahbar hielt, weil er glaubte, sie werde seine (Helder's) Verlobte werden. Und um seine Leidenschaft zu vergessen, wollte er einer anderen gehören.

Und keines von beiden, weder Frida Wilkins noch Anton Moos, ahnte etwas von den Gefühlen des anderen.

Und das war gut! Für ihn, für Louis Helder.

Wenn er jetzt geschickt sein Spiel zu leiten verstand, dann gehörte ihm Frida Wilkins, sie und die Millionen ihres Vaters.

Er mußte nur die Scheidewand zwischen den beiden noch höher bauen.

Und dabei trällerte er einen Gassenhauer vor sich hin.

13.

„Das ist natürlich unmöglich, nachzuprüfen, wie dieses Gerücht entstanden ist. Ich begreife, daß du schuldlos bist. Gewiß! Ich will auch zusehen, daß Louis Helder nichts dazu beigetragen hat. Aber ich mußte von verschiedenen Seiten bereits Andeutungen vernehmen. Am besten wäre es, dieses Gemurmel würde durch eine Tatsache entweder bestätigt oder aus der Welt geschafft. Wenn Herr Helder heute kommt, dann wirst du wohl am besten den Weg finden, wie diesen Schwägerlein ein Ende gemacht werden kann. Zunächst noch eine Frage: Liebst du Louis Helder?“

„Papa!“

Hans Wilkins aber hörte nicht darauf:

„Keine Aufregung und keine Ausflüchte. Früher hast du nichts von ihm wissen wollen. Ich auch nicht. Im Gegenteil. Ich hatte ihn nicht ausfinden können. Aber man wechselt seine Ansichten. So kann es dir doch auch ergangen sein, seit er dein Ketter gewesen war.“

Frida Wilkins richtete ihre hellen Augen voll gegen den Vater:

„Nein, Papa, ich liebe ihn nicht, wie ich ihn nie geliebt habe. Er ist mir seit jenem Abenteuer angenehmer geworden, ein guter Gesellschafter, aber bis zur Liebe ist noch ein sehr weiter Weg.“

„Ich hätte auch nichts dagegen, wenn es anders sein würde. Um so leichter werdet Ihr dann zu einem Einverständnis kommen.“

Hans Wilkins hatte das Zimmer verlassen.

Aber Frida Wilkins' Unruhe hatte sich nicht so rasch gelegt. Zuerst hatte sie dazu gelächelt, als sie angerebet und nach ihrem Verlobten befragt wurde; als aber dieses Gerücht dann von verschiedenen Seiten und schließlich mit immer mehr Sicherheit laut geworden war, als auch noch bis zu ihrem Vater das Gerücht gekommen war, da hatte sie einen starken Widerwillen dagegen empfunden.

Und so lange sie daran dachte, schnitt sich zwischen ihren Brauen eine Falte ein.

Sollte Louis Helder an diesem Gerüchte, von dem sie doch wußte, daß es dessen Wünschen entgegenkam, ganz ohne Schuld sein?

Sie vergaß dabei nicht, was sie ihm verdankte.

Und sie suchte in ihren Gedanken nach der Form, in der sie es ihm sagen konnte.

Aber als sich dann Louis Helder angemeldet hatte, als er in das Zimmer eingetreten war und sie in seiner liebenswürdigen Weise begrüßte, empfand sie die Unsicherheit in dieser peinlichen Sache.

Sie hatte schon über verschiedene gleichgültige Dinge geplaudert, als Louis Helder plötzlich erklärte:

„Fräulein Wilkins, Sie scheinen heute eine andere zu sein. Ihre Stimme klingt mir im Ohr, als seien Ihre Gedanken bei anderen Dingen. Ihr Blick erscheint mir, als schaute er an mir vorbei. Nicht wahr, ich täusche mich nicht?“

Nur einen Augenblick war Frida Wilkins unentschlossen, dann antwortete sie:

„Sie haben recht.“

„Ist es etwas Aergerliches, was Sie quält?“

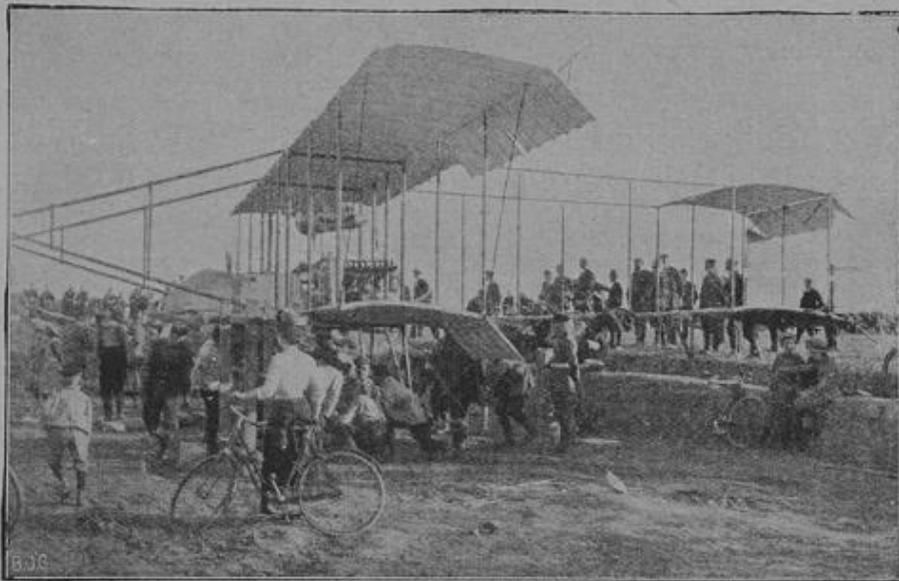
„Nein! Ich habe nur von müßigen Schwägerlein gehört, die da und dort laut wurden, ohne daß sich feststellen ließe, wie sie entstanden sind.“

„Darüber sollen Sie aber nicht unwillig werden. Kein Mensch wird von Ihnen etwas Häßliches für möglich halten.“

„Es ist nichts Häßliches.“
 „Nun also! Lassen Sie sich den Kopf nicht bedrücken.“
 Frida Wilkins erhob sich rasch:
 „Es wird über uns beide gesprochen.“
 Da war auch Louis Helder aufgesprungen; in seiner Stimme zitterte die Erregung:
 „Heber uns? Muß ich Ihnen versichern, daß ich alles tun werde, um jenes Gerücht, das mir selbst noch fremd ist, unhaltbar zu machen. Was ist es?“
 „Man munkelt und spricht sogar oft schon laut von unserer Verlobung. Sie selbst wissen, wie grundlos solche Mutmaßungen sind.“
 „Von unserer —“ Plötzlich schwieg er; dann sah er mit schwellendem Blicke zu ihr hin und fügte ganz leise hinzu:
 „Wie schade, daß es nur ein Gerücht ist. Verzeihen Sie mir, Fräulein Wilkins, aber es gibt doch Augenblicke, in denen das Gefühl stärker ist als die Vernunft. Ich müßte eigentlich ein Freund dieses Märchens sein.“
 „Herr Helder!“
 „Ja, ich weiß, und Sie haben recht. Sie dürfen es mir glauben, daß ich daran ohne Schuld bin.“
 „Gut! Wie aber denken Sie, daß diese Schwäbereien aus der Welt geschafft werden können?“
 „Wie? Wenn die Menschen einmal an etwas glauben, und wenn es noch so widersinnig und unvernünftig ist, so

wissen, was mich wieder mit Ihnen zusammengeführt hatte. Nun bin ich wieder hier. Und ich muß abermals das gleiche fragen: Darf ich hoffen?“
 „Ich kann es nicht versprechen.“
 Ihr Auge blickte kalt und hart.
 „Und wieder nur deshalb, weil sie einen anderen zu lieben glauben?“
 „Ja!“
 Louis Helder zog die Unterlippe zwischen den Zähnen durch; seine Brauen hatten sich dabei dicht zusammengehoben. Dann antwortete er:
 „Aber wenn nun diese Liebe ebenso aussichtslos wäre, oder noch hoffnungsloser sein würde, wie Sie die meine nennen? Wenn jener Mann, dem Sie Ihr Herz hinwerfen würden, schon einer anderen gehörte?“
 „Nein! Das ist nicht wahr!“
 Dies klang wie ein weber Aufschrei.
 Aber Louis Helder wollte nun sein Ziel erreichen; und er sprach mit seiner harten Stimme weiter:
 „Und doch ist es so! Sie wissen, daß das Auge der Liebe klarer und deutlicher sieht. Ich habe das erkannt, was Sie niemanden verraten wollen, was niemand ahnt. Mein Auge, in dem die Liebe den Blick schärfte, hat gesehen, was Sie gerne verborgen hätten. Anton Moos ist es, den Sie zu lieben wähnen.“

Leutnant Madenthuns
 Doppeldecker im Kaiser-
 manöver.
 Fertigmachen des Aero-
 plans zum Wiederaufstieg
 nach Erstattung einer
 Meldung.



werden sie sich nur schwer vom Gegenteil überzeugen lassen.“
 „So sprechen Sie?“
 „Weil ich die Menschen kenne.“
 „Aber was soll dann geschehen?“
 Louis Helder antwortete nicht sogleich; er blickte wie nachdenklich auf den Boden hin.
 Mit einem Male schaute er rasch empor:
 „Das Gerücht zur Tatsache werden zu lassen. Fräulein Wilkins, ich würde wohl nie wieder von mir begonnen haben, wäre dies nicht dazwischen gekommen. Aber nun ist alles in mir wieder laut geworden.“
 Frida Wilkins trat einen Schritt zurück:
 „Herr Helder!“
 „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich soll davon schweigen. Aber haben nicht die Umstände, die Zufälligkeiten dies bewirkt. Ich soll nicht von meiner Liebe reden. Aber tut dies nicht jeder meiner Blicke, verrät nicht mein Tun in allem die Liebe, die in mir nicht still werden will? Kann ich etwas dagegen tun? Einmal war ich schon ferne geblieben, weil ich wußte, daß ich an nicht anderes würde denken können.“
 „Herr Helder!“
 Aber er hörte nicht darauf:
 „Auch damals war das Schicksal dagegen gewesen. Sie

Dieser Name hatte getroffen; sie streckte beide Hände wie in plötzlicher Abwehr gegen ihn aus und starrte ihn mit großen Augen an:
 „Wer — wer hat — —“
 „Wer es mir gesagt hat? Niemand. Aber Ihr Blick, Ihre Stimme und Ihr Benehmen hat es mir nur bestätigt. Aber ich weiß noch mehr. Ich weiß, daß Anton Moos nur noch seinen Erfolg abwartet, nur noch seinen Sieg, um dann seine Braut heimzuführen.“
 „Seine Braut?“
 „Ja! Das wußten Sie noch nicht. Ich sage es Ihnen jetzt. Seine Cousine Verta Priller von Bondorf ist seine Verlobte. Was Sie also noch hoffen, ist töricht.“
 Im Gesicht von Frida Wilkins war immer noch der starre Ausdruck; die Worte Louis Helders klangen ihr wie in einem häßlichen Traume.
 Und er begann sofort wieder:
 „Ich weiß, daß diese Wahrheit für Sie schmerzlich sein mag, aber es ist so. Vergessen Sie also den einen, der Ihnen doch nie gehören könnte und schenken Sie mir den Funken einer Hoffnung. Sie werden mich lieben lernen, da Sie mir doch schon Ihre Freundschaft geschenkt haben. Fräulein Frida! Frida — —!“
 Und er war ganz dicht an sie herantretend und versuchte, sie leise an sich heranzuziehen. (Fortf. folgt.)



Zum 100. Geburtstage der Kaiserin Augusta.

Am 30. September sind es hundert Jahre, seitdem Augusta, des geeinten Deutschlands erste Kaiserin, zu Weimar, der Dichterstadt, das Licht der Welt erblickte. Sie war eine Tochter des ehemaligen Erbprinzen und späteren Großherzogs Karl Friedrich und seiner Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna. In der an hohem Geiste gesegneten Stadt an der Elm brachte sie ihre Kinderzeit zu, oft mit ehrfürchtiger Andacht den Worten Altmeister Goethes lauschend, dem sie stets in ihrem späteren Leben die schönste Erinnerung weihte. Unterm Volk des kleinen, wohlgeleiteten Staates war das Fürstentum viel zu finden. Jahrmärktstrubel und ländliche Feste, Ausflüge in die landschaftlich schöne Umgebung, boten dem jungen Herzen Stunden des Glückes und des freudigen Vergnügens. Am 16. Februar 1829 fand ihre öffentliche Verlobung mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen statt; am 11. Juni reichten sie sich im Königsschloß an der Spree, wohin ein mit sechs Pferden bespannter goldener Wagen die Prinzenbraut geholt, die Hand zum ewigen Bunde. Die Unabermählte bezauberte bald ihre ganze Umgebung. Mit edlem Eifer widmete sie sich allem Großen und Schönen; besonders in der Musik war sie eine Meisterin. Bald hatte sie, getreu den Traditionen ihres Vaterhauses, einen Kreis hervorragender Künstler und Gelehrter um sich versammelt. Am 18. Oktober 1831 schenkte sie ihrem Gemahl den Stammhalter, den geliebten, unglücklichen Kaiser Friedrich, am 3. Dezember 1838 kam Luise, die heutige Großherzogin-Witwe von Baden, zur Welt.

In das glückliche Familienleben hinein brauste wie ein Sturm der Aufstand des Jahres 1848. Prinz Wilhelm, dem Volke verdächtig, mußte, dem Unwillen der erregten Massen zu entgehen, nach England flüchten, seine Familie blieb in Potsdam zurück. Als die Ruhe eingetreten, kehrte er heim und ging mit seinen Angehörigen als Militärgouverneur der Rheinprovinz nach Koblenz. Mit dieser Stadt ist Kaiserin Augustas Name unauflöslich verknüpft. Ihr verdankt sie die herrlichen Anlagen, die nach Entwürfen und Plänen der Prinzessin ausgeführt, später als Geschenk an Koblenz kamen. Hier bewährte sich auch in besonderem Maße ihre Nächstenliebe. Trösterin der Leidenden, Hilfe in der Not war sie allen. Spitäler und Anstalten besuchte sie häufig, und als die Cholera ihre Todeshand über die Lande streckte, scheute sie nicht zurück, obwohl selbst leidend, die Betroffenen zu trösten und aufzurichten.

Im Oktober 1858 übernahm Prinz Wilhelm für seinen erkrankten Bruder die Regierungsgeschäfte, und als der im Januar 1861 starb, folgte er ihm auf dem Thron. Augusta wurde eine wahrhafte Königin, ihren schweren Aufgaben und Pflichten sich mutig unterziehend. Mit Edelmüt und Wohltun suchte sie die Wunden zu heilen, welche die Kriege von 1864, 1866 u. 1870 geschlagen hatten; wie ihr erlauchter Gemahl das eiserne Kreuz als Zeichen der Tapferkeit den Mutigsten seines Landes verlieh, heftete sie den Dienern der Hilfe und der Rettung ein rotes Kreuz an. Ihr leuchtendes Vorbild regte das Volk an zur Liebeshätigkeit. In der folgenden Zeit des Friedens baute die edle Kaiserin die Wohlfahrtsanstalten weiter aus. Im Norden Berlins entstand eine musterhafte Krankenanstalt, das Anasta-Hospital, in Charlottenburg das Augustastift, geschaffen für die Töchter der im Kriege gefallenen Offiziere, aber auch andere Mädchen, namentlich Beamten-töchter, finden darin Aufnahme.

Die höchste Stufe menschlicher Ehre wurde Augusta am 18. Januar 1871 zuteil, als Deutschlands Kaiserin jubelte ihr die neu geeinte Nation zu. Doch in alle Freude ist das Leid gemischt; zweimal erhoben fanatische Revolutionäre die Hand gegen das Leben des Kaisers. Die Anschläge mißglückten. Am 11. Juni 1879 feierte das hohe Paar das seltene Fest der goldenen Hochzeit; aber nicht rauschender Jubel, majestätische Pracht zeichnete es aus, nein, Wohltun und Dankbarkeit gegen den Herrn des Menschenlebens. Und dann kamen die Prüfungen, schwer und hart. Im März 1888 schloß Augustas sieggekronter Gemahl die Augen, während der Kronprinz im Süden von einem schweren Leiden Heilung suchte. Das Schicksal ließ sich nicht aufhalten. Drei Monate nach dem Tode seines Vaters, nach einer kurzen Regierung, lag er im Sarg, beweint vom ganzen Volke, das mit ihm seine schönsten Hoffnungen zu Grabe trug. Mit Verehrung sah es zu der schwergeprüften Mutter auf, deren Seelenschmerz noch durch körperliche Leiden erhöht wurde.

Dem Andenken derer, die sie so geliebt, weihte sie ihre letzten Tage. Als der 7. Januar 1890 sie von ihrem Erden-dasein erlöste, wußte das deutsche Volk, daß es eine sorgende Mutter verloren hatte.



Das Denkmal der Kaiserin Augusta auf dem Platz vor dem Opernhause Unter den Linden in Berlin.

Das neue Rathaus in Chemnitz.
In Chemnitz wurde im Beisein
des Königs von Sachsen das
neue Rathaus feierlich einge-
weiht. Aus diesem Anlaß
wurde ein historischer Umzug
veranstaltet.



Zwei Helden.

Skizze von J. Warnken.

(Nachdruck verboten.)

Mit rasender Geschwindigkeit faust der Expresszug dahin und durchmisst in gleichmäßigen Räderdrehungen das öde Einerlei der Ebene, die romantische Schönheit der Wälder und Gebirge. Jede und romantisch für die Reisenden, an deren Augen die ewig wechselnden Bilder vorüberfliegen;

gleichgültig aber für den Mann in blauer Bluse, der vorne auf der Maschine steht: den Lokomotivführer. Es ist ein kräftiger, robuster Mann in mittleren Jahren, dessen bartloses Gesicht ebenso schwarz von Fett und Ruß ist wie sein Anzug. Sein Auge blickt ruhig und klar auf die Strecke, die vor ihm liegt; unbeweglich steht er da, während das eiserne Ungetüm die Schienen mit unerbittlicher Gewalt und rasender Gier zu verschlingen scheint. Er sieht es faun, weil er daran gewöhnt ist. Er hat dieses Ungetüm in seiner Hand; durch ihn bekommt es erst seine gewaltigen



Die glücklichste Stadt der
Welt:

Klingenberg am Main.
Die Bürger der Stadt
Klingenberg brauchen gar
keine städtischen Steuern
zu bezahlen, sondern er-
halten noch alljährlich pro
Kopf 300 Mark. Der
Grund hierfür liegt in
den reichlichen Bezügen,
die der Stadt aus einem
ihr gehörigen Bergwerke
zufließen.

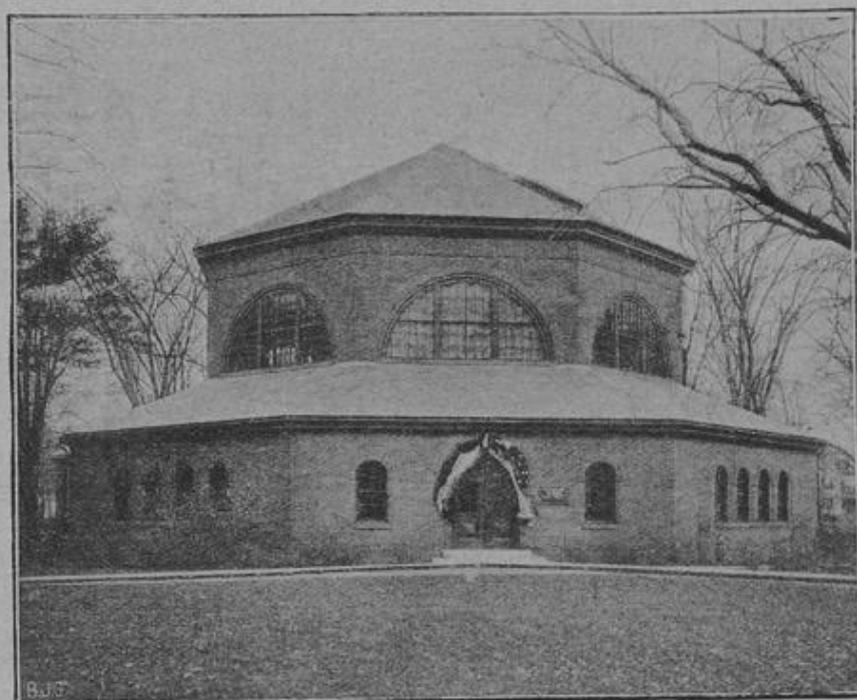
Kräfte, seine drohende, gefährliche Macht, die entfesselt Ver-
nichtung und Verderben bringen kann. Er ist für dieses
moderne Fahrzeug Kapitän und Steuermann zugleich;
durch ihn erhält dieser Organismus aus Eisen und Kupfer
erst Leben, Blut und Bewegung. Er weiß, daß er dieses
Ungeheuer mit eiserner Hand in der Gewalt behalten, daß
sein Auge jede seiner Bewegungen beobachten muß, und
daß sein Rechnen und Stöhnen ihn weder erschüttern noch
betäuben darf.

Aufmerksam betrachtet er das Manometer, damit ihm
keine Veränderung des Dampfdruckes entgeht. Sein Ge-
hirn ist längst gewöhnt, immer zu kombinieren, immer zu
messen, jedem eigenmächtigen Willen des Kolosses mit der
Sicherheit des unbeflegbaren Wändigers zuvorzukommen.
Er weiß, daß er Leben und Tod Tausender von Existenzen,
Glück und Unglück Tausender von Familien in der Hand
hat. Tausende hat er gerettet durch einen richtigen Ent-
schluß im letzten Augenblick, durch ein vorsichtiges Inzahn-
halten des Ungetüms, wenn er beim Nahen eines fremden
Geräusches Gefahr ahnte, oder indem er durch eigenmäch-
tiges Halten auf der Strecke das entfegliche Unglück eines
Zusammenstoßes im letzten Augenblick verhütete. Keiner

Tragweite jedes Fehlers, beobachtet jedes Steigen und
Fallen des Manometers und vergißt nicht eine Sekunde
seine ungeheure Verantwortlichkeit. Nie ist er müde; er
weiß, daß eine einzige versäumte Minute verhängnisvoll
werden, daß eine einzige Nachlässigkeit das Ungetüm seiner
Macht entreißen und aus diesem gewaltigen Faktor des
modernen Fortschritts ein blindes Werkzeug des Todes mit
allen seinen Qualen, mit all seinem Entsetzen machen kann.

So stehen seine Füße fest auf dem Kolos, der trotz aller
gärenden Gewalt nicht die Kraft hat, ihn abzuschütteln, weil
er nie ermüdet, nie erschläft, weil seine Hand nie zittert,
weil sein Auge nie trübe wird, weil sein Wille immer der
stärkere bleibt. Die Glut des Kessels verbrennt ihm fast die
Haut, und Regen und Sturm zerschneiden sie ihm; Blitze,
die am Horizont zittern, scheinen sein Augenlicht zerstören,
rollende, betäubende Donner sein feines Gehör erschüttern
zu wollen.

Umsonst. Mit fester Hand zwingt er den Kolos mit über-
natürlicher Geschwindigkeit und einer Leichtigkeit, für die
jede Erklärung fehlt, Meile nach Meile zu durchrasen. Es
ist, als ob unheimliche, gefährdrohende Geister in seiner
Macht ständen und ihre Peitschen in wahnsinniger Verfol-



Das deutsche Museum der
Harvard-Universität in Amerika.
In Amerika werden dem
Deutschtum große Sympathien
entgegengebracht. Um den
Studenten an der Universität
Harvard Gelegenheit zu geben,
deutsche Kunst zu studieren,
ist dort ein deutsches Museum
errichtet worden.

hat ihm gedankt; die meisten wissen nichts davon; viele
haben sogar ihren Unwillen über die Verzögerung nicht
zurückgehalten. Aber er denkt auch gar nicht daran, Dank
dafür zu erwarten. Mit all diesen Leuten verbindet ihn
nichts, und er hält es für selbstverständlich, daß er ihr Leben
beschützt und für ihre Sicherheit sorgt. Er steht auf seinem
Posten. Wenn der Zug dahinsausht und die Reisenden, in
die Ecke des geheizten Abteils gelehnt, dem melancholischen
Prasseln des Regens gegen die Fensterscheiben lauschen,
oder, in ihre Reisebedecken gehüllt, die Schönheit eines wüten-
den Schneesturmes genießen, den sie ungehindert durch-
jausen, denkt keiner daran, daß der da vorne auf der Loko-
motive bis auf die Knochen durchnäßt wird, daß Regen und
Hagel ihm die Haut von Gesicht und Händen reißen, daß
ihm die Augen brennen und daß er starr vor Kälte ist.

Diese Reisenden denken so wenig an ihn, daß es ihnen
nicht einmal einfällt, vor der Abfahrt einen Blick auf den
Mann zu werfen, dem sie ihr Leben und das Schicksal ihrer
Familie anzuvertrauen im Begriff sind; dieselben Reisen-
den, die so überaus vorsichtig sind, wenn es gilt, einen
Arzt für ein geringfügiges Leiden zu wählen. Das hat ihn
daran gewöhnt, sich auch nicht um sie zu kümmern.

Er tut seine Pflicht: ist nie unaufmerksam, kennt die

gung schwängen. Er ist ein Gigant, dem nichts widerstehen
kann.

So jagt er dieses Ungetüm Tag für Tag über dieselbe
Strecke, durch dieselben Städte und Dörfer, an denselben
Wäldern und Bergen vorbei, über dieselben Felder, Wiesen
und Brücken, durch dieselben Tunnel.

Er wirft einen Blick auf die Uhr. Eine Bewegung des
Hebels, und sofort verlangsamt sich die Geschwindigkeit des
raujenden Laufs. Dann ein kurzer Pfiff.

Der Himmel ist weich und dämmerig grau; der Abend
bricht langsam herein. Ganz dunkel ist es schon in den Wäl-
dern zur Rechten und Linken des Zuges. Die Strecke macht
eine große, ganz allmähliche Biegung. Der Lokomotivführer
reguliert mit sicherer, ruhiger Hand. Der Zug stößt scharfer,
und die Räder reiben hart die Schienen. Der Wald ist zu
Ende; die Strecke liegt wieder in gerader Linie da; eine
öde, weite Gegend. In einiger Entfernung taucht ein gro-
ßes Stationsgebäude auf, hinter dem sich ein von mehreren
Kirchtürmen überragtes Häusermeer ausdehnt. Ein Blick
auf die Signale, die roten, grünen und weißen Lichter, die
matt, aber deutlich durch die Abendnebel leuchten, und auf
die Stellung der eisernen Arme an den hohen Signal-
stangen. Alles ist in Ordnung, der Zug kann einfahren.

Ein langgezogener Pfiff. Schwerfällig leucht die Lokomotive; es klingt wie das qualvolle Sichaufbäumen eines brüllenden Ungeheuers, das eine eiserne Hand fest in seinem Nacken fäßt. Der Zug läuft ein; langsam quält sich die lange Kette der Wagen durch die weite, trübe Glashalle und steht endlich still.

Fünfzehn Minuten Aufenthalt. Die Passagiere verlassen die engen Abteile, sie fühlen sich befreit und recken sich auf dem Bahnsteig, um die Glieder wieder gelenkig zu machen; dann werden Erfrischungen genommen und Einkäufe für die Weiterreise gemacht.

Der Lokomotivführer rangiert den Zug auf ein anderes Geleise um und überzeugt sich, ob alles für die Weiterfahrt in Ordnung ist; dann überläßt er die Maschine dem Heizer, der den Dampfkessel neu füllt und für die Heizung sorgt, während Bahnarbeiter mit großen Dellkannen die Achsen und Räder schmieren.

Jetzt hat der Lokomotivführer ein paar Minuten zu seiner Erholung. Er steigt von der Maschine herab und begrüßt einige Bekannte, Angestellte auf der Station. Man spricht über die neuesten Tagesereignisse, vor allen Dingen über das furchtbare Schiffsunglück, das seit einigen Tagen die ganze Welt in Spannung hält. Ein großer Passagierdampfer ist verunglückt; Hunderte von Mannschaften und Passagieren fanden den Tod in den Wellen. Alle Zeitungen brachten erschütternde Schilderungen des Unglücks. Einer seiner Freunde gibt ihm die neueste Zeitung. Endlich kann er verbürgte Nachrichten lesen. Ein einziges Rettungsboot mit vier Männern ist der Wut der Wellen entgangen, Leute aus dem Zwischendeck. Sie wissen nicht, wie das Unglück entstanden ist; alles kam so plötzlich, daß man nur daran dachte, sein Leben zu retten. Ueber eines aber ergehen sich die vier Männer in den begeistertsten Lobesäußerungen: das Verhalten des Kapitäns. Dieser hat bis zum letzten Augenblick den Passagieren geholfen, die Rettungsboote zu besetzen, und ist dann mit den letzten zugrunde gegangen, obwohl es in seiner Macht stand, sich zu retten. Jedes Wort, das die Geretteten darüber sagten, steht in der Zeitung. Die Journalisten haben willkommene Nahrung gefunden. In den überschwenglichen Worten und Lobeshymnen singen sie den Ruhm des Kapitäns, obgleich sie wohl kaum jemand damit etwas Neues sagen können, weil die Tat selber die glänzendsten Worte treuer Pflichterfüllung spricht. Lange Artikel bringt man auch über die Familie des Kapitäns, seine Eltern, seine Frau und seine Kinder, über seine Karriere, über alles, was er bisher geleistet hat und was von ihm noch zu erwarten man berechtigt gewesen wäre.

Ueberall wird ein glänzender Still, in fast romanhaftem Ton aufgewendet. Spalten und Spalten; so viel, daß der Lokomotivführer lächeln muß. Er weiß selbst nicht, warum. Er ist eine zu einfache, anspruchslose Natur, um Vergleiche zwischen sich und dem Manne zu ziehen, über den man mit so vielen Worten schreibt. Er ist ein Mann aus dem Volke und sein Denken bleibt in engen, aber klaren und natürlichen Grenzen. Er versteht alles, was er liest, aber er fühlt auch, daß es zuviel ist; die Tat will ihm nach den vielen Worten kleiner erscheinen als im ersten Augenblick, da er sie vernahm; sie hat für ihn die Größe verloren; die Größe, die Menschen, die strenge Pflichterfüllung als etwas Selbstverständliches betrachten, verstummen läßt.

Und er liest den Aufruf zur Wohltätigkeit. Wieder dieses Zuviel. Es spricht zu viel Selbstbefriedigung daraus, zu viel Phrasen und zu wenig zu Herzen gehende Einfachheit. Er liest, daß schon gleich nach dem Bekanntwerden des Unglücks große Summen für die Hinterbliebenen der Verunglückten gezeichnet werden, und es verstimmt ihn, daß einige dieser Summen von den Gebern speziell für die Familie des Kapitäns bestimmt wurden. Warum sind gerade diese mehr des Mitleids und der Unterstützung bedürftig als die Angehörigen der anderen Opfer, unter denen gewiß mancher war, der an Stelle des Kapitäns ebenso gehandelt haben würde? Etwas zwingt ihn nun doch, sich mit diesem Kapitän zu vergleichen. Sie beide haben dieselbe Verantwortung, dieselben Pflichten. Es haben ihnen Menschen das kostbarste, was sie haben, anvertraut: ihr Leben. Sie beide müssen feste Charaktere sein, und von ihnen beiden müssen die Reisenden das als etwas Selbstverständliches erwarten dürfen. Sie beide haben nicht das Recht, an sich zu denken, solange ein einziger von denen, die sich ihnen anvertrauten, noch der Gefahr entrissen werden kann.

Die fünfzehn Minuten Aufenthalt neigen sich ihrem Ende zu. Der Lokomotivführer sieht die Reisenden eilig die Wartefäle verlassen und wieder den Zug besteigen. Kopf-

schüttelnd legt er die Zeitung fort und denkt: Weshalb so viele Worte, wenn es nur die Wahl gibt zwischen Pflichterfüllung und Schande. Unsere Pflicht gibt ja die Kraft, sich selbst zu opfern.

Er läßt den Pfiff zur Abfahrt ertönen, greift nach dem Hebel, richtet seine Augen abwechselnd auf die Schienen und das Manometer und steht wieder im Dienste seiner Pflicht.

*

Es ist ganz dunkel geworden. Die geheimnisvollen Geister jagen das Ungetüm wieder vor sich her durch Städte und Dörfer, Wälder und Wiesen, über Brücken und durch Tunneln. Neuchend schleppt es die lange Kette von Waggons hinter sich her. Seine glühenden Augen lassen die Schienen wie die Schneiden scharf geschliffener Messer funkeln, und seinen Scheitel umwallt eine Wolke schwarzen Rauchs, so undurchdringlich und schwarz, daß der dunkle Nachthimmel heller erscheint.

Vorn steht der Lokomotivführer, aufmerksam wie immer; mit offenen Augen und sicherer Hand. Nur ein Gedanke ist nach dem Lesen der Zeitung in seinem Gehirn haften geblieben: der Gedanke, daß sein Leben auch seiner Familie gehört. Er denkt an Frau und Kinder, und daß er in etwa sechs Stunden bei ihnen sein wird. Es ist ihm, als ob er den Augenblick des Wiedersehens trotz der kurzen Trennung nicht erwarten kann, als ob er den Zug stärker seine Macht fühlen lassen müssen, damit er noch schneller dahinjage. Die gewaltige Sehnsucht nach den Seinen beherrscht ihn vollständig, ein ganz eigenes beängstigendes Gefühl, das ihm bisher fremd war, krampft sein Herz zusammen. Er hat den heißen Wunsch, seine Frau jetzt in seinen Armen zu fühlen, seine Kinder zu küssen.

Der Zug nimmt eine scharfe Kurve. Der Lokomotivführer zuckt zusammen wie unter einem unerwarteten Schlage. Was ist das? Da auf seiner Strecke ein anderes Ungeheuer! Wie ist das möglich? Blitzschnell jagen in dem Bruchteil einer Sekunde eine Menge unzusammenhängender Gedanken durch sein Gehirn: ein Irrtum bei der Abfahrt? Ein falsch gegebenes Signal? Ein Versehen bei der Ueberbringung einer Order? Eine mißverständene Depesche?

Er weiß es nicht; er weiß nur, daß ihn keine Schuld treffen kann. Sein Zug geht wie immer. Er hat nicht die geringste Gegenorder erhalten, fährt auf dem richtigen Geleise und hat bis jetzt keine Verspätung. Er sieht den vernichtenden Tod da, wo eben noch blühendes Leben war. Die furchtbare Katastrophe steht schon jetzt vor seinen Augen. Er fühlt, daß jedes Handeln umsonst ist. Die Züge sind bereits einander zu nahe. Es gibt kein Mittel mehr, das Unglück aufzuhalten.

Für einen Moment durchzuckt ihn der Gedanke, daß er sich retten kann. Er braucht nur von der Maschine hinab in die dunkle Nacht zu springen. Auf beiden Seiten des Zuges ist hoher, wuchernder Graswuchs. Vielleicht wird er einige Wunden davontragen, schlimmstenfalls einen Arm- oder Beinbruch; sein Leben aber wird sicher gerettet sein, und er bleibt seiner Familie erhalten.

Aber es ist nur der momentane Gedanke, daß er sein Leben in der Hand hat, daß er nicht verloren ist, wenn er nicht will; aber das Verlangen, diesem Gedanken zu folgen, hat er nicht einen Augenblick. Er denkt nur an die Reisenden, die sich ihm anvertraut haben, und folgt leichten Herzens dem königlichen Nachtbefehl der Pflicht. Er weiß, daß er nicht fliehen darf und ist entschlossen, auszuhalten.

So steht er da: ein Held. Er sieht dem sicheren Tode stolz ins Auge und weiß, daß es für ihn kein Entrinnen gibt; und doch tut er noch alles, was in seiner Macht ist. Mit fester Hand drückt er auf den Hebel, läßt den schrillen Ton der Pfeife als Alarmsignal durch die Nacht gellen, zieht die Bremse und gibt Segendampf. Aber immer weiter rückt der Zug vor; immer näher kommt er dem anderen Zuge, obgleich auch dort ein ebenso entschlossener Lokomotivführer auf den Hebel drückt, das Alarmsignal erschallen läßt und Segendampf gibt.

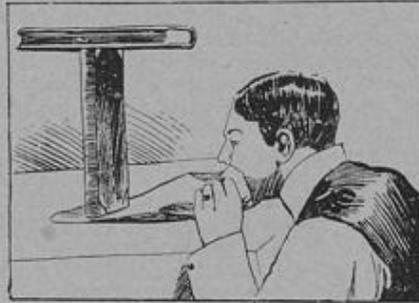
Umsonst. Nur noch Meter zählt die Entfernung zwischen den beiden Zügen. Noch eine letzte verzweifelte Kraftanstrengung auf beiden Seiten, dann ein tosendes, erschütterndes Krachen, brechende Eisenteile, berstende Dampfkessel, sich übereinandertürmende Waggons; gleichzeitig Hilfe-, Angst-, Verzweiflungsschreie und Todesgewinsel.

Zwei Ungeheuer haben gestiegt; zwei Wändiger sind überwunden.

Unter den Trümmern liegen zwei Helden. Zwei Helden, wie jener Kapitän, der mit seinem Schiff zugrunde ging. Ihr Heldentum bedeckt das Dunkel der Nacht.

Zur Unterhaltung.

Der Zauberer in der Familie.



Ein einfacher Lungenprüfer. Zu diesem Experiment benötigt man zweier schwerer Bücher, welche man in der Form eines T auf eine leere Dütte stellt. Nunmehr versucht man, durch Blasen in die Dütte die Bücher umzuwerfen, was nach einiger Mühe gelingt und in Gesellschaft sehr unterhaltend ist.

Humoristisches.

Ein junger Offizier stand am Feuer und wärmte sich. „Friert es Sie denn?“ fragte eine danebenstehende Dame. „Ach nein,“ gab ein guter Freund zur Antwort, „er will sich nur ans Feuer gewöhnen.“



Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebraucht man nur die echte

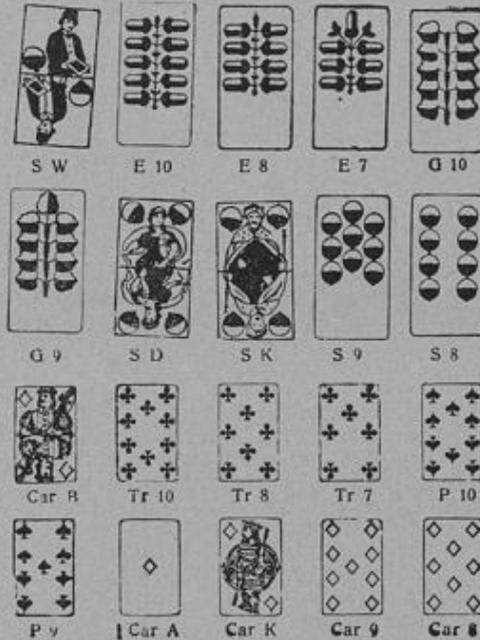
Streckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. a Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Rätsel-Gabe.

Skataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.



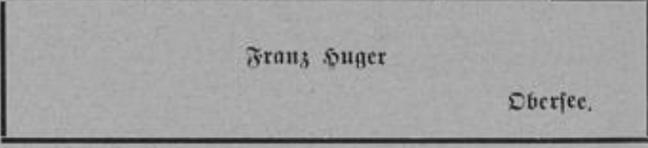
Bei einem fidelem Lachs erhält Hinterhand folgende Karten:

Während des Kartengebens hatte er bemerkt, daß zwei Zehnen in den Skat zu liegen kamen. Er sieht schon so hoch, daß jedes Spiel der Gegner ihn herumbringt. Daher wagt er Eichelhandspiel, wird aber schwarz. Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Umsatz-Rätsel.

Bei unser Frischen auf der Karte Ein Eins-Zwei nicht zu zeigen wußte, Bekam er drauf Zwei-Eins vom Lehrer, Und außerdem er brummen mußte.

Bistenkarten-Rätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösungen in nächster Nummer.

Arithmetische Aufgabe: 428571.

Scherzrätsel: Alt — ie, Altie.

Königszug:

Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht wie.

Heinrich Heine.

2. Rätsel: Augenblick.

Arithmetische Aufgabe: 3, 30, 60, 90 Jahre.

Logogriph: Radium, Radium.

Zahlenrätsel: Leonidas, Edison, Ossa, Rafe, Ilias, Dolde, Ananas, Sibon.

Logogriph: Strumpf — Trumpf — Rumpf.

Poesierätsel:

Einft wollt' ich einen Kranz dir winden,
Und konnte keine Blumen finden.
Jetzt sind' ich Blumen fern und nah,
Ach aber du bist nicht mehr da.

Bodenstedt.

Logogriph: Juwel — Jubel.

Rätsel: Fach.

Vererbild: Bild nach links drehen, der Kopf des Reisegenossen steht zwischen den mittleren Baumstämmen.

Redaktion: Erwin Ebsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



Nr. 40.

Sonntag, 1. Oktober.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In diesem Augenblicke aber erwachte Frida aus ihrer Erstarrung; sie sah dicht neben sich das bartlose Gesicht Louis Helders, seine grauen Augen, seine sinnlichen Lippen; und sie stieß ihn mit beiden Fäusten zurück:

„Fort! Was Sie verlangen, wird doch niemals geschehen! Nein, nein! Ich glaube auch nicht, daß es wahr ist.“

„Sie werden es selbst hören, Sie werden es erst erleben müssen, daß er gar nicht an Sie denkt, daß er Sie von sich stoßen würde.“

„Und wenn es auch sein sollte! Nein! Sie haben nichts zu hoffen.“

„Weil Sie den anderen lieben?“

Sie warf den Kopf in den Nacken zurück:

„Ja, weil ich ihn liebe.“

„Und wie glauben Sie, daß das Ende sein wird?“

„Daß er doch noch den Weg findet. Die Liebe mag sich verirren, sie mag im Dunkeln tappen, aber später wird sie doch noch einmal sich an das Licht finden.“

„Ist das alles, was Sie mir jetzt zu sagen haben?“

„Ja!“

„Dann muß ich gehen! Aber deshalb ist die Hoffnung in mir doch noch nicht gebrochen. Ich werde immer wieder kommen, denn jeder Atemzug ist Hoffnung.“

Dann trat er rasch aus dem Zimmer.

In diesem fand Frida Willins lange allein; sie starrte mit großen Augen ins Leere und dachte immer nur an das eine: Er gehört einer anderen, er hat eine Braut!

Ob es auch Wahrheit war?

Und in ihr lebte dabei nur der eine Gedanke: Gewißheit! Gewißheit um jeden Preis.

Die Siegesfeier
für den Kanal-
Durch-
schwimmer.

Burgeß mit der von ihm gewonnenen Kanal-Trophäe, dem vielumstrittenen Alexandrapokal. Die Königin Alexandra von England hat für denjenigen Schwimmer einen Pokal ausgesetzt, dem es gelingen würde, die weltberühm-



te Leistung des Kapitäns Webb nachzumachen und den Kanal zu durchschwimmen. Nach zahllosen Versuchen anderer Dauerschwimmer ist Burgeß dieses Wagnis gelungen. Links: Burgeß, rechts: Burgeß' älterer Bruder, der ihn auf seiner lähnen Schwimm-tour begleitet hat.

Louis Helder war daraufhin noch lange in den Straßen der Stadt umhergeirrt; er war in einer verärgerten Stimmung.

Am liebsten würde er den Gedanken an Frida Wilkins für immer von sich geworfen haben; aber gerade das Gefährliche, das scheinbar Unerreichbare reizte ihn. Dann durfte er auch nicht mehr zurück.

Er mußte eine Frau mit großem Vermögen gewinnen; er wußte für sich selbst bald keine andere Rettung mehr. Er hatte diesem Plane, Frida Wilkins für sich zu gewinnen, auch schon zu viel geopfert, um so ohne weiteres zurückzutreten. Die Gerüchte aber, die durch ihn selbst ausgesprengt worden waren, erschwerten ihm die Versuche nach einer anderen Richtung.

Aber hatte er überhaupt noch eine Hoffnung?

Nur dann, wenn im Leben von Frida Wilkins Anton Moos für immer ausgestrichen war! Nur dann!

Als Louis Helder in seiner Wohnung angekommen war, war er eigentlich gar nicht so sehr überrascht, dort mit John Crawford zusammenzutreffen, der sein Kommen bereits erwartet hatte.

„Wahrscheinlich, trotzdem es nicht gut für uns sein wird. Wenn wieder zwei so ähnliche Patente auftauchen, wird es vielleicht Kämpfe geben. Wenn aber Anton Moos' erster, offizieller Aufstieg mißlingt, dann wird er und auch Wilkins an kein Patent denken.“

„Mißlingt? Wie sollte das geschehen können, wenn die Erfindung doch gut ist?“

„Darüber müßte man eben nachdenken.“

Und dabei schaute Louis Helder den blauen Rauchringen seiner Zigarette nach.

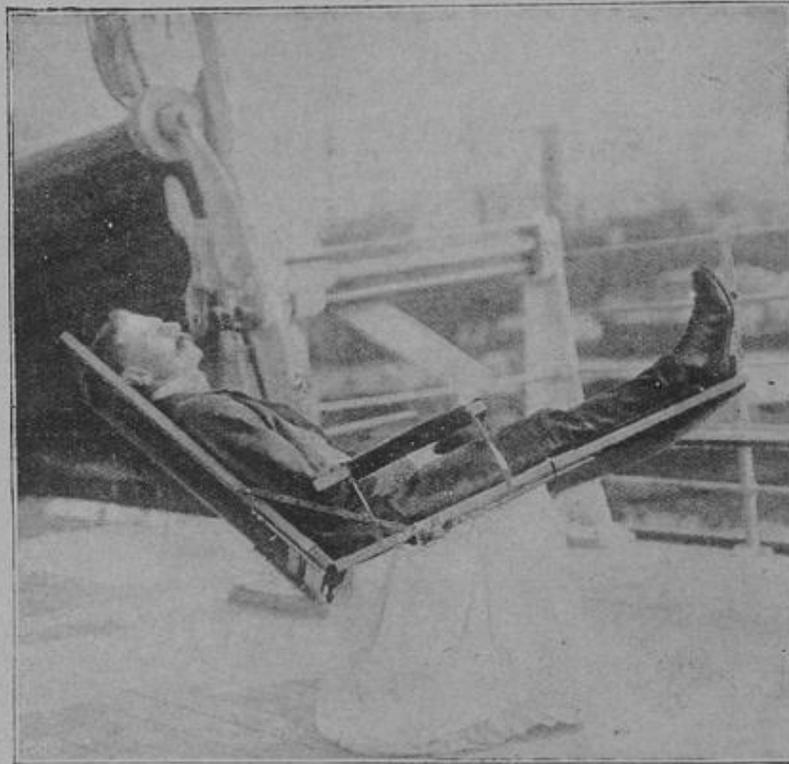
14.

Frida Wilkins stand am Fenster; mit der rechten Hand hatte sie die Vorhänge zurückgeschoben und schaute auf die dichten Baumkronen hinunter.

Sie wartete auf die Rückkehr ihres Vaters.

Dieser würde ihr dann jene Gewißheit bringen, die sie verlangte.

Unter einem Vorwande hatte sie ihn fortgeschickt und nur als nebensächlich hatte sie jene Bemerkung eingeflochten, daß Anton Moos demnächst seine Hochzeit zu feiern ge-



Ein Liegestuhl, der die See-
krankheit verhütet.

Mr. Gay von Camberwell hat einen Stuhl konstruiert, der die Seekrankheit verhütet. Der Stuhl hat nicht die üblichen Füße, sondern Zapfen, welche in einem Kugellager ruhen. Hierdurch bleibt die Lage des im Stuhl Sitzenden immer dieselbe. Der Stuhl hat sich in vielen Fällen ganz vorzüglich bewährt. Wenn also ein Seereisender nach Amerika die ganzen 5 oder 6 Tage der Reise hübsch auf dem Stuhl sitzen bleibt, so wird er nicht seekrank. Wenn er nur nicht dann vom Stillsitzen krank geworden ist!

Louis Helder hatte ihm ein Gläschen Danziger Goldwasser gereicht und dann nach der Ursache seines Kommens gefragt.

Dessen Antwort war eine Gegenfrage:

„Ist es ganz sicher, daß Anton Moos am Montag die offizielle Prüfung seiner Maschine vornehmen will?“

„Ja.“

„Haben Sie sich schon entschlossen?“ forschte Crawford weiter.

„Gewiß.“

„Aber wenn die Prüfung stattgefunden hat, dann wird er sich auch sofort ein Patent sichern. Von diesem Augenblicke ab würde es für uns zu spät sein. Wir müssen einen Vorsprung von mindestens vierundzwanzig Stunden gewinnen, wenn wir ein vorher gültiges Patent erwerben wollen.“

„Sie werden am Sonntag morgen alles in Händen haben, was Sie brauchen.“

„Ist die Maschine gut?“

„Sehr gut sogar. Ich selbst war Zeuge.“

„So werden wir am Montag einen großen Erfolg erleben?“ forschte Crawford weiter.

denke. Sie kannte ihren Vater und wußte, daß er ihn auch danach fragen werde.

Nun mußte er bald zurückkommen.

Sie aber mußte dann stark bleiben und durfte sich selbst nicht verraten, was er auch für eine Botschaft bringen würde.

Als sie dann die Schritte hörte, als die Türe geöffnet wurde, als sie ihren Vater sah, da zitterte sie so sehr, daß sie sich mit beiden Händen auf dem Fensterbrette aufstützte. Aber ihr Gesicht versuchte doch zu lächeln:

„Nun?“

„Natürlich war er nicht zu Hause. Nur seine Mutter war da. Uebrigens eine sehr vernünftige Frau. Ich habe selbstverständlich nicht über die Maschine mit ihr reden können, auch nicht über den Teilhabervorschlag, den ich ihm doch machen wollte. Aber ich hatte mich deshalb doch sehr gut mit ihr unterhalten. Mit seinem Vater ist kein Wort zu sprechen. Du weißt es ja.“

„Ja, ja! Hast du lange auf ihn gewartet?“

„So eine Viertelstunde! Ich hatte ihm dann meine Vorschläge zurückgelassen.“

„Und?“

„Was denn?“

„Hast du sonst nichts erfahren?“

„Nein!“

„Aber ich hatte es dir doch gesagt.“

„Ach so! Jetzt weiß ich es erst. Nein, ich hatte es nicht vergessen. Natürlich mußte ich schlau vorgehen; ich sagte, ich hätte von einer Verlobung etwas läuten hören, und da ich mich in diesem Falle wegen eines Hochzeitsgeschenkes doch vorsehen müsse, so könnte sie mir Aufschluß geben. Erst hatte seine Mutter ja nicht gleich Farbe bekennen wollen. Aber dann rückte sie schon heraus.“

„Und?“

„Frida Willins war es, als stockte ihr Herzschlag.“

„Die Sache ist richtig; er hat sich mit seiner Cousine verlobt.“

Da versuchte sie zu lächeln; aber nur ihr Gesicht verzerrte sich.

„Also doch!“

Da war Hans Willins die fahle Farbe der Wangen seiner Tochter doch aufgefallen und er fragte plötzlich:

„Aber was ist mit dir? Du siehst ja ganz krank aus. Soll ich den Hausarzt rufen lassen?“

„Ja!“

„Natürlich ist diese Nacht im Schuppen eingebrochen worden; es ist dies auf so unbeholfene Art geschehen, daß ich sofort beim Aufspringen des Vorhängeschlosses die Spuren wahrnehmen mußte.“

Louis Helder in elegantem Promenadenanzug sah eben auf die kleine Zigarre nieder, auf deren weiße Asche, von der sich violettblaue Rauchringe löst, dabei antwortete er:

„Sind Sie Ihrer Sache auch ganz sicher?“

„Ja! Oder könnten Sie die deutlichen Spuren, die ich Ihnen zeigte, auf eine andere Weise deuten?“

„Nein! Aber was sollte hier eine Beute des Diebes geworden sein?“

„Die Art des Einbruches hat verraten, daß es durch einen Stümper in seinem Fache geschehen ist, durch einen Dilettanten, möchte ich fast sagen, durch einen Amateureinbrecher, der auf eine besondere Beute jagte.“

„Ich verstehe Sie nicht, was meinen Sie damit?“

„Ich glaube, daß er nur die Entwürfe und Pläne

Kavallerie vor dem königlichen Schloß zu Madrid.

In Spanien ist der Generalstreik proklamiert worden. Die Regierung verhängte darauf den Kriegszustand über das ganze Land. In fast allen größeren Städten brachen ernste Unruhen aus, die teilweise einen revolutionären Charakter annahmen.

Die Bewegung scheint mittlerweile stark im Abflauen begriffen.



„Nein, Papachen, es fehlt mir gar nichts. Ein kleines Unbehagen, aber gar nichts von Bedeutung.“

„Hoffentlich nicht!“ Er war zu ihr hingetreten und hatte ihre Hände gefaßt, worauf er ihr mit einem langen Blicke in die Augen schaute. „Deine Augen sind nicht so klar wie sonst, und dein Lachen klingt auch nicht so hell. Was ist dir?“

„Wirklich nichts, Papachen.“

Soll nicht doch der Arzt — —“

Sie unterbrach ihn:

„Er würde dich wegen deiner Neugierigkeit doch nur auslachen.“

Damit hatte sich Hans Willins zufrieden gegeben und er glaubte dem ungezwungenen Lachen seines Kindes.

Aber als er dann das Zimmer verlassen hatte, als sie allein war, da löste sich die mühsam aufrechterhaltene Beherrschung; sie sank auf die Ottomane hin, vergrub ihr Gesicht in die weißen Kissen und schluchzte bitterlich.

*

Anton Moos stand in dem Schuppen, in dem seine fertig gebaute Flugmaschine war; er lehnte sich gegen einen Tisch an, auf dem noch einige Zeichnungen lagen und

meiner Flugmaschine wollte, daß diese entführt werden sollten.“

„Aber sie sind doch noch da?“

„Ja!“

„Haben Sie die Polizei schon verständigt?“ begann Louis Helder wieder zu fragen.

„Nein, ich werde das nicht tun.“

„Weshalb denn nicht?“

„Kann diese das Geschehene ungeheuer machen? Nein. Warum sollte ich also das Aufsehen gewaltsam größer machen?“

„Aber wenn nun der unbekannte Dieb doch eine Kopie aller Entwürfe und Pläne erlangt hätte? Dies könnte doch geschehen sein. Sie werden sich doch dagegen schützen!“

Anton Moos merkte dabei den lauernden Blick aus Louis Helders Augen nicht; als er dann aber zu Helder hinschaute, da irrten dessen Blicke schon wieder wie teilnahmslos über das Modell hin, das oben an der Decke des Schuppens hing.

Anton Moos antwortete:

„Dann hat er damit nichts erreicht.“

„Weshalb nicht? Man hat schon oft davon gehört, daß

solche entwendeten Entwürfe an das Ausland verkauft wurden.“

„Das mag er tun.“

„Ah, ich verstehe Sie! Sie haben schon das Patent auf Ihre Erfindung angemeldet.“

„Nein!“

„Was dann?“

„Ich weiß, daß von dem Fluge morgen erst die bedeutendsten und entscheidendsten Verbesserungen abhängen. Morgen will ich erproben und nach den Beobachtungen neue Verbesserungen anbringen. Wenn also jener Dieb seinen Zweck durchsetzt, so wird das, was er erreicht zu haben glaubt, bereits wieder veraltet und für mich überwunden sein.“

„Ah, das ist es! Ich begreife Sie. Aber ich würde mich doch noch auf eine andere Weise geschützt haben. Sie könnten ja diese alte Erfindung und das neue Modell gesondert schützen lassen. Haben Sie übrigens einen bestimmten Verdacht?“

„Nein.“

„Sie wissen also von jenem Diebe gar nichts?“

„Wenigstens nicht viel; von dem Schuppen in der schwarzen weichen Kohlenerde waren nur Fußabdrücke gewesen. Ich weiß nur, daß der Dieb Schuhe Nummer 42 mit breiter amerikanischer Form getragen hatte.“

Daraufhin lachte Louis Helder:

„Das ist allerdings nicht viel. Solche Schuhe werden von mehr als Hunderten getragen. Im übrigen bin ich auch darunter. Sehen Sie nur. Schuhgröße 42 und amerikanische Form.“

Er hob den Fuß und zeigte ihn Anton Moos.

Dieser nickte.

„Schon gut! Das aber weiß ich, daß Sie es nicht gewesen waren.“

„Na, na, wenn Sie mir nur nicht zu viel vertrauen.“

Und Louis Helder lachte wieder.

„Dann müßte ich gar keine Menschenkenntnis haben.“

Anton Moos war dann an seine Flugmaschine hingegangen, prüfte alle Drähte, ob sich keiner gelockert hatte, und nahm so eine eingehende Untersuchung der Maschine in Angriff.

Dabei versorgte ihn ständig der Wirt Louis Helders.

Anton Moos ließ den Motor laufen, daß der Propeller seine knatternden Umdrehungen begann. Jeder Kleinigkeit ging er prüfend nach.

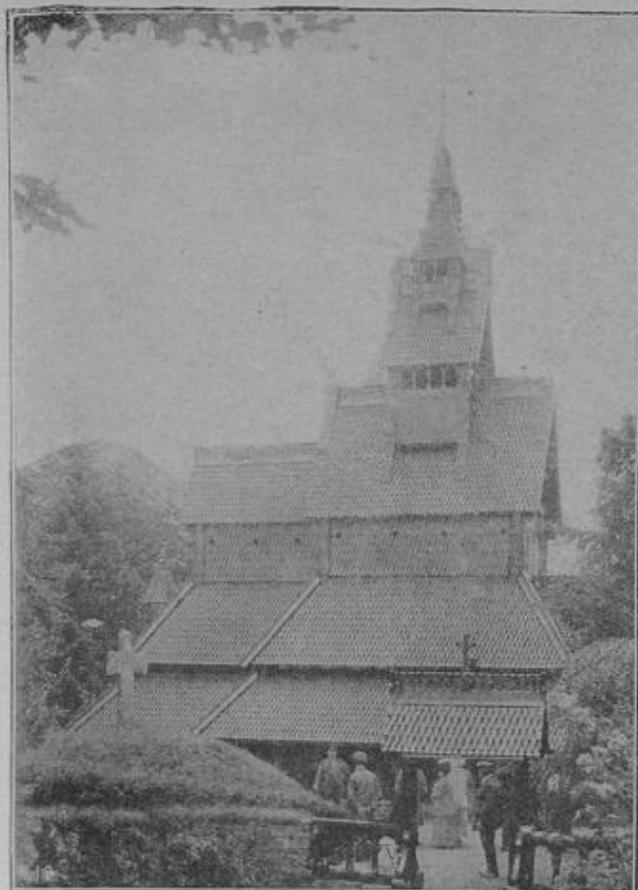
Dabei fragte Louis Helder einmal:



Der Kronprinz,
der neue Kommandeur der Totenkopf-Husaren.
Der Kaiser hat den Kronprinzen zum Kommandeur des
1. Leib-Husaren-Regiments in Danzig ernannt; die feierliche
Kommando-Übergabe erfolgte am 15. September. Der
Kronprinz wird nunmehr mit seiner Familie ständigen
Aufenthalt in Langfuhr bei Danzig nehmen.



Schutzimpfungen
in unseren Kolonien.
Wie im Heimatlande, be-
steht auch in unseren Ko-
lonien der Impfzwang.
Mit großer Neugier sehen
die Eingeborenen stets
der Impfung ihrer Kin-
der zu, die den klimati-
schen Verhältnissen ent-
sprechend im Freien statt-
findet.

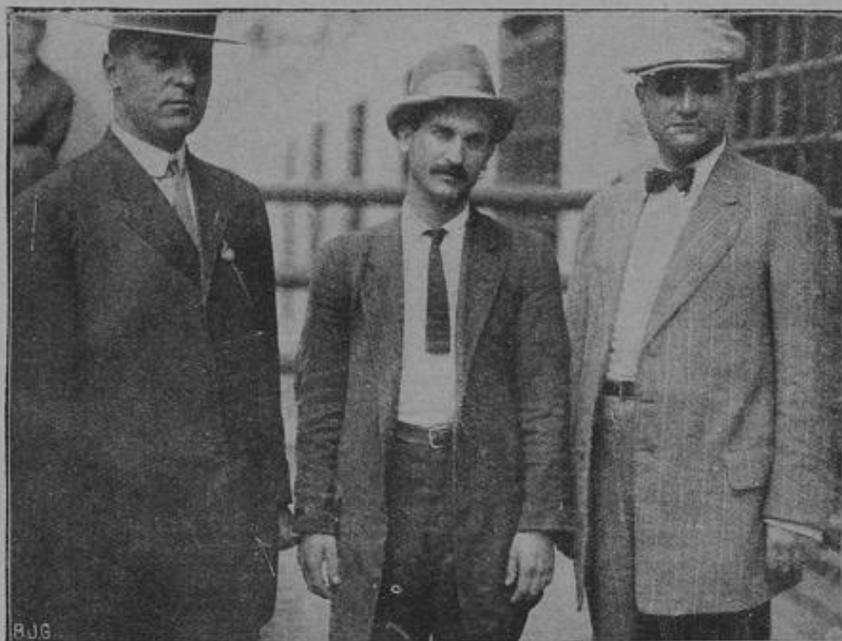


Die historische Vantostkirche in Bergen.
Eine der größten Sehenswürdigkeiten der herrlich an einem Fjord gelegenen norwegischen Stadt Bergen ist die Vantostkirche. Sie ist ein alter norwegischer Holzbau, der mit seiner Uebereinanderordnung von sechs Dächern einen sehr malerischen Eindruck macht.

„Es ist doch alles in Ordnung?“
„Gewiß! Aber ich mußte doch alles genau nachprüfen, da ich morgen dieser Maschine mein Leben anvertraue.“
„So wird also morgen bestimmt das interessante Schauspiel stattfinden?“
„Ja, morgen werde ich fliegen.“
„Morgen also soll der Tag Ihres Sieges sein?“
Für einen Augenblick dachte Anton Moos an Frida Willins. Eine Falte zeigte sich auf seiner sonst glatten Stirne, als er darauf die Antwort gab:
„Meinen Sieg hatte ich mir einmal anders gedacht. Nun scheint es mir fast, als müßte ich als Sieger zugleich der Besiegte sein.“
Er hatte dies aber so leise gemurmelt, daß Louis Helder die Worte kaum hatte verstehen können.
Und als die beiden dann den Schuppen verließen, als Anton Moos die Türe dazu wieder versperrt hatte und als sie weiter gingen, da schwiegen beide.
Beide mochten dabei an morgen denken, und beide sahen den Tag mit einem anderen Verlaufe.
Anton Moos konnte die tote Hoffnung nicht ganz verdrängen, jene Hoffnung, die er schon begraben zu haben und vergessen wähnte.
Wenn Frida Willins' goldenes Haar der Siegerpreis wäre?
Dann würde seine Hand fest sein! Dann würde er die Luft beherrschen und besegen mit der Lust des Glücklichen.
Aber so?
War er ein Sieger, wenn er auch die Lust gleich einem Vogel durchschnitt?
War nicht vielmehr Louis Helder der Sieger, dem doch die Liebe Frida Willins gehörte? Daran glaubte Anton Moos.
Und Louis Helder?
Er dachte nur an Verderben, denn darin sah er seinen Sieg.
Und wer würde der Sieger werden?
(Schluß folgt.)

Sinnprüche.

Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende.
Goethe, Egmont.
Der Schein regiert die Welt
Und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.
Schiller, Der Parasit.



Zur Verhaftung Guiseppe Costabile, des Führers der „Schwarzen Hand“ in Newyork.

Die Attentate und Verbrechen der „Schwarzen Hand“, der berüchtigten italienischen Verbrecherbande, hielten die Bevölkerung Newyorks seit Jahren in steter Erregung. Endlich ist es zwei Newyorker Detektiven unter großen Gefahren gelungen, das Haupt der Bande, den berüchtigten Guiseppe Costabile, zu verhaften. Das Bild zeigt den Verbrecher zwischen den Detektiven.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Ligena.

(Nachdruck verboten.)

Genau im Osten Valenciäs, wo die duftenden Gärten der glorieta und des principe Alonso zusammentreffen, liegt die Fabrica de Tabacos. Die staatliche Tabakfabrik Valenciäs ist eine der größten Spaniens. Sie wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Zollhaus für die zur See ankommenden Waren erbaut, und augenblicklich arbeiten in diesem gewaltigen Gebäude über viertausend Zigarrenarbeiterinnen, die cigarreras.

Man muß einen Samstag morgen zum Besuch dieser Anstalt wählen. Die cigarrera erhält an diesem Tage ihren Lohn, ist am lustigsten und gibt sich ganz wie sie ist.

Um sieben Uhr morgens strömen junge Mädchen haufenweise dem großen Gebäude zu; auch viele ältere Frauen sind darunter. Die wenigen Männer, welche einzelne begleiten, trennen sich nach und nach, und vor den Portalen staut sich nun ein einziger, riesiger, weiblicher Vienenschwarm.

Mannigfaltig ist die Kleidung der Arbeiterinnen, die in den weitaus meisten Fällen wie Sklavinnen für faule Väter und Ehegatten das tägliche Brot verdienen. Die Tracht der

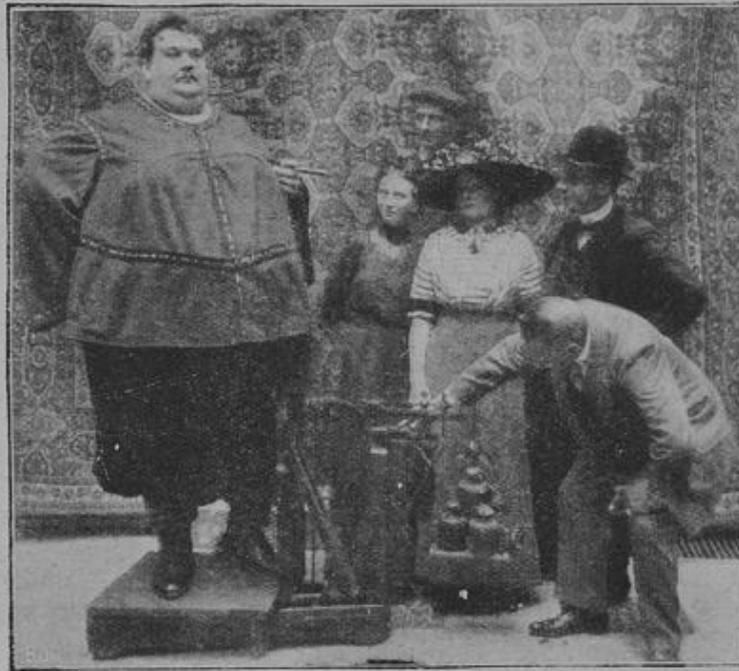
auch Ordnung zu halten weiß. Mit gekreuzten Armen wandert sie unaufhaltsam zwischen den Tischen hindurch. Gleich werden diese Frauen bezahlt, 8 reales = 1,60 Mark erhält eine cigarrera im Durchschnitt täglich.

An jedem Arbeitstisch sitzen fünf oder sechs, und eine unter ihnen richtet alles zur Arbeit her, verteilt die Tabakportionen und teilt auch den Lohn Samstags aus. Sie ist die capataza, das Haupt eines rancho, eines Trupps.

Die Magaziniederlagen befinden sich in unterirdischen gewölbten Sälen, und hier arbeiten nur Männer außer den empapeladoras, die den geschnittenen Tabak für die staatlichen Tabakläden verpacken. Alle diese verschiedenen Arbeiterinnen, die empapeladora, die mistera, welche die Sorten mischt, die habanera, die das Deckblatt um die Zigarren wickelt und die commera, die tagaus, tagein, nichts anderes tut, wie Tabak zerschneiden, sie alle sind gute Freundinnen, schwören aufeinander, helfen sich in allen Lebenslagen, essen zusammen und schimpfen zusammen.

In allen Arbeitssälen sind laufende Brunnen mit herrlich frischem Wasser, aber für die Sauberkeit in den Abteilungen muß jeder Saal selbst sorgen, jede bezahlt ihren Anteil zur gemeinschaftlichen Auslage für die barrerera, die Aufsichterin.

Da ein schrilles Glockensignal. Es ist 9½ Uhr. Die Kleinen,



Der schwerste Mann der Welt.

In einem Berliner Restaurant ist augenblicklich ein Kellner tätig, der wohl der schwerste Mann der Welt sein dürfte. Trotzdem er 614 Pfund schwer ist, erledigt der Koloss seine Aufträge als Kellner mit der größten Schnelligkeit.

meisten besteht in einem kurzen Unterrock, weißen Strümpfen und weißen Schuhen. Im Winter ein grober Schulterplaid, und im Sommer über Kopf und Schultern herabhängend ein blendend weißer Peral oder persischer Katico, der den Nacken bloß läßt. Eine kleine Seidenschürze und in ein Tuch geknüpft etwas Brot und Früchte bilden die ganze Ausstattung. Einige tragen ihren Zudis auch in kleinen Weiden- oder Halsagrastörbchen.

Der Lärm von den mehr als viertausend Frauen, die lachen, schwätzen oder streiten, verstummt, so wie die letzte Arbeiterin das Gebäude betreten hat. Ein Schweigen wie in einem Kloster herrscht jetzt in den weiten Gängen und Sälen. Pardo Bazan bezeichnet es als achtles Weltwunder, das eine derartige Masse von Frauen und jungen Mädchen lautlos zusammen arbeiten können. Nichts weiter hört man als das ewige tritsch, tritsch, tratsch der großen Scheren, die den Tabak zerschneiden oder das große Matt zurechtstutzen, das die Tabakpuppe in ihr braunschwarzes Leinentuch hüllt.

Im Erdgeschoß und ersten Stock sind die großen Arbeitsäle. Jeder Saal ist mit hundert Arbeiterinnen besetzt, an deren Spitze die maestra steht, eine tüchtige Arbeiterin, die

welche von ihren Müttern mit zur Fabrik gebracht werden dürfen und in sauberen Bettchen in kühlen Sälen schlafen und schreien, werden in einen der palmengeschmückten Höfe getragen und gestillt. Die spanische Mutter erweist sich in diesem ihren heiligsten Verufe von einem an Uberschwänglichkeit grenzenden Eifer. Fast alle Zigarrenarbeiterinnen essen in der Fabrik, was besondere Köchinnen kalt zubereiten und zahlen dafür eine kleine Summe.

Wenn die Glutsonne am Abend hinter die sierras hinabsinkt und die Tausenden das große Bauwerk verlassen, kann man Gespräche hören wie folgendes:

„Nun, meine Schöne, darfst du mich begleiten?“

„Nein, ich will nicht.“

„Sollen wir in eine Weinschenke gehen, oder in ein Kaffeehaus?“

„Ich bin keine Verschwenderin.“

„Dann komm in die Tanzschenke.“

„Ich bin keine Dirne.“

„Du bist ein sehr ernstes Mädchen.“

„Und du bist heut' abend sehr frei. Haben wir denn miteinander die Schweine gehütet?“

Ach, sei doch nicht so spröde und komm mit zum Zuckerbäcker.

Ich schäme mich.

Nur weil du es selbst willst.

Ja, weil ich will, elende Schneiderseele, Höderbursche, Schmutzstint, Vogelscheuche usw., usw.

Und wenn der Hochwohlgeborene sich jetzt nicht schleunigst zurückzieht, so folgt ihm die cigarrera auf dem Fuß und legt dem jungen oder alten Herrn Schimpfnamen bei, die ihn wochenlang noch im Schlaf foltern.

Der Spanier nennt die cigarrera meistens camorrista, Streithammel. Sie weiß ihr Wort zu finden und Antworten zu geben, sie bleibt keinen Anwurf schuldig. Sie ist im allgemeinen fleißig, froh und zufrieden, schön und stolz. So war auch señorita Maria de la Paz, die am Abend mit ihrer blinden Mutter vor den Cafés und Konditoreien der plaza de la Reina spielte und sang.

Man kann im Süden ruhig die Straßensänger zu einer Tasse Kaffee oder einer Erfrischung einladen. Der Spanier sieht darin nur einen Akt wirklicher Liebe. Das kalte Geldstück nimmt sogar der Bettler nur ungern, wenn nicht irgend ein Segenswunsch mitgegeben wird, und auch wenn er nichts erhält, ist der Arme beruhigt, wenn man ihm nur etwas Gutes wünscht. Und nun saßen sie an unserem

heiraten würde, stach furchtbar ab gegen sie. Er sah den ganzen, langen, heißen Tag drunten, wo die Mauleselbahn zum Meeresufer hinabgeht, rauchte Zigaretten und legte den Schienenhebel um, einmal nach rechts für den Wagen zu den Seebädern von Cabajal und einmal nach links für den zum Hafen von Grao. Aber diesen Paquito, den Linkshändigen, liebte sie, und sie würde gewiß einen einflussreichen Ministerposten in Madrid ausgeschlagen haben, wenn sie dadurch seine Liebe verloren hätte.

Und nun erzählte sie uns alles aus ihrem Leben, wie Kinder erzählen. Und die Mutter flocht hinein, was die Tochter vergaß, ein Leben, das dem Historiker auch nicht einen, des Aufzeichnens werten, Punkt enthielt, das aber ein Leben war voller Arbeit, Glück und Leid, wie alle Menschenleben, nur viel tiefer durchlebt, voller ausgekostet heißer empfunden. Und dann klangen die Lauten in diese süße, valenzianische Nacht hinaus, und Mutter und Tochter sangen ihre schönsten Lieder und vor den Tischen, an die Plantanen und Palmen gelehnt, standen andere Blinde und Krüppel und lauschten auf die heißen Melodien ohne Reid. Man konnte es in diesen blinden und ledernen Gesichtern lesen, daß diese Menschen stolz waren auf ihre schönste cigarrera.

Und dann sangen sie ein improvisiertes Lied, das Mann

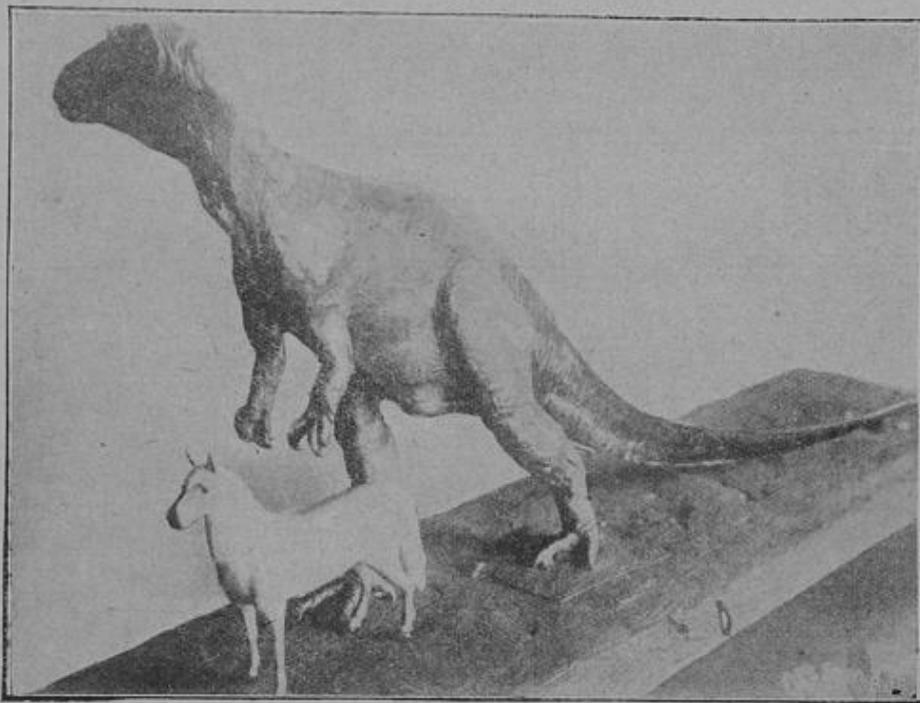
Ein vorfünftulliches Tier:

Der Dinosaurier.

Sein Größenverhältnis zu einem Pferd.

Professor Henry F. Osborn hat das kürzlich aufgefundenene Skelett eines ungeheuren vorfünftullichen Tieres, eines Dinosauriers, rekonstruiert.

Das Skelett ist 34 Fuß lang und 8 Fuß hoch.



kleinen Tischen, diese guten Menschen, ein seltsamer Gegensatz, das blinde Weib mit den tausend scharfen Linien im erzbraunen Antlitz, mit den erloschenen Augensternen und dem Hauch von Frohsinn und Behmut auf Stirn und Wangen. Dieses Weib, das fast eine Bettlerin war, hatte in Haltung und Geberde etwas Fürstliches, ungemein Hohes und doch Anziehendes.

Und daneben diese spanische Blume der Achtzehnjährigen, mit zwei Augen, die durchbohrten, wenn sie offen standen und die die Bestimmung rauben konnten, wenn sie sich im Mondlicht schlossen. Die schwarzen, buschigen Augenbrauen beschatteten fast die rosenfarbigen Wangen, die wie die Früchte in den Aprilosenwäldern Valencias jenen reifen Wachsbauch zeigten. Und dieses wunderbar schöne Antlitz war umrahmt von zwei lachschwarzen Haarsflechten, dunkler als Ebenholz und leuchtender als schwarzer Achat. Vorne auf der Brust hielten zwei Drahtspangen sie zusammen. Und wenn sie lachte, und wann lacht eine Spanierin nicht, erschienen zwei Reihen Zähne, weißer als der Schnee auf den Graten der sierra nevada.

Und der Bursche, den sie liebte, dem sie in einigen Monaten, wie sie plauderte, in der Kirche los santos Juanes

und Weib aufforderte, zu rauchen, denn je mehr Zigarren die Raucher in die Luft blasen, desto mehr Frauen können ihr täglich Brot in Ehren verdienen. Uno ist der Tabakraucher, so sangen sie weiter, ein großer Menschenfreund, so der, der Salbei, Anisblätter oder Lutsienkraut verqu Coast, ein Verbrecher im höchsten Grade, der nur dazu da ist, die menschliche Gesellschaft zu demoralisieren. Die copla endete mit wildem Händeklatschen.

Und dann zog die Sängerin aus ihrem dichten Haarswulst Zigarren und teilte sie aus, und lange noch klangen die wilden Töne des Zigarrenliedes in die heiße, balsamisch duftende Nacht hinaus:

Llevan las Cigarreras
En el rodete,
Un cigarrillo habano
Para su Pepe. . . .

Trägt jedes Mädel
Ein duftend Paar
Schwarzer Habanas
Im Rabenhaar. . . .



Zur Unterhaltung.



— Die drei Brüder. Eine ergreifende Erzählung ist unter den Nachkommen der deutschen Bauern heimisch, die einst zur Kolonisation nach Ungarn gewandert sind. Sie heißt in wortgetreuer Uebersetzung: „Drei Brüder sind einmal miteinander wandern gegangen und haben auf der Straße viel Geld gefunden. Im Anfang wußten sie nicht, was sie damit machen sollten. Zuerst schickten sie den Jüngsten in die Stadt, er solle ihnen etwas zu essen bringen. Während der Jüngste in der Stadt war, haben die zwei älteren sich beredet, sie wollten den Kleinsten umbringen, damit ihnen das ganze Geld bleibe.“

Auf dem Wege hat der Jüngste für sich überlegt, wie er das Geld allein kriegen könnte. Da ist es ihm eingefallen, das Essen zu vergiften. Er hat es auch so gemacht. Wie er zurückgekommen ist, haben die zwei anderen ihn totgeschlagen. Danach haben sie sich hingesezt und die giftigen Speisen gegessen. Nicht lang darauf sind sie auch gestorben; und so hat das viele Geld keinen Herrn gehabt.“

Die Erzählung von den drei feindlichen Brüdern, die sich gegenseitig ihr Erbteil, ein schönes Mädchen, eine erlöste Beute oder einen glücklichen Fund nicht gönnen, spielt in der Weltliteratur eine große Rolle. Selten aber wird sie so einfach erzählt, selten hat sie einen so tief tragischen Aus-

gang wie gerade in dieser Form, welche die Nachkommen der Deutschen in Ungarn erfunden haben.

Humor.

— Macht der Gewohnheit. Ehemaliger Bettler (der einen Haupttreffer in der Lotterie gemacht hat): „Stellner ein Glas Sherry!“ — „Hier, mein Herr!“ — Bettler (sinnend nach dem Glase greifend): „Vergelt's Gott!“

— Das Rezept. Arzt: „... Sie sollten halt heiraten!“ Alte Jungfer: „Ach, Herr Doktor, könnten Sie mir dazu nicht auch ein Rezept geben?“

— Kunsttritt. Fräulein A.: „Der neue Liebhaber des Stadttheaters gefällt mir gar nicht; das ist ja ein Ausbund von Häßlichkeit; und dann sein Spiel! So plump und unbeholfen!“ — Fräulein B.: „Ja. Und verheiratet ist er auch schon!“

— Ein Schlauberger. Logiswirtin (zu ihrem neuen Studenten): „Es waren verschiedene Leute hier, die Sie sprechen wollten; auch Ihre frühere Wirtin.“ — Student: „Ach, die haben mir gewiß gratulieren wollen; ich hab' nämlich heute meinen Geburtstag!“

— Modern. Komponist (der in einem Geschäft ein Stück Leinwand zerreißen hört): „Um, gar kein übles Motiv!“



Rätsel-Lese.



Logogriph.

Wenn heiß die Sonne auf das Pflaster scheint
Und schwüle Stut aufs Häusermeer sich senkt,
Dann treibt es jeden hin zu kühlen Höhn,
Und voller Sehnsucht meiner man gedenkt.
Und dichte Scharen strömen zu dir hin,
Die mir ihr Herz geschenkt und laut mich loben,
Doch suchest du mein Wort mit anderm Kopf,
Dann wende deine Blicke schnell nach oben,
Wenn durch den sommerlichen Wald du schweiffst,
Da hörst du meine Stimme hell erklingen
Und aus der Bäume lustigem Gezweig
Auf deinen Ruf dir schnell die Antwort bringen.

Rätsel.

Für Kinder ist es ein Genuß,
Was täglich oft der Kaufmann muß.

Begierbild.



Wo ist der Dritte im Bunde?

Rätsel.

Wohl überlegt's der rechte Mann,
Den Frauen fehlt es nie daran,
Im Fluß, im Meer, Gebirg' und Wald
Zeigt sich's in mancherlei Gestalt.

Blumenträtsel.

Ein zärtlicher Ehemann schenkt seiner Gattin zum Geburtstag eine Anzahl Blumen. Er ordnet sie so an, daß ihre Anfangsbuchstaben den Vornamen seiner reich beschenkten Frau ergeben. Die Blumen sind der Reihe nach von folgender Farbe: Blau, rot, weiß, violett, rot, weiß, rot und gelb, gelb. Wie heißen die Blumen, und wie der Vorname?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Skataufgabe:

Vorhand: E W, G W, R W, E O, 9, G O R S, 7, S O, 7.
Mittelhand: G D, K, 8, 7, E D, K, R D, K O, 9.
Im Stak: R 10, S 10.

1. G O, G D, G 9 — 14
2. G K, G 10, E O — 17
3. S O, E D, S 8 — 14
4. G 8, S 9, S 7 — 0
5. G 7, E 8, E 9 — 0
6. E W, E K, E 7 — 6
7. G W, R K, S W — 8
8. R W, R 9, E 10 — 12
9. R 8, R D, S K — 15
10. R O, S D, R 7 — 14

Umsatzrätsel: Delta — Fabel.

Visitenkarten-Rätsel: Obergrenzaufseher.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 41.

Sonntag, 8. Oktober.

Jahrgang 1911.

Der Sieger.

Aviatiker-Roman von Mathias Blank.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

15.

Es war ein schöner Abend; nur ein leiser Wind strich über die Wiese hin.

Wie ein Niesenvogel lag die Flugmaschine mit ihren grauen Tragflächen auf der Seilerwiese.

Anton Moos trug einen Automobilanzug und eine Lederlappe; er stand gerade neben dem in die Maschine eingebauten Motor und prüfte ihn nochmals mit der genauen Vorsicht eines umsichtigen Mannes.

Die beiden Monteure standen dabei und hörten auf jede seiner Weisungen.

Es waren zu dieser Prüfung nicht zu viele eingeladen worden; aber draußen, wo ein Zaun die Wiese nach der Straße zu abgrenzte, da drängten sich die Scharen der Neugierigen. Ueberall in der Stadt war schon von dem letzten Fluge Anton Moos' die Rede gewesen und es war auch die Mitteilung zu den großen Massen durchgesickert, daß dieser Flug eine Wiederholung finden werde.

Der Name Anton Moos sprang von Mund zu Mund. Die meisten kannten ihn ja.

Unter den Geladenen war eine Kommission, die ihr Urteil abzugeben hatte, darunter mehrere Offiziere der Luftschifferabteilung.

Hans Willins war mit seiner Tochter anwesend und war

dabei so unruhig, als sollte er sich selbst der Maschine anvertrauen müssen.

Louis Helder stand neben Frida Willins.

Und während sich die Aufmerksamkeit aller der Maschine zuwandte, glitten die Blicke Helders über alle hin.

Dann neigte er sich zu Frida Willins und sagte so leise, daß es niemand hören konnte:

„Glauben Sie mir noch immer nicht? Haben Sie keine Braut schon gesehen, die Zeugin seines Triumphes werden soll?“

Da fühlte Frida Willins, daß alles Blut aus ihren Wangen entwich, daß sie fahl und blaß wurde.

„Nein!“

„Jene schlanke, schwächliche Dame ist es, die bei dem Herrn im grauen Saccoanzug steht. Der Herr ist ihr Vater, sein Onkel.“

Frida Willins schaute nach der von Louis Helder bezeichneten Richtung.

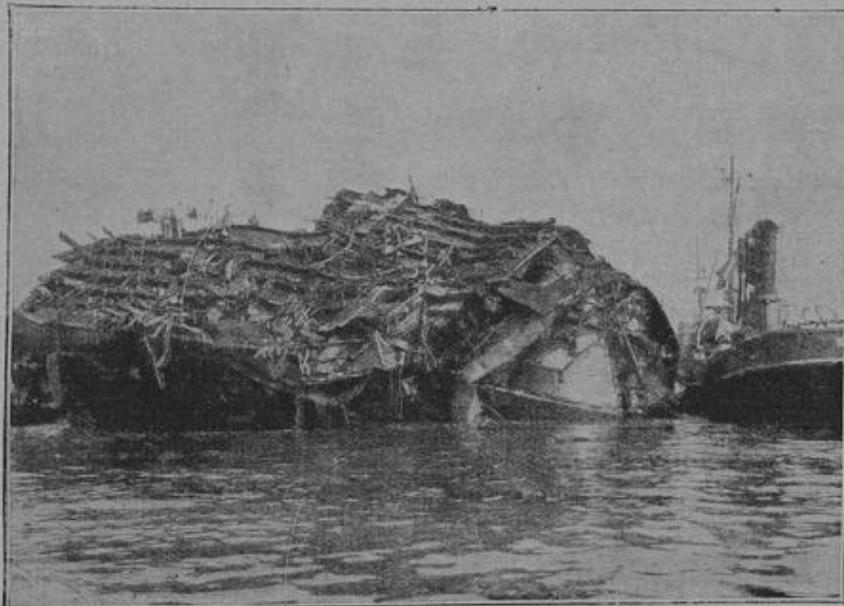
Von den übrigen abgesehen sah sie die beiden; da aber die Menschen lebhaft und interessiert hin- und hergingen, so konnte sie das Gesicht der anderen nicht sehen.

Da sie sich bemühte, eine gleichgültige Miene zu zeigen, begann Louis Helder:

„Sie erscheint nicht sonderlich bezaubernd, aber es soll die Hochzeit bereits in den nächsten Wochen gefeiert werden.“

Die „Liberté“ nach der Katastrophe.

Die französische Marine hat in den letzten Jahren Unglück über Unglück zu verzeichnen gehabt. In aller Erinnerung ist noch die gewaltige Explosion auf der „Jena“, die das Schiff zerstörte und einer großen Zahl von Seeleuten das Leben kostete. Noch größer aber ist das neueste Unglück, das den Panzerkreuzer „Liberté“ ein verhältnismäßig neues starkes Schiff, betraf.



Infolge eines im Stohlenraum ausgebrochenen Brandes explodierte der Kessel des französischen Panzerkreuzers „Liberté“. Hierbei wurden über 300 Mann der Besatzung getötet, während durch umherfliegende Panzerteile viele Matrosen der in der Nähe verankerten Kriegsschiffe schwer verletzt wurden. Außerdem wurde eine Reihe weiterer Schiffe der Kriegsflotte stark beschädigt.

Sehen Sie nun? Anton Moos ist noch zu ihr hingegangen. Wahrscheinlich will er erst noch den Glückwunsch der Braut auf seine Fahrt mitnehmen."

Und sie mußte es sehen, daß er von der Maschine weg zu den Zweien ging, einige Worte austauschte, beiden die Hand reichte und sich dann jener Prüfungskommission näherte, die seine Erfindung nach ihrer Leistung beurteilen sollte.

Auch Hans Wilkins stand dort.

Und Frida Wilkins war mit Louis Helder allein.

Einen Augenblick erschien es, als suchten die Augen von Anton Moos noch jemanden, als glitten seine Blicke zu ihr hin; aber sofort wandte er sich ab, als hätte nur der Zufall seine Augen zu ihr gelenkt.

Da glaubte sie es mehr denn je zu verspüren, daß sie ihm nichts bedeutete.

Und neben sich hörte sie nur wieder Louis Helders Stimme:

"Ich kann nicht von Ihnen frei werden. Sie wissen es! Sollten Sie noch immer nicht daran glauben, daß ich Sie mit meinem eigenen Glück ebenso glücklich machen würde?"

Aber sie antwortete nicht.

Es war schon das ratternde Anattern des Propellers an der Flugmaschine zu hören; der rauschende Wind, der dadurch entstand, entführte den beiden Arbeitern, die die Maschine selbst festhielten, die Hüte.

Alle schauten mit größter Erwartung zu.

"Los!"

Ein Ruck! Die Hände gaben die Maschine frei, die auf ihren Ablaufrädern über den Boden hinschnellte. Das Höhensteuer wandte sich leicht nach oben.

Im gleichen Augenblick war schon zu sehen, wie sich der bewegungslose Riesenvogel mit seinen ausgebreiteten Schwingen erhob und über den grünen Rasen empor-schwebte, so sicher und ruhig, als glitte er auf ebenem Boden dahin.

Eine atemlose Stille lag auf den Zuschauern.

Schräg stieg Anton Moos auf seiner Flugmaschine etwa hundert Meter hoch, dann strich er in einem weiten Bogen oben in der Luft nach dem Ausgangspunkte seiner Fahrt.

Die Maschine gehorchte dabei jedem Drucke seiner Hand.

Ein zweiter Bogen. Und dann fauste er mit unheimlicher Schnelligkeit über die Köpfe der erstaunt Zusehenden hinweg. Dabei war immer das gleichmäßige Rattern und Surren zu hören. Deutlich war Anton Moos in seiner Maschine zu sehen, wie seine Hände die Steuerung hielten, wie seine Blicke zu den Untenstehenden hinunterglitten.

Da löste sich die atemlose Spannung aller.

"Anton Moos!"

"Hurra!"

Alle schrien und jubelten seinen Namen.

Er war der Sieger.

Nur über das bartlose Gesicht von Louis Helder huschte ein kaltes Lächeln hin, das unheimlich anzusehen war, vor dem Frida Wilkins erschrocken wäre, wenn sie es gesehen hätte.

In mächtigen Spiralen zog der Riesenvogel noch höher, bis er eine Höhe von etwa dreihundert Meter erreicht haben mochte.

Bei allen Gruppen wurde nur von Anton Moos gesprochen.

Unterdessen hatte sich Frida Wilkins den Zweien genähert, die ihr Louis Helder gezeigt hatte.

Seine Braut!

Ganz dicht stand sie neben der, die sie beneidete, die ihr Glück genommen hatte.

War diese schöner als sie?

Diese andere war groß und hager, schwächlich, unscheinbar, mit einem nichtsagenden Gesicht, Augen, die weder große Leidenschaft noch Hingabe verrieten, Lippen, die nicht fesseln konnten, eine niedere Stirn, die auf keinen großen Geist schließen ließ.

Und doch hatte er diese andere ihr vorgezogen!

Was konnte ihn so an diese gefesselt haben?

Die unvoreilhafteste Kleidung!

Nichts erschien ihr so anziehend, um einen Menschen wie Anton Moos zu fetten!

Und doch war es so!

Aus diesen Gedanken wurde sie durch einen lauten Aufschrei aufgeschreckt.

Alle starrten in die Höhe.

Hoch oben hatte der Motor ausgefehlt.

In einer schrägen Linie glitt mit seinen großen Trag-

flächen diese Flugmaschine nieder. Nur noch etwa achtzig Meter hoch schwebte sie.

Da sahen alle, wie in atemloser Erstarrung, wie gebannt durch dieses ungewöhnliche, nie gesehene Schauspiel, daß der rechte Tragflügel der Maschine wie mit einem Schlage nach oben kippte, daß er durch die ungewöhnliche Widerstandskraft wie abgeknickt wurde und brach.

Ein Schrei von allen Lippen.

Wie bewegungslos folgten alle dem Sturze, der nun folgen mußte.

Kaum war der Flügel abgebrochen, da kippte die Flugmaschine um und sauste in die Tiefe nieder.

Und mit ihr der Flieger Anton Moos, dem alle schon als Sieger zugejubelt hatten.

Zunmer schneller fauste der Apparat nieder.

Und Frida Wilkins sah, wie er kaum hundert Meter von ihr entfernt aufschlug und dabei einen anderen, einen der Zuschauer, unter sich begrub.

Und auch Anton Moos mußte unter den Trümmern liegen.

Mit einem gellenden Schrei, mit einem wehen Aufstuf, in der nur die Sorge, die Furcht um ihn zitterte, rann sie nach der Unglücksstätte.

Bertha Briller aber hatte mit ihrer dünnen, knochigen Hand den Arm ihres Vaters umklammert und fand nur die paar Worte:

"Am Gotteswillen, gehen wir nur fort! Ich kann doch so etwas nicht sehen!"

* * *

Helles Sonnenlicht flutete vom Fenster her auf die weißen Kissen des Bettes, in denen der Kranke mit geschlossenen Augen lag.

Der Arzt stand am Fenster.

Und Frida Wilkins, deren Augen von dunklen Schatten umrandert waren und eine schlaflose Nacht verrieten, fragte mit leiser Stimme:

"Wie geht es ihm?"

"Er liegt im Fieber und hat das Bewußtsein noch nicht erlangt."

"Wird er — wird er — sterben?"

Der Arzt zog die Schultern hoch:

Er hat innerliche Verletzungen erhalten, über deren Schwere sich noch kein abschließendes Urteil geben läßt. Der rechte Fuß ist zweimal gebrochen, der linke einmal. Aber beide liegen schon im Gipsverband und werden sich im Verlaufe mehrerer Wochen heilen lassen. Nur die innerlichen Verletzungen können zu schaffen machen."

"Besteht wenigstens Hoffnung?"

"Ja!" Und ehe der Arzt die Türe öffnete, um Frida Wilkins bei dem Kranken allein zu lassen, bligten sie die Augen durch die scharfen Brillengläser an und er fragte: "Sind Sie vielleicht seine Braut?"

Da brannte eine glühende Röte auf ihren Wangen:

"Nein, aber —"

Und sie schwieg.

Vielleicht hatte der Arzt erraten, was sie verschwiegen, denn er nickte ihr nochmals freundlich zu.

Nun war Frida Wilkins mit dem Kranken allein. Auf den Behen schlich sie an das Bett heran und schaute auf das von einer Fieberglut überglommene Antlitz Anton Moos'.

Dann schlug er die Augen auf; sie starrten ins Leere und sahen sie nicht. Seine Lippen bewegten sich. Und da sie sich etwas vorbeugte, so konnte sie die gemurmelten, oft zusammenhanglosen Worte verstehen.

Zuerst waren es unverständliche Laute, dann leere Worte. Dann aber schien er nur von einem Gedanken belebt; seine Worte hasteten:

"Fort — fort! — Die Maschine trägt dich und mich. — Nein, du brauchst dich nicht zu ängstigen. Mein Sieg bist du! — Und dich nehme ich mit mir, — dich und nicht die andere. — Dort flogen wir hin — alle jubeln unten. Hörst du es? — Das galt dir. Aber wir fliegen fort — in den Himmel hinein — in das Land, wo nur wir zwei sein werden, — wo die Sonne nur uns scheint — nur du und ich."

Frida Wilkins hörte mit aufeinander gepreßten Lippen zu. Er sprach ja von der anderen, die er liebte, von seiner Braut. Nur bei ihr waren seine Gedanken.

Dabei fühlte sie eine beklemmende Angst, einen Schmerz, als lastete eine kalte, schwere Hand auf ihrem Herzen.

Und sie lauschte den weiteren Worten:

"Oder willst du mir wieder entfliehen? — Fürchtest du mich? — Laß mir wenigstens dein Haar! — Es leuchtet wie die Sonne dort, in die wir hineinfahren. — Ich habe es

dir ja nie sagen dürfen. — Aber nun bin ich ja der Sieger. — Es war ja so schwer, immer schweigen zu müssen! — Aber nun kann es ja niemand hören! — Nur der Wind. — Und die Maschine verschlingt jeden Ruf. — Hörst du mich selbst? — Kannst du es hören? — — Frida, ich hab' dich lieb!"

Was bedeutete das?

Frida Willins preßte beide Hände gegen ihr Herz.

Aber schon wieder sah der Fieberkranke ein anderes Bild:

"Weg! Er und immer er! — — Du liebst den anderen.

— Deshalb darf ich ja nichts sagen und muß stille sein.

Aber ich kann dich nicht vergessen! — Trotzdem nicht! —

Bist du nun da, Bertha? — Was siehst du mich so an?

— Du willst es wissen? — Nein, nein, ich kann doch nicht,

aber ich muß doch die andere vergessen. — Ich weiß, was

du sagen willst. — Sie liebt Louis Helder — er ist Sieger

bei ihr. — Ja! —"

Da hatte Frida Willins erst alles erraten.

Er liebte sie, hatte sie nur allein geliebt und hatte nichts

zu sagen gewagt; er hatte geglaubt, sie würde Louis Hel-

der lieben, und um seine eigene Leidenschaft zu vergessen,

hatte er sich mit seiner Kusine verlobt.

Das hatten ihr die Worte des Fieberkranken verraten.

Und nun hätte sie aufjubeln mögen.

Ihre Lippen aber flüsterten ein heißes Gebet, eine Bitte

für den einen, den ihr jetzt noch der Tod entreißen wollte.

Nun wandte Anton Moos den Kopf ganz zur Seite und seinem Onkel zu; seine Augen suchten in dem Gesicht seines Onkels zu lesen:

"Du willst mir etwas sagen. Was ist es?"

"Ich? Ei freilich! Da du doch etwas errätst — —"

Er drehte seinen Hut noch eifriger zwischen den Fingern.

"Die Sache ist nämlich die: Bertha ist so. Sie meint, du würdest wohl noch lange krank sein. Und schließlich mag sie dich trotzdem ganz gut leiden. Aber das andere."

Und Anton Moos hatte das schon erraten, was für den Onkel Priller so schwer zu sagen war; seine Augen waren zu dem Strauß roter Rosen hingekirrt, die auf dem Tische in einer Vase aus blauem Kopenhagener Porzellan standen und dort jeden Tag erneuert wurden. Und als sein Blick über diese vollerblühten Rosen, über die eben ein Sonnenstrahl wegstreifte, hinhuschte, da flog ein leichtes Lächeln über das bleiche Gesicht. Seine Stimme klang dann sorglos frei, als würde er dadurch erleichtert:

"Die Heirat meinst du, Onkel? Bertha will wohl nichts mehr davon wissen?"

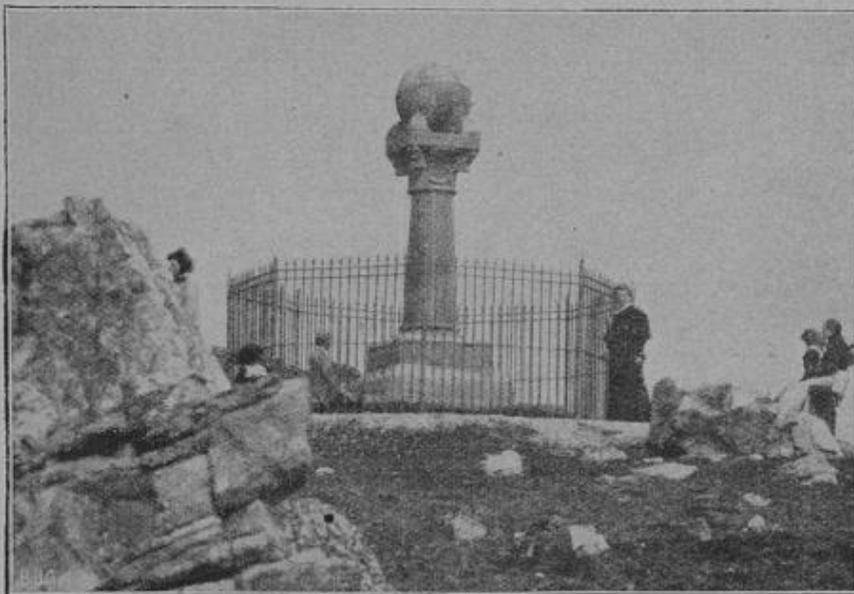
"Ja! Das ist es. Ich trage aber keine Schuld daran. Sie sagt — —"

Aber Anton Moos unterbrach ihn:

"Lach nur, Onkel. Ich bin ihr deshalb nicht böse. Nein, nein. Im Gegenteil. Sie will frei sein. Gut! Nimm dort

Die Meridiansäule in Hammerfest.

Wie in verschiedenen Staaten verschiedene Sitten und Gewohnheiten, besonders aber die Heimatliebe gepflegt wird, so pflegt man in manchen auch noch besonders den Eigensinn von geographischen Punkten. Lange Zeit rechnete fast die ganze Welt die Längengrade, in welche man die Erde eingespinnen hat und die die Orte verbinden, welche um dieselbe Zeit Mittag haben, von der Insel Ferro. Heutzutage zählen die meisten Staaten ihre Länge östlich und westlich von Greenwich. Wie in Holland der Meridian von Amsterdam, so spielt in Norwegen der von Hammerfest eine wichtige Rolle bei den Geographen. Wo er durch Hammerfest verläuft, ist eine Säule mit einem Globus errichtet, die oft von den Nordlandsreisenden aufgesucht wird.



16.

Onkel Priller stand vor dem Bette des Kranken und drehte verlegen seinen Hut zwischen den Händen; seine Augen blickten immer nur nach den bunten, grotesken Mustern des Bettvorlegers.

Anton Moos aber ruhte mit bleichen, etwas eingefallenen Wangen in den Kissen und schaute ebenfalls schweigend vor sich hin.

Er war nun außer Gefahr; das Fieber war gewichen.

Aber seine Knie lagen noch immer im Gipsverband.

Es schien, als fürchteten sich beide, etwas zu sprechen.

Dann flüsterte Anton Moos mit der leisen Stimme des Genesenden:

"Und Bertha? Wie geht es ihr?"

Damit schien Onkel Priller aber noch mehr verlegen zu werden:

"Oh, ganz gut. Sie läßt dich auch grüßen, ganz gewiß. Sie läßt dir gute Besserung wünschen, natürlich. Sie ist ja ein ganz autes Ding und hat dich doch stets gut leiden mögen. Auch jetzt noch. Sie ist darin nicht anders geworden."

"Sie hat sich aber gar nie sehen lassen."

"Ei, freilich. Das ist schon so. Sie kann aber mal keine Kranken sehen. Und dann noch das andere. Daß es dir die Knie abgeschlagen hat, das will sie eben gar nicht vergessen. Sie kann sich das nicht vorstellen."

"Die Knie werden schon wieder gesund werden."

"Gewiß! Die Nerzte sagen einem das. Aber Bertha! Ich habe ihr da schon zugeredet. Gewiß! Eigentlich seid Ihr doch schon verlobt gewesen. Aber sie ist nun mal so."

eine von den Rosen heraus! Es darf die größte und schönste sein, die bringe ihr und sage ihr, ich liebe sie grüßen und ihr wünschen, daß sie sehr bald mit einem anderen sehr glücklich werde."

Da atmete auch Onkel Priller auf:

"Du hast nichts dagegen?"

"Nein vielleicht ist es auch am besten so. Hat sie sich etwa schon einen anderen erwählt?"

Zimmer vergnügter wurde der Onkel:

"Weil du dir die Sache doch gar nicht zu Herzen nimmst, so kann ich es Dir sagen. Ich glaube, es hat sich was an mit dir hat sie immer noch bedrückt. Aber nun wird sie gesponnen. Sie will es nur nicht zugestehen, denn die Sache wohl froh sein."

So froh wie Anton Moos selbst war; er war nun frei geworden, frei, um sich andere Fesseln zu erwählen, Rosenletten. Dabei streifte ein zärtlicher Blick die Rosen.

Onkel Priller hatte eine davon mitgenommen, um sie Bertha zu bringen.

Ob diese verstehen würde, warum er die Rose schickte? Ob diese erraten würde, daß er selbst erlöst worden war, während doch sie hatte frei werden wollen?

Und als Onkel Priller dann gegangen war, dachte Anton Moos erst daran, daß er ganz vergessen hatte, nach dem anderen zu fragen.

Lächelnd war ihm das in den Sinn gekommen.

Wer es auch sein möchte, was betümmerte es ihn. Sie sollte sehr glücklich werden mit irgend einem, wenn nur er selbst dadurch frei wurde.

Und seine Augen leuchteten zu den Rosen hin.

Zum Krieg um Tripolis.

Italien hat der Türkei um Tripolis willen den Krieg erklärt. Allerdings scheint es, daß dieser auf Tripolis und das Meer beschränkt bleibt und nicht zur Austreibung der albanischen Frage führt. Tripolis selbst ist nach neueren Mitteilungen, nicht so schlecht bewaffnet, als man erst glauben machen wollte. Immerhin erweisen sich nach der nebenstehenden Photographie die Militärverhältnisse ziemlich altfränkisch. Wenigstens scheint es bei einer Torwache in Tripolis recht gemütlich herzugehen.



Bald — bald mußten ja neue Blumen kommen, bald würde die Sonne in sein Zimmer eintreten und neue Blumen bringen.

Und davon träumte er jetzt mit offenen Augen.

Rasch verstrichen die nächsten Minuten.

Da wurde an der Türe ganz leise geklopft.

Anton Moos kannte dieses Pochen; er wußte, wer nun eintreten werde. Und jubelnd klang sein: Herein!

Frida Willins öffnete die Türe.

Sie trug ein weißes Kleid; ihre Hände hielten einen Strauß von großen japanischen Nelken.

„Wie geht es heute?“

„Gut! Ich fühle mich so wohl, daß ich aufstehen möchte.“

„Was hat Sie denn so froh gemacht?“

Sie war an sein Bett herangetreten und setzte sich auf den Stuhl.

„Mein Onkel war hier gewesen und hat mir Botschaft von meiner Braut gebracht.“

Da senkten sich ihre Augenlider und die Lippen schlossen sich dicht.

Er aber hatte dies gesehen.

„Diese Botschaft hat mich so froh gemacht. Sie will nichts mehr von mir wissen, sie hat sich einen anderen gesucht und darüber bin ich so lustig.“

Ein schneller Blick glitt zu dem Bette hin.

„Lustig? Deshalb?“

„Ja! Weil ich dadurch frei geworden bin, weil sie mich selbst frei gegeben hat, was ich sonst erst hätte fordern müs-

sen. Frei muß der wohl sein, der eine Sehnsucht nach Fesseln hat, nach Ketten, die die Liebe schmiedet, nach den goldenen Fesseln eines Frauenhaares, nach den Blumenketten, nach den Rosengewinden. Nun bin ich frei. Nun darf ich doch fragen, was mich in den Tagen der Genesung immer noch bedrückt hatte. Frida! Willst du für mich diese Fesseln winden? Willst du mich mit solchen Ketten selig machen?“

Ihr Herz pochte in lauten Schlägen.

„Ja! Ich will! Und die Ketten sollen dir immer leicht sein!“

„So ist die letzte Klarheit zwischen uns beiden gekommen, die uns zuerst so verhüllt war, daß wir sie nicht einmal ahnten, bis sie im Unglück durch die drohenden Wolken wie die Sonne den Weg bahnte.“

Und sie sah auf dem Bettende neben ihm; ihre Hände hatten sich ineinander geschlungen, die knochige, bleiche Hand von Anton Moos und die zierliche, kosend weiche Hand Frida Willins’.

Die Augen schauten tief in die Augen und aus beiden lachte das Glück.

Sie sagte mit der ganzen Glückseligkeit dieses Augenblicks: „Und erst hattest du so viel leiden müssen, ehe du dein Glück erkanntest.“

„Ja! So ist es immer im Leben; ein arabisches Sprichwort sagt: „Schilt den Stein nicht, der dir den Fuß abgeschlagen hat, denn wärest du nicht am Wege gefallen, so würdest du der Klinge des Mörders unterlegen sein. In allem Unglück ist ein kleiner Teil Glück. Hätte Louis Hel-



Eine Araberschule in Palästina.

Der Unterricht in den „Volksschulen“ der Araber spielt sich ein wenig anders ab als bei uns. Die Wärme erlaubt ihm im Freien abzuhalten. Und da die Schulvorschrift nur die Kenntnis des Koran verlangt, so wird dieser in jeder Hinsicht tüchtig vorgenommen. Wenn einer der kleinen Burschen nicht pariert, spart der Lehrer nicht mit Prügeln. Auch bei ihm heißt es, wie in der Bibel: „Erspare dem Kinde die Rute nicht.“



Ein tollkühner Akrobatentrick.

Turnkunststück eines Telegraphenarbeiters mit seinem Sohn an der Fahnenstange eines Wollenträgers.

Jack Hughes, ein amerikanischer Telegraphenarbeiter, hat durch seinen Beruf eine derartige Sicherheit beim Erklettern der höchsten Spitzen der New Yorker Wollenträger erlangt, daß er auf Grund einer Wette nicht zögerte, seinen 7-jährigen Sohn mit in die Höhe zu nehmen und das auf dem Wilde wiedergegebene tollkühne Kunststück auszuführen. Es ist eigentlich schändlich, in welcher Weise hier ein Vater nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das seines Kindes aufs Spiel setzt. Und das zur Befriedigung einer der häßlichsten Leidenschaften, der ein Mensch verfallen kann, der Wettleidenschaft.

der nicht dieses Verbrechen geplant, wäre ich nicht das Opfer seines Anschlags geworden, hätte ich erkannt, daß jener Tragflügel der Flugmaschine halb durchsägt und so darüber lacht, daß die Narben nicht gesehen werden konnten, dann wäre ich nicht abgestürzt, und wir beide würden uns vielleicht nie gefunden haben. So aber war dieses Unglück unser Glück."

"Und er selbst wurde das Opfer seines verbrecherischen Planes."

Für einen Augenblick zogen ein paar Falten über die Stirne von Anton Moos:

"Das Schicksal ist in allem gerecht. Ist es nicht seltsam genug, daß von den Zuschauern, die durch den abstürzenden Apparat gefährdet waren, gerade der eine erschlagen wurde, der die Schuld daran trug."

Aber er hatte seine Schuld noch eingestehen können. Auch seinen Verrat. Und Papa hat schon alles getan, daß nur dein Patent anerkannt wird. Denke dir nur, es werden fünf Maschinen gebaut, und wenn du erst gehen kannst, dann wirst du alle fertig sehen."

"Dann werde ich dir auch zeigen, daß ich nicht allein in deinem Herzen der Sieger bin. Du Süße!"

"Mein Sieger!"

Und die Lippen fanden sich zum ersten, langen Kusse.

Sinnsprüche.

Ward die Traube nicht gepreßt,
Auch kein Wein sich schmecken läßt;
Ward die Mandel nicht zerdrückt,
Auch kein Del man dann erblickt;
Ward der Demant nicht gerieben,
Auch sein Glanz ist ausgeblieben;
Ward das Herz von Leid nicht wund,
Auch für Gott nicht ward's gesund.

(Aus Sursum Corda von J. Hoff.)

* * *
Rullen, tretend hinter ein Eins,
Würden Tausende zählen;
Weil sie den Führer nicht wählen,
Zählen sie alle zusammen keins.

Rüdert

* * *
Den Stoff sieht jedermann vor sich, den
Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu-
tun hat, und die Form ist ein Geheimnis
der Meister.

Goethe, Sprüche in Prosa.

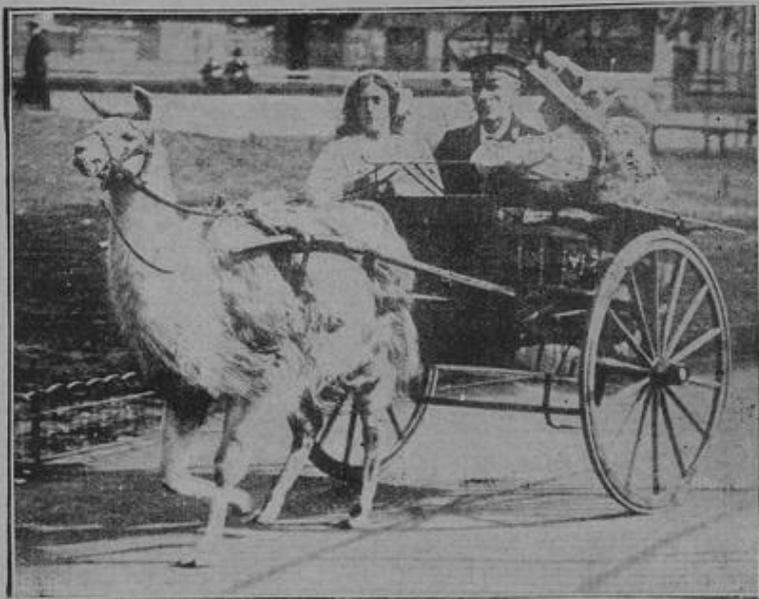
* * *
Uebersüßig in der Welt,
Ist nur, wer sich dafür hält.

H. Helmsoldi.

* * *
Finden und verhehlen
Ist so gut wie stehlen. Sprichwort.

Ein eigenartiges Gespann.

Tierdressuren sind mit das Interessanteste, was dem Menschen in seinem Verhältnis zum Tiere geboten werden kann. Man kennt allgemein die Hunde- und Pferdedressuren. Neuerdings sind auch stamenerregende Abrichtungen von Affen gezeigt worden. Unter den Dressuren von Nutztieren ist nun auch die von Straußen und von Zebras als Zugtier gelungen. Jetzt hat ein brasilianischer Farmer ein Lama so dressiert, daß er es zum gleichen Zwecke benutzen kann. Es dürfte das erste Mal sein, daß Lamas eine derartige Verwendung finden.



Die Wasserfälle des Iguazu.

Von John D. Warnken.

(Nachdruck verboten.)

Es scheint fast, daß die Natur mit derselben weisen Vorsicht, mit der sie ihre edelsten Metalle und Steine den Augen der Menschen entzieht, auch ihre gewaltigsten und lebendigsten Naturschönheiten, die Wasserfälle, vor ihnen verbirgt, um sie möglichst lange vor schrankenloser Ausnutzungswut zu bewahren. Und sie tut im Zeitalter der Technik und Elektrizität wahrlich gut daran. Noch bieten die Niagarafälle in Nordamerika zwar ein ganz erhabenes Naturschauspiel, aber schon erhebt sich an den Ufern eine Kraftstation neben der anderen, und wer weiß, wie lange noch der nicht sehr festgewurzelte Idealismus der Nantees den industriellen Versuchungen Widerstand leistet. Lange Zeit galten die Niagarafälle mit ihren sieben Millionen Pferdekraften für die bedeutendsten der Welt. In den letzten Jahrzehnten erwuchs ihnen ein überlegener Rivale in den gewaltigen Viktorialfällen des Sambesi in Afrika. Jetzt klingen schrille Pfeife durch die einst so stille Tropenlandschaft. Die Eisenbahn hat die Fälle erreicht, eine Brücke spannt sich über den Strom, und englische Gesellschaften siedeln sich bereits dort an, um den Wasserfall, dessen lebendige Kraft auf 35 Millionen Pferdekraft geschätzt wird, sich dienstbar zu machen. Und schon wieder zieht ein neuer, gewaltiger Wasserfall immer

gen und hat eine Breite von etwa 8 Metern. Seine Erhaltung kostet einen beständigen Kampf mit der rasend schnell wuchernden tropischen Vegetation. Niesenbäume lagern zu beiden Seiten, und den Kopf des Reiters berührt oft das dicke Laubdach der miteinander verwachsenen Zweige und Schlingpflanzen, deren Wurzeln als feine Fäden das Gesicht streifen. Beständig reitet man durch tiefe Dämmerung; nur selten bricht das Licht des Himmels durch die fast unbeweglichen Blätter. Oft bildet die üppige Vegetation so dunkle Höhlen, daß schon mancher Amateurphotograph sie zum Entwickeln seiner Platten benutzen konnte. Das Grabeschweigen, das hier herrscht, wird nur von dem Gesang Tausender buntschillernder Vögel und zeitweilig durch das Rascheln fliehender Schlangen und Eidechsen oder den langgezogenen, heulenden Ton eines Raubtiers unterbrochen. Immer muß man das Gewehr zur Hand haben und mit dem Blick das unbestimmte Dunkel zu durchdringen suchen, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß in einer Entfernung von wenigen Schritten ein Jaguar lauert.

Endlich leuchtet der Himmel wieder, und man ist wie geblendet von dem ungewohnten, klaren und durchsichtigen Licht. Der beschwerliche Weg ist überwunden. Ein dumpfes



Enrico Caruso.

Caruso, der hochberühmte Ritter vom hohen C, ein Sänger mit außerordentlich großer und glanzvoller Stimme, ist wieder einmal in Deutschland. Seine Gastspiele, die er nur gegen Honorare eingeht, die dem Gehalt eines Ministers entsprechen, finden überall den größten Beifall. Nur ist dabei bedauerlich, daß die Sensation eine zu große Rolle in Carusos Auftreten spielt, und daß seine Agenten nicht von dem Versuch, das Publikum zu blaffen, ganz freizusprechen sind. Unser Bild zeigt den Sänger mit seinem Arzt und seinem Geschäftsführer „Unter den Linden“ in Berlin.

mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Vorläufig sind es allerdings nur die Globetrotter, die nach dieser neuen Sensation auf dem Erdenrund wallfahren, und hoffentlich strecken sich nicht auch nach ihm so bald die Molocharme der Großindustrie aus, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, wie seinen Brüdern in Nordamerika und Afrika. Es wäre schade, denn die Welt würde dadurch vielleicht ihr gewaltigstes Naturschauspiel verlieren. Es sind die Wasserfälle des Iguazu in der südamerikanischen Republik Argentinien.

Da, wo sich die Landgebiete der Republiken Argentinien, Paraguay und Brasilien treffen, mündet links in den breiten, wasserreichen Parana der Iguazu, umrauscht von dem dumpfen Gesang des jungfräulichen Urwaldes freier Länder. Ruhig und gleichmäßig fließt er dahin. Ein Dampfer bringt den Reisenden bis nach Puerto Aguirre, wo der Fluß aufhört, schiffbar zu sein. Auf seinem weiteren Laufe wird er allmählich reißender und bildet schließlich kleinere und größere Fälle. Die Eingeborenen nennen ihn daher auf seinem Wege garganta del diablo (Teufelschlucht) oder paso del infierno (Höllengäßchen). Nach dem Verlassen des Dampfers hat der Reisende noch 18 Kilometer zu Pferde zurückzulegen, bis er die Wasserfälle erreicht. Der Weg geht durch Urwald, und seine Anlage erforderte ungeheure Anstrengungen und große Kosten. Er führt durch ein früher ganz undurchdringliches Gewirre von Stämmen und Zwei-

Geräusch erfüllt die Luft. Es ist, als durchzitterte sie der Ton von hundert gleichzeitig abgefeuerten Kanonen. Aber man wird sich dessen kaum bewusst, denn das Schauspiel, das sich einem bietet, lähmt für Minuten alle Gedanken; man ist erschüttert. Aber nicht nur das Außergewöhnliche, fast Uebernatürliche des Naturschauspiels ist es, was so gewaltig ergreift, sondern gleichzeitig die unvergleichliche ruhige Schönheit des ganzen Bildes.

In einem Halbkreis von etwa 4000 Metern stürzt sich der Iguazu aus einer Höhe von mehr als 60 Metern kastadenartig in die Tiefe. Seine Breite übertrifft also die Niagarafälle um mehr als das Vierfache, und er ist 10 bis 15 Meter höher als diese. Es sind vielleicht einige hundert riesige Wasserfälle neben- und übereinander, die aber zusammen ein kolossales Ganzes und mit der sie unterbrechenden Vegetation ein einziges überwältigendes Bild unübertrefflicher Naturschönheit bieten. Die Wasser stürzen sich mit so großer Gewalt auf den felsigen Grund herab, daß sich aus dem dichten Wasserstaub eine gewaltige, undurchdringliche Säule bildet, die bis zu einer Höhe von 100 Metern zum Himmel emporsteigt. Die ganze Luft ist wie ein feiner, weicher Schleier, durch den in der Sonne die oberen Teile des Falles wie flüssiges Gold leuchten, und in denen sich beständig neue Regenbogen von so intensiver Farbenpracht bilden, wie man sie wohl nirgends wiederfindet. Und die Vegetation! Dort ist nicht ein Stein, der nicht mit den

seltensten Moosen und Flechten bewachsen und von den zierlichsten und schönsten Farnkräutern beschattet wäre. Ihre Arten sind nicht zu zählen. Nachlässig zertritt man bei jedem Schritt Pflanzen, die nordamerikanische Milliarden mit Gold aufwiegen würden, wenn sie ihre Tafel und ihre Salons damit schmücken könnten. Man braucht nur die Hand auszustrecken, und ohne lange Wahl pflückt man Begonien, Orchideen und hundert der seltensten Pflanzen, wie sie in ähnlichen Exemplaren selbst den Reichsten und Bevorzugtesten unter den Menschen in der Heimat unerreichbar sind.

Immer wieder steht man bewundernd vor neuen originellen Formen von Pilzen und Flechten. Mehr als 400 Holzarten zählte man auf einem Flächenraum von einer Quadratmeile, und unter diesen sind die kostbarsten und schönsten; einige von ihnen gleichen nach dem Polieren farbigen Marmor. Ungeheuer ist die Zahl riesiger Bäume. Aus einem einzigen Stamme fertigen die Eingeborenen Kanoes von 10 bis 11 Metern Länge und einer Tragfähigkeit von 2500 Kilo und fünf Mann Besatzung.

Vom Heidekraut.

Von G. Hoernen.

Nur ein Blümlein winket hier!
Heideblümlein ungesehen
Mußt du blühen und vergehen,
Keine Quelle rieselt dir
Blümlein auf der Heide hier!

Mloys Schreiber.

Unser liebliches Heidekraut, das weit und breit bekannt und der reizvollste Blüten schmuck deutscher Berge, Wälder und Heiden ist, verrät zwar keinen fruchtbaren Boden, begeistert keinen Landwirt, hat aber doch im großen Haushalt der Natur seine Verdienste.

Ueber seine Bedeutung in Geschichte und Volksglauben erzählt G. Hoernen in Höllers „Natur und Kultur“: Zunächst beansprucht das Heidekraut wegen seines hohen Alters auch Klassizität, denn die Höhen des Hymettus waren überzogen von duftender Heide, aus deren Blüten die Bienen den berühmten Honig für Jupiter bereiteten, der allein würdig besunden wurde, von ihm genossen zu werden und überhaupt auf der Tafel der Götter zu erscheinen. Auf diesem Gebirge war dem Donner ein besonderer Dienst geweiht und Zeus führte von diesen Höhen den Beinamen „Hymettikus“. Nach einem kretischen Mythos sollen auch Bienen das Zeuskind ernährt haben, indem sie aus den Blumen des Heidekrautes Honig für dieses sammelten. Eine Personifikation der Heide haben wir in Erika, der Tochter des thessalonischen Flügeltgottes Anaxos vor uns, womit die Ufer dieses Bergstromes als vorzüglicher Wohnort von Heidekräutern bezeichnet werden. Nach dem Scholiasten zu Nilander gebrauchten die Mythen die Blätter des Heidekrautes wegen ihrer kühlenden Wirkung als Lager. Der Name Erika entstammt dem Griechischen und bedeutet „ich breche“, weil die alten Griechen annahmen, daß die Heidekräuter die Felsen spalteten. Man dichtete später den Eriklazeen die Tugend an, daß sie das Eisen an die Oberfläche des Bodens brächten und daß es durch ihre Wurzeln emporgehoben werde. Hierzu hat wohl das Vorkommen von Raseneisenstein Anlaß gegeben.

Das gemeine Heidekraut, das in Norddeutschland so ausgedehnte Ebenen von vielen Meilen, wie z. B. die

Lüneburger Heide, überzieht, übt immerhin und überall einen geheimnisvollen Zauber auf den Volksgeist aus. Die so umblühten Strecken sind das Symbol der Einsamkeit und die Sage geht, das Heidekraut sei von dem Blute der Heiden, die dort in blutigen Kämpfen fielen und unter den Hingegräbern liegen, so rot gefärbt. Eine märkische Sage aus Lüchow bei Salzwedel führt die rote Farbe darauf zurück, daß das Herzblut einer Braut, die ihrem Geliebten untreu geworden war, die Heideblume rot gefärbt habe. Das Heidekraut heißt dort deshalb auch „Brauttreue“.

Auch mancher Aberglaube hat sich an das Heidekraut geknüpft. Wo Wölfe hausten, band man ein Bündel Heidekraut der Ester zu Ehren auf einen hohen Baum, damit sie durch ihr Geschrei das Raub des Wolfes, der natürlich den Herden schädlich war, verkünde. In der alten Medizin hielt man von der Erika viel: „Es dient wider die Lähmung, gegen Schmerzen und Reizen der Glieder, die Stein-, Milz-, Magen- und Rückenbeschwerden. Das hieraus gefertigte Öl kurtiert die alten, um sich fressenden Geschwüre, das Wasser und die Schmerzen im Leibe, auch Schmerzen und Rote der Augen.“ Unter den zahlreichen Mitteln, mit welchen die Czechen den Zahnschmerz bekämpfen, befinden sich auch Räucherungen mit Heidekraut.

Nach der Bauernregel bedeutet es einen strengen Winter, wenn die Heide gut und völlig ausblüht und je früher sie vor Jakobi (25. Juli) zu blühen anfängt, und zwar von unten auf, desto früher soll auch der Winter kommen. Natürlich hat die Heide auch unter den Poeten manchen Freund. Die Heide „schämt sich“, ist von der verspäteten Blüte unserer Eriken noch immer ein landläufiger Ausdruck. Schon Walter von der Vogelweide kennt ihn.

Jean Jacques Rousseau liebte das Heidekraut und hatte die größte Freude, es zu suchen. Das Heidekraut genoh zu seiner Zeit die Ehre größter Popularität und wurde vielfach im Haar und auf den Damenhüten als Schmuck getragen. Man verbannte jedoch bald die Heide und freute sich an buntem Blumenschmuck. In neuerer Zeit haben Annette von Droste-Hülshoff und Theodor Storm das Heidekraut stimmungsvoll besungen.

Zur Unterhaltung.

Der Zauberer in der Familie.



Eine Zeichnung auf weißes Papier zu zaubern ist ein leicht ausführbares Kunststück. Es geht dabei auf ganz

natürliche Weise zu, und wer etwas in der Chemie bewandert ist, dem kommt der ganze Vorgang durchaus nicht zauberhaft vor. Bekanntlich verdunstet Quecksilber in gemein hohem Grade, so stark, daß man das Vorhandensein von Quecksilberdämpfen, die nur von einem einzigen, auf den Tisch gegossenen Tropfen herrühren, bis zur Zimmerdecke hinauf konstatieren kann. Gestützt auf diese Erscheinung sowie auf die Eigenschaft der Quecksilberdämpfe, daß sie Chlormetalle auflösen, läßt sich das oben angedeutete Experiment ausführen. Man schreibt oder zeichnet irgend etwas mit einer Chlorklösung auf ein weißes Blatt Papier. Die Flüssigkeit ist farblos, und das Geschriebene oder Gezeichnete ist daher auf dem Papier durchaus nicht sichtbar; hält man dasselbe nun über ein wenig Quecksilber, so erscheinen die mit der Chlorklösung ausgeführten Striche auf dem Papier mehr oder weniger stark ausgeprägt, je nachdem man die Lösung aufgetragen hatte, und dies unerklär-

liche Erscheinen eines Briefes oder einer Zeichnung auf einem Stück Papier, das man für ganz weiß gehalten, setzt die Zuschauer in nicht geringes Erstaunen.

Humor.

— **Kindermund.** Ein Freund von uns, so erzählt ein Vater, hat unglücklicherweise eine außerordentlich große und rote Nase. Als wir ihn einmal zum Mittagessen einluden, nahm ich mir meinen siebenjährigen Jungen vor und schärfte ihm aufs strengste ein, ja nicht etwa eine Bemerkung darüber zu machen. Während des Essens sah ich nun mit großer Unruhe, wie der Junge seine Augen mit einer geradezu schrecklichen Hartnäckigkeit auf die Nase geheftet hielt und machte ihm ein Zeichen, um ihn zu warnen. Das hatte aber die denkbar schlechteste Wirkung, denn er rief entrüstet aus: „Aber Papa, ich habe doch nicht ein Wörtchen über seine Nase gesagt!“

Ein kleines Mädchen, das sehr ungezogen war, wurde ermahnt, den lieben Gott zu bitten, daß er aus ihr ein artiges Kind mache. Das Gebet lautete folgendermaßen: „Ach, lieber Gott, mache doch aus mir ein artiges Kind, und wenn du's das erste Mal nicht fertig kriegst, versuch's doch bitte immer wieder.“

Das siebenjährige Votichen führt mit ihrer Mutter fol-

gende Unterhaltung: „Mutter, darf ich meine beste Puppe mit in den Himmel nehmen?“ — „Aber, nein!“ — „Darf ich meine zweitbeste Puppe mit in den Himmel nehmen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Darf ich dann wenigstens meine alte Lumpenpuppe mit in den Himmel nehmen?“ — „Nein, die erst recht nicht.“ — „Dann nehme ich halt meine Lumpenpuppe und geh' mit ihr in die Hölle.“

— **Umweg.** Er: „Mein Fräulein, dürste ich mir vielleicht gestatten, Sie zu meiner Hochzeitsreise einzuladen?“

Lieblina

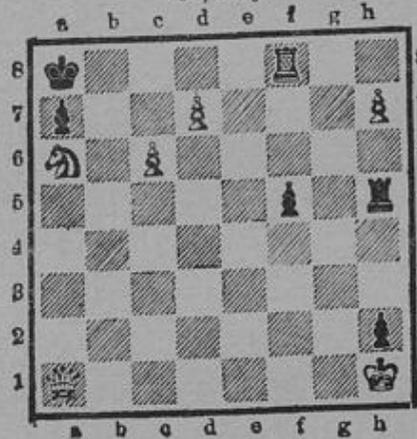
Seife aller Damen ist die allein echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
 v. Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, zernes Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammeltrockne Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. über zu haben.

Räselecke.

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

1. Rätsel.

Was oft uns Tränen fließen läßt,
 Das macht den Körper stark und fest.

Literatur-Rätsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein bekannter Dichternamen verborgen:

1. Er ist ein echter Deutscher, wenn er auch auf orientalischem Boden steht.
2. Aus jeder seiner Novellen, jedem Artikel lernt man Natur.
3. Vieles Singen war seine Sache nicht.
4. Ihm grub sein Grab beklagenswerte Regellostigkeit des Lebens.

2. Rätsel.

Die erste siehst am Himmel du,
 In ihrer Pracht, in ihrem schönsten Glanze,
 Dann ruf' ich dir die beiden letzten zu,
 Willst du zu bald erraten mir das Ganze?
 Ganz still und stumm auf ihr der Denker steht,
 Erhaben über'm irdischen Getümmel,
 In stiller Nacht, vom Frost und Sturm umweht,
 Den Forscherblick gerichtet nach dem Himmel.

Rätsel.

Der eine gräbt es mit der Hand,
 Der and're zieht's mit dem Verstand.

Begierbild.



Wo ist der zweite Humorist?

Rätsel.

Ein jeder ist's nach einer Reise,
 Schlimm ist's, ist er's auf and're Weise.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Logogryph: Tirol, Pirol.

Rätsel: Wiegen.

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; der zweite Clown sitzt dann an der unteren Kante des Bildes.

Rätsel: Grund.

Blumenrätsel: Enzian — Leutkoye — Immergrün — Schneeglöckchen — Anemone — Brennende Liebe — Edelweiß — Tulpe — Himmelschlüssel — Eljabeth.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;
 Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 42.

Sonntag, 15. Oktober.

Jahrgang 1911.

Geübte Schuld.

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

1. Teil.

Im Bann des Opiumrausches.

1.

Damaskus!

Jenseits des Libanon, eine fastgrüne Oase am Rande der ewigstummen, tigelgelben Wüste — so liegt sie träumend da, die Perle des Syrierlandes, Damaskus, die Stadt der fließenden Wasser, der sprudelnden Quellen, der plätschernden Brunnen.

Aus den Wüstenöden des Anti-Libanon, wo blendende Schneestreifen in bergabziehenden Schluchten ruhen, stürzen durch eingeeengte Felsufer die Wogen des Barada in wildem Gebrause auf Damaskus los, verteilen sich in zahllose Kanäle, Rinnen, Schleusen und füllen die weiten Marmorhallen der palmenbewachsenen Höfe und orientalischen Salons.

Dieses beständige Wasserrieseln, Wassermurmeln, Wassergeräusch drückt Damaskus ein ganz eigenartiges charakteristisches Gepräge auf. Es mildert die drückende Hitze und macht das Leben für die zufällig hierher verschlagenen Europäer erträglicher.

Die breiten Stufen des Postgebäudes am Serai-Platz steigt soeben ein junger Mann herab. Er hält zwei Briefe in der Hand, die er am Postschalter in Empfang genommen. Seine Schritte sind eilig. Man sieht, er kann kaum die Zeit erwarten, die beiden Briefe zu öffnen.

Hastig betritt er das gegenüberliegende Café Dimitri, läßt sich auf einen der niedrigen Stühle fallen und bestellt die gewohnte Tasse Mocca nebst einer Wasserpfeife.

Jetzt erst, als das duftende Getränk vor ihm auf dem kleinen Marmortischchen steht, als die Wasserpfeife zu seinen Füßen gurgelt — öffnet er die beiden Briefe.

Voll inniger Zärtlichkeit ruhen seine dunklen Augen auf

Die Beerdigung
des Wrightfliegers
Kapitän Engel-
hardt.

Der mit umflorten
Propellern ge-
schmückte Leichen-
wagen.

Die nationale Flug-
woche in Johannistal bei Berlin hat einem von den ältesten und bedeutendsten Flugzeugführern das Leben gekostet, dem Kapitän Engelhardt. Seit Jahren hatte sich dieser von der Führung von Luftschiffen der von Aeroplanen zu gewandt und im Dienste verschiede-



ner Unternehmen gestanden, bis er sich als Flugzeugführer der Wrightgesellschaft und als Fluglehrer in Johannistal niederließ. Dort hat Engelhardt eine große Zahl von Fliegern ausgebildet. Seine Kenntnisse auf diesem Gebiet sicherten ihm unter den Lehrern der schwierigen Flugkunst den ersten Platz.

Als Rekordflieger ist Engelhardt nie hervorgetreten.

Gleichwohl hat das Fliegen ihn das Leben gekostet. Bei dem

Nehmen einer Wiegung faßte der Wind die Tragfläche seines Flugapparates so heftig, daß der Propeller einen Teil des Gestänges zersplitterte. Engelhardt hatte sofort die Gefahr begriffen. Er versuchte dem Motor abzustellen und im Gleitfluge niederzugehen. Da aber der Aeroplan kippen wollte, mußte er seine Aufmerksamkeit ganz der Steuerung zuwenden. Gleichwohl schlug der Apparat schwer auf die Erde auf. Engelhardt, der sich wie stets bei einem Sturze, zusammengekauert hatte, um sich beim Aufstoßen auf die Erde weit aus ihm hinausschleudern zu können, wurde von einer zerbrochenen Spiere am Unterleib getroffen und sofort getötet. Der Mitfahrer kam mit einigen gebrochenen und zerschundenen Gliedmaßen lebend davon.

den zierlichen Schriftzügen des einen. Wieder und wieder liest er dieselben, bis Wort für Wort sich seinem Gedächtnis eingeprägt hat.

„Mein geliebter Ralph!“

Es ist also wirklich wahr? In wenig Wochen schon lehrst Du nach Newyork zurück? O, wie glücklich mich das macht! Die Frage in Deinem letzten Briefe beantwortete ich ohne Zaudern: Ja, mein Ralph, ich bin jederzeit bereit, die Deine zu werden. Die drei Jahre Deiner Abwesenheit habe ich schwer gelitten. Ich kam mir vor wie ein entwurzelttes Bäumchen, dem das Stück Erde fehlte, an das es sich mit all seinen Lebensfasern anklammern möchte.

Ich kenne keine falsche Scham. Frei und offen bekenne ich: täglich, ja stündlich habe ich zu Gott gebetet, daß er die Trennungszeit abkürzen, daß er Dich mir bald wieder gesund in die Arme führen möge.

Und jetzt ist diese Zeit da! Du lehrst zurück! Die ganze Welt ist für mich voll Sonnenschein; in den leuchtendsten Regenbogenfarben erstrahlt mir unsere Zukunft. Alles tanzt um mich her und singt und jubiliert!

Wis in den Tod die Deine!

Magdalene Harrison.“

Järtlich streicht Ralph mit der Hand über das rosa Briefpapier, bevor er den Bogen zusammenfaltet und ihn vorsichtig, als berührte er ein Heiligtum, in seine Brusttasche steckt.

Seine sonst bleichen Wangen haben sich gerötet; seine Augen strahlen. Das ganze scharfgeschnittene Gesicht drückt tiefstes Glücksgefühl aus.

„Mein liebes Mädchen!“ murmelt er innig. „Könnte ich dich so glücklich machen, wie du es verdienst!“

Erst nach einer Weile greift er nach dem zweiten Brief, den er nur hastig überfliegt.

Er ist von seinem Vater, dem Bankier Edward Donald in Newyork und handelt zumeist von geschäftlichen Sachen. Der alte Herr wiederholt darin den Wunsch, dem Sohn so bald wie möglich sein Bankgeschäft in Newyork zu übergeben, da er selbst sich leidend fühle und sich zur Ruhe setzen wolle und schließt mit ein paar anerkennenden Worten über Ralphs Braut, Magdalene Harrison.

Auch diesen Brief versenkt Ralph in seine Rocktasche. Dann winkt er dem hin und her schlurfenden Türken, zahlt den Mokka, ohne ihn angerührt zu haben und verläßt rasch das Café.

In Gedanken versunken schlendert er die schmale Sinanije-Straße entlang. Vor seinem geistigen Auge steht ein anmutiges Mädchenbild: eine hohe, schlanke Gestalt, goldbraune, schimmernde Haarmassen, dunkelgraue Augen groß, leuchtend, gleichsam wie von innen erhellte, ein Mädchenantlitz — rein, unschuldig, mit dem Zauber goldnen Friedens in den lieblichen Zügen.

Jetzt biegt er in die Gerade Straße ein — die ganz Damastus durchquerende Hauptstraße.

Soeben will er ein etwas europäischer gebautes Haus betreten, als ein Syrer von jenseits des Wegs ihm einen Gruß zuruft.

Verstimmt antwortet Ralph und verschwindet rasch hinter der breiten Haustür.

Doch mit seiner guten Laune ist es vorbei. Der Anblick jenes Syrers muß unliebsame Gedanken in ihm geweckt haben.

Ihm ist, als verhülle plötzlich ein Schleier das reine Bild seiner Braut. Seine Brauen ziehen sich zusammen. Unwillkürlich ballt er die Faust.

„Verwünschtes Opium!“ murmelt er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Erbärmliche Schwäche!“

Dann tritt er ein in sein Privatbureau.

Sein Kompagnon, ein älterer Herr mit wohlwollenden Zügen, erwartet ihn bereits ungeduldig.

„Ist es wahr, daß Sie zurück nach Newyork wollen, Donald?“ ruft er ihm schon entgegen, bevor sich noch die Tür hinter Ralph geschlossen hat. „Ihr Vater, mein alter Freund, teilt es mir soeben hier mit.“ Er deutet auf einen Brief in seiner Hand. „Tut mir leid, sehr leid! Werde allein schlecht mit dem verwünschten Pad hier fertig werden. Na, wenn's durchaus nicht anders geht — Sie essen doch heute bei uns zu Mittag? Meine Frau rechnet bestimmt darauf. Es kommen noch ein paar Freunde, der Konsul mit Gemahlin, der deutsche Arzt —“

„Gewiß, gewiß! Aber jetzt lassen Sie mich, lieber Palmer! Ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Doch keine schlechten Nachrichten, wie?“

„Nein, im Gegenteil.“

David Palmer sagt nichts mehr. Die ungewöhnliche Erregung seines jungen Kompagnons bleibt ihm nicht verborgen. Kopfschüttelnd wendet er sich wieder dem großen Hauptbuch zu, um sich in die eingetragenen Zahlenreihen zu vertiefen.

Auch Ralph setzt sich an sein Arbeitspult.

Doch mit dem Rechnen will es heute nicht gehen. Die Ziffern tanzen vor seinen Augen. Mechanisch blättert er in den Büchern, ohne zu wissen, wonach er sucht. Dabei zittern seine Hände — eine eigentümliche Erscheinung bei einem so jungen und kräftigen Manne.

Der Ausdruck seines Gesichts hat sich in der letzten halben Stunde sehr verändert. Vorhin, beim Lesen des Briefes seiner Braut, umspielte ein glückliches Lächeln seine feingeknickten, von einem langen Schnurrbart beschatteten Lippen — jetzt sind sie fast schmerzlich zusammengedrückt. Der vor kurzem noch ruhige Blick seiner dunklen, etwas tiefliegenden Augen irrt unstät umher. Der ganze Kopf mit der breiten Stirn, dem scharf hervortretenden Kinn und dem kurzgeschnittenen dichten blondhaar ist niedergebengt, wie in momentaner Schwäche . . .

Jetzt hält er es nicht mehr aus in der etwas dicken Luft des Arbeitszimmers.

Er springt empor, reißt den Hut vom Haken und eilt zur Tür.

Der andere am Pult wendet den Kopf.

„Sie wollen noch ausgehen, Donald?“

„Ja. Ich habe noch ein paar Geschäfte im Muslimgassen Quartier zu erledigen. Auf Wiedersehen, lieber Palmer!“

Mit hastigen Schritten eilt Ralph die schmalen Gäßchen entlang — vorbei an niedrigen Kaufgewölben, in denen, umgeben von ihren vier verschleierten Frauen, die dicken, graubärtigen Verkäufer, foran-lehend, mit untergeschlagenen Beinen vor ihren ausgebreiteten Herrlichkeiten hocken; vorbei an Spielbanken, Nischen, Löchern jeder Art, aus welchen unheimliches Geheul hervordringt; vorbei an grauen Hundstümpeln, die wie ein Schmutzhaufen aussehen, sobald man jedoch mit dem Stod herein rührt, mit wütendem Gefläß auseinanderfahren; vorbei an einem Gewirr von Pferden, Eseln, Kamelen und Menschen, die alle zusammen einen Skandal machen, daß einem die Sinne zu vergehen drohen.

Ralph Donald merkt von diesem ganzen echt-orientalischen Lärm nichts mehr. Er hat sich daran gewöhnt in den drei Jahren, da er auf Wunsch seines Vaters, eines wohlrenommierten Bankiers in Newyork, zusammen mit einem älteren Freunde in Damastus ein Bankgeschäft größeren Stils gründete.

Gleichgültig schreitet er daher. Nicht achtet er der glutvollen Blicke, die hinter verschwiegenen Haremssjennern seiner hohen, kräftigen Gestalt folgen, nicht der fanatisch gütigen Verwünschungen, die ihm, dem Christen, beim Passieren der großen Moschee, entgegengeschleudert werden.

Jetzt biegt er ein in ein besonders düsteres, gewölbartig überdachtes Gäßchen, den Lumpensammlerbaraz.

Eine mächtige Dunstwolke schlägt ihm entgegen. Es ist, als ob die Pest aus diesen aufgespeicherten Lappen und Kleiderstücken heraushauche.

Ralph hält sich das Taschentuch vor die Nase. Seine Schritte beschleunigen sich . . .

Plötzlich bleibt er vor einem unscheinbaren Gewölbe stehen. Durch nichts unterscheidet es sich von den Nachbarbauten. Trotzdem zögert Ralph, bevor er den Klopfer in Bewegung setzt. Ein heftiger Kampf spiegelt sich in seinen gespannten Zügen wieder.

Soll er eintreten? Soll er für immer diesen für ihn so verderblichen Ort fliehen? . . .

Ein kurzer Kampf noch — dann klopft er nach einem bestimmten Rhythmus an der geschlossenen Tür.

Sofort öffnet sich die Tür, wie von unsichtbarer Hand bewegt, um sich gleich darnach hinter dem Eintretenden wieder zu schließen.

Vorsichtig tappt Ralph durch einen langen dunklen Gang. Hinter einem schweren, grellroten Damastvorhang tut sich ein weiter, matt erleuchteter Raum auf. Rings an den Wänden schwellende Divans und Ottomanen.

Ein buntgekleidetes, altes Weib, das bisher in einer Ecke hockte, bringt mit kurzem Nicken dem Neuankommenden seine Pfeife. —

Nach wenigen Minuten schon ruht Ralph auf einem der Divans, die Opiumpfeife zwischen den Lippen . . .

Ein pridelndes Gefühl des Wohlbehagens durchzittert seinen Körper. Seine Gedanken beginnen sich zu verwirren. Ihm ist, als schwebe er auf einer rosigen Wolke empor — immer höher, immer höher — direkt ins Paradies . . .

Magdalene Harrison ist vergessen; Newyork ist vergessen — alles ist vergessen. Nur in der Wonne des Augenblicks lebt und atmet das arme Opfer des Opiumrausches . . . Da trifft eine bekannte Stimme sein Ohr.

Er wendet den Kopf. Auf dem Divan neben ihm liegt ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Auch ihm hat das alte Weib soeben die Opiumpfeife gereicht.

„Hallo, Donald! Dacht' mir's doch, daß Sie hier sein würden!“ murrt die etwas heisere Stimme des Syrer. „Bin deshalb extra hergekommen.“

Ralph antwortete nicht. Trohdem ihm jetzt, da das Opium seinen Kopf benebelt, der Syrer weniger unangenehm ist, als vorhin beim Begegnen auf der Straße, so scheint er doch keine Lust zu haben, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen.

„Sie vergessen doch nicht, daß heute abend die geheime Verbindung „B. J. M.“ ihre allwöchentliche Versammlung hat?“ fährt der Syrer unbeirrt fort.

Ralph nimmt die Pfeife aus dem Mund und hebt den Oberkörper etwas in die Höhe.

„Ich kann heute abend nicht kommen, Omar. Mein Kompanon hat Gesellschaft.“

„Hilft nichts. Sie dürfen bei der heutigen Versammlung der „B. J. M.“ nicht fehlen, Donald!“

„Donald!“ raunt er nach einer Weile dem jungen Manne in gedämpftem, aber bestimmtem Tone ins Ohr. „Wenn Sie heut abend ohne genügenden Grund wegflehen, geht es Ihnen schlecht. Soll ich Sie aus dieser Patsche herausziehen?“

„Wenn Sie wollen —“
„Hm! . . . Und wenn ich es tue? Werden Sie mir dafür einen Gegendienst leisten?“

„Meinetwegen.“
Ralph murmelt bereits wie im Traum. Der Opiumgenuß hat momentan jede Widerstandsfähigkeit in ihm getötet.

Erwartungsvoll beugt der Syrer seinen Oberkörper etwas vor, während seine kleinen Augen den andern scharf beobachten.

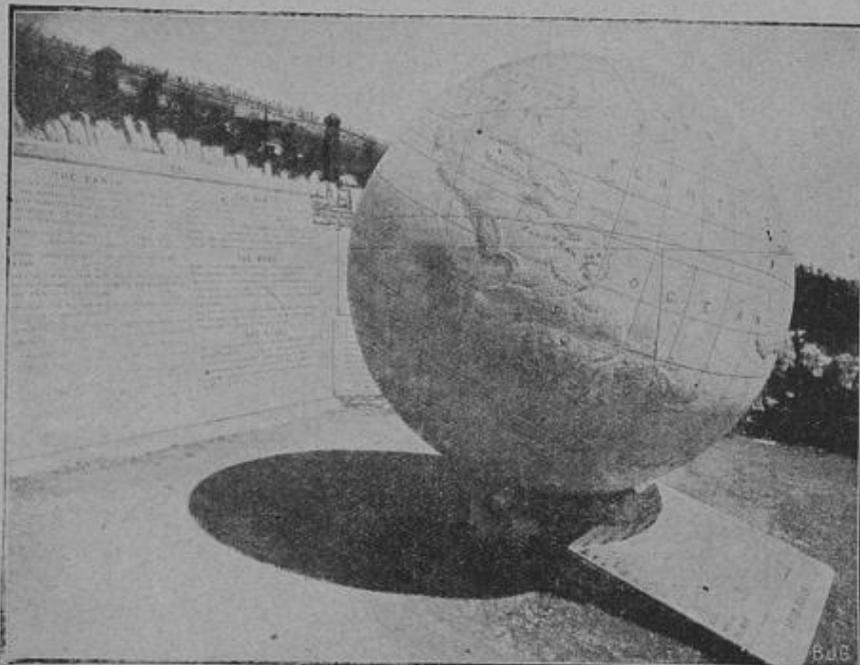
„Besuchen Sie uns heute nach dem Essen, mein junger Freund! Auf ein Stündchen werden Sie sich bei Ihrem Kompanon schon frei machen können. Katime wird sich freuen.“

Ralph schweigt.
„Sie wollen nicht?“ fragt der Syrer lauernd. „Ich soll Sie also aus der Patsche ziehen ohne Gegenleistung Ihrerseits? Wie?“

Noch immer zögert Ralph. Dann erwidert er, mit einem eneraischen Versuch, des Rausches Herr zu werden:

Der größte und schwerste Globus der Welt.

Alt-Griechenlands Naturforscher kannten die Kugelgestalt der Erde, wenn sie auch ihre Weisheit gegenüber dem Unverstande des Volkes verbargen; die römischen stellten schon wirkliche Erdkugeln her. Aber erst die Entdeckung Amerikas und die ersten wirklichen Umsegelungen der Erde brachten die Herstellung von Erdkugeln in Blüte. Auf der Pariser Weltausstellung (1900) konnte man einen Riesenglobus von nicht weniger als 20 Meter Durchmesser bewundern. Ihm schließt sich neuerdings der „schwerste Globus der Welt“ an, der sich in Swanade, in der Grafschaft Dorset in England befindet. Er mißt allerdings „nur“ 10 Fuß im Durchmesser, ist aber dafür 800 Zentner schwer. Die Erdteile sind reliefartig auf ihm ausgemeißelt, die Längen- und Breitengrade vertieft. Die dabei befindlichen Steintafeln dienen als das zugehörige „Geographiebuch“.



„Bah — nicht fehlen! Es tut mir ohnehin schon leid genug, daß ich dieser verrückten Verbindung beigetreten bin. Rücksicht aufs Geschäft — nichts weiter. Ich glaubte, so eher in die muslimischen Kreise einzudringen — und dann — eine gewisse Neugierde —“ Der Syrer nickt.

„Ja, ja, ich weiß. Aber da Sie nun einmal Mitglied sind, müssen Sie auch den Sagungen der Verbindung folgen. Hier —“ er greift in die Tasche seiner weiten, grünen Ledernen Pumphose — „hier die Einladung.“

Gähmend nimmt Ralph die sechseckig geformte, mit allerhand mystischen Schnörkeln und Zeichen versehene Karte in Empfang, ohne einen Blick darauf zu werfen.

Dann legt er sich in den Divan zurück und fährt fort zu rauchen.

Listig funkeln die schwarzen Augen des Syrer's aus dem gelblichen Gesicht herüber zu dem jungen Manne.

„Sie wollen also heut abend nicht zu der Versammlung kommen, Donald?“

„Nein.“

„Und wenn man Sie dafür bestraft? Sie wissen, mit der „B. J. M.“ ist nicht zu spaßen!“

„Ich fürchte mich nicht!“

Der Syrer paßt eine Weile schweigend drauflos. Er ist das Opiumrauchen schon so gewöhnt, daß es einer gehörigen Dosis bedarf, um seine Gedanken auch nur im geringsten zu verwirren.

„Nein, Omar, das sollen Sie nicht. Ich werde kommen.“ Befriedigt nickend nimmt der Syrer die Opiumpfeife wieder zur Hand.

Von nun an wird kein Wort mehr zwischen den beiden Männern gewechselt. Uneingeschränkt überlassen sie sich dem verderbenbringenden Einfluß des süßen Giftes.

II.

„Katime, meine Taube, meine herrliche Blume! Wo bist Du?“

Omar hat vor etwa einer Viertelstunde den Opiumsalon im Lumpensammler-Bazar verlassen. Mit beschleunigten Schritten durchheilt er die düstern Winkelaäbchen bis zu seiner in der Nähe des Thomas-Tors, am Ufer eines Armes des Barada-Flusses gelegenen Behausung.

Hastig überschreitet er den marmorgetäfelten Hof, an dessen hohen, weißen Mauern blutrote Granaten aus dunklem Laub erschimmern, durchheilt er den prachttrohenden Empfangsalon, die verschiedenen lauschigen Zimmer und Rabinettchen, bis er vor dem Boudoir seiner Tochter steht.

Behutsam öffnet er die Tür.

Auf einem der vielen, in malerischer Unordnung herumstehenden Divans ruht eine zierlich: Mädchenaestalt. Leuchtend gelbe Seidensalven fließen an den schlanken Gliedern herab bis auf den dicken persischen Teppich, der

den ganzen Fußboden bedeckt. Der seine Kopf mit dem tiefschwarzen Lockeringel ist ein wenig zur Seite geneigt. Die Augen sind geschlossen; die langen, gebogenen Wimpern werfen breite Schatten auf die kindlich runden Wangen. Ein glückliches Lächeln umspielt die vollen, roten Lippen.

Sie träumt — träumt —

Omar steht einige Augenblicke schweigend vor dem lieblichen Mädchenbild. Seit dem Tode seiner Frau ist dies Kind sein Augapfel. Um Fatime glücklich zu machen, würde er alles hergeben — seine Reichtümer, seine Ehre, ja selbst sein Leben.

Er bückt sich und haucht einen leisen Kuß auf die reine Kinderstirn.

Die Schläferin zuckt zusammen. Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust. Die Lider heben sich.

hebt er des Mädchens Sinn empor und blickt voll in die großen, tiefschwarzen Augen.

„Fatime!“

„Ja, mein Vater —“

„Du liebst Ralph Donald?“

„Ja, mein Vater, ich liebe ihn. Ich weiß zwar — die christliche Religion fordert: „Liebe Deinen Nächsten, wie dich selbst!“ Aber durch meine Adern rollt orientalisches Blut, wenn ich auch Christin geworden bin. Ich liebe mehr als alles andere auf der Welt Dich und ihn, diesen blonden Amerikaner. Die Seine will ich werden oder — ich sterbe vor Gram!“

Omar ist sehr ernst geworden. Zwar wußte er bereits von der Reizung seiner Tochter; doch von ihrer Tiefe und Leidenschaft hatte er keine Ahnung.

Bekümmert schweigt er.



Die berühmte astronomische Uhr in Venedig.

Eines der berühmtesten Kunstwerke Venedigs ist die astronomische Uhr, eine reich ausgestattete Kunstuhr, aus dem Mittelalter, wie etwa die des Straßburger Münsters. Auf dem Uhrturm befinden sich zwei Bronzemehren, welche die Zeiten durch Aufschlagen auf die Glocken angeben. Der Uhrturm besitzt außerdem als Sehenswürdigkeit einen geflügelten Löwen und eine Mutter Gottes mit dem Jesuskind.

Fast erschrocken blickt sie den Vater an.

„Du bist es, mein Vater! Mir träumte soeben —“

Sie stockt. Tiefe Röte steigt in ihre Wangen.

„Nun mein Kind, was träumte Dir?“

„Mir träumte — Ralph Donald sei hier.“

Ein frohes Lächeln verschönt für einige Sekunden das eingefallene gelbe Gesicht des Ehrens.

„Dein Traum hat Dich nicht getäuscht, meine Tochter. In einer Stunde schon wird Ralph Donald hier sein!“

„Vater!“

Wie ein Jubelschrei klingt es von Fatimes Lippen. Sie steigt empor, schlingt die Arme um den Hals des Vaters und birgt schmeichelnd das Köpfchen an seiner Brust.

Sanft streichelt er das glänzende Lockenhaar. Dann

Da fängt Fatime bitterlich an zu weinen.

„O, mein Vater, warum sprichst Du nicht? Er kommt nicht! Du hast mich getäuscht!“

„Nein, nein — er kommt!“

„Gewiß?“

„Gewiß!“

„Er kommt! Er kommt!“

Wie ein Regenschauer in Apriltagen dem Sonnenschein — so weicht jetzt jenes bitterliche Weinen hellstem Jubel. Die Arme über den Kopf erhoben, so schwebt die leichte Mädchengestalt tanzend durchs Zimmer, dabei mit der den Orientalinnen eigenen Grazie die Hüften rhythmisch hin und her wiegend . . .

(Fortsetzung folgt.)

✻ Aus einem alten Hause. ✻

Von Hedwig Müller.

Nachdruck verboten.

Fräulein Lisa Neckers war abgeholt worden. Neugierige Kinder standen mit großen erschreckten Augen am Torweg. Darin hatte ein dunkles Automobil gehalten, das sich dann lautlos den Weg durch das Tor suchte. Ein Knattern und Puffen draußen; und ehe noch neugierige Köpfe an den Fenstern sichtbar wurden, war es schon um die Straßenecke verschwunden. Gleich einer aufgeschreckten Vogelschar stoben die Kinder eilends davon, die Neugier der Mutter zu verkünden. Und es dauerte auch nicht lange, da standen

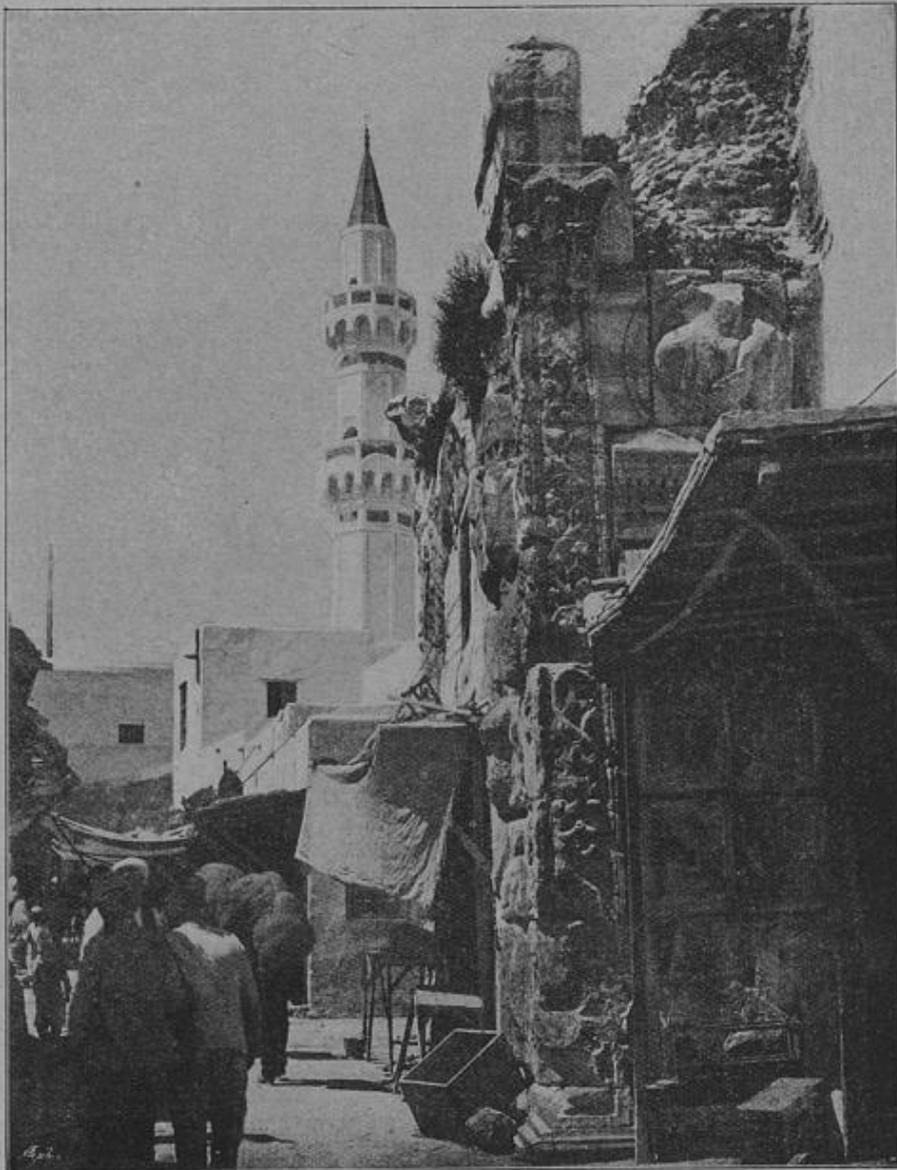
wohl mancher neu zugezogene Nachbar hatte über das wunderliche alte Mädchen den Kopf geschüttelt. Doch auch alle gewöhnten sich schnell an ihr lautloses Kommen und Gehen.

Ehedem gehörte das alte Haus, in dem die Näherin wohnte, einem gräflichen Geschlecht. Dieses hatte dort unter Johann Wilhelms, des kunstsinigen Kurfürsten von Jülich-Cleve-Bergs Regierung manches glänzende Fest gefeiert. Der Letzte des Grafengeschlechtes mochte oft in Ge-

Partie aus Tripolis.

Die Stadt Tripolis ist, wie eine Reihe anderer Städte des türkischen Nordafrika, von den Italienern besetzt. Das ist das erste, ziemlich schnell erreichte Resultat des Krieges zwischen der Türkei und Italien. Ob es allerdings den Italienern gelingt, diesen voranzujehenden Erfolg durch eine schnelle Eroberung des Hinterlandes zu vervollständigen, muß erst die Zukunft lehren. Sicherlich werden sich die Türken zu Lande nicht so leicht zu Paaren treiben lassen, wie sie es an der Küste gegenüber der Ueberlegenheit der Geschütze der italienischen Flotte tun mußten. — Tripolis, die Hauptstadt des Landes Tripolitaniens, liegt auf einem niedrigen Felsvorsprung an der kleinen Syrte. Sie zählt einschließlich der türkischen Garnison rund 50 000 Einwohner, darunter etwa 5000 Europäer.

Während die Stadt neben vielen alten Befestigungen wenigstens drei modern ausgestattete, aber von den Verteidigern offenbar gar nicht recht ausgenützte Forts besitzt, ist sie im Innern fast ganz nach altertümlicher Weise erbaut. In den schmalen, winkligen Gassen stehen noch Triumphbögen aus der Zeit der Römer, — die Katakomben und Zisternen aus dem Altertum werden sogar benutzt. — Daneben finden sich arabische, spanische und neuere türkische Bauten. So bietet das Stadtbild durchaus einen malerischen Anblick. Besonders fein wirken die hohen türkischen Minarets, die weit über das Land und das Meer hinaus schauen. Einen Blick auf einen dieser Türme samt der aus verschiedenen Epochen stammenden Umgebung bietet unser Bild.



in ihren angeschmutzten Kleidern aus gedrucktem Zeug die Nachbarinnen zusammen.

Fräulein Neckers war abgeholt worden? Ein bohrdrückendes, neugieriges Fragen und Reden, bis eine nach der anderen mit bedauerndem Kopfnicken verschwand.

Fräulein Neckers war eine arme Näherin, die in dem ersten Stock des alten Hauses mit dem Torweg zwei Zimmer bewohnte. Sie war ein etwas schüchternes, grauhaariges Fräulein, das den ganzen Tag an der Nähmaschine saß und arbeitete.

Nur morgens und abends kam eine Aenderung in dieses Einerlei. Dann ging sie nun schon so lange, wie sie in dem Hause wohnte, regelmäßig eine halbe Stunde zur Kirche, die der Wohnung gegenüber lag. Und jedesmal bei ihrer Heimkehr glitt ihr Blick zärtlich und stolz zu den blickblauen Fensterscheiben hinauf, dahinter dunkelrote Geranien blühten.

sellschaft froher Gäste, die weiße Monge-Perücke auf dem Kopfe, den schleifengeschmückten hohen Stod in der Hand, den Torweg durchschritten haben und plaudernd mit schönen, lachenden Frauen bis zum nahen Rheinufer gewandert sein. Dickbäuchige, wimpelgeschmückte Schiffe grüßten da zu ihnen herüber.

Bald nach Johann Wilhelms Tod starb auch er und vermachte das Haus testamentarisch der Stadt.

Lange Jahre standen die Räume leer, nachdem das Inventar abgeholt war. Dann entschloß sich die Stadt endlich, das Haus zum Vermieten herzugeben.

Mancher hatte schon die Räume bewohnt, ohne Gedanken an den Wandel der Zeiten; wie sie kamen, so gingen sie wieder. Nur eines wurde an ihnen geändert. Den Saal in den ersten Stock teilte man durch eine dünne Holzwand in zwei kleine Zimmer.

Eines Tages hatte ein junges, lebenslustiges Mädchen,

eine Waise, die Wohnung gemietet. Ihr empfängliches Gemüt fand an dem schlichten, alten Bau Gefallen. Hinter dem hohen Fenster, das aus kleinen, gewölbten Glasquadraten bestand, sollte ihre Nähmaschine stehen, und darüber an der Wand ihr Kanarienvögelchen hängen, so hatte sie zur Flurnachbarin gesagt.

Voll Entzücken besah sie immer wieder den Fußboden, der aus feinstem Parkett bestand, mit wundervoll eingelegten Perlmutterfiguren. Zwar hatte sie gelächelt über die ganz neue hellgrüne Tapete des Zimmers und über den grüngerichteten Fensterrahmen.

Die geschwägige Nachbarin erzählte ihr, daß hier in denselben Räumen sich die einzige Tochter des Grafen aus unglücklicher Liebe zu einem Künstler, Maler soll er gewesen sein, vergiftet habe. Das Mädchen hatte dazu gelacht, doch im Herzen war die Neugier erwacht. Sie sah Chroniken nach, fand aber nichts Vergleichliches. Im Gegenteil! Sie berichteten alle, der alte Graf sei kinderlos gestorben.

Und doch fand das phantastische Köpfchen immer neue Begebenheiten, die sich in ihm zu einem ganzen Roman verdichteten. Sah sie eifrig neugierig am Fenster, dann kam es oft vor, daß ihr die Hände mühsam in den Schoß sanken. Plötzlich fuhr sie auf. Sie hatte geträumt. Und müde glitt ihre Finger über die heißen Augen.

Sie wußte sich keine Rechenschaft über ihre Träumereien zu geben, sie wehrte sich auch nicht dagegen. Es war ihr,

ten Mädchen zu Herzen geredet. Man lächelte über ihr sonderbares Wesen, bis schließlich auch das aufhörte.

Und die, welchen einst die flinken Hände der Näherin ihre ersten Höschen und Kleidchen angefertigt, standen jetzt als erwachsene Burtschen, die kurze Pseife im Mund, mit jungen Mädchen tändelnd, abends am Torweg. Wenn dann das alte Fräulein vorbei kam, verstummte minutenlang das fröhliche Scherzen. Und wenn die Sonne gleich einem feurigen Ball jenseits des Rheines versank, lehrte sie von ihrem Kirchgang zurück, ein großes wollenes Tuch fest um die Schultern gezogen.

Plötzlich ging eines Tages das Gerücht, das Haus solle abgerissen werden.

Auch zu Fräulein Neckers drang die wichtige Neuigkeit. Im ersten Schrecken lief sie zum Hausverwalter hinunter und hörte dort nur die Bestätigung des Gerüchtes.

Wie betäubt lehnte sie sich draußen im Flur einen Augenblick an das im Laufe der Jahrhunderte wackelig gewordene, geschnitzte Treppengeländer. Müde ging sie nach oben. An ihrer Nähmaschine saß sie und starrte mit glanzlosen Augen vor sich hin. Sie stützte den schmerzenden Kopf in die Hand.

Und blitzschnell huschten ihre Gedanken gleich lebenden Figuren durch das Zimmer. Diener mit goldenen Kandelabern, reichgeschmückte Kavaliere mit schönen Frauen tanzten in tollem Reigen durcheinander.



Ein neuer Sport in der Schweiz.

In unserer neuerungs-süchtigen Zeit kommt jedes Vierteljahr ein neuer Sport auf. Und was das Wertwürdigste ist, man begnügt sich nicht mehr damit, die Winterworts im Winter, die Sommerworts im Sommer zu treiben, sondern ist bemüht, alle in allen Jahreszeiten auszuüben. Das Schlittensfahren, das man jetzt „vornehmer“ Kodeln nennt, hat neuerdings auch seine Wandlung zum Sommerworts durchgemacht. Und zwar nicht in die Form der Rutschbahn, sondern in die des Rennbobsfahrens im Sommer. Man hat an die Rennbobs, niedrige Schlitten mit beweglichen Vorderkufen, drei Räder angelegt. Wie früher die Kinder auf ihrem Märchen den Berg hinunterfahren, so sausen unsere erwachsenen Kinder, wenn sie Zeit haben, im neuen Rennbob die langen Bobbahnen abwärts. Die Räder laufen dabei auf Gummiriefen und die Steuerung ist leicht zu handhaben, so wird der neue Sommerworts bald nicht weniger Anhänger haben als das winterliche Bobsfahren.

als gehöre sie mit ihnen in das alte Haus. Langsam, kaum merklich verlernte Lisa Neckers ihr lustiges Lachen. Sie selbst empfand das nicht, auch ihr früheres Singen vermischte sie nicht.

Auch der Kanarienvogel sang nicht mehr. Leise piepsend hüpfte er von einer Stange auf die andere.

Eines Tages lag er tot im Käfig. Seine Herrin hatte vergessen, ihm das gewohnte Futter zu reichen! Er war verhungert! Traurig wickelte sie das Tierchen in ein Tuch und grub ihm unter dem großen Kastanienbaum im Hof ein Grab.

Wie unzufriedenes Raunen ging es durch die mächtigen Blütenübersäten Zweige. —

Und unaufhaltsam auaen Sommer und Winter mit gleichen Gesichtern Jahr auf Jahr spurlos an dem alten Hause vorüber. Nur grauer war sein Gestein geworden von Schmutz und Regen und Schnee. Doch immer gleich blieben die blinkenden Fensterscheiben mit den grünen Geranienköpfen.

Die Näherin war alt geworden. Grau durchwachsenes Haar lag über seltsam verträumten Auaen. Ihr Körper neigte sich vornüber von dem langen Sitzen.

Sie aber merkte nichts von all den Veränderungen. Sie hatte auch nicht bemerkt, wie vor langer Zeit ein Mensch ihr einsames Herz begehrte. Sie hatte dem schüchternen Bittenben nein gesagt aus Angst, ihre beiden Zimmer verlassen zu müssen. Unwillig hatte manche Nachbarin dem tölich-

Die hohen Türen flogen auf, und weiter flutete der Tanz durch helle Korridore in ein blumengeschmücktes Zimmer. Und inmitten blühender Rosen lag ein schönes junges Weib, bleich — mit gebrochenen Augen.

Die Flurnachbarin hörte im Korridor einen dumpfen Fall. Sie eilte hinaus. Da lag Fräulein Neckers, aus einer Wunde am Kopfe blutend. Man schickte um Hilfe, und kurze Zeit darauf kam das dunkle Automobil und holte die Schwerkrante ab.

Sommer und Winter waren zur Reige gegangen, als das alte Fräulein zum ersten Male aufstehen durfte. Das Haar war weiß geworden und die Augen glänzend von langem Fieber. Sie haßte ihr Krankenzimmer, haßte den Arzt und die Schwester, die sie pflegte. Keiner von ihnen verstand sie, verstand die Sehnsucht nach ihrem alten Hause. Oft schon hatte sie den Arzt nach ihrem Kanarienvogel gefragt. Als der ihr immer wieder versicherte, es sei kein Vogel in ihrer Wohnung, da sah sie ihn erst erschreckt an, dann aber lachte sie herzlich und beteuerte, die Nachbarin würde schon für das liebe Tierchen sorgen. Kopfschüttelnd sah der Arzt die Pflegerin an.

Und endlich kam der Tag, wo sie zum ersten Male ausgehen durfte. Die Schwester, die sie begleiten wollte, wies sie ab mit so barschen Worten, wie sie gar nicht zu dem einst so schüchternen Mädchen paßten. Giltig lief Fräulein Neckers durch bekannte Straßen, an bekannten Gesichtern vorbei, die neugierig hinter ihr hersehnten.

Da — jetzt war die Kirche erreicht. Sie zögerte einen Augenblick, ob sie nicht da hineintreten sollte, besann sich aber und ging hastig weiter.

Jetzt bog sie um die Ecke und blieb mit einem unterdrückten Aufschrei stehen.

Stahle Mauern grüßten höhnisch zu ihr verüber.

Die Hand gegen den schmerzenden Kopf gepreßt, schritt das alte Fräulein über Steingeröll und Sandhaufen durch den Torweg in den Hof.

Am andern Morgen fanden die Arbeiter sie, wie sie mit zierlich gerafften Kleidern hin und her über das schmutzige Pflaster des Hofes tänzelte und jeden mit gnädigem Kopfnicken grüßte. — Da rief man den Arzt und der ließ sie zur Irrenanstalt bringen.

Als der Sommer wieder kam, war das alte Haus verschwunden. Triumphierend hob der Kastanienbaum seine knospenüberladenen Zweige der Sonne entgegen, alles um sich her in dunkle Schatten hüllend.

Zur selben Zeit wurde Fräulein Lisa Neders zur letzten Ruhe gebracht ohne die Vernunft wiedererlangt zu haben, war sie wie eine stille Träumerin gestorben.

Ihre letzte Frage galt dem Kanarienvogel und den Geraniensämpfen.

Sinnprüche.

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, wie um seine eigenen.

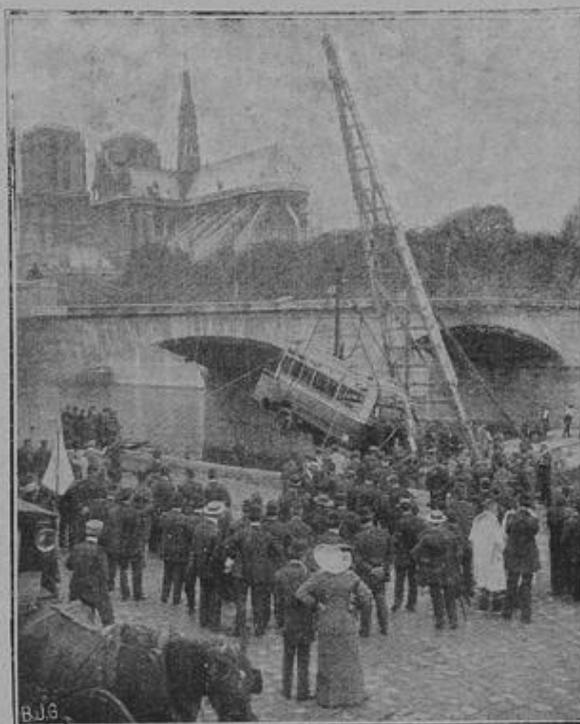
Lichtenberg.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Wert
Der holden Güter dieses Lebens schätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal bejah;
Und wer besitzt, der muß gerüstet sein,
Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie verjagt.

Goethe, Tasso.

Es nenne niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende; jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.

Goethe.



Ein Pariser Autoomnibus in der Seine.

Der Chauffeur eines Autoomnibusses mußte, um einem ihm auf einer Brücke entgegentommenden Frachtwagen auszuweichen, abbiegen; er steuerte gegen das Brückengeländer. Der Autobus durchbrach es und stürzte in die Seine. Ein mitfahrender Priester rettete allein fünf Passagiere. Gleichwohl ertranken der Führer des Wagens und zwölf Personen. Das Bild zeigt die schwierigen Vergungsarbeiten.

Schau' ich in die tiefste Ferne.

Von Friedrich Hebbel.

Schau' ich in die tiefste Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus seinem Grab.
Fröhlich kommt er hergesprungen,
Frischen Muts, den Staub der Gruft,
Wie so oft den Sand der Straße,
Von sich schüttelnd in der Luft.
Mit den treuen braunen Augen,
Blickt er wieder auf zu mir,
Und er scheint wie einst zu mahnen:
Geh' doch nur; ich folge dir!
Denn in unserm Hause fehlte
Es an Dienern ganz und gar;
Doch die Mutter ließ mich laufen,
Wenn er mir zur Seite war.
Besser gab auch keine Amme
Je auf ihren Schützling acht,
Und er hatte schärf're Waffen
Und gebrauchte sie mit Macht.
Seine eignen Kameraden
Hielt er mit den Zähnen fern,
Und des Nachbars Nahe ehrte
Ihn von selbst als ihren Herrn.
Doch, wenn ich dem alten Brunnen
Spielend nahe hinterm Haus,
Bellte er mit heller Stimme
Meine Mutter gleich heraus.
Er erhielt von jedem Wissen
Seinen Teil, den ich bekam,
Und er war mir so ergeben,
Daß er selbst die Kirschchen nahm.

Aber allzubald nur trübte
Uns der heit're Himmel sich;
Denn er hatte einen Fehler,
Diesen, daß er wuchs wie ich.
Und an ihm erschien als Sünde,
Was an mir als Tugend galt,
Da man mich ums Wachsen lobte,
Aber ihn ums Wachsen schalt.
Zimmer größer ward der Hunger;
Zimmer kleiner ward das Brot,
Und der eine konnte essen,
Was die Mutter beiden bot.
Als ich eines Morgens fragte,
Sagte man, er wäre fort
Und entlaufen wie mein Hase:
Doch das war ein falsches Wort.
Noch denselben Abend lehrte
Er zu seinem Freund zurück;
Den zerbissnen Strick am Halse;
Doch das war ein kurzes Glück.
Denn, obgleich er mit ins Bette
Durfte, ach, ich bat so sehr!
War er morgens doch verschwunden,
Und ich sah ihn niemals mehr.
Ward er an die Eisenkette
Jetzt gelegt von seinem Herrn,
Oder fiel sein Los noch härter,
Weiß ich nicht; doch blieb er fern.
Schau' ich in die tiefste Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus seinem Grab.



Zur Unterhaltung.



Humor.

— Ein schlau'es Tier. In einer Jagdgesellschaft wurde einmal behauptet, daß Tiere Einbildungskraft besäßen. „Ja,“ sagte ein alter Oberförster, „das gibt's. Ich habe selbst einmal einen Spitz gehabt, der sich einen ganzen Tag einbildete, es müßte ein Vater aus ihm werden.“

— Kindermund. Ein Junge bat seinen Vater: „Papa, lauf mir doch so'n lebendiges kleines Pferdchen, wie die Leute im Zirkus haben.“ — „Aber nein!“ erwiderte der Vater, „wenn du mal groß bist und recht viel gelernt hast, dann kaufst du dir einfach selbst ein Pferd.“ — „Ach,“ meinte der Kleine weinerlich, nachdem er ein Weilschen überlegt hatte, „Vater, da hast du aber sicher nicht viel gelernt.“ — Der Vater besaß nämlich kein Pferd.

— Ein Mutiger. Gute Freunde rieten einem, der in die Abruzzen reisen wollte und vor Begelagern eine Heidenangst hatte, sich doch mit ein paar Browningpistolen zu bewaffnen. — „Das wär' was Kluges,“ meinte der Angsthase, „da nehmen sie mir die teuren Dinger auch noch weg.“

— Echt englisch. Zwei Engländer kutschieren in einer englischen Stadt und rennen in einer engen Gasse so gegeneinander, daß sie nur weiter könnten, wenn einer umspannte und zurückführe. Keiner will dem anderen nachgeben. Schließlich läßt einer die Zügel fahren, nimmt eine Zeitung heraus und fängt gemütlich zu lesen an. Da rief ihm der andere — nicht aus der Ruhe gebracht — mit freundlichster Stimme zu: „Sie, sagen Sie mal, wenn Sie die Zeitung ausgelesen haben, sind Sie so gut und geben sie mir!“



Rätsellecke.



Buchstaben-Rätsel.

A T S K G

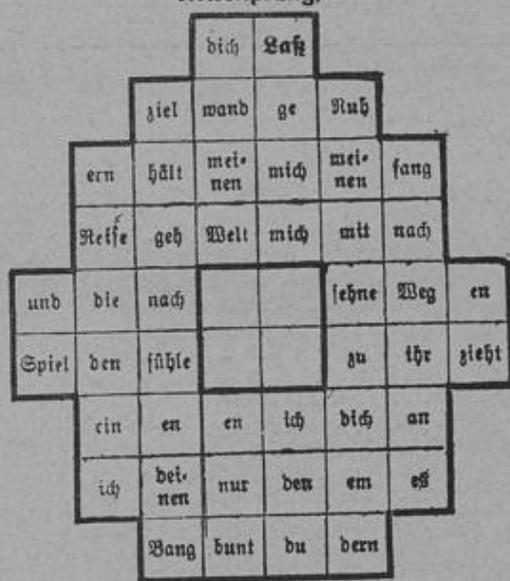
Bezierbild.



Anagramm.

1 2 3 2 4: Die sind's, die sich zu unsern Füßen schmiegen,
1 2 4 3 2: Die sind's, die uns bestehlen und betrügen.

Rösselsprung.



Wo ist der dritte Mime?

Historisch-geographische Scherzrätsel.

1. Nenne 7 Zeitwörter, die zugleich Städtenamen sind?
2. Welche Stadt hört sich schlimmer an, als sie ist, und wird von ihrer Schwester warm gehalten?
3. Welche Republik hatte einen König?
4. Welcher Held bestand aus Suppe?
5. Welche Stadt nennt man, wenn man nach einem beliebigen warmen Getränk ruft?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. T18×16 2. d7—d8 D matt 1. T18—e8 2. D16×d8 matt.
1. T18—h8 2. D16×h8 matt 1. T18—e8 2. d7×c8 matt.
1. T18—g8 2. h7×g8D matt 1. T18—h8 2. Sa6—c7 matt.
1. T18—e8 2. d7×e8D matt 1. bel. 2. D16×18 matt.

1. Rätsel: Sehnen.

Literatur-Rätsel: 1. Vodenstedt. 2. Keller. 3. Lesung. 4. Grabbe.

2. Rätsel: Sternwarte.

3. Rätsel: Wurzel.

4. Rätsel: Zurückgekommen.

Bezierbild: Bild auf den Kopf stellen, der gesuchte Mime befindet sich zwischen Portiere und Figur.

Zahlenrätsel.

- | | |
|-------------------|---------------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 7 8 9 | Chemalige französische Provinz. |
| 2 7 6 1 5 3 4 | Sprachforscher. |
| 3 2 4 6 1 | Eisenprodukt. |
| 4 8 3 7 6 1 | Kubersfahrzeug. |
| 5 3 3 2 | Stadt in Westfalen. |
| 6 1 8 4 6 | Lobeserhebung. |
| 7 6 4 6 3 | Waffe. |
| 8 1 4 2 | Weiblicher Personennamen. |
| 9 2 3 9 2 3 | Ein Lanz. |

Arithmetische Aufgabe.

30 Personen — Männer, Frauen und Kinder — sparten in einem Monat 183 Mark; jeder Mann trug 10 Mark, jede Frau 6 Mark und jedes Kind 1,50 Mark auf die Sparkasse. Wieviel Männer, Frauen und Kinder waren es?

Redaktion: Erwin Thynsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 43.

Sonntag, 22. Oktober.

Jahrgang 1911.

Gesühnte Schuld.

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Eine Weile sonnt der Syrer sich in dem Jubel seines Kindes. Dann faßt er eine der kleinen Hände und zieht Fatime auf seine Knie nieder.

„Beantworte mir ein paar Fragen, meine Taube!“

„Gern, mein Vater!“

„Hast Du nicht gemerkt, daß Donald sich in letzter Zeit von uns fern hielt?“

Eine Welle huscht über Fatimes lachendes Gesicht.

„Ja, mein Vater. Aber — vielleicht hatte er viel zu tun!“

Leise seufzt Omar auf.

„Vielleicht, meine Lotusblume. Aber — wenn es nun nicht dies wäre —“

Er bricht ab. Gleich einer wilden Katze ist Fatime aufgesprungen. Ihre schwarzen Augen funkeln.

„Sprich nicht weiter, mein Vater! Ich liebe ihn und sicher liebt er auch mich!“

„Und glaubst Du, Dein Lebensglück in ihm zu finden?“

„Ja, mein Vater.“

Wieder schweigt Omar einige Augenblicke. Nachdenklich ziehen sich seine buschigen Brauen zusammen.

„Ralph Donald ist nicht gut genug für Dich, meine Tochter!“ sagt er endlich in bestimmtem Tone. „Er ist ein Schwächling!“

„Ein Schwächling?“ wiederholt sie verwundert. „Ist er nicht gesund und kräftig?“

„Körperlich wohl. Ich spreche von seinem Charakter.“

„Ich verstehe Dich nicht, mein Vater?“

„Er besucht die Opiumsalons.“

„Tust Du dies nicht auch?“

„Das wohl. Aber ich bin von Kindheit an daran gewöhnt. Ralph Donald ist erst seit drei Jahren hier —“

„— und wird sich daran gewöhnen!“ fällt Fatime erregt ein. „Der junge Amerikaner gefällt mir gerade so, wie er ist. Ich möchte ihn nicht anders haben.“

„Er ist aber nicht nur Opiumraucher, mein Kind. Er gehört auch der „B. J. M.“ an.“

Fatime erblickt Fatime.

„Wie? Jener schrecklichen Verbindung?“

„Ja, mein Kind, jener schrecklichen, fanatischen Verbindung. Und — wende nicht Dein liebes Gesicht von mir, meine süße Blume! — ich habe Dir noch etwas an-

Englands Neutralitäts- Erklärung.

In dem „freien“ England, das sich im 19. Jahrhundert mehr als andere Länder dem modernen Leben zugewandt hat, blieben viele alte Bräuche erhalten. In England trägt der Richter noch während der Gerichtsverhandlung die wallende Allonge-Perrücke, und die Diener treten bei feierlichen Anlässen im mittelalterlichen Gewande auf. Auch



vollziehen sich eine ganze Reihe politischer Zeremonien in der Öffentlichkeit, die man anderswo nicht mehr findet. So wurde erst jüngst bei der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Italien und der Türkei einer dieser alten Bräuche wieder angewandt. Auf den Straßen der Innenstadt von London wurde an den bestimmten Plätzen die offizielle Neutralitätserklärung in dem Streit dem Volke öffentlich vorgelesen.

zuvertrauen. Auch ich bin Mitglied der „P. N. M.“ Geschäftsinteressen zwingen mich dazu.“

Katime hat ihr bleiches Antlitz verhüllt. Leises Schluchzen dringt hinter den zitternden Händen hervor.

Sein Kind weinen zu sehen, geht über Omars Kräfte. „Trochne Deine Tränen, meine Taube!“ bittet er fast demütig. „Diese gefürchtete „P. N. M.“ ist es, die Dir den geliebten Mann als Gatten zuführen soll . . . Frage nichts! In wenigen Stunden wird Dein blonder Freund hier sein!“

Noch ein inniger Blick in die tränendunklen Augen seines Lieblinges — und rasch verläßt der Syrer das Zimmer seiner Tochter.

Einige Augenblicke bleibt Katime regnungslos auf derselben Stelle. Es ist, als habe das Entsetzen über die soeben vernommene schreckliche Nachricht ihre Glieder gelähmt . . .

Dann stampft sie ärgerlich mit den gelb beschuhten Füßchen den Boden. Die Rabenlocken hintenüber schüttelnd, ruft sie nach ihrer Dienerin.

„Hallun!“

Mit auf der Brust gekreuzten Armen erscheint ein Beduinenmädchen auf der Schwelle.

„Was befehlt meine Herrin?“
„Reide mich um! Mach' mich so schön, wie Du irgend kannst! Ich erwarte den blonden Fremdling!“

Das Mädchen verneigt sich fast bis zur Erde.
„Ja, meine Herrin!“

Bald sitzt Katime vor ihrem hohen, buntbemalten Ankleidespiegel. Behaglich reckt und streckt sie die schlanken Glieder.

Hinter ihr steht Hallun, das lange Haar ihrer Herrin lämmend und bürtend.

Nun ein paar Tropfen Rosenöl auf die nachtschwarze Haarflut geträufelt . . . nun kunstvoll gestickte, leuchtende Bänder hindurchgeschlungen . . . nun ein Gewand von regenbogenfarbenen schillernder Seide übergeworfen . . . nun klirrende Armspangen an den zierlichen Gelenken befestigt . . . nun eine schimmernde Perlenkette sechs mal um den weißen Hals gewunden . . . nun die schmalen Füßchen in goldgestickte hochhackige Schuhe gesteckt . . . nun einen diamantbesetzten, eine Schlange darstellenden Goldgürtel um die Hüften gelegt — und gleich einer Traumgestalt aus „Tausend und eine Nacht“ — so steht jetzt Katime vor ihrer bis zur Erde sich verneigenden Dienerin.

„Gefall' ich Dir, Hallun?“

„Oh, meine Herrin!“

Das Mädchen findet kaum Worte. Aber die entzückten Blicke der schwarzen Augen müssen Katime befriedigen.

„So, nun geh! Und wenn mein blonder Freund kommt, so führe ihn sofort in den Salon!“

Schweigend verneigt sich das Beduinenmädchen. Gleich darauf ist Katime allein.

Ein Buch in der Hand, tritt sie hinaus auf die Terrasse. Magnolien und Tuberosen hauchen ihre süßen Düfte der langsam sich Nähernden entgegen.

Auf einer Bank von Rosenholz läßt sie sich nieder. Mechanisch öffnen ihre Finger das Buch. Doch sie vermag es nicht, die Aufmerksamkeit auf den Roman zu richten. Angestrengt lauscht ihr Ohr hinaus, ob auf den Marmorplatten des Hofes nicht wohlbelannte, ach, so lange schmerzlich vermischte Tritte erschallen.

Sie lauscht und lauscht . . .
Endlich, nach stundenlangem Warten, der ersehnte trätige Tritt.

Sie springt empor. Mit einer heftigen Bewegung streicht sie sich die schweren Haarmassen aus der heißen Stirn.

Dann fliegt sie hin zum Empfangssalon.

Das Rauschen des Springbrunnens, der in der Mitte des prunkvollen Raumes seine hundertfältigen Wasserstrahlen in ein marmornes Bassin ergießt, läßt ihre leichten Schritte ungestört verhallen. Magisch beleuchtet die hohe, von bunten Fenstern dämmerig erhellte Kuppel die ganze überreiche Ausstattung: prunkvolle Mosaikwände, kostbare Teppiche, seidene Divans, schwellende Kissen, funkelnde Wasserpfeifen, kunstvolle Stickerien, glitzernde Kristallvasen, Silber- und Goldschalen. Und dies alles überhaucht von betäubendem Lavendelduft . . .

Doch wo ist er — er —
Mit glühenden Wangen blickt Katime sich um.

Da erhebt sich von einem Divan auf der zwei Stufen höheren Estrade, dem sogenannten „intimen Empfangssalon“, eine Männergestalt.

„Mein Freund! Endlich! Endlich!“

Wie geblendet von dem Zauber des lieblichen Gesichts vor ihm geht er ihr langsam entgegen. Mit festem Druck schließen sich seine Finger um ihre beiden ausgestreckten Hände.

Ihre Augen strahlen ihn an. Ihre Lippen lächeln ihm entgegen. Das ganze reizende Antlitz verrät ihm das zarte Geheimnis ihrer Neigung zu ihm.

Betroffen zieht er seine Hand zurück.

„Kalph, mein Freund! warum so finster?“ schmollte sie. „Wie sehulichst habe ich diese Stunde erwartet! und Sie lächeln nicht einmal!“

„Gewiß, Katime, meine kleine Schwester! Auch ich freue mich —“

„Aber nicht wie ich. O, mein Kalph, du meines Herzens Balsam, du meiner Augen Labial, weißt du denn nicht, wie ich —“

Sie stockt.

„Katime!“

Seine Stimme klingt gepreßt, kalt — auffallend kalt nach den überschwenglichen Worten des orientalischen Mädchens. Katime fährt zurück.

„Verzeihen Sie!“ murmelt sie beschämt. „Ich habe mich vergessen. Kommen Sie mit in jene Nische. Dort haben wir unvergessliche Stunden dort miteinander verplaudert. Mag es auch heute so sein!“

Schweigend folgt er ihr.

Doch sein Blick ruht nicht auf der graziosen Figur in schillernden Seidengewand, nicht auf dem schwarzen Vordelopp, nicht auf dem etwas zurückgewandten feinen Profil . . . Vor seinem geistigen Auge steht eine hohe schlanke Mädchen-gestalt mit kastanienbraunen, schlichten Flechten, ein stolzes edles Frauenbild, welches er liebt — liebt mit der ganzen Kraft seiner Seele . . .

Ohne ein Wort zu sprechen, läßt Katime sich in einen Sessel fallen und bedeutet Kalph, sich neben sie zu setzen.

Dann drückt sie auf eine silberne Glocke.

„Zigaretten und schwarzen Kaffee!“ befiehlt sie kurz dem lautlos herbeieilenden kleinen Diener.

Schon nach wenigen Minuten steht beides vor ihnen auf einem winzigen, kunstvoll ziselerten Tischchen.

„Hier! Bedienen Sie sich!“

Sie selbst steckt eine Zigarette zwischen die roten Lippen, legt sich weit in den Sessel zurück und bläst dicke Rauchwolken in die mit aromatischen Parfüms erfüllte Luft.

Schweigend sitzen die beiden einander gegenüber; keines findet den Mut, ein Gespräch zu beginnen.

Unter den langen Wimpern hervor beobachtet Katime den jungen Amerikaner scharf, während ihm die ganze Situation äußerst peinlich ist. Er hat die kleine stets wie ein halbes Kind angesehen, sich ihr gegenüber wie ein älterer Bruder gefühlt.

Und nun entpuppt sich auf einmal dieses Kind als Weib — als vollerblühtes Weib mit allen Empfindungen und Neigungen eines solchen . . .

Sein Blick fliegt hinüber zu ihr, wie sie, nachlässig zurückgelehrt, den feingeformten Arm mit den klirrenden Spangen ein wenig erhoben, grazios die Zigarette zum Munde führt.

Gewiß, es ist schön, dieses Mädchen! Wunderbar schön sogar! Und trotzdem fühlt Kalph sein Herz so ruhig schlagen, als säße er seinem Kompagnon gegenüber.

Plötzlich schleudert Katime ihre halb abgebrannte Zigarette auf den Boden. Sich ein wenig vorbeugend blickt sie dem jungen Manne voll ins Gesicht.

„Nun erzählen Sie mir von Ihren Plänen, Kalph!“
Leichte Röte steigt in seine Stirn.

„Von meinen Plänen, Katime?“

„Ja. Mein Vater teilte mir mit, daß Sie binnen kurzem Damaskus verlassen wollen.“

Er versucht zu lächeln. Doch der eigentümliche Glanz in den schwarzen Augen vor ihm verwirrt ihn.

„Ich werde in der Heimat oft an meine kleine Gespielin Katime denken,“ murmelt er gepreßt.

Hestig fährt sie empor.

„Das ist nicht wahr! Zwischen all Ihren fischblätigen Landsleuten werden Sie keine Zeit mehr finden, an die arme Katime zu denken — zwischen den blonden Amerikanerinnen, die sich von einer Zigarette mit Entsetzen ab-

wenden, die mich mit hochmütiger Verachtung behandeln würden. Sagen Sie nichts!" fährt sie erregt fort, als er eine abwehrende Handbewegung macht. "Ich weiß, es ist so!"

"Sie täuschen sich, Fatime!" Auch er beugt sich vor und ergreift die kleinen Finger, die nervös auf der goldglänzenden Tischplatte trommeln. "Ich werde die Stunden nicht vergessen, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte. Sie haben mir viel Vergnügen bereitet."

Mit einem Ruck befreit sie ihre Hand. "Vergnügen bereitet!" lacht sie schrill auf, indem sie sich in den Sessel zurückwirft und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Ralph blidt tief belümmert drein. Ihn reut, daß er zu diesem Mädchen nie von seiner Braut gesprochen.

"Fatime, liebes Schwesterchen —" beginnt er zögernd. Doch sie hört ihn nicht. Mit geschlossenen Augen liegt sie da, den Kopf an das leuchtend gelbe Seidenpolster gelehnt. In ihren langen Wimpern schimmern Tränen.

Die ganze brüderliche Zärtlichkeit, die er für das schöne Kind da an seiner Seite empfunden, wacht noch einmal in ihm auf.

"Mein Liebling!" flüstert er, sanft über die seidenweichen Haare des unglücklichen Mädchens streichend. "Weinen Sie nicht! Ich kann Ihre Tränen nicht sehen —"

"So haben Sie mich doch ein bißchen lieb?"

Während einfach und doch voll unendlicher Innigkeit kommen die Worte von ihren Lippen.

"Gewiß, sehr lieb."

"So bleiben Sie hier!"

"Es geht nicht, Fatime."

"Warum nicht?"

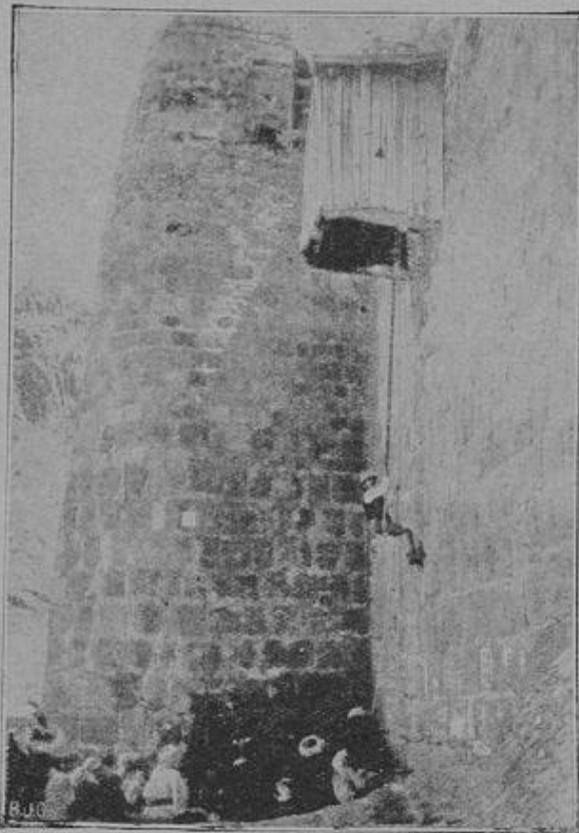
"Weil —"

"Nun?"

"Weil ich — drüben in Amerika eine — Braut habe!"

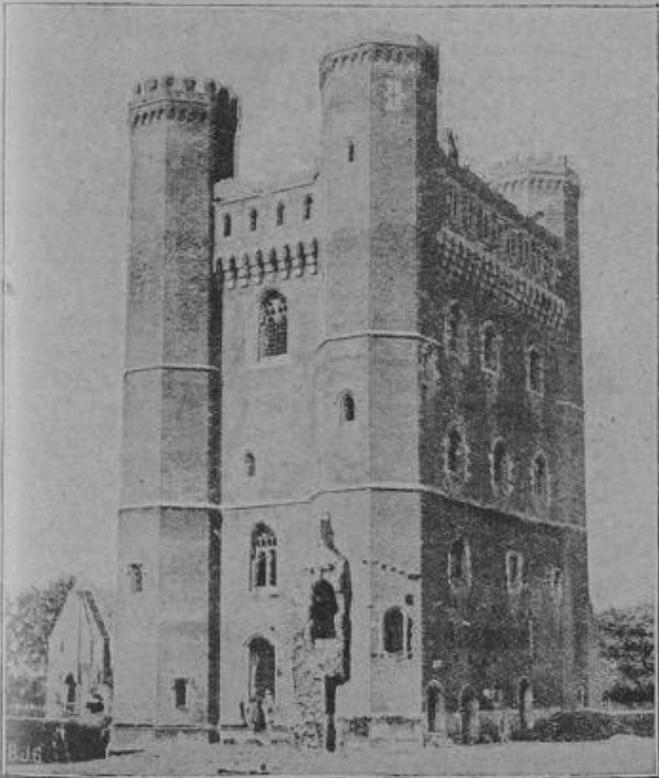
"Gah —!"

Nur ein einziger Schrei entringt sich ihren Lippen; aber dieser Laut drückt ihre ganze Qual, ihre ganze Verzweiflung aus.



Der Fahrstuhl des St. Katharina-Klosters auf dem Berge Sinai.

Der Eintritt zum Katharina-Kloster auf dem Berge Sinai kann nur durch einen primitiven Fahrstuhl geschehen; die Besucher werden an einem Strick emporgezogen.



Ein nach Amerika verkauftes englisches Schloß.

Ein amerikanischer Krösus hat das im Jahre 1426 erbaute Tattershall Castle in Lincolnshire erworben. Es wird abgerissen, jeder Ziegel und jedes Stück Holz nummeriert, fein säuberlich verpackt und nach Amerika transportiert. Dort soll das Schloß in seiner ursprünglichen Form wieder aufgebaut werden.

Mit der Geschmeidigkeit einer Kage springt sie zu der an silberner Kette von der Zimmerdecke herabhängenden Ampel. Im Nu hat sie den lichtdämpfenden blauen Gaze-schleier herabgerissen.

Blendendes Licht ergießt sich über den ganzen Raum.

"Wiederholen Sie Ihre Worte, Ralph Donald!"

Ihre Stimme klingt unnatürlich ruhig. Und doch fühlt er, daß unter dieser scheinbaren Ruhe sich ungezähmte Wildheit verbirgt.

Unwillkürlich erbebt er unter ihrem starren Blick, der sich an den seinen heftet, wie der Blick einer Schlange. Eine Ahnung davon dämmert in ihm auf, daß die Seele dieses kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchens Abgründe birgt, daß ein Vulkan unter der glatten Oberfläche ihres kindlichen Wesens glüht, der Tod und Verderben bringen kann. Trotzdem wiederholt er fest:

"Ich bin verlobt, Fatime."

"Zeit wie lange?"

"Zeit drei Jahren."

"Mit wem?"

"Mit einer Amerikanerin."

"Und Sie lieben Ihre Braut?"

"Von ganzem Herzen."

"Und werden sie natürlich heiraten, diese langweilige Amerikanerin mit den wasserblauen Augen und den Sommersprossen in dem milchweißen Gesicht! Diese Wachs-puppe — — Ha, das sind meines Vaters Schritte!" unterbricht sie sich plötzlich. Kein Wort von dem, worüber wir soeben sprachen!"

Hastig fährt sie sich mit dem Taschentuch über die Augen. Dann eilt sie dem Vater entgegen.

Ihr Gesicht sieht vollkommen gefaßt aus. Dennoch bemerkt Omar an der Röte ihrer Lider, daß sie geweint hat.

Er ahnt alles.

"Ist Ralph Donald da?" fragt er finster.

"Ja, mein Vater. Im kleinen Empfangsalon."

"Ich muß ihn sogleich sprechen."

„Warum, mein Vater? Kommst du von der P. J. M.“
 „Pst! Nicht so laut!“ Der Syrer legt den Finger an den Mund. „Die Wände haben oftmals Ohren . . . Ah, Donald, da sind Sie ja? Begleiten Sie mich, bitte, in mein Zimmer! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.“
 Schweigend nickt Ralph Zustimmung und verläßt nach einer tiefen Verbeugung vor dem jungen Mädchen mit Omar den Salon.

Einige Augenblicke starrt Fatime den beiden bewegungslos nach.

Dann wirft sie sich auf einen Diban und weint — weint heiße, bittere Tränen — die bittersten ihres ganzen jungen Lebens . . .

3.

Ohne ein Wort zu sprechen, schreitet Omar seinem jungen Gast voran durch die Flucht der Gemächer.

In seinem Arbeitszimmer angekommen, zieht er sofort die Glocke.

Ein Diener bringt Opiumstiefeln und eine Spirituslampe und zieht sich geräuschlos wieder zurück.

„Hier, mein junger Freund!“

Abwehrend hebt Ralph die Hand.

„Ich habe genug Opium für heute!“

„Nicht doch! Ein paar Züge — und Sie werden eher imstande sein, die Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, ruhigen Blutes zu erwägen.“

Forschend blickt Ralph den andern an. Noch sind seine Nerven erregt von seiner Unterredung mit Fatime, von der unliebsamen Entdeckung ihrer Neigung zu ihm. Er denkt an den beruhigenden Einfluß des Opiums, an die rosigen Traumgebilde, die sein Gemüß heraufzaubert — und er widersteht nicht länger.

Er stoßt eine Pfeife und tut ein paar kräftige Züge.

„So, jetzt ist's genug!“ läßt sich gleich darauf die Stimme des Syrer's vernehmen. „Fort mit dem Opium!“



General Boreas Ricci, der neue Gouverneur von Tripolis. Die Italiener beginnen schon in Tripolis für die allgemeine Verwaltung zu sorgen. Als Gouverneur hat man dem Lande zunächst einen General übergeordnet, der als tatkräftig und beliebt bekannt ist.



Der Krieg im Mittelmeer.

Ein von den Italienern gefapertes Munitionsschiff im Hafen von Neapel.

Die im Mittelmeer kreuzenden italienischen Kriegsschiffe sind eifrig darauf bedacht, den Tripolitanern die Zufuhr von Lebensmitteln und Munition auf dem Wasserwege abzuschneiden. Verschiedentlich ist es ihnen bereits gelungen, türkische Munitionsschiffe zu kapern.

Ralph legt die Pfeife weg, während Omar mit langen Schritten das Zimmer durchmisst. Sein Gesicht ist aschfahl.

„Nichts beruhigt das sieberhafte Klopfen meines Herzens derart wie das Opium,“ murmelte er halb für sich. „Ohne seinen stärkeren Einfluß würde ich nie imstande sein, das zur Ausführung zu bringen, was ich mir jetzt vorgenommen habe.“

Der Syrer zieht einen niedrigen Schemel heran und bedeutet Ralph, sich neben ihn zu setzen.

„Ich unterbrach soeben eine Unterredung zwischen Ihnen und meiner Tochter?“ beginnt er, den jungen Mann scharf fixierend.

„Ja.“

„Eine angenehme Unterredung?“

„Das könnte ich nicht behaupten.“

„Aber Sie sind nicht im Unfrieden auseinander gegangen?“

„Nein.“

„Gut. Mehr wollte ich nicht wissen. . . . Nun zu etwas anderem! Sie entsinnen sich doch noch, daß Sie Mitglied der „P. J. M.“ sind?“

„Leider.“

„Und daß ich heute abend Ihr Fernbleiben entschuldigen wollte?“

„Gewiß.“

„Nun wohl! Ihr Nichterscheinen heute ist verziehen. Die Zusammenkunft war kurz, aber wichtig. Ein Mitglied der „P. J. M.“, ein Christ, der Lechändler Assad Emir aus Beirut, der sich zu andern über die Satzungen der Verbindung lustig gemacht hat, wird von derselben mit dem Tode bestraft.“

„Mein Gott!“

Ralph ist sehr bleich geworden.

„Assad Emir weilt augenblicklich in Palmyra!“ fährt Omar fort. „Heute abend wurde das Los gezogen, wer ihn ermorden soll. Das Los traf Sie, Ralph Donald.“

Entsetzt springt Ralph empor. Dann lacht er etwas unsicher auf.

„Wozu solche Späße! Ich — einen Menschen töten? Einen Christen?“

„Ich scherze nicht,“ erwidert der Syrer halblaut und doch mit unheimlich deutlicher Stimme. „Wenn Assad Emir von heute ab in einer Woche noch unter den Lebenden weilt, ist Ihr eigenes Leben der „P. J. M.“ verfallen, Ralph Donald!“

Ralph beginnt sich unbehaglich zu fühlen. Im ersten Augenblick erschien ihm die Botschaft des Syrers nur wie ein Schreckgespenst. Doch nach und nach faßt er den tieferen Sinn derselben. Er ist Mitglied der P. J. M., der gefährlichsten aller mohammedischen Verbindungen. Ein Hauptparagraph in den Statuten lautet, daß jeder Beschluß, den die Verbindung faßt, unwiderprüflich zur Ausführung gelangen muß. Und nun verlangt die P. J. M., er solle den Tschändler Assad Emir binnen einer Woche ermorden — kalten Blutes, wohlüberlegt. —

Ralph verkennet nicht das überaus Gefährliche seiner Lage. Wenn er sofort Damaskus verläßt, wird ihm ein Mitglied der P. J. M. folgen. Sein Leben schwebt also beständig in Gefahr. Mein Gott, was tun? Was tun? . . .

Der Syrer beobachtet ihn aufmerksam.

„Zweifellos wird morgen früh bereits eines der bekannten sechseckigen Briefchen bei Ihnen eintreffen, Donald. Wahrlich, wir waren beide wahnjüchtig, als wir dieser unglückseligen Verbindung beitraten!“

Beide Männer schweigen eine Weile — jeder mit seinen unliebsamen Gedanken beschäftigt.

Mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken, so schreitet Ralph ruhelos im Zimmer auf und ab.

„Ich werde mich unter den Schutz des amerikanischen Konsuls stellen!“ ruft er plötzlich erregt. „Er wird nicht zugeben, daß —“

Eine abwehrende Bewegung des Syrers läßt ihn innehalten.

„Pah! Schutz des amerikanischen Konsuls! Was will das sagen! Zwei Diener des Konsuls sind selbst Mitglied der P. J. M.! Sie müssen sich schon an den Gedanken gewöhnen, mein junger Freund, daß Ihr Leben verpfändet ist, sobald Sie dem Befehl der P. J. M. nicht folgen. Die Verbindung hat alle Mittel zur Hand — Dolch, Gift, Folter!“

Ralph atmet schwer. Er ist jung, er ist gesund, er hat dabei eine heißgeliebte Braut. Kosig liegt die Zukunft vor ihm . . .

Und dies alles soll nun für immer vorbei sein? . . . Omar ist nicht weniger erregt, als sein junger Freund. Nur, daß seine Erregung etwas Triumphrendes hat, etwas, das ihn belebt, erfrischt, ja fast verjüngt.

„Donald!“ beginnt er ernst, fast feierlich, indem er dicht vor Ralph hinstirrt. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen.“

Beide lassen sich auf einen Divan nieder. Anstatt der Opiumpfeife reicht Omar seinem Gefährten jetzt die Zigarettenschachtel.

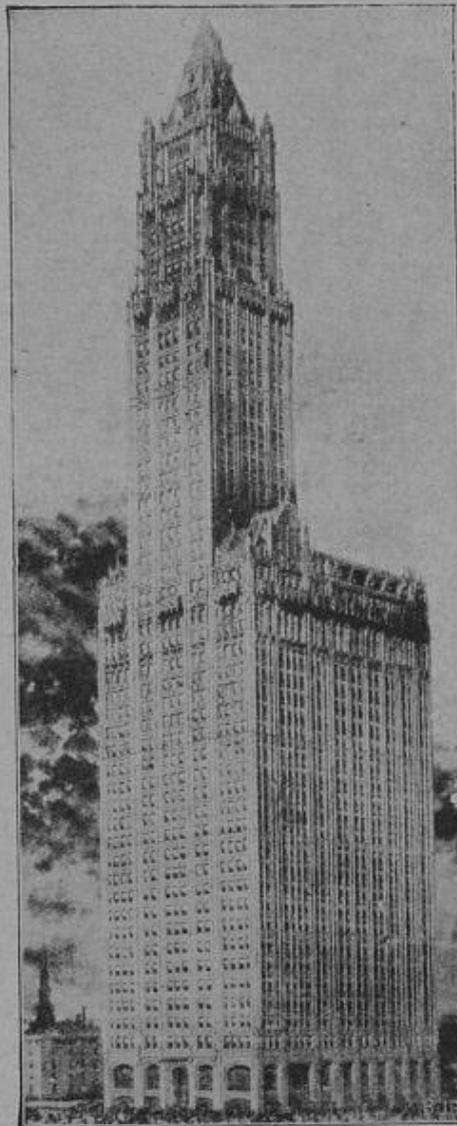
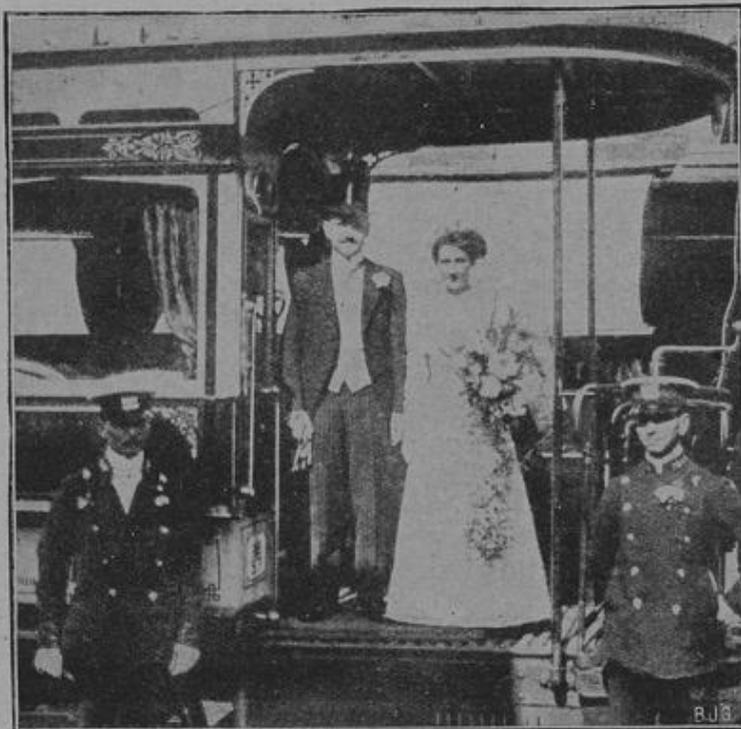
(Fortsetzung folgt.)

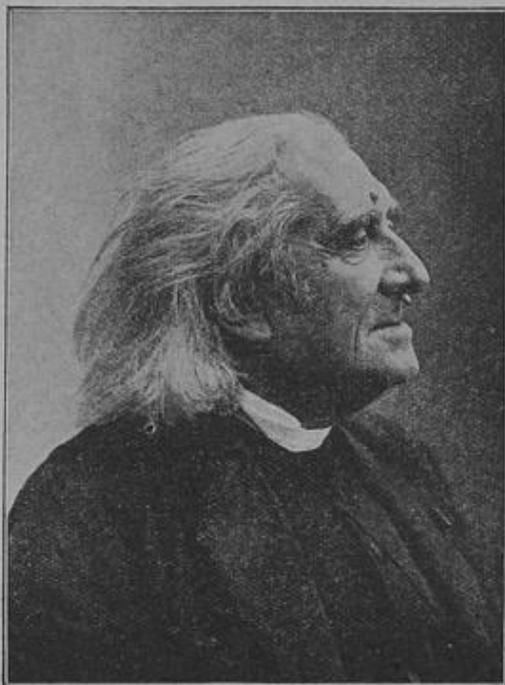
Das höchste Haus der Welt.

Die Amerikaner können sich in Newyork nicht genug tun in der Errichtung von Häusern mit einer schwindelerregenden Zahl von Stockwerken. So hat erst neuerdings ein Baumeister mit Namen Beelworth einen Wolkenkratzer mit 55 Stockwerken aufgesetzt. Natürlich muß ein solcher Riesenbau außerordentlich schwer fundamementiert werden, wenn er nicht bei irgend einer Gelegenheit aus den Fundamenten weichen und aus den Augen gehen soll.

Straßenbahnwagen als Hochzeitsgefährt.

In London ist die Straßenbahn dem Zuge der Zeit in einer Weise entgegengelommen, wie man es wohl kaum erwarten sollte. Da die Entfernungen in der Metropolenstadt sehr groß sind und das Fahren in einer Reihe von Wagen den Hochzeitsgästen, die es selbst bezahlen müssen, recht teuer wird, ist die Straßenbahn dazu übergegangen, besondere Wagen für Hochzeitsgesellschaften einzustellen, die auf Bestellung zur Verfügung stehen und die dem feierlichen Zweck entsprechend eingerichtet sind.





Franz Liszt.

(22. Oktober 1811 — 31. Juli 1886.)

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von Erwin Tschusen.

Am 22. Oktober 1811 wurde auf dem Gut Raiding in Oberösterreich dem Verwalter Liszt ein Söhnlein geboren, ein schwächliches Kind, das den Namen Franz erhielt. Ein Komet hatte in der Nacht der Geburt hell geleuchtet, der große Komet des Jahres 1811! Und wie dieses Kometen Ruhm das Jahrhundert überstrahlt hat, so hat auch des Kindes Ruhm die Zeit überdauert, und er wird nicht so schnell erbleichen. Denn aus ihm ward ein Großer im Reiche der Töne, dessen Name mit der Schöpfung der neu-deutschen Musik und zugleich mit dem Werke und dem Leben Richard Wagners auf das engste verbunden ist.

Liszt's Leben ist ein Roman gewesen; ein rührender, ergreifender, spannender Roman, dem es nicht an überraschenden dramatischen Situationen, nicht an tragischen Vorfällen, nicht an lyrischen Intermezzi gefehlt hat. Und als wirksam, stimmungsbildendes, episches Moment liegt diesem Roman immer zugrunde der weiche, unjaqbar, fast sträglich gütige, aber für die neue musikalische Theorie mit rastloser Energie eintretende, große Charakter.

Das Danaergeschenk des Talents führte den 9jähr. Knaben an der Hand des Vaters in Wien zu seinen ersten Erfolgen, machte ihn zugleich zum Diener des wankelmütigen, oft schmeichlerisch erhebenden, oft bitter erniedrigenden, immer egoistischen, subjektiven Publikums. Mit sechzehn Jahren war Liszt schon der Hässelshans der Damen der großen Welt, der Pariser Salons. Und seit diesen Tagen auf sein eigenes Wollen und Können gestellt, verliert er sich, wie sein sterbender Vater das vorausahnte, ob einer unglücklichen Liebe im Strudel des Genusses. Aber sein Talent erwies seine Echtheit: Als neuer Mensch und als neuer Künstler taucht er aus dem Meere auf, in dem schwächere Charaktere und Wunderkinder, die Drossel erzeugte, schmählich versinken.

Jahre des Virtuositums führen den kaum zwanzigjährigen durch Europa. Siegeszug folgt auf Siegeszug. Seine alle Vorgänger und Mitstreibenden überflügelnde Technik gestattet ihm, vom Aleben an dem Mechanischen weg, zu einer gänzlich unerhörten, selbständigen Art des Vortrages überzugehen, die Kompositionen nach ihrem geistigen Gehalt, wie er ihn zu erkennen glaubt, zu interpretieren. Zugleich dauern die leidenschaftlichen Kämpfe um Sinn und Seelenfrieden fort, die, immer sich erneuernd, hinüberreichen in die große Schaffenszeit zu Weimar, die Zeit der Begründung der „Neudeutschen Schule“, und die darüber hinaus auf lange Zeit seine Wege bestimmen. Wenn wir den Menschen betrachten, dem das Leben es zuerst verweigert hatte, seine Sehnsucht nach dem Priesterstande zu verwirk-

lichen, und wenn wir dann sehen, wie ihn das Schicksal durch die Eugen eines Verhältnisses zur Gräfin d'Agoult und zur Fürstin Wittgenstein zu spät in diesen Hafen seiner Kindheitswünsche einlaufen läßt, so können wir am ehesten ermessen, welche Höhen und Tiefen die tragische Verknüpfung der Umstände die Seele Liszt's in Glück und Schmerz hat durchkämpfen lassen.

Es ist fast unmöglich, auch nur anzudeuten, wo Liszt's Wirken und Schaffen sich vollzog. Wien, Paris, Weimar, Rom, Pest konnte er seine Heimat nennen. Aber an vielen anderen Orten war er ebenfalls für kürzere oder längere Zeit heimisch; so in Genf, in Mailand, auf Nonnenwerth. Und wer zählt die Städte auf, in die ihn ein kürzerer Aufenthalt, eine Badereise, ein Konzert hingeführt, wo er seine Triumphe gefeiert hat? Auch im Rheinland, in Aachen und Köln, ist er als siegreicher Virtuose und Dirigent tätig gewesen. Bonn verdankt seiner Anregung und seiner Freigebigkeit das Beethoven-Denkmal. Von Madrid und London bis nach St. Petersburg, Moskau und Konstantinopel erstreden sich seine Reisen. Seine Erfolge vervielfältigten sich in denen seiner Schüler, seiner Freunde und Verehrer. Berühmte Namen, wie Hans v. Bülow, dann Richard Wagner waren ihm durch Familienbände verknüpft; Cosima die letzte Ueberlebende aus Wagners Glanzzeit, ist ja Liszt's Tochter.

Liszt's Kompositionen ihrem Gehalt nach aufzuzählen, bedürfte es eines langen Werkes. Er hat außer symphonischen Dichtungen, Oratorien, Messen Chöre, sowie weltliche und geistliche Lieder geschrieben. Auch als Musikkritiker ist er aufgetreten; so verdanken wir ihm zum Beispiel eine mit französischer Eleganz und deutscher Gründlichkeit verfaßte Abhandlung über seinen Pariser Genossen, den berühmten Komponisten Chopin.

Es ist nicht verwunderlich, daß der Name Liszt, der als ausübender Künstler, als Dirigent und als fruchtbarer Komponist aufgetreten ist, lange Jahre hindurch in aller Munde war; daß einige Reider gegen ihn scharf zu machen suchten. Auch scheint es fast selbstverständlich, daß eine solche Proteusnatur in künstlerischen Dingen Opponenten fand, die aus ihrer ganzen Kunstanschauung heraus ihn nicht begriffen und also nicht mit ihm gehen konnten. Nur das kann uns wunder nehmen, daß es Liszt's Persönlichkeit stets gelang, da seine Gegner völlig aus dem Felde zu schlagen, wo er selbst auftrat; wo man ihn kennen lernte als den hingebendsten Diener seiner Kunst, als einen aus dem tiefsten Drang seines Herzens und aus innerster Ueberzeugung heraus nach seinem Ideal strebenden Künstler, als einen Menschen von gewandter, aber auch echter Lebenswürdigkeit, Weichheit und Milde; ja als einen wahren Ehrenmann, obwohl ihn seine Gutherzigkeit und auch das Gefühl der Vereinsamung in so manches Verhältnis hineingezogen hat, das ihn später selbst anästhierte und beugte. Seine ganz außerordentliche Wohlthätigkeit, die er in der Dessenlichkeit und im Geheimen überall da bewies, wo er hinkam, kann uns doppelt und dreifach mit dem ausöhnen, was uns in seinem Leben als verfehlt erscheinen muß. „Alle menschlichen Gebrechen“, so hat Goethe, „fühnen keine Menschlichkeit.“

Liszt ist in Bayreuth gestorben. Und man darf wohl dem bitterem Urteil recht geben, das sein neuester Biograph *) auf Grund eingehendster Studien fällt; er ist dort gestorben als ein Opfer für die Sache, der er von Anfang an aedient hatte. Die schwierige Lage, in der sich Bayreuth unmittelbar nach Wagners Tode befand, hat der arbeits, erkrankte Mann unter Aufbietung seiner letzten Kräfte überwinden helfen. Der Pflege seiner besten Freunde erzogen, einem fremden Arzte übergeben, aus seinen alten Gewohnheiten herausgerissen, ungeschont und den Ueberanstrengungen der Feststadt als repräsentativste Persönlichkeit durch ein der Tochter gegebene Verbrechen, wie Liszt selbst es auslegte, unweigerlich verpflichtet, ist er dem Tode verfallen, im 75. Jahre seines tatentrichen Lebens.

So findet dieser Lebensroman einen tragischen Abschluß. Aber das Fazit, aus ihm gezogen, ist doch erhebend. Nicht umsonst hat Liszt ein halbes Jahrhundert lang für seine Kunst gewirkt; und nicht nur in seinen Stiftungen für Künstler, sondern auch in seinen Werken, ja in der Tendenz seines Strebens lebt er fort. Besonders der, dem die Konsequenz seines inneren Erlebens einmal bekannt geworden ist, wird der Sympathie sich nicht entschlagen können; einer Sympathie, die sich um so mehr zu Liszt hingezogen fühlt, da sie auch in seiner feinen, edlen, träumerischen Gestalt einen vornehmen, gütigen Menschen wiederfindet.

*) Dr. S. Rapp: Franz Liszt. 3. Auflage. Berlin 1911.

Apfelkuchen.

Humoreske von Otto Rudolf.

(Nachdruck verboten.)

Es war mir sonst nicht unangenehm, wenn Onkel Fritz seinen Besuch anmeldete, denn es gab immer ein paar urfidelle Tage, und beim Abschied blieben auch meist einige Doppelsüßche in meinen Händen, die sich einer besonders entgegenkommenden Aufnahme meinerseits zu erfreuen hatten und gewöhnlich einem tiefgefühlten Bedürfnis abhalfen. Zweimal im Jahre pflegte er einen Abstecher nach Berlin zu machen. Zu Hause, auf seinem Gute, lebte er beinahe einsiedlerisch und liebte es fast, den Sonderling zu spielen. Natürlich war er unverheiratet und hielt das für ein großes Glück. „Siehst du, Junge,“ sagte er, „Reisen und nach dem eigenen Willen ausgehen und heimkommen, das alles geht, wenn man Junggefelle ist.“

Wie gesagt, sein Besuch kam mir sonst immer gelegen, aber als mir diesmal eine Depesche meldete: Eintreffen heute abend sechs Uhr Stettiner Bahnhof, erwarte mich — da muß ich gesehen, daß ich in höchst verwerflicher Gesinnung den Bruder meiner Mutter dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Und das hatte folgenden Grund.

Seit vier Wochen war ich verliebt, bis über die Ohren verliebt. Sie wohnte mir gegenüber, von Fenster zu Fenster hatte sich unsere Bekanntschaft angeknüpft. Es gab seitdem für mich keine Engel, keine Elfen und ähnliche Wesen mehr, die von sagenhafter Schönheit sein sollen — Tonis Augen, Tonis Mund, Tonis blondes Haar hatten nicht ihresgleichen auf Erden. Wir verstanden uns bald, aber nur durch vorsichtige Zeichen konnten wir die ersten Grüsse unserer Herzen vermitteln, denn zur Wächterin ihrer Tugend war eine Tante bestellt, deren Luchsaugen die ganze Straße beherrschten. Aber alle Tanten hätten uns auf die Dauer nicht trennen können. Eines Tages war ihr Toni doch entschlüpft, und in einer lauschig dunkeln Nische einer vereinsamten Konditorei schwuren wir uns über einem Stück Apfelkuchen mit Schlagjahne ewige Treue. Dann hüschte sie schnell davon.

„Bezahlen Sie den Apfelkuchen für das Fräulein mit?“ fragte der Konditor.

„Selbstverständlich!“ antwortete ich voll Entrüstung. Und nach dieser ersten Präliminarzene sollte heute abend, wo sie wiederum den Argusaugen der Tante zu entfliehen hoffte, das Weitere stipuliert werden. Das war sehr notwendig, denn dem Sonnenschein unserer jungen Liebe drohte der erste Regenschauer. Ich mußte auf ein halbes Jahr, auf ein langes, endloses halbes Jahr fort aus Berlin und schon morgen abreißen! Da galt es, Abschied nehmen und die Wege verabreden, auf denen wir während der „Zeit der Prüfung“ wenigstens brieflich miteinander verkehren konnten.

Und zu alledem mußte nun auch noch Onkel Fritz dazwischenkommen!

Das half nun nichts. Abholen mußte ich ihn von der Bahn, und dann hieß es, ihn auf ein paar Stunden irgendwo verjagen und zum letzten Stelldichein eilen.

Und so machte ich's. Onkel Fritz war zwar etwas unwirsch, aber nolens volens fügte er sich und nahm mir nur das Versprechen ab, nach Abwicklung des unaufschiebbaren Geschäftes, von dem ich ihm vorstunberte, zu Dressel zu kommen.

Ah, es sollte nur zu bald geschehen. Die Tante, die fürchterliche Tante! Nur einen flüchtigen Händedruck ergatterte ich und ein kleines Kuvert. Aber was für ein Glück barg dieses Kuvert! Tonis Bild war darin, auf dessen Rückseite die Worte standen: Auf ewig dein! E. B. postlagernd Postamt 16.

Nun hatte ich die Treue schriftlich und wußte, wohin ich meine glühenden Liebesbriefe richten durfte.

„Junge,“ sagte Onkel Fritz, als wir beim Rheinwein saßen, „du machst ja ein Gesicht, als wäre dir dein ganzer Weizen verpagelt. Was ist denn los?“

Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Arglos erzählte ich mein süßes Geheimnis, und frohlockend zeigte ich das Bild.

„Um, nicht übel, wirklich nicht übel,“ sagte Onkel Fritz. „Wie alt ist sie denn?“

„Siebzehn Jahr.“

„Und du bist zwanzig. Kleiner, ehe du ans Heiraten denken kannst, kann sie schon Großmutter sein. Und so ein junges Ding braucht einen gesetzten Mann, wenn's schon bald sein soll, und keinen Sprunginsfeld. Schlag dir man die Dummheit aus dem Kopf.“

So konnte nur ein hartgesottener Junggefelle sprechen. „Onkel,“ sagte ich, „du ahnst nicht, daß die Liebe alles überwindet. Die paar Jahre werden vergehen — wenn ich nur erst wieder hier bin, dann soll uns nichts, nichts mehr trennen.“

„Na ja, ich kann mir's ja denken. So sagen sie alle. Apropos, wie heißt sie denn eigentlich?“

„Toni Zander.“

„Und sie wohnt dir gegenüber?“

„Gerade gegenüber. Und wenn ich morgen früh in die Droshke steige, werde ich den letzten Gruß von ihr erhalten.“

„Na, dann viel Glück!“

Noch ein Weilchen zechten wir, aber es dauerte nicht so lange wie sonst. Onkel Fritz war merkwürdig nachdenklich, und ich war auch nicht bei der Sache und froh, wie ich nach Hause schlüpfen konnte.

Ich war in München, meinem Bestimmungsort, angekommen und litt unter qualvoller Sehnsucht. Für Tonis Bild hatte ich einen Rahmen gekauft, und so stand die Geliebte auf meinem Schreibtisch immer vor meinen Augen. Natürlich schrieb ich ihr glühende Briefe, eilten immer länger und immer heißer als den andern. Und wie wartete ich auf Antwort! Wenn der Briefträger ins Haus kam, so sprang ich ihm schon die Treppe hinunter entgegen. Aber es verging ein Tag nach dem andern, und es beschlich mich eine bange Sorge, ob die unselige Tante unser Geheimnis nicht entdeckt hatte.

Da, gerade nach einer Woche, traf ein dicker, eingeschriebener Brief aus Berlin ein. Mit blasser Verwunderung erkannte ich an der Adresse Onkel Fritzens lapidare Stellschrift. Ich öffnete und las — es war eigentlich kein Lesen — folgendes:

„Lieber Junge!“

Zeige dir hier meine Verlobung mit Fräulein Toni Zander an. Nicht wahr, das ist das Beste für dich, für sie und namentlich für mich?“

Du hast für deine zukünftige Tante einmal ein Stück Apfelkuchen mit Schlagjahne bezahlt. Sie revanchiert sich dafür mit beiliegendem Hundertmarkschein. Du weißt doch schon, wo das wofür ist? Na, dann geh' hin und weihe uns einen tüchtigen Schoppen! Dein Onkel Fritz.

P. S. Deine Briefe folgen auch zurück. Sie sind fürchtbar diskret behandelt, keine Zeile ist gelesen. Hebe sie auf. Solche Dinge kann man immer mal wieder verwerten.“

Ich sehe, wie in einem Spiegel.

Ich sehe, wie in einem Spiegel
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst von mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarq mein eignes Ich.
Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgeheilt.
So wie durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet,
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

Die Welten dreh'n sich all um Liebe,
Lieb ist ihr Leben und ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnot.
Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.
Ich spreche still zur Blum im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gibst mir Lust, du gibst mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe dein!

Friedrich Rückert.

Zur Unterhaltung.

Humor.

— Frage und Antwort. Hauptmann: „Sie, Infanterist Kriegshuber, was werden Sie tun, wenn Sie in einem Gefecht ins Bein geschossen werden?“ — Kriegshuber: „No, umfalle wer i, Herr Hauptmann!“

— Unsere Kinder. „Na, hast du die Schokolade mit deinem kleinen Brüderchen geteilt?“ fragt eine gute Tante ihren sechsjährigen Nefen Max. „Ja wohl, Tante,“ antwortete der verschmitzt; „ich aß die Schokolade und gab Fritz das Papier mit den schönen Bildern. Weißt du, Fritz hat die Bilder so gern!“

— Was ein Hätchen werden will . . . Ein Junge weint heftig, weil er einen Zaler verloren hat, für den er etwas einkaufen sollte. Eine vorübergehende Dame erbarmte sich seiner und schenkte ihm einen anderen Zaler. Daraufhin brüllt er noch lauter. Natürlich ist die Dame sehr erstaunt und fragt: „Aber Junge, warum weinst du denn jetzt noch mehr?“ — „Ach,“ sagte der, „wenn ich nun den einen Zaler nicht verloren hätte, dann hätte ich jetzt zwei!“

— Ein Ueberlegener. Drei Wigbolde begegnen einem alten Schnorrer. „Guten Morgen, Vater Abraham!“ rief der erste. — „Guten Morgen, Vater Jsaak!“ rief der zweite.

— „Guten Morgen, Vater Jakob!“ rief der dritte. — „Sie irren sich, meine Herren,“ sagte der Schnorrer trocken, „seh' ich aus, als ob ich wär' der Abraham oder der Jsaak oder der Jakob? — Der Saul bin ich, der is ausgegangen, zu suchen die Esel von seinem Vater und, Glück über Glück, ich hab' se gefunden, alle drei!“

— Die scharfen Augen. A.: „Sch'n Sie mal, droben auf dem Turmknopf sitzt eine Fliege.“ — B.: „Ach ja! Die gähnt ja eben und hat einen hohlen Zahn im Mund!“

Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schönes Frisur. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Bfg. Überall zu haben.

Rätsellecke.

Begierbild.



Wo ist der zweite Pirat?

Logogriph.

Ein Wundervogel, dem der Kopf genommen,
Hat über Nacht die Blumen mir gemordet,
Dann muß er noch dem Meister Böttcher frommen
Und hat ihm Häßer und Geschirr umbordet.
Drauf wieder mit Juwelen reich geschmückt,
Hab' ich an schuen Armen ihn erblickt.

Kettenrätsel.

Aus folgenden 20 Silben sind 20 zweisilbige Hauptwörter und aus diesen eine Kette zu bilden: berg, bod, burg, dau, feld, klee, land, lin, mar, men, mer, mer, schloß, stein, tor, tor, tur, vogt, voll, wart.

Rätsel.

In Büchern und Akten da bin ich zu Haus,
Bei Menschen such' immer die rechte dir aus.

Charade.

- 1 Fast bleibt der steh'n, wo er nur einmal steht,
- 2 Indes der immer wieder weitergeht.
- 1 2 Ganz aber, ob die Sonne scheint, ob's regnet oder blüht,
Bleibt dieser sitzen da, wo er nur einmal sitzt.

Scherzrätsel.

Welch' Panier läßt sich nicht tragen?
Welcher Pfeffer sich nicht nagen?
Welcher Fuß hat Kopf und Magen?

Auflösungen in der nächsten Nummer.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Buchstaben - Rätsel: Zwischen a l t s vor h an g.

Anagramm: Schemel, Schelme.

Rösselsprung:

Laß meinen Weg mich wandern,
Und geh' den deinen du,
Dich zieht es zu den andern,
Ich sehne mich nach Ruh'!
Dich hält die Welt gefangen
Mit ihrem bunten Spiel,
Ich fühle nur ein Bangen
Nach meinem Reiseziel.

Zahlenrätsel: Languedoc, Adelong, Nagel, Gondel, Anna, Gloge, Degen, Olga, Cancan.

Arithmetische Aufgabe: 12 Männer, 8 Frauen, 10 Kinder.

Begierbild: Bild nach rechts drehen; der gesuchte Mime ist am Boden versteckt.

Scherzrätsel: 1. Baden, Erlangen, Essen Gießen, Leiden, Münden, Siegen. 2. Pest—Dsen. 3. Die Republik Polen. 4. Gottfried von Bouillon. 5. Leheran.

Redaktion: Erwin Thysen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 44.

Sonntag, 29. Oktober.

Jahrgang 1911.

Gesühnte Schuld.

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friejen.

(Nachdruck verboten.)

„So mein Freund!“
Der Syrer bläst ein paar mächtige Wolken in die Luft. „Ich habe die Absicht, Ihnen ein Dienst zu erweisen. Doch glauben Sie nicht, daß es ohne besonderen Zweck geschieht. Ich bin zu sehr Geschäftsmann, um irgend etwas ohne geschäftliche Interessen zu tun. Ich bin eigentlich schuld an Ihrer jetzigen verfluchten Lage; denn ich habe Sie in den Opiumsalon eingeführt. Dort lernten Sie Mitglieder der P. J. M. kennen, und die P. J. M. scheint jetzt Ihr Verhängnis werden zu sollen.“

„Ich hätte den Opiumsalon auch ohne Ihre Vermittlung gefunden,“ fällt Ralph abwehrend ein. „Die Vorliebe für Kartotika liegt in unserer Familie.“

„Unfinn, Donald! Diese Vererbungstheorien sind Blödsinn. Das Leben eines jeden Menschen ist in seine Hand gegeben. Ein starker Charakter wird solche Schwächen leicht bezwingen.“

Omar steht auf und schiebt einen Stuhl in seiner Nähe energisch zurück. Er hält es nicht der Mühe wert, in einem so wichtigen Augenblick sich noch länger mit Vererbungstheorien und derlei Faren zu beschäftigen.

„Ich habe Sie gern, mein junger Freund,“ sagt er dann fast herzlich. „Nicht nur, weil Sie mir persönlich gefallen, sondern — ich will gleich auf mein Ziel lossteuern — weil Sie die Neigung meiner Tochter gewonnen haben.“
Ralph schreckt zurück. Diese Wendung hat er nicht erwartet.

„Ich liebe meine Tochter über alles,“ fährt Omar lebhaft fort. „Sie ist ein Teil von mir — der bessere Teil. Doch davon später! . . . Wie Sie wissen, besuchte ich heute die Versammlung der P. J. M. Man kennt mich dort als ein pflichtgetreues Mitglied und nahm meine Entschuldigung für Ihr heutiges Fernbleiben gnädig auf. Die Diskussion drehte sich um den Teehändler Assad Emir, welcher der P. J. M. schon lange ein Dorn im Auge war. Dazu kommt noch, daß er ein Christ ist. Sie wissen, die Muselmänner hassen die Christen. Das geheime Gericht der P. J. M. beschloß den Tod Assad Emirs. Das Loß, ihn zu ermorden, traf Sie. Ob es Zufall war oder Absicht, weiß ich nicht. Jedenfalls sieht man auch Sie dort nicht mit allzu günstigen Blicken an, Ralph Donald. Hören Sie mir auch gut zu?“

Die Weltuhr in Greenwich.

In einem einfachen ehemaligen Ausgang der Sternwarte in Greenwich befindet sich eine Uhr, die regelmäßig nach den neuesten astronomischen Messungen der Sternwarte reguliert wird und die also aufs genaueste die wirkliche Zeit anzeigt. Da Greenwich gerade unter dem Null-Meridian liegt, so stimmt die Zeitangabe der Uhr, die sogen. Ortszeit, mit der astronomischen Zeit überein,



während die Zeitangaben der Uhren anderer Orte nicht die astronomische Zeit, sondern eine von ihr verschiedene Normalzeit, und zwar eben die der Greenwicher Sternwarte, angeben. Für Deutschland wird die Uhrzeit außer durch die Messungen der Sternwarte in Hamburg durch die Sternwarte in Berlin festgestellt und morgens um 7 Uhr allen Postanstalten auf telegraphischem Wege durch das sogenannte Uhrenzeichen übermittelt.

„Ich höre.“
 „Ralphs Stimme klingt auffallend gepreßt. „Das Opfer dieses geheimen Gerichts nun muß in acht Tagen aus der Welt geschafft sein,“ fährt der Syrer abermals fort. „Morgen abend ist wieder Versammlung der P. V. M. Diesmal dürfen Sie nicht fehlen, da Sie besondere Instruktionen wegen der Art der Ausführung Ihres Auftrages erhalten sollen.“

Ralph, der die ganze Zeit über wie betäubt da gesessen, schüttelte den Kopf.

„Das ganze erscheint mir noch immer wie ein wüster Traum!“ murmelte er halblaut. „Ich, ein Untertan des freien, herrlichen Amerika, ein unabhängiger Mann, ein Christ, soll plötzlich dazu verdammt sein, einen Mitmenschen menschlins zu ermorden — bloß weil ein paar Fanatiker es für gut halten?“

„Sie kennen die Muhammedaner noch zu wenig, mein Freund,“ erwidert Omar ernst. „Jeder einzelne unter ihnen erachtet sein Leben für nichts, wenn es gilt, einer Gesamtheit, einer Verbindung zu nützen. Entweder stirbt Assad Emir oder — Sie.“

Ralph steht auf und greift nach seinem Hut. Sein Antlitz trägt den Stempel finsterner Entschlossenheit.
 „So werde ich sterben!“

„Ja.“
 „Und gesund und kräftig?“
 „Ich hoffe es.“

„Und ich bin über fünfzig und — dem Tode verfallen; aber erst gestern erhielt ich die volle Gewißheit. Ich leide an bedenklicher Herzschwäche — teils durch Ueberanstrengung in meinem Geschäft, teils durch übermäßiges Opiumrauchen. Mein Arzt gibt mir nur wenig Monate. Ich habe mich aus nichts herausgearbeitet bis zum Inhaber eines der ersten Geschäfte in Damaskus. Meine Damaszenerklingen, meine goldzifelierten Schalen und Vasen sind in der ganzen Welt berühmt. Und nun, da ich es zu etwas gebracht habe, soll ich der schönen Welt Lebewohl sagen Trotzdem, ich beklage mich nicht. Ruhig sehe ich dem Tod ins Auge. Nur die Zukunft meines Kindes macht mir Sorge. Was wird aus ihm? Meine früheren Freunde haben sich von uns zurückgezogen, seit wir zum christlichen Glauben übergetreten sind. Sie betrachten Fatime als eine Verlorene. Und nun will ich —“

Erschrocken springt Ralph empor, um ihm beizustehen. Doch matt winkt der Syrer ab.
 Er bricht plötzlich ab. Schweratmend greift er nach dem Herzen. Seine Lippen färben sich bläulich.

Ein Handschrift-Examen in Japan.

Die japanische Regierung hat in letzter Zeit besonderen Wert darauf gelegt, daß das Schreiben auch von den unteren Volksklassen erlernt wird. Da das japanische Alphabet 3000—5000 Buchstaben enthält, so gab es bisher im Volke sehr wenig Leute, die schreiben konnten. Jetzt werden von der Regierung besondere Schreibexamina veranstaltet und die am besten schreibenden Kinder werden prämiert.



„Sie sind ein braver Mensch, Donald. Ihre Unerblichkeit erleichtert mir mein Vorhaben,“ ruft der Syrer mit einem bewundernden Blick in das in diesem Augenblick vom Feuer edler Begeisterung glühende Antlitz des jungen Amerikaners. „Mein Kind wird glücklich werden. Jetzt weiß ich es!“

Ralph ist zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um über Omars letzte Worte nachzugröbeln.

„Sie wollen mir ja wohl einen Vorschlag machen,“ sagt er etwas ungeduldig.

„Ja.“
 „Nun?“
 „Ich beabsichtige, Ihnen Ihr Leben zu retten —“
 „Sehr gütig! Aber wie? Da doch die P. V. M. so allmächtig zu sein scheint!“

Omar geht zur Tür, welche nach der großen Halle führt und öffnet dieselbe. Vorsichtig blickt er sich nach allen Seiten um
 Dann schließt er die Tür ab und steckt den Schlüssel in die Tasche.

„Man kann nie zu vorsichtig sein,“ flüstert er, mit dem Finger auf dem Mund. „Auch unter meiner Dienerschaft befinden sich Mitglieder der P. V. M.“

Er läßt sich in der äußersten Ecke des Zimmers nieder und winkt Ralph ganz nahe zu sich heran.

„Sie sind achtundzwanzig Jahre alt, nicht wahr, Donald?“

„Nein, nein, danke! . . . Nur mein altes Leiden
 „Hören Sie mir gut zu! Ihre ganze Zukunft hängt von den nächsten Minuten ab und auch die meine. Ueber uns beiden schwebt der Todesengel. Für mich gibt es kein Entrinnen. Aber Sie — Sie — Sie können vielleicht noch einmal dem Leben, der schönen Gotteswelt wiedergegeben werden. Warum sollen wir beide zugleich dem Tode verfallen sein?“

„Ich versiehe Sie nicht —“
 Ralphs Stimme klingt ruhig; aber sein Herz klopfte stürmisch.
 „Um kurz zu sein: ich beabsichtige an Ihre Stelle zu treten.“

Ralph sieht wie erstarrt. Er glaubt nicht recht zu hören. Ist es die Wirkung des Opiums, die seinen Ohren solch wunderfame Mär vorgaukelt?

„Omar!“ ruft er in fieberhafter Erregung. „Sie wissen nicht, was Sie sagen —“

Leises Lächeln zuckt um die bärtigen Lippen des Syrers.
 „Doch, doch, mein Freund. Morgen erscheinen wir beide in der Versammlung der P. V. M. Im richtigen Moment melde ich mich als Ihr Vertreter bei Vollziehung des Befehls der P. V. M. Ich weiß mit diesen Leuten umzugehen; ich stamme ja selbst von ihnen ab. Und wenn sie trotzdem noch Bedenken tragen sollten, biete ich ihnen eine größere Summe Geld. Kein Mufelmann ist unempfindlich gegen klingendes Metall. Und ich verdoppele die Summe,

wenn man Ihnen gestattet, aus der Verbindung auszutreten."

Aus Ralphs Antlitz wechselte tiefe Blässe mit fliegender Röte.

Er liebt das Leben, das schöne, goldne Leben mit allen Hasern seines Herzens . . . Aber — darf er ein solch großmütiges Anerbieten annehmen? Sein eigenes Leben retten um den Preis eines — anderen . . . ?

"Nein, Omar!" ruft er ernst, dem Syrer die Hand entgegenstreckend. "Ich danke Ihnen von Herzen; aber Ihr Vorschlag ist unmöglich. Denken Sie an Ihre Tochter!"

"Eben weil ich an meine Tochter denke, mache ich Ihnen den Vorschlag," lächelt Omar wehmütig. "Fatime liebt mich — gewiß. Aber erstens wird sie mich ohnehin nicht mehr lange haben. Und zweitens: ein Mädchen liebt den Gatten ihrer Wahl ungleich eher, als den Vater. Und darum wird das Weib Vater und Mutter verlassen und seinem Manne anhängen!" — so sagt ja wohl die heilige Schrift?"

"Ja," erwiderte Ralph. "Und gerade deshalb kann ich Ihr Anerbieten nicht annehmen."

Der Syrer tritt einen Schritt zurück. "Was? . . . Sie wollen nicht? . . . Ist es denn möglich, daß all mein Grübeln, all mein Mühen umsonst war? Sie weisen die Hand meiner Tochter zurück?"

"Mein Vater," flüstert sie ängstlich. "Du sprichst so laut. Was ist geschehen? Ich fürchte mich."

Lieblos streichelt Omar das seidenweiche Lockenhaar seines Kindes. Fatimes unschuldsvoller, fragender Blick bejährt stets den Jähzorn des heißblütigen Orientalen.

"Nichts, nichts, meine Taube. Geh' nur wieder! Ich bin bald bei dir!"

Widerstrebend gehorcht Fatime. In der Tür jedoch wendet sie noch einmal den Kopf. Ihr Blick ruht auf Ralph — ein Blick, so voll Liebe, voll Leidenschaft, voll Hingebung, daß er dem jungen Manne tief in die Seele dringt . . .

Dann verläßt sie still das Zimmer. Beide Männer blicken ihr schweigend nach.

Wie doppelt reizend erscheint sie in ihrer Angst, ihrer rührenden Hilfslosigkeit! . . .

Omars wutverzerrte Züge haben sich wieder geglättet. "Verzeihen Sie meine Heftigkeit, Donald!" sagt er einleitend. "Wir sind beide zu erregt, um klar über diese ernste Angelegenheit sprechen zu können. Gehen Sie nach Hause und überlegen Sie alles in Ruhe! Und vergessen Sie nicht: ich bin jederzeit bereit, Ihre Stelle bei der P. J. M. einzunehmen — um meines Kindes willen. Mögen sie mich töten, die blutdürstigen Hunde von Mohammedanern! Mir ist's gleich. Ich werde meinem

Hankau.

Der Mittelpunkt der Revolution, welche von Chinesen angezettelt, gegen die Mandschu-Dynastie in China ausbrach, ist die Industriestadt Hankau. An einem Nebenflusse des riesigen Jang-tse-Kiang, am Han-Kiang, und zwar links von dessen Mündung gelegen, umfaßt diese halb im Tal, halb auf den Höhen erbaute Stadt ein großes Areal. Sie soll nach den neuesten Schätzungen etwa eine Million Einwohner zählen. Besonders bekannt ist Hankau den Europäern, die dort große Kolonien haben, als geöffneter Hafen, als Handels- und als Industriestadt. Die chinesischen Arsenale, sowie die dazu gehörigen Werkstätten sollen allein einen Wert von vierzig Millionen darstellen.



"Ja, Omar Ich kann nicht anders. Ich habe Ihre Tochter sehr lieb — wie eine gute Freundin, eine Schwester. Aber heiraten kann ich sie nicht, weil ich sie nicht liebe. Das Mädchen, das ich liebe, das allein auf der ganzen Welt zu mir gehört, das jenseits des Ozeans auf mich und meine Heimkehr wartet — dieses Mädchen werde ich heiraten und kein anderes!"

Ein unterdrückter Wutschrei entringt sich den Lippen des Syrer's. Zornig funkeln seine Augen den jungen Mann an.

"Weiß meine Tochter davon?"

"Ja."

"Ah — jetzt begreife ich ihre rotgeweineten Augen! Wie könnten Sie es wagen, fast täglich in mein Haus zu kommen, wenn Sie bereits verlobt sind? Wir Syrer haben andere Sitten, als Ihr freien Amerikaner drüben. Wenn man ein Mädchen besucht, so liebt man es und will es heiraten. Oder man ist ein Schuft!"

"Omar!"

Ralph ist aufgesprungen. Aug' in Auge stehen die beiden Männer sich gegenüber. Ihre Blicke glühen ineinander. "Wenn Sie bei Ihrem Vorhaben bleiben, ist Ihr Geschick entschieden," zischt der Syrer wütend. "Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu tun."

Leises Klopfen an der Tür läßt ihn innehalten. Er öffnet.

Fatimes bleiches Gesichtchen lugt durch die Spalte.

Gott dort oben nicht mit blutbefleckten Händen haben . . . Und noch eins!" fährt er lebhafter fort, als Ralph sich der Tür zuwendet. "Meine Tochter ist reich, sehr reich sogar. Nach meinem Tode gehört alles, was ich besitze, ihr — Geschäft, Haus und über eine Million in bar. Sie sehen, ich biete Ihnen eine glänzende Zukunft. Ist diese Perspektive nicht besser, als die Aussicht, durch die Hand eines gedungenen Mörders zu fallen?"

Immer lebhafter, immer eindringlicher, immer überzeugender springen die Worte von den Lippen des Syrer's. Das Bestreben, seinem geliebten Kinde das heißersehnte Glück zu verschaffen, verleiht seiner Zunge eine unwiderstehliche Beredsamkeit.

Als er tief aufatmend schweigt, nähert sich ihm Ralph nochmals.

"Sie mögen Recht haben, Omar. Ich kenne mich selbst nicht wieder. Das Leben erscheint mir auf einmal so schön, so begehrenswert, wie noch nie zuvor. O, welch ein Feigling bin ich!" stöhnt er auf, das Gesicht mit den Händen bedeckend. "Ich schäme mich vor mir selber. Lassen Sie mir Zeit bis morgen."

"Armer Junge" murmelte der Syrer mitleidig. "Das war zuviel auf einmal. Heut' nichts mehr davon! . . . Und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen vorgeschlagen habe. Bei mir heißt es: "Ein Mann — ein Wort!"

Noch ein kräftiger Händedruck — und Ralph stürzt davon — das Herz voll widersprechendster Empfindungen.

4.

In der folgenden Nacht flieht der Schlaf Ralph Donalds müde Augenlider . . .

Gestern noch ein freier Mann, ohne Sorgen, voll Freude am Leben — ist er heute niedergedrückt, seelisch geknechtet, der Verzweiflung nahe. Und wer weiß, was ihm noch bevorsteht! Ob nicht die P. V. M. ihm unsägliche Leiden zgedacht hat — Folterqualen ohne gleichen!

O, unglückseliger Moment, da er zuerst den Opiumsalon betrat, zuerst das verderbenbringende Gift auf sich einwirken ließ!

Nach wenigen Wochen des Opiumgenusses schon war sein Gedächtnis geschwächt, seine Willenskraft gelähmt. Das ruhige, klare Urteil verließ ihn. Er wurde zugänglich jeder den Mohammedanern so geläufigen Schmeichelei; jeder Widerspruch erregte ihn.

In diesem Stadium überreizter Nerven teilte ihm Omar, den er im Opiumsalon kennen gelernt hatte, in einem Moment der Schwäche mit, er sei Mitglied der gefürchteten und verhassten geheimen Verbindung P. V. M. Ein paar daran geknüpfte geheimnisvolle Bemerkungen reizten Ralphs Neugierde — eine krankhafte Neugierde, die seinem Charakter sonst ganz fremd war . . . In einem Anfall von Uebermut, unter dem Einfluß des an jenem Tage übermäßig genossenen Opiums, bewog er den Syrer, ihn in die nächste Versammlung der P. V. M. einzuführen. Die graufigen, die Nerven kitzelnden Zeremonien, denen jeder Neuling sich dort unterwerfen muß, regten den jungen Mann angenehm auf . . . So ließ er sich leicht überreden, der Verbindung beizutreten, die es sich zur besonderen Ehre anrechnet, Andersgläubige zu ihren Mitgliedern zu zählen, trotzdem sie die Christen haßt und verachtet. Wenig ahnte er, als er nach allen möglichen Formalitäten sich den Arm richte, um mit seinem eigenen Blut seinen Namen in die Mitgliederliste einzutragen, welche schreckliche Folgen dieser wahnwitzige Moment für ihn haben würde . . .

Nach und nach gewöhnte er sich an den fanatischen Hofis-pokus. Seine Nerven reagierten nicht mehr darauf.

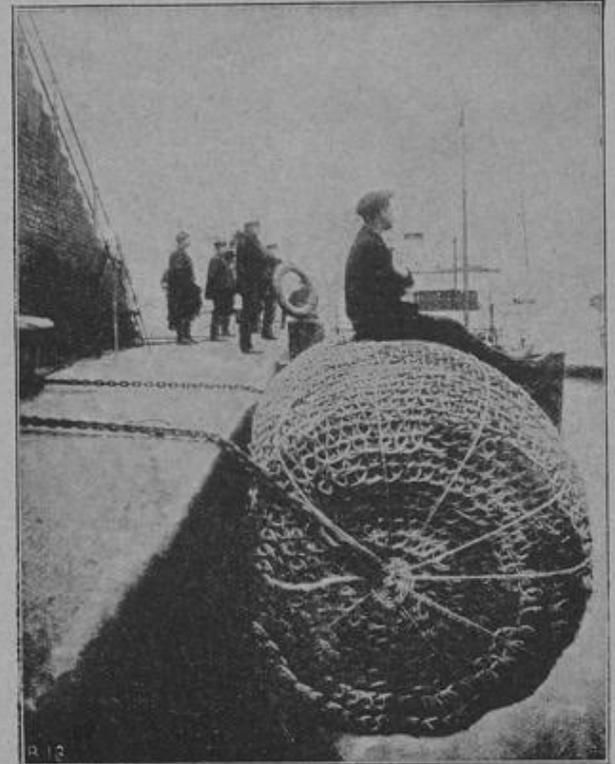
Schließlich wurde ihm die ganze Geschichte langweilig. Nur gezwungen fand er sich zu den wöchentlichen Versammlungen ein, da Omar ihn stets vor eigenmächtigem Fortbleiben warnte.

Als Ralph zum erstenmal den goldstrogenden Empfangsalon am Thomastor jenseits des Baridastusses betrat, als im bläulich gedämpften Kuppellicht von einer gelbseidenen Ottomane eine Gestalt sich erhob — halb Kind, halb Jungfrau, als diese traumhaft liebliche Mädchengestalt, deren langwallendes Nabenhaar auf ein golddurchwirktes, edelsteinverbrämtes, weißes Seidengewand herabsiel, ihm lächelnd entgegenschwebte, — da glaubte der junge Mann sich für einen Moment der Erde entrückt.

Der schlaue Syrer merkte gar bald den Eindruck, den seine Tochter auf den Amerikaner gemacht hatte.

Er beobachtete Ralph genau, erkundigte sich nach ihm, spionierte überall herum. — Er erfuhr nur Gutes.

Bis auf die unglückliche Gewohnheit des Opiumrauchens



Der größte Zender der Welt.

Die großen Schugbälle, welche aus Rohr hergestellt sind, sollen das Ausstoßen beim Anlegen der Ozeandampfer an den Hafentais nach Möglichkeit abdämpfen. Der abgebildete Zender hat 2½ Meter Länge, 2 Meter Durchmesser und 75 Kilogramm Gewicht.

ist Ralph Donald ein Mustermann. Er lebt ganz für sich, er unterhält nur Beziehungen zu seinem Kompagnon, dem amerikanischen Konsul und einem deutschen Arzt. Er meidet jeden Verkehr mit Damen . . . Nur eine Passion scheint er zu kennen — die Musik. In seiner Wohnung steht ein Harmonium. Stundenlang sitzt er an demselben, phantasierend, seine ganze Seele in Tönen aushauchend . . .

Bergnügt rieb Omar sich die Hände.

„Einen besseren Gemahl für meine Tochter kann ich mir gar nicht wünschen,“ schmunzelte er. „Und Fatime scheint ihm auch gewogen zu sein. Alles geht nach Wunsch!“

Da schränkte der junge Mann plötzlich seine fast täglichen Besuche ein. Zuerst ließ er sich nur noch wöchentlich einmal blicken, später nur alle vierzehn Tage, bis er schließlich ganz fort blieb.

Fortsetzung folgt.

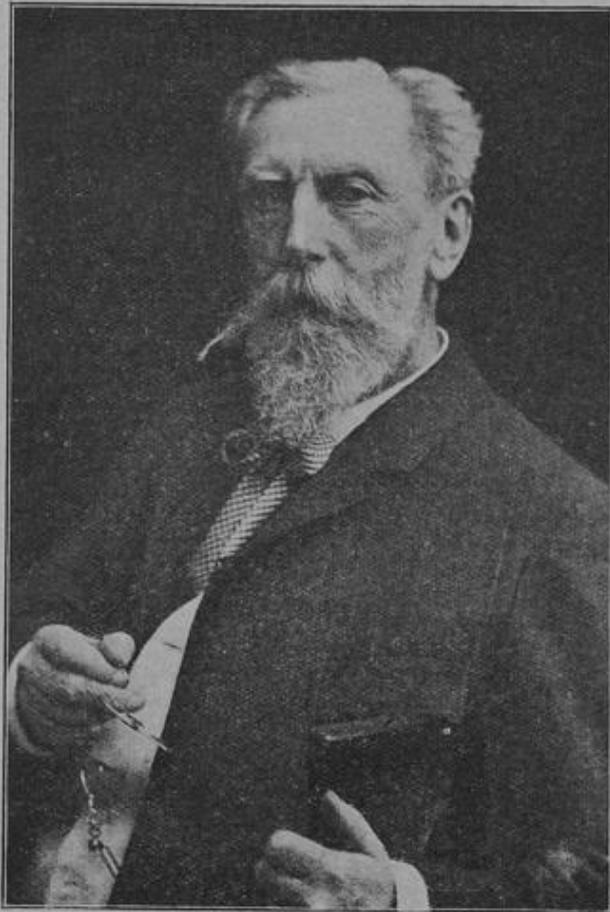


Der Krieg um Tripolis.

Mit der Besetzung der Küstenstädte von Tripolis und der Cyrenaita sind die Ereignisse auf dem türkisch-italienischen Kriegsschauplatz vorläufig, wie es scheint, beendet. Es werden nur gelegentliche Klänkeleien der beiden Gegner gemeldet, aber aus den Nachrichten ist nicht zu ersehen, ob sie überhaupt ernstgemeint sind. Wie der Krieg weitergehen soll, darüber sind sich offenbar die beteiligten Mächte selbst nur halbwegs klar, und es hat den Anschein, daß Italien es darauf anlegt, die Türken zu ermüden, so daß sie schließlich auf energischen Widerstand verzichten.

Professor Kröner †.

Der in Düsseldorf in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober infolge eines Schlaganfalles verstorbene Maler war einer der bekanntesten Meister der Jagdmalerei. Geboren 1831 zu Ninteln hat er im Elternhause die Dekorationsmalerei gelernt. Dann ging er zum Studium nach München und Düsseldorf. Er bildete sich hauptsächlich selbst auf seinen Studienaufenthalten in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Werke von ihm befinden sich in allen größeren Galerien.



meinde Hamm; Professor Klee-
sattel, der Erbauer der neuen
Kirche; Oberregierungsrat Co-
sack, der Vertreter der König-
lichen Regierung; Oberbürger-
meister Dr. Dehler; Excellenz
Graf Spee, der Patron der
Hamm Kirchengemeinde;
zwei Herren aus dem Gefolge
Sr. Eminenz; Pfarrer Schmitz
(Hamm); Rektor Pütz; Schul-
rat Dr. Schmitz; Pfarrer Wel-
senberg und der Vater Guar-
dian des Düsseldorfer Fran-
ziskanerklosters.

Zur Konsekration der Pfarrkirche in Hamm.

Unser Bild zeigt die hervor-
ragendsten Ehrengäste am Se.
Eminenz, den hochw. Herrn
Kardinal und Erzbischof Dr.
Fischer gruppiert, und zwar
sind es von links nach rechts
die Herren: Stadtverordneter
Dr. Hecker, ein Sohn der Ge-

Sinnsprüche.

Wenn du der Kreuz' hast
Sag', Herr, es geschah ^{[viel,}
bein ^{[Bill';}
Wer nit am Kreuz will
sterben,
Muß ewiglich verderben.
Fein gern ans Kreuz dich
leg',
Denn sonst zum Heil fein
weg!

Hauspruch zu Rastereit
in Tirol.

Allzuscharf macht schartig.
Sprichwort.



□ □ □ Die Einsame. □ □ □

Allerseelenstüze von Johanna Rheana.

(Nachdruck verboten.)

„Siehst du, mein Liebling, ich habe dich nicht vergessen —!“

Die blasse, schwarzgekleidete Frau neigt sich noch tiefer über das reich mit Blumen geschmückte Kindergrab, während ihre Lippen zärtliche Worte flüstern, und die weißen Hände wie lieblosend über das dunkle Grün des Esen gleiten.

„Nicht vergessen hat dich Mütterlein. Sie bringt dir Kerzen und frische Kränze. Die aller schönsten Rosen soll mein Gretel haben, die aller schönsten!“

Und geschäftig ordnet sie die duftigen Gewinde, nimmt einige welke Kränze beiseite, zupft hier und dort ein braunes Blatt aus dem Gerank und besetzt dann die Lichtlein, um sie anzuzünden. Endlich ist sie fertig. Befriedigt betrachtet sie ihr Werk und nickt leise.

„So ist's feiertäglich mein Gretchen! Ein Blütenmeer von Weiß und Rosa ist deine Decke, und die Allerseelenkerzen schimmern im reinsten Glanz! Den schönsten Hügel hast du in der Runde, Gretchen . . .“

Das Wetter ist klar und milde. Bisweilen nur raschelt der Wind im dürren Gezweig der angepflanzten Fierhäumchen, unter denen eine weißgestrichene Eisenbank steht. Frau von Walden läßt sich darauf nieder; sie kann sich nicht entschließen soaleich wieder Abschied zu nehmen von dem ihr teuren Grabe. Um sie her flutet die Menae der Kirchhofsgäste; alle sind gekommen, ihren hier schlummernden Toten ein Zeichen der Liebe zu bringen. Jeder Hügel ist mehr oder minder reich geschmückt, keinem fehlt der Kerzenschimmer, der auch die schlichteste Gabe wunderbar verklärt und die Schrift auf den Steinen lebendig werden läßt; kein Name will verassen sein, jeder erbittet ein stilles Gebet für sich, ein herzliches Gedenken — jeder scheint grüßen zu wollen von dem, der unter dem Hügel schläft und in irdischen Lauten zu seinen Lieben nicht mehr zu reden vermag . . .

Aber die Herzen der Lebenden fühlen den Grub und ahnen es freudig bewegt — getröstet: wie wir auch nicht verassen haben, also habt auch ihr uns nicht vergessen — und einst — einst gibt es ein Wiedersehen zwischen uns — ein Wiedersehen, Wiederfinden aller Seelen . . .

Frau Veroni achtet nicht auf das Kommen und Gehen an den Nachbargräbern. Ihre Blicke ruhen in ernster Betrachtung auf dem Blumenkor, der Gretchens Schlummerstätte deckt. Hin und wieder schließt sie die Augen, als will sie durch nichts von ihren Träumereien abaelenkt werden. Bild um Bild aleitet bald schemenhaft wie hinter Schleiern, bald areißbar deutlich wie ein Stück erst eben durchlebten Lebens, an ihrer Seele vorüber. Begrabene Wünsche aus fernem Juagendtagen stehen auf, tote Hoffnungen erwachen in ihren Gräbern, erheben sich — um soaleich wieder zu versinken wie in unsichtbaren, geheimnisvollen Abgründen. Für Veroni gibt es ja ein solches Hoffen nicht mehr —

Dennoch! Dennoch! — Sie seufzt gequält auf — es hätte anders sein können. Nicht einsam brauchte sie heute zu sein eine Darbende Glücklose, trotz all ihres Reichthums . . .

Nur an diesem Hügel hier borat sie sich zeitweilig einen Schein von Glück — das einmal war; waqt sie sich dann und wann, sich ein Erinnern zu träumen — ein Wieder- und Wiederdurchkosten nie genossener Wonne.

„Mutter!“ — Wie hatte ihr Frauenherz gelehzt nach diesem Wort, seitdem sie Gattin war. Wie banae hatte sie von Jahr zu Jahr gehofft — doch ihr, gerade ihr, die so voll heißer Sehnsucht danach glühte, blieb dies heilteste Weibesglück versagt! — Als jede Hoffnung ihr benommen war, da deutete sie schüchtern an, man könnte doch vielleicht ein Kind ins Haus nehmen, es adoptieren, auferziehen. Ein gewisser Ersatz wäre es doch gewesen. Mit welcher Hingebung hätte sie die selbstgewählte edle Pflicht erfüllt, an solchem jungen Wesen Mutterstelle zu vertreten; wie geduldig hätte sie um die Zuneigung, das schrankenlose Vertrauen ihres Schülkins bemüht, bis ihr jene zärtlich-anschmiegende Liebe ward, die nur ein reines, warmes, dankerfülltes Kinderherz zu bieten vermag. Eine Freundin fürs Leben wäre sie ihm geworden, doppelt wiedergebend, was sie empfing.

Ein Pflgegetöchterchen! . . .

Ihr Gatte, ein adelstolzer, eigenartiger Charakter, sprach sein gelassenes Nein. Man hätte „von dergleichen“ nur Lasten, schwere Verantwortung und schließlich — Undank.

Sie sollte sich Wohltätigkeitsbestrebungen außerhalb des Hauses zuwenden.

Dabei blieb es. Sie litt schwer unter dieser Entblätterung einer zweiten immigen Hoffnung, die sie in den letzten Jahren wie eine zarte Blüte treulich geiegt und genährt hatte. Mühsam kämpfte sie den Sturm in ihrer Seele nieder. Mehr noch, als zuvor schon, besuchte sie die Kinderkrippen und sanitären Einrichtungen der Stadt; an vielen Vafaren nahm sie in regster Weise Anteil, überall spendeten ihre stets offenen Hände namhafte Geldbeträge und Geschenke. Aber das brachte ihr nur Ehre, Bewunderung und — Reid ein, nicht jene Liebe, nach der sie noch immer dürstete. Ihr Heim war eine Stätte des Luxus, doch öde, denn ihr Gatte war auch der Geselligkeit ziemlich abholt. Seine Interessen teilten sich zwischen seiner umfangreichen Bibliothek und seinen vorzüglichen Reitferden. Ihr selbst widmete er eine kühle, stets gleichbleibende Ritterlichkeit; er alaubte genug aetan zu haben, wenn er all ihre Wünsche in bezua auf Toiletten, Komfort und aeleantliche Genüsse künstlerischer Art erfüllte. So fühlte sie sich als eine im Ueberfluß Darbende — eine Einsame.

Im August vorigen Jahres brachte man ihr den Gatten tot ins Haus. Er war mit einem neuen, ungenügend einarrittenen Genost gekürzt . . . Die Aufreang, die Bestattung, die vielen Kondolenzbesuche, das Ordnen des Nachlasses — das waren schlimme, nervenaufreibende Tage gewesen, bis sie endlich, wenigstens äußerlich, wieder zur Ruhe kam. Wie wenig sie teilgehabt hatten aneinander, er an ihrem, sie an seinem Leben, das wurde sie erst jetzt so recht gewahr. Der Tod hatte ein Band zerschnitten, ohne daß es den Ueberlebenden tiefer schmerzte. Und das wollte viel sagen bei ihrer weichen, sensiblen, liebebeiehenden Natur . . . An wem die Schuld am meisten aeleagen — wer vermochte einwandfrei darüber zu entscheiden? Und nun — war es ja auch fruchtlos. Aber einen Druck, etwas wie eine Herrschaft, übte der Tote noch über das Grab weg auf sie aus: ihr war es, als hätte er in den dreißig Jahren ihrer Ehe den freien, gesunden Willen in ihr vernichtet oder doch unterbunden, und als wäre sie nun nicht imstande sich von dieser marternden Kessel zu befreien. Ach könnt war sie ihrem sanften, nachsiebigen Wesen zur Gewohnheit aemorden. Ihr war's als sollte sie auch fürderhin die Einsame, Darbende bleiben. Ja, sie schloß sich noch mehr von der Welt ab als früher. In dumpfer Refexion verbrachte sie ihre Tage. Und die Tage wurden zu Wochen — die Wochen zu Monaten —

Dies war die zweite Allerseelenfeier, da sie ihn unter der Erde wukte. Fünfzehn Monaten schloß er bereits dort drüben, hinter den lezt entlaubten Birken und Buchen, in jenem mattgelb schimmernden Marmorbau, dem Erbbeerabnis derer von Walden. Sie war auch heute zuerst bei ihm gewesen, hatte mit Hilfe des Dieners die Stätte würdig geschmückt und in längerem Gebet an dem Sarkophag gekniet. Den Diener hatte sie fortgeschickt, denn hier an diesem Hügel, dem ihr zweiter Gang galt, duldete sie keinen Zeugen, der um ihren Namen wukte. Sie fürchtete die — wenn auch noch so diskreten — Fraageblicke, die kalte Neugier, den törichten Matich. Und das verständnislose, aerinafchäskie Lächeln Unsingeweibter, Unberufener — über die grilloshaften Absonderlichkeiten einer alternden Frau, einer — Vereintamten . . .

Kam sie sich doch selbst manchmal sehr merkwürdig und unerlaubt sentimental vor, wenn sie an ihre Stellung zu diesem armen Gretchen dachte. Und doch ließ sie nicht von der ersten Pflicht, für diesen Hügel zu sorgen, ihm — tiefverschleiirt — ihre Besuche zu machen, um mit Gretchen heimlich zu plaudern — Erinnerungen zu tauschen an ein gemeinsames Glück, das sie — nie beassen hatten.

Nein, nichts, absolut nichts Gemeinsames hatte sie jemals verbunden. Dieses Gretchen, das, wie die Inschrift des Kreuzes verriet, nur dreizehn Lebenslenze atmen durfte, war vermutlich nie in Veronis Nähe gekommen, ja, es mochte wohl nie ihren Namen vernommen haben. Und auch Veroni machte des Mädchens Bekanntschaft erst hier — im Frieden des Kirchhofs. Aber soaleich waren sie sich wunderbar vertraut erschienen. Warum nur?! In welcher Sprache hatte das tote Kind zum Herzen der vergrämten Frau gesprochen, wodurch ihre Aufmerksamkeit, ihre Sympathie gewonnen? Frau Veroni lächelt wehmütig. Die

Erklärung war ihr schnell geworden: auch das Gretchen war eine Einsame — eine Einsame hier unter den Toten, wie Veroni eine Einsame unter den Lebenden . . . So ganz ohne zärtliche Liebe . . .

Schon immer, wenn sie den Weg entlang schritt, der zu dem Mausoleum führte, war ihr das an die Mauer geschniegte dürftige Grab aufgefallen. Verdorrt schien sein Eisen. Nie schmückte es eine Blume, ein Kränzchen, nie war ein Angehöriger dort zu erblicken. Anfänglich hatte Veroni, sehr mit sich selbst beschäftigt, nur flüchtige Gedanken für das öde Plätzchen, so ein bißchen Verwundern, Bedauern. Eines Tages aber traf es ihr Herz mit stummem Vorwurf. Das geschah am vorjährigen Allerseelefest, als alle Gräber der Nachbarschaft in fast überreichem Schmuck prangten. Der Totengräber hatte dem verlassenen Hügel ein Storchchen geweiht, ohne für ein wenig Blumenzier zu sorgen. Da wirkte der Verfall doppelt peinlich, betrübend . . .

Unwillkürlich hemmte Veronika bei dem Kreuzchen die Schritte. Namen und Datum las sie: Gretchen Ferber war's, die hier so ganz vergessen schlief, obgleich seit ihrem Sterben kein Jahrzehnt ins Land gegangen war . . . Frau von Walden zog Erkundigungen beim Inspektor ein: „Von den Anverwandten läßt sich schon fünf Jahre lang niemand auf dem Kirchhof sehen. Ob die Eltern ebenfalls gestorben sind — wer kann's wissen?“ sprach der alte Mann.

Von der Zeit an nahm Frau Veroni das vergessene Grab in ihre Hut, ließ es erhöhen, frisch mit Eisen umziehen, regelmäßig gießen, wenn es nollat. Stets war es mit Blumen geschmückt. An schönen Sommernachmittagen saß Frau Veroni gern ein Stündchen unter den etwas Schatten spendenden Bierbäumchen, einem Weiß- und Rotdorn. Aber sie vermied es, je von neuem die Inschrift zu lesen: nichts sollte sie in der Illusion stören, daß sie nicht nur ein gewisses Recht, sondern sogar die Pflicht hatte, diesen Hügel zu pflegen. Hier schlummerte ja ihr eigenes Kind, ihr lieb-reizendes Töchterlein, das ihr ein grausames Geschick ent-rissen hatte! — Und sie malte sich Gretchens Bild mit allem Zauber blühender Jugend, unschuldsvoller Kindlichkeit. Mochte das arme Gretchen auch unscheinbar, ja selbst häßlich, verkrüppelt gewesen sein — für sie war es das schönste, intelligenteste Kind der Welt, mit dem sie noch jetzt in glücklichen Stunden vertraute Zwiegespräche hielt . . .

Zwei Einsame hatten sich gefunden, um sich nimmer zu lassen. Nicht mehr öde lag das schmale Grab — und zum Dank spendete die stille Schläferin diesem leidenden Frauen-

gemüt immer wieder einen süß-heimlichen, zarten und doch so starken Trost. —

„Ich danke dir, Gretchen,“ spricht Frau Veroni auch heute. „Aber es ist herblich kühl, ich kann nicht länger bei dir weilen, auf Wiedersehen!“

Frau von Walden erhebt sich, streift die Handschuhe über und greift dann mechanisch nach dem halben Zeitungsbogen, in dem die Wachskerzen eingehüllt waren; er soll nicht liegen bleiben und das Grab verunzieren. Wie ge-bannt haster ihr Blick jetzt auf einer Annonce; doch ehe sie weiterliest, sieht sie nochmals nach dem Datum der Beilage: sie ist von heute. Da steht fettgedruckt: Mädchen, eljährlig, hübsch, gesund, gutartig und begabt, das durch Unglücks-fall plötzlich die Eltern verloren hat, wird, da Verwandte nicht vorhanden, bei gebildeten, bemittelten Leuten — Familie oder auch bei alleinstehender Dame von echt christ-lichen Grundfäßen — in Pflege zu geben gewünscht. Nur ein sehr knappes Erziehungsgeld verfügbar. — Welche Edel-denkenden wären geneigt und in der Lage, hier ein Werk der Menschenliebe zu erfüllen? — Ev. Adoption steht nichts im Wege. Anfragen unter Aufgabe von Referenzen mög-lichst umgehend zu richten an Friedr. Heller, vereid. Bücher-revisor, Oststraße 5, II. — Persönlich zu sprechen heute und morgen von 10 bis 12 und 3 bis 6 Uhr . . .

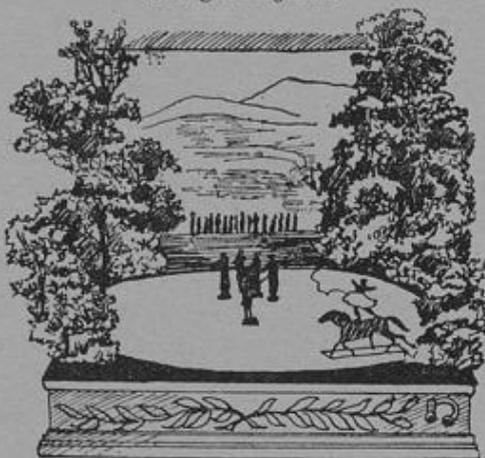
„Ein Werk der Menschenliebe?“ flüstert Frau Veroni erregt. „Wenn ich — wenn ich mich erkundigte — heute noch, und dann doch noch . . . ?! Jetzt bin ich ja frei, jetzt darf ich es ja! . . . Gretchen, würdest du mir böse sein, wenn ich dir ein Schwesterchen gäbe? — Oder — oder von den Toten zu den Lebenden? Meinst du, ich könnte dort nützlicher wirken?! — — — Ja, ich habe dich verstanden! . . . Ich verstehe, was der liebe Gott von mir fordert. Und ich fühle da tief in mir die Kraft dazu. Gottlob — mein Wille ist nicht mehr gefesselt — ich fühle mich so lebensfrisch wie lange nicht mehr!“ Hastig das Blatt zusammenfaltend, wirft sie noch einen prüfenden Blick auf die Adresse. „So-fort fahre ich hin, damit mir niemand zuvorkommt. Mir sagt die innere Stimme, daß ich zum Ziele gelange. Ach, glücklich machen — — und glücklich sein — mit den Lebenden! . . . Die Toten sollen darum nicht vergessen sein . . . Auf baldiges Wiedersehen, Gretchen!“

Am Kirchhofportal hält ihre Equipage. Der Kutscher grüßt ehrerbietig. „Oststraße Nr. 5!“ ruft sie ihm zu mit hellem, energischem Tonfall und steigt so elastisch, so froh-eifertig den etwas hohen, unbequemen Wagenstuh hinauf, als bildete er die erste Stufe zum Gipfel des Glücks.

Einige Tage noch — — und nicht länger ist sie — die Einsame!

Zur Unterhaltung.

Der Zauberzirkus.



Ein unterhaltendes Spielzeug für groß und klein bildet der Zauberzirkus, den wir unseren Lesern auf bestehendem Bilde zeigen. Der findige Geist hat sich hier die Eigenschaft des Magnets zunutze gemacht. Eisen anzuziehen, selbst wenn er nicht in unmittelbare Berührung mit dem Metall kommt, sondern durch einen mäßig dicken fremden Körper, z. B. ein Stück Pappe, von demselben getrennt ist.

Die Szenerie eines Zirkus ist von geschickter Hand bald beschafft, eine runde Pappscheibe (wenn möglich gelb, um

den Sand darzustellen) dient als Bahn, wo sich die kleinen Rosse tummeln sollen. Ein hübsch gemaltes Bildchen im Hintergrund, vielleicht auch ein paar Blumen dienen zur weiteren Ausschmückung. Man sorge nun für einige Papp-figürchen, die durch feinen Eisendraht auf dünnen Holz-sodeln befestigt sind und diese verteilt man auf die Bahn. Dreht man nun die an der vorderen Seite des Spielzeugs angebrachte Kurbel, so werden die Figuren lebendig, da durch das Drehen der Kurbel ein unter der Pappscheibe rings herum laufender Magnet dieselben mehr oder weni-ger mit sich zieht.

Humor.

— Ein Gelehrter! Ein Herr Pelzer ließ sein Haus mit Zement verputzen und trug dem Meister auf, über der Haustür ein schönes großes P., den Anfangsbuchstaben sei-nes Zunamens, anzubringen. Als die Arbeit ungefähr fer-tig ist, merkt Herr Pelzer zu seinem Aerger, daß über der Haustür statt des P. ein B. steht. „Meister,“ sagt er in nicht gerade höflichem Ton, „was ist denn das für eine Dum-mheit! Da haben Sie ja aus Zement statt eines harten P. ein weiches B. hingeseht!“ — „Ach,“ meinte der Meister gemüthlich, „warten Sie nur ruhig, das will nur seine Zeit haben, das wird schon nach und nach hart!“

— Aus der guten alten Zeit. General: „Ich kann die Truppen nicht erkennen, die da unten liegen, wo der Rauch aufsteigt! Wollen Sie sich überzeugen Herr Adjutant, was es für ein Armeekorps ist?“ — Adjutant: „Herr General, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, wage ich mit Be-

stimmtheit zu behaupten, daß es Sachsen sind; ich rieche bereits den Kaffee!"

— **Kindermund.** Lehrer: „Seht, Kinder, ein Geist ist ein Wesen, das aber keinen Leib hat — merkt es euch! — Na, was hast du denn da zu lachen, Frisichen?“ — Frisichen: „Na, ich muß lachen, weil es doch gar zu komisch aussehen wird, wenn der Kopf gleich auf den Beinen sitzt!“

— **Eine bedeutende Wette.** In Paris wetteten einmal vier Damen, fünfzig Spiele Sechszwanzig durchzuspielen, ohne ein Wort zu sprechen. — Als sie mit dem Spielen zu Ende waren, fielen drei in Ohnmacht.

— **Vor Zeiten war alles besser.** Ein ältsliche Skolette sah vor ihrem Spiegel. Natürlich gab der kein sehr anziehendes Bild wieder. Auf einmal sprach die „Schöne“ mit einem

unterdrückten Seufzer: „Ja, sonst waren die Spiegel weit besser. Heutigen Tags zeigen sie bei weitem die Schönheit nicht mehr so ähnlich wie ehemals!“

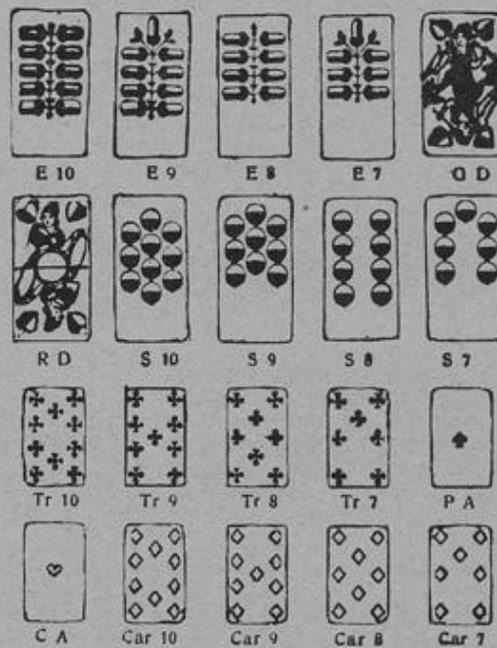
— **Zu viel und zu wenig.** Ein langer, magerer Mensch begegnete einem Trunkenen. Der Magere blieb stehen und sagte: „Ich glaube doch, lieber Mann, Sie haben ein bißchen viel getrunken!“ — Darauf der Betrunkene: „Und ich, ich glaube, Sie haben zu wenig gegessen!“

— **Ein alter Schaden.** Ein Dienstmädchen fiel gegen einen glühenden Ofen, und zwar so, daß sich ihrem Arm die Jahreszahl 1895 einbrannte. Als sie zu einem Medizinprofessor kam, um sich verbinden zu lassen, sagte dieser zerstreute Herr: „Hören Sie mal, da wird wenig zu machen sein! Das ist ein zu alter Schaden!“

Räselecke.

Staufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.
Hinterhand hat folgende Karten:

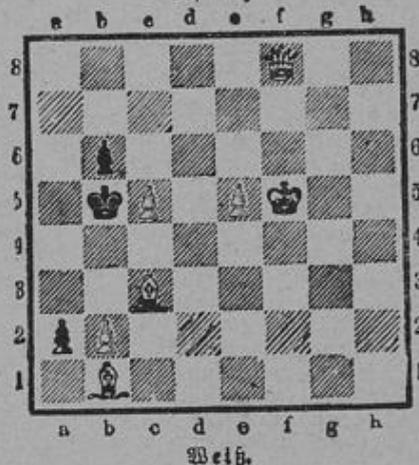


Aus Verzweiflung über das Pech, das er bisher immer gehabt hatte, bietet er Großspiel aus der Hand und gewinnt mit 98 Augen. Wie ging das Spiel und wie sahen die Karten?

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Rätsel.

Beim Kinde ist es unverständlich,
Bis sich's zur Sprache bildet endlich,
Schon manches Mädchen hat's betört,
Das nachts am Fenster es gehört.

Scharade.

Mancher Junge nennt sich so,
Wie die erste sagt,
Und verzehrt die zweite froh,
Wenn ihn Hunger plagt.
Sind vereint die beiden dann,
Geht ein Hauptspah an;
Drum ein pudelnärr'scher Mann,
Tritt jetzt auf den Plan.

Bexierbild.



Wo ist der Erwartete?
Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

- Bexierbild: Der gesuchte Pirat steht zwischen Baum und Speer.
- Logogriph: Greif, Reif.
- Kettenrätsel: Bergschloß, Schloßtor, Torwart, Wartburg, Burgvoigt, Vogtland, Landvolf, Volkmar, Warbod, Bodmer, Merlin, Landau, Daumen, Mentor, Törtur, Turnier, Kierstein, Steinklee, Kleefeld, Feldberg.
- Rätsel: Seite.
- Scharade: Stammgast.
- Scherzrätsel: Hasenpantier, Hasenpfeifer, Hasensuß.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. S.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 45.

Sonntag, 5. November.

Jahrgang 1911.

Das Denkmal des Seidenwebers in Krefeld.

In der Welt des modernen Fortschritts gehen viele Gestalten verloren, die einst einer Gegend den bestimmten Charakter verliehen: Im Bielefeldschen ist der Linnenbauer verschwunden, die Tracht der Wäscherinnen in Straßburg im Elsaß, der Breßelmann in Frankfurt a. M. läuft wie ein moderner Koch gekleidet herum und der Bauer mit der Kiepe voller Hühner und Tauben in Münster, oder der westfälische Krautschneider mit der Krautschere auf dem Rücken und den Holzschuhen taucht öfter auf dem Maskenball auf als im Leben. Wie lange wird es dauern, so haben die Gleichmacher Anpassung, Nachahmung und Mode auch dem letzten Racheener Marktweib seinen grellgestreiften Rock, die blauoelene Schürze und den Klappshut samt dem Wärmöschchen genommen, und wenn nicht in Bayern und Württemberg einige Typen sich sicher erhielten, so wäre trotz der Einführung von Trachtenfesten das baldige

Aussterben von Landes- und Lokaltrachten in allzu naher Zeit zu erwarten. Manche Städte haben sich schon entschlossen müssen, das, was einst als ihr lebendiges Wahrzeichen

gelten konnte, den jüngeren Generationen wenigstens im Bilde zu erhalten: Wie in Nürnberg aus der Zeit des Mittelalters das Gänsemännlein steht, so hat Münster seinen Kiepenkerl, manche andere Städte einen Nachwächter oder einen Hütejungen.

Krefeld hat jetzt seine alte hochentwickelte Seidenwebekunst in dem Denkmal des Krefelder Seidenwebers geehrt. Von der Hand des Bildhauers Johannes Stieglmann geschaffen, erhebt sich das schlichte Denkmal auf dem Südwall als ein Erinnerungszeichen an die gute alte Zeit. Es zeigt einen Weber auf dem Gang zur Ablieferung seiner fertigen Erzeugnisse. Ein in den Stein eingelassenes Bronzerelief stellt die Einrichtung einer alten Webstube dar.



□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ **Gesühnte Schuld.** □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

Ralph dachte sich gar nichts dabei. Seine Geschäfte nahmen ihn täglich mehr in Anspruch. Die Zeit rücte immer näher, da er nach seines Vaters Wunsch nach New-York zurückkehren sollte. Das Bild seiner heißgeliebten Braut, welches zwar stets in seinem Herzen thronte, aber durch die weite räumliche Entfernung in schwankenden Umrisßen erschien, nahm wieder eine feste Gestalt an. Um sie, um Magdalene Harrison, drehen sich jetzt alle seine Gedanken und Empfindungen. Jede andere Person, auch sein kleines, liebes Schwesterchen, wie er Fatime oftmals scherzend nannte, mußte zurückstehen. Er ahnte nicht, daß er bereits das Herz der heißblütigen Orientalin gewonnen, daß sein Fernbleiben sie tiefunglücklich machte.

Manchmal, wenn er an die reine Lichtgestalt seiner fernem Braut dachte, dann übersiel ihm plötzlich eine tiefe Scham — Scham über seine entwürdigende Gewohnheit des Opiumgenusses, über seine Zugehörigkeit zu jener geheimen Kanakaler-Verbindung.

Oft nahm er sich vor, dem Opiumrauchen zu entsagen — vergebens. Das Fleisch ist stets schwächer, als der Geist. Auch bei ihm trifft die alte Wahrheit zu, daß niemand, der einmal dem Opiumgenusse sich ergeben, wieder davon lassen kann.

Ein Widerwillen gegen Omar, der ihn diesem berausenden Gift in die Arme geführt, reate sich in ihm — ein Widerwillen, der sich auf sein ganzes Haus, sogar auf die kleine unschuldige Fatime erstreckt.

Aus diesem seelischen Zwiespalt riß ihn jener zärtliche, von inniger Liebe erfüllte Brief seiner Braut.

Nicht länger kam er sich entwürdigt vor. Wer ein solches Mädchen erzwang, der muß sich reich fühlen — reich und überglücklich.

Und nun? . . .

Alles Glück plötzlich hinweggewischt. Ruhelos wirft Ralph sich auf seinem Lager hin und her. Beim fahlen Licht des Mondes erblickt er ein sechsseitiges Billett, welches an dem Moskitoenetz des Bettes mittelst einer Stednadel befestigt ist. Ralph erbebt. Er kennt diese geheimen Botschaften.

Hastig spring er empor, zündet eine Kerze an und öffnet das Billett.

Es enthält nichts, als einen kurzen Befehl, unbedingt morgen in der Versammlung zu erscheinen, widrigenfalls eine schwere Strafe über ihn verhängt würde.

Ein tiefer Seufzer entringt sich Ralphs Brust. Ach, er kennt auch diese „Strafen“.

Große Schweißtropfen perlen von seiner Stirn. Furcht vor dem kommenden Tag mischt sich mit der körperlichen Schwäche, welche jedem Opiumgenuß folgt.

Ruhelos beginnt er, im Zimmer auf- und abzugehen.

Was tun? Wie seinem schrecklichen Schicksal enttrinnen? . . .

„Lieben? . . . Wenn er ungesehen mit der Eisenbahn nach Beirut entkommen und dort ein Schiff besteigen könnte, das ihn nach Europa entführt? Er wäre gerettet! Magdalene würde ihm alles verzeihen! Ach, bei ihr sein zu können! Fort aus diesem fränkhaft überreizten Leben, aus dieser fieberhaften, ungesunden Lust! Fort, fort! . . . Aber nein — er weiß, das ist unmöglich. Er weiß schon jetzt wird er von der P. J. M. beobachtet. Vielleicht hält bereits einer von ihnen verborgen draußen vor seiner Wohnung Wache!

Er grübelt und grübelt. — — Dämmerung zieht herauf.

Mit der zunehmenden Tageshelle verflüchten sich die Schreckgespenster. Klarer und ruhiger beginnt Ralph zu überlegen.

Omar ist ohnehin dem Tode verfallen — ob auf diese, ob auf jene Weise! Ihm würde kein Unrecht geschehen, falls Ralph sich entschließen könnte, seinen Vorschlag anzunehmen. Aber unter welcher Bedingung! Unter welcher Bedingung! Er soll das Weib, das er liebt, mit aller Kraft seiner Seele, mit jedem Schlage seines Herzens, dieses Weib soll er aufgeben, um eine andere zu heiraten — ein halbes Kind noch, schön, lieblich, unschuldig, aber seine Seele, seinem Herzen so fernstehend! Ach so unsäglich fern! . . .

„Nein, nein — ich kann nicht! Ich will nicht“ schreit es in ihm auf. „Lieber sterben!“

Noch hundertmal wiederholt er sich im Laufe des Vormittags, daß er es nicht tun kann, nicht tun wuf. . . .

Als der Mittag naht, ist er schon wieder unschlüssig. Er ist jung, er liebt das Leben. . . Er gedenkt Fatimes rührend zärtlichen Blicks, als sie gestern Abend auf Befehl des Vaters das Zimmer verließ. Gewiß, sie ist ein gutes Kind! Wie viele Männer würden sich glücklich fühlen, wenn sie in seiner Lage wären. . . .

Den ganzen Vormittag über hat Ralph sich nicht im Geschäft sehen lassen. Er scheut den forschenden Blick seines Kompagnons.

Jetzt, nach dem Mittagessen, welches er unberührt wieder hat forttragen lassen, blüht er flüchtig hinein ins Bureau.

Verwundert über die anaemische Gile seines jungen Kompagnons blickt David Palmer über seine Brille hinweg zu Ralph hinüber.

„Wie sehen Sie aus, Donald? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Doch, doch. Ich habe nur nicht gut geschlafen. Bin ich heute nachmittag im Geschäft nötig?“

„Nein.“

„So will ich einen notwendigen Besuch machen. Adieu, lieber Palmer.“

Und schon ist Ralph draußen auf der Straße.

Hier, entrückt dem forschenden Blick seines Kompagnons, verlangsam er seine Schritte. Wieder verfällt er in jenes peinliche Grübeln. — —

Was tun? Was tun?

Und wieder klopft er an der Tür des langen, finstern Ganges, der zum Opiumsalon führt. Und wieder öffnet eine unsichtbare Hand. Und wieder nickt ihm das alte Weib verständnisinnig zu.

„Heute besonders stark, Rajab!“ befiehlt er der Alten.

Schon nach den ersten Zügen entsinken seine Sorgen. Das Grausen vor der P. J. M. — vorbei. Die Furcht vor dem Tode — verfliegen. Die unbehaagliche Empfindung, ein ungeliebtes Mädchen heiraten zu müssen — hinweggewischt.

Hell, rosig, sonnig erscheint ihm die Zukunft.

Mit einem Seufzer der Erleichterung legt er sich auf dem Divan zurecht und paßt weiter. . .

Und wieder trifft eine bekannte Stimme sein Ohr — ganz so wie gestern.

„Dacht' mir's doch, daß ich Sie hier treffen würde, Donald. Wie geht's?“

„Danke, Omar! Gut!“

„Haben Sie die Einladung der P. J. M. erhalten?“

„Ja wohl.“

„Sie werden kommen?“

„Natürlich.“

„Und sind Sie entschlossen?“

„Ich glaube wohl.“

Von nun an wird kein Wort mehr zwischen den beiden Männern gewechselt. Wie gestern, überlassen sie sich uneingeschränkt dem verderbenbringenden Einfluß des süßen Giftes. . . .

Zweiter Teil.
Ein Frauenherz.

1.

Ein klarer Sommernachmittag. . .

In dem behaglich, wenn auch altväterlich ausgestatteten Wohnzimmer einer Farm in der Nähe von New-York sitzen um einen runden Tisch vier junge Damen.

Die dicke Eichentafelung der Wände, die dunklen Vorhänge, die ganze übersolide Ausstattung des Zimmers macht einen etwas düsteren Eindruck und kontrastiert auffallend mit dem rosigen Bierblatt am Tisch: hellfarbene Sommerkleider, ein Gespatter von rosa und blauen Seidenbändern, schlank Taille, emsig beschäftigte weiße Hände, krauses Lockenhaar und vom leuchtendsten Goldblond bis zum dunkelsten Braun.

Drei dieser jungen Mädchen sind die Töchter des Farmers Robert Harrison auf Harrison-Farm: die kleinste und wenig hübscheste ist Kelly Kinsley, die Pensionsfreundin des jüngsten Fräulein Harrison, die ihre Sommerferien auf der Farm verlebt.

Ethith, die älteste der drei Schwestern, liest mit ihrer kräftigen, tiefen Stimme aus einem Buche vor. Die andern drei Mädchen sind mit Handarbeiten beschäftigt.

Wiederholt schon schweiften Ethiths dunkle Augen über das Buch hinweg nach der Tür, als erwarte sie jemand.

Endlich hält sie es nicht mehr aus.

„Ich mag nicht mehr lesen,“ ruft sie erregt. „Miltons ‚Verlorenes Paradies‘ mag sehr schön sein; aber meine Gedanken sind ganz wo anders.“

Die blonde Viola hebt die sanften Veilchenaugen von ihrer Näharbeit und blickt die Schwestern etwas ängstlich an; doch sagt sie nichts.

„Natürlich sind deine Gedanken bei Magdalene!“ ruft die kleine, braunlockige Rose triumphierend. „Ich denke auch immerfort an sie!“

Bei dem Namen „Magdalene“ fahren alle Köpfe empor. Vier Paar Mädchenaugen bliden einander bedeutungsvoll an.

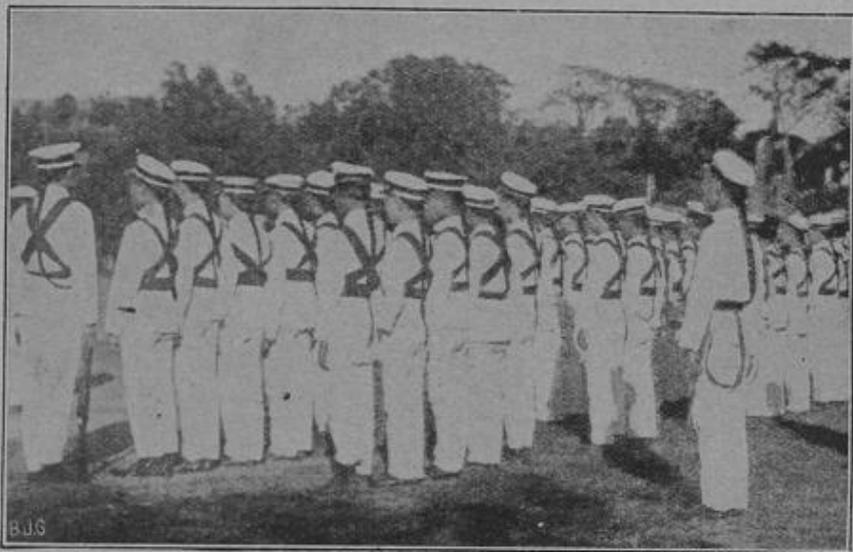
maligen Bräutigam liebt! Und wenn er wirklich nach achtjähriger Abwesenheit urplötzlich hier wieder aufgetaucht ist —

Entsetzt reißt Rose ihre ohnehin großen braunen Augen noch weiter auf.

„Du meinst doch nicht, daß sie ihn noch — —“

Die ältere Schwester entgegnet nichts. Sie zuckt nur mit den Achseln, und dieses Achselzucken sagt mehr als viele Worte.

Schweigend beugen sich die drei Mädchenköpfe wieder über ihre Handarbeit, während die energische Edith das Buch zusammenklappt und nach dem Schlüsselbund greift, um hinab in die Küche zu gehen.



Die Revolution in China.

In der vorigen Nummer brachten wir ein Bild von dem Mittelpunkt der chinesischen Revolution, der im Tal des Jang-tse gelegenen großen Handels- und Industriestadt Hankau; vor einer Woche schien der Aufstand von größerem Gewicht. Denn die Revolutionäre setzten sich, fast ohne Schwertstreich, in den Besitz einer Reihe ziemlich bedeutender Städte den Provinzen Szechuan und Hupeh. Nun ist aber durch das Eingreifen des Vertrauensmannes der Mandschudynastie, Yuan-schikai, den Fortschritten der Revolutionäre plötzlich Einhalt getan worden. Schon

siehen die regulären Truppen dicht vor Hankau, die Chinesenstadt befindet sich schon in den Händen der Regierung. Die Eisenbahnen verkehren wieder, und es ist anzunehmen, daß Studenten der Bonne-Universität in Wutschang, die ein jungchinesisches Komitee gebildet hatten, sehr bald sich wieder der allgemeinen Ordnung werden fügen müssen. Ebenso werden die von den Revolutionären ausgegebenen Banknoten verschwinden.



„Arme Magda!“ seufzt Edith. „Wenn es doch nicht wahr wäre! Wie dürfte dieser Mensch es überhaupt wagen, nach Newyork zurückzukehren, wo er Magdalene jeden Augenblick begegnen kann, nachdem er sie so schändlich hintergangen hat!“

Die fünfzehnjährige Rose streckt ihr zierliches Stumpfnäschen in die Luft.

„Ich würde nie wieder mit ihm sprechen!“

„Ich auch nicht!“ bekräftigt Kelly Kinsley.

„Magdalene ist anders geartet als wir alle,“ belehrt Ediths feste Stimme. „Sie handelt stets so, wie man es am wenigsten erwartet. Ihr wißt nicht, wie sehr sie ihren ehe-

Da werden draußen im Gang leichte Schritte hörbar.

Die Tür öffnet sich.

Eine hohe schlankte Mädchengestalt, ganz in Taubengrau gefleidet, steht auf der Schwelle.

„Magdalene!“

Fast gleichzeitig springt der Ausruf von vier Paar Mädchenlippen.

„Verzeiht, daß ich euch warten ließ!“

Magdalenens Stimme hat einen auffallend weichen Klang. Er harmoniert mit der zarten Blässe des feinen Antlitzes, mit den leuchtend grauen, von dichten schwarzen Wimpern beschatteten Augen, mit dem seidenweichen, kastanienbraunen

Saar, das sie, entgegen der herrschenden Mode, in einem dicken Knoten im Nacken trägt.

„Gut, daß du da bist, Magda!“ ruft Edith herzlich, indem sie der Schwester beim Abnehmen des Hutes hilft.

Tief aufatmend sinkt Magdalene in einen Sessel. Ein glückliches Lächeln umspielt ihre stolz geschwungenen Lippen. Sie lächelt selten. Die vier sie umgebenden Mädchen wissen sofort: dieses Lächeln hat etwas zu bedeuten.

„Magda, liebe Magda!“ ruft Rosa lebhaft. „Ist er es wirklich? Ralph Donald — dein früherer —“ „Ist er es Sie stodt und beißt sich auf die Lippen.

Magdalene nicht. „Und er? ... Hat er dich gesehen?“

„Ich weiß nicht. Einmal blickte er zufällig von seiner Orgel herab auf meinen Platz. Ob er mich erkannte, weiß ich nicht.“

Finster sieht Edith vor sich hin, während Viola faust bittet:

„Erzähl' uns alles, Magda! Nicht wahr, er spielt herrlich? Oder bist du enttäuscht?“

„Ich bin nicht enttäuscht.“

Magdalenes Stimme klingt ruhig, jaft gelassen; doch zuckt es um ihre Lippen, als unterdrücke sie eine tiefe Erregung. Gleich darauf erhebt sie sich und verläßt ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Unter den vier zurückgebliebenen Mädchen herrscht eine Weile beklommenes Schweigen.

Dann springt Edith heftig auf.

„Sagt' ich es nicht,“ preßt sie zwischen den Zähnen hervor. „Dieser unglückselige Donald! Sie denkt gar nicht mehr an die Beleidigung, die er ihr vor acht Jahren zugefügt. Alles ist vergessen!“

„Mir sollte er nur kommen!“ ruft Rosa energisch und macht eine Faust, als wolle sie einem Feind ins Gesicht schlagen.

Trotz ihres Kummers muß Edith lachen.

„Du kleiner Raseweis! Was weißt denn du von solchen



Ein Denkmal für den Aviatiker Rolls von Montmouth. In Montmouth (England) wurde am 21. Oktober ein Denkmal für den Aviatiker Rolls feierlich enthüllt, der im vorigen Jahre gelegentlich eines Flugversuches dort tödlich verunglückte.



Zur Enthüllung des Denkmals für den Prinzen Josias von Koburg.

In Gegenwart des Herzogs paares, sowie des Kronprinzen von Bulgarien und einer österreichischen Abordnung des Regiments Erzherzog Josias aus Krakau fand am 21. Oktober in Koburg die feierliche Enthüllung des Denkmals für den berühmten Kriegshelden statt. Der Schöpfer des Denkmals ist Professor Sommer.

Sachen! Zu jener Zeit, als das Unglück über Magdalene hereinbrach, warst du kaum sieben Jahre alt.“

„Aber ich entsinne mich noch ganz genau,“ fällt Rosa altklug ein. „Magda war damals immer heiter, immer lustig. Unser Sonnenstrahl — nannte sie die Mutter.“

„Die gute Mutter!“ seufzt Viola leise auf, während Tränen ihre schönen blauen Augen verdunkeln. „Sie war so glücklich über die Verlobung. Während der ganzen drei Jahre nähte sie an der Ausstattung und wartete auf den Tag, an dem Ralph aus Damaskus zurückkehren und Magda heimführen würde. Da kam eines Tages anstatt des Bräutigams ein Brief aus Damaskus. Was er enthielt, weiß ich nicht. Aber beim Lesen desselben wurde Magdas Gesicht totenbleich, fast wie erstarrt. Dann hatten die Eltern eine lange Unterredung mit ihr. Die Mutter weinte, und der Vater sah ganz alt und grau aus. Wir Kinder erfuhren nur, daß die Hochzeit nicht stattfände. Bald darauf ging der Vater mit Magda auf Reisen. Der Verkehr mit dem alten Bankier Donald, Ralphs Vater, wurde abgebrochen — und dann ging alles wieder im alten Gleise.“

„Nicht doch!“ unterbricht sie Edith finster. „Alles war anders geworden. Die Mutter kränkelte seit der Zeit. Der Vater blieb ernst und wortfarg. . . Und Magdalene? Nun, Ihr kennt sie ja! Sie gleicht mehr einem Engel, als einem Menschen aus Fleisch und Blut. Wenn sie sich nur aussprechen wollte! Diese stille Engelhaftigkeit ännstigt mich.“

„Sie werden sie doch nicht ausfragen, Fräulein Edith?“ mischt sich jetzt zum erstenmal Nelly Kinsley ins Gespräch. „Und warum nicht, Kleine?“

Mit ihren klaren Kinderaugen blickt Nelly die um acht Jahre ältere Freundin an.

„Weil ich es für unrecht halten würde. Magda ist das edelste, schönste und beste Geschöpf, das ich kenne; aber ich fürchte mich vor ihren Augen; sie haben einen Blick, der einem bis in die innerste Seele dringt. Ein vorwurfsvoller Blick aus Magdas Augen würde mich bis in den Schlaf verfolgen.“

„Kindskopf!“ spöttelte Edith. „Euer beständiges „Sprecht nicht von ihm!“ „Erwähnt die Sache nicht zu ihr!“ halte ich für Blödsinn. Eine Aussprache hätte ihr längst gut getan. Noch heute rede ich mit ihr darüber, so wahr ich Edith Harrison heiße. . . Aber erst eine Tasse Tee.“

Inzwischen macht Edith mit der ihr eigenen Firgigkeit den Teetisch zurecht.

„So, Rose! Nun hol Magda!“

„Doch die Kleine will davon nichts wissen.“

„Nein, Edith! Wenn Magda in den Garten ging, so wollte sie allein sein.“

„Unsinn! Ihr beiden Jüngsten habt euch den ganzen Kopf voll romantischer Ideen vollgepropft —“

— die mir lieber sind, als deine hausbadenen,“ ergänzt Rose schnippisch.

Ohne ein Wort zu sagen, steht Edith auf und geht selbst in den Garten. Die ohnehin frische Farbe ihrer Wangen hat sich noch vertieft.

Wie sie so festen Schrittes dahineilt, den Kopf hoch erho-

nen Haarmassen aus der Stirn gestrichen. Die bläulichen Schatten unter den großen, grauen Augen sind noch etwas dunkler als sonst, während diese Augen selbst, wie stets, wenn sie erregt ist, wie von innen heraus erleuchtet erscheinen.

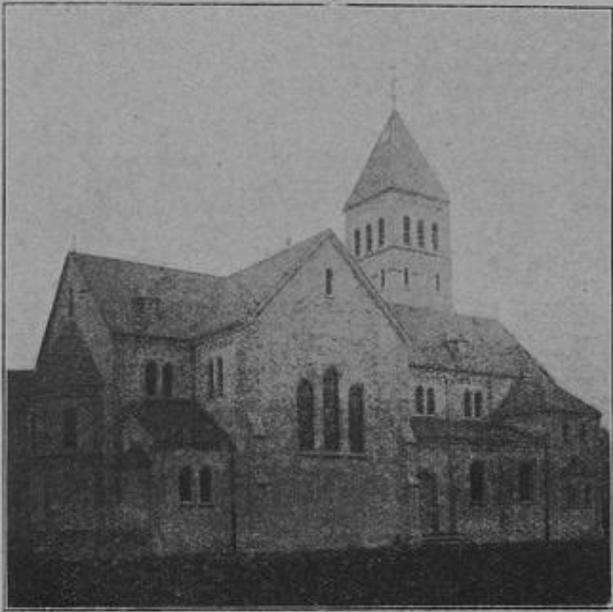
„Liebste Magda!“ ruft Edith schon von weitem, als sie der stillen Gestalt dort unter dem Weidenbaum ansichtig wird. „Wir warten mit dem Tee auf dich. Komm schnell!“

Nuhig blickt Magdalene der Schwester entgegen.

„O Edith, Edith!“ flüstert sie wie traumverloren, während ein Lächeln um ihre Lippen irrt. „Nachdem ich sein Orgelspiel gehört habe, weiß ich: der Böse wollte von ihm Besitz ergreifen; aber Ralph ist aus dem Kampf als Sieger hervorgegangen — gut, edel, rein!“

„Blödsinn!“ schwebt es auf Ediths Lippen. Doch sie hält das harte Wort zurück.

Sie setzt sich neben der Schwester auf die Bank und legt den Arm um ihre Schultern.

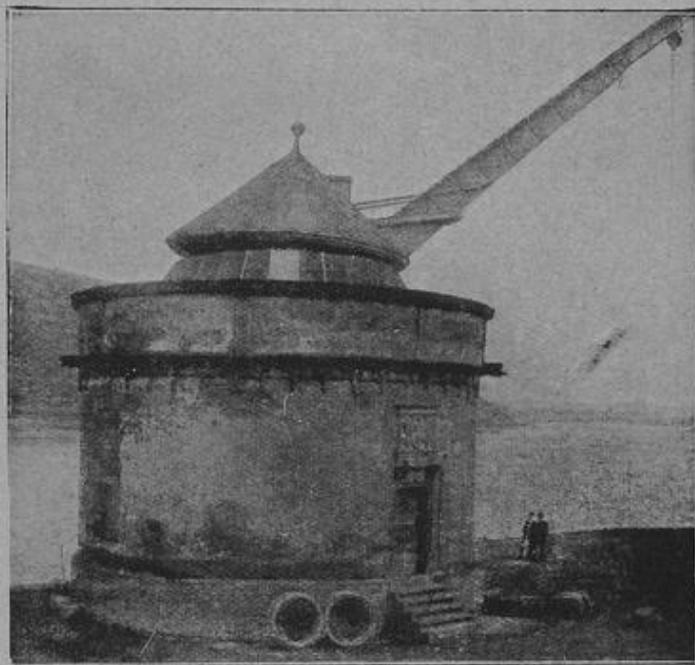


Die neue St. Ursula-Kirche in Grafenberg.

Die Düsseldorf'schen Vorstädte haben in kurzer Zeit fast alle neue Kirchenbauten erhalten. Jetzt geht auch die St. Ursula-Kirche in Grafenberg, wieder ein Werk von Professor Kleefattel, ihrer Vollendung entgegen.

Der historische Kran bei Andernach.

Trotz allen Bestrebungen, die Schönheit des Rheines, besonders die historischen Erinnerungen und Gebäude zu erhalten, ist so mancher Reiz unwiederbringlich dahingeschwunden. Die Regulierung des Strombettes, der Ausbau der Burgen und manche notwendige Erhaltungssarbeit hat das Bild stark verwischt, das der Vater



Rhein noch vor fünfzig Jahren dem romantischen Auge bot. Von den vielen alten Bauwerken, die die lange Zeit des Stromes begleiten, ist fast das interessanteste der alte Kran bei Andernach. Im 13. Jahrhundert ward er erbaut und er hat bis auf unsere Tage, also fast 700 Jahre, gute Dienste getan. Jetzt soll auch er, wie so viele Ruinen, der wohlverdienten Ruhe pflegen; den Dampfstrahlen und den übrigen modernen Verladeeinrichtungen mußte er weichen. Als ein Wahrzeichen seiner Zeit bleibt er indes stehen, und er wird fernem Geschlechtern von der Handelstätigkeit auf dem Rheine im Mittelalter Kunde geben.

ben, die scharfgeschnittenen Lippen aufeinander gepreßt, — da atmet die ganze frische Mädchengestalt Luftkraft und Energie. Man hat die Empfindung: was Edith Harrison will, geschieht, und was ihre festen weißen Hände einmal ergreifen, das führen sie auch zum guten Ende.

Doch — so emsig sie auch ihre scharfen Blicke umherschweifen läßt — keine Magda ist zu sehen.

„Magdalene!“ — Keine Antwort.

Und weiter vilt Edith, die verchlungenen Parkwege entlang, wo hohe Platanen und Steineichen sich urwaldartig verdichten.

Und wieder ruft sie laut und eindringlich:

„Magdalene! Magdalene!“

„Hier bin ich!“ schallt es hell und klar zurück.

Am nahen Teich, unter einem weitgestreuten Weidenbaum, die Gesuchte auf einer Bank. Sie hat den großen runden Strohhut abgenommen und die schweren kastanienbraun-

„Komm, liebe Magda,“ bittet sie so sanft, wie ihre kräftige, etwas rauhe Stimme es nur zuläßt. „Sei doch vernünftig.“ — „Warum bin ich nicht vernünftig, Edith?“

Der rührend schlichte Ton dringt Edith zu Herzen. Zärtlich streichelt sie Magdalene's schmale Hände, die leicht gefaltet in ihrem Schoße ruhen.

„Willst du mir nicht vertrauen, Magda?“

„Ich habe nichts zu vertrauen, Edith!“

„Aber wenigstens dich aussprechen.“

„Ich habe auch nichts, worüber ich mich mit dir aussprechen könnte.“

„Aber das kann doch nicht so fortgehen, Magda!“

„Warum nicht? Ich habe Ralph stets geliebt; ich liebe ihn noch. Er ist ein Teil meines eigenen Ichs. Wir gehören zueinander. Niemals habe ich aufgehört, ihm zu vertrauen. Wenn er einmal in seinem Leben fehlte — weshalb sollte ich ihm deswegen mein Herz entziehen? Wer unter

uns ist wohl ohne Sünde! . . . Ach, Edith —“ hier wird ihr Ton wärmer, begeisterter — „er ist ein Künstler von Gottes Gnaden! Noch nie habe ich solche Musik gehört!“

Magdalene hat den Oberkörper etwas vornüber gebeugt. Ihre großen Augen erscheinen jetzt vor Erregung fast schwarz.

Kopfschüttelnd blickt Edith in diese wunderbar glänzenden Augen, deren Ausdruck ihr beinahe überirdisch erscheint.

Ihrer kräftigen, vernünftigen Natur gemäß sucht sie, die Schwester von den phantastischen Höhen der Begeisterung wieder in die prosaische Alltäglichkeit herabzuziehen.

„Komm mit, Magda!“ pläzt sie ganz unvermittelt heraus. „Der Tee wird kalt!“

Magdalene zuckt ein wenig zusammen, als habe man sie soeben aus einem schönen Traum geweckt.

Dann sagt sie ruhig:

„Gern, liebe Edith!“

Arm in Arm schreiten die beiden Schwestern dem Hause zu.

Bevor sie eintreten, bleibt Edith noch einen Augenblick stehen.

„Bist du wirklich so glücklich, wie du aussiehst, Liebste?“

Ein voller Blick der wunderbaren grauen Augen trifft die ängstlich Fragende.

„Ja, Edith, ich bin glücklich. Unjählich glücklich.“

(Fortsetzung folgt.)



Vorboten des Christkindes. Von Hubert Laermann.

I.

St. Martin.

In den zwei letzten Monaten des Jahres sind zwei Festtage, welche von sorgsam Kindern mit Sehnsucht, von ungehorjamen Kleinen aber mit einiger Bangigkeit erwartet werden: das Fest des hl. Martin am 11. November und des Fest des hl. Nikolaus am 6. Dezember. Diese beiden Heiligen sind gewissermaßen Vorläufer und Wegbereiter des Christkindes und sie sind als Gabenpendler bekannt. Wie sie aber dazu kommen, noch jetzt Gaben auszuteilen, das wissen vielleicht nicht alle.

Der hl. Martin (11. November) erblickte um das Jahr 316 zu Sabaria, einem am Fuße des heutigen Martinsberges in Ungarn gelegenen Städtchen, das Licht der Welt. In seinem

Dieses kirchliche Martinsfest ist möglicherweise an Stelle des dem Erntegotte Wodan geheiligten Herbst- oder Erntefestes getreten. Das christliche Volk wird nun die bei dem alten heidnischen Erntefeste stattfindenden Gebräuche nach entsprechenden Veränderungen auf den Tag des hl. Martinus übertragen haben, um den früher heidnischen Offizier und späteren Bischof besonders zu ehren. Diese vollstümlichen Gebräuche, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind mannigfaltig.

So werden in manchen Gegenden, namentlich auch am Rhein, Martinsfeuer angezündet. Schon vierzehn Tage vorher sammeln die Knaben Holz, Stroh und Reisig, singend:

Wir holen heute Holz und Stroh,
Hohoho! froh, froh, froh!
Heiliger St. Martino!

Eine vierjährige Alpinistin.

Besondere Leistungen Erwachsener pflegen schon allgemeines Interesse zu erregen; so lief die erste Erstbesteigung des Matterhorn's, des außerordentlich schwer zu bezwingenden schweizerischen Bergriesen, damals durch die gesamte Presse Europas. Die Besteigung des Mont Blancs gehört nicht zu den schwierigsten Bergpartien, aber sie verlangt mehr als eine andere die Ausdauer der Bergsteiger. Und doch ist diese Partie einem kleinen Kinde gelungen. Der Turiner Arzt Joseph Guidini hat mit seinem vierjährigen Töchterchen Flavia in zweitägiger Tour den Gipfel des höchsten Berges in Europa (4800 Meter) erstiegen.



zehnten Lebensjahre zog er mit seinen heidnischen Eltern nach Pavia, wohin sein Vater als römischer Militärtribun versetzt worden war. In derselben Stadt erhielt der junge Martin den ersten Katechumenen-Unterricht. Nach dem Willen seines Vaters trat er mit 15 Jahren als Offizier in das Heer des Kaisers Konstantin. An diese Militärzeit, welche bis zu seinem 20 Lebensjahre dauerte, knüpft sich die in dem Liede: „St. Martin ritt durch Schnee und Wind . . .“ besungene Legende von dem armen zerlumpten Greis, dem St. Martin aus Mitleid die Hälfte seines Kriegsmantels gab.

Bald nach dieser Tat wurde der hl. Martin getauft, belehrte auch seine Mutter und lebte als Einsiedler auf der Hünerinsel (Genoa). Um 360 errichtete er zu Ligugé bei Poitiers ein Kloster. 371 zum Bischof von Tours ernannt, gründete er unweit der Stadt, um der Einsamkeit pflegen zu können, das Kloster Marmoutier. Als Wundertäter und Vater der Armen berühmt, erwarb er sich um die Befehrung der Heiden große Verdienste. Er starb 401 und ist einer der meistverehrten Heiligen des Abendlandes, Nationalheiliger der Franken. Im Jahre 650 ordnete der Papst Martin I. die allgemeine kirchliche Feier des Tages an.

oder im Eifeler Dialekt:

Doß, Doß, düß,
Jes mer en Väusch Struß!
Doß, Doß, Derendorf,
Jes mer en ale Märtesdorf!
Doß, Doß, dann,
Jes mer en al Mann!
Doß, Doß, Dilledoß,
Wer neuß jett, der es neuß noß.
Dröm jes ons jett
Du loß ons john,
Mer han en velle Häuser ze john.

„Sobald es dann am Vorabende des St. Martinstages,“ so erzählt Düringsfeld, „zu dunkeln anfängt, leuchten im Rheintal zwischen Köln und Koblenz Tausende von kleinen Feuern auf den Höhen und längs des Flusses, und besonders das Siebengebirge erglüht im Glanz unzähliger Lichter, die sich im Rhein spiegeln.“ Die Kinder tanzen um das Feuer herum und singen und schreien:

O Martin, o Martin,
Alte Weiber, stumpfe Besen,
Je älter, je besser.



Laune der Natur.

Einem Geflügelzüchter in Prag wurde ein Huhn mit vier Flügeln und vier Füßen geboren.

Diese Martinsfeuer sind die Reste der alten Opfer, welche in der heidnischen Zeit der Sonnengottheit dargebracht wurden. Nach dem Opfer nahmen die heidnischen Priester die Asche und streuten sie auf die Felder, um dem Ungeziefer aller Art zu wehren.

Zur Martinsfeier gehören auch Martinshörnchen, Martinsbrot und die Martinsgans. Die Martinshörnchen, behaupten Mythologen, seien ein Abbild des Hornes, aus dem beim Mahle die Germanen zu Ehren Wodans Meib tranken, in der Martinsbrot wollen sie die Hupe des Wodansrosses sehen, das Schlachten der Martinsgans findet nach Ansicht Simrocks dadurch seine Deutung, daß es um Martini viele fette Gänse gebe, die sich besonders zu Opfertieren eigneten. Weil nun Wodan in seinem Heere und Gefolge auch die Gans geführt habe will man dieses Tier mit dem Göttervater in Verbindung bringen. Als nach Einführung des Christentums an Stelle des Wodansfestes das Martinsfest trat, sei dem hl. Martin auch Wodans Liebling, die Gans, wieder beigegeben und wäre die Gewohnheit, Martinsgänse zu opfern, beibehalten worden.

Die Legende führt die Martinsgans auf die historisch nicht erwiesene Tatsache in Martins Leben zurück, wonach er am Tage seiner Wahl zum Bischof von Tours, der er sich seiner Jugend wegen durch Verstecken zu entziehen suchte, durch das laute Schnattern der Gänse in seinem Versteck verraten und dann zur Annahme seines Amtes veranlaßt sein soll. Darauf bezieht sich auch das folgende Lied aus „Des Anabens Wunderhorn“:

Will der hl. St. Martin
Seiner Bischofssehr entfliehen,
Sitzt er in dem Gänsestall;
Niemand findet ihn überall,
Bis der Gänse groß Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.
Und bieweil dies Sidgallied
Diesen heiligen Mann verriet,
Dafür tut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plage:
Daß ein strenges Todesrecht
Gehn muß über ihr Geschlecht.

Drum wir billig halten auch
Diesen alten Martinsbrauch,
Laden sein zu diesem Fest
Unsre allerliebsten Gäst
Auf die Martinsgänstein ein
Bei Musit und kühlem Wein.

Eine fast gleichinhaltige Stelle bei Umland weist auch auf diese Episode hin, indem es heißt:

Was haben doch die Gänse getan
Daß so viele müßens Leben lan?
Die Gans mit ihrem Dabern
St. Martin han verraten,
Darumb tat man sie braten.

In manchen Ländern welche Weinbau treiben, war es früher üblich, am St. Martinstag den ersten Wein zu probieren. Daher rührt das Sprichwort:

Heb an Martini,
Trink Wein ad circulum anni.

St. Martini soll sogar den Krost in Wein verwandeln, daher es sprichwörtlich heißt:

Poßi Martinum bonum vinum!

Der Volksglaube geht in einigen Gegenden noch weiter und schreibt sogar St. Martin die Macht zu, Wasser in Wein zu verwandeln. Daher stellen z. B. in Halle die Kinder der Galloren Krüge mit Wasser in die Saline. Die Eltern schütten heimlich das Wasser aus, füllen Wein hinein und verstecken die Krüge. Des Abends gehen die Kinder in die Saline. Während sie die Krüge suchen, rufen sie:

Marteine, Marteine,
Mach das Wasser zu Weine!

Der Martinstag galt schon seit Karl d. Gr. als Ende der Gefindezeit, während jetzt vielfach der 1. Mai der „Ziehtag“ der Knechte und Mägde ist; er galt auch als Ende der Pachtzeit und als Zinstag. Vom 8. bis Anfang des 18. Jahrhunderts mußten die Abgaben an die Gutsherren am Martinstag entrichtet werden, in ländlichen Gegenden wird an diesem Tage noch jetzt die Land- oder Hospacht bezahlt.

Ursprünglich werden diese Zinsgaben als Opfergaben den heidnischen Priestern gegeben worden sein; sie blieben auch in christlicher Zeit gebräuchlich. — Anklänge dieser Gebräuche findet man noch in verschiedenen Orten, in denen Kinder der Armen mit Fadeln oder ausgehöhlten Kürbissen in der Hand vor die Häuser der Reichen ziehen und dabei singen:

Hier wohnt ein reicher Mann, usw.,

oder:

Märten is en gaut Mann,
Den il wol vertellen kann.
Drei Keppel und drei Beeren,
Nüte geht wol meh,
Et sich op einen Steine
Met friert an meine Beine
Lat met nich lau lange stan,
De Martensdag is upgegan.

Weil aber dieser Brauch der Kinder an manchen Orten ausartete, nahmen Vereine die Sache in die Hand, schafften etwas Ordnung und ließen, durch milde Gaben unterstützt, auch wohl eine Bescherung der Kinder folgen. So entstand der jetzt fast am ganzen Niederrhein eingebürgerte Martinzug mit seinen alten, schönen, schlichten Martinsliedern. Das Martinsfest ist zu einem echten und rechten Volks- und Kinderfest geworden, voll Zauber und Poesie, voll Anmut und Leben. Und der kindlich-trohe, edle Zug des Festes wird solange Bestand haben, als die Martinsbräuche und Martinslieder sich wie ein teures Kleinod von Geschlecht zu Geschlecht vererben.

Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Zur Unterhaltung.

Humor.

— Das gefährdete Pferd. Ein Laufburische ging an einer Droschke vorüber, vor deren Wagen ein sehr elendes, entseflich mageres Pferd gespannt war. Der Junge sprang plötzlich auf die Seite. „Dummer Junge,“ rief der Kutscher vom Bod herunter, „was springst du denn weg! Das Pferd ist nicht bissig und es schlägt auch nicht.“ — „Davor fürcht, ich mich auch gar nicht,“ lachte darauf der Junge mit spöttischer Miene. „Aber wenn grad der Wind unglücklich blies, könnt's am Ende umfallen!“

— Uebertriebenes Zartgefühl. Bei einem Metzger beobachtete eine Dame die armen Tiere, weil sie doch geschlachtet werden müssen. Und sie behauptete, wenn man auch noch so geeignete Mittel zur Tötung anwende, bliebe es immer eine Grausamkeit, zum Beispiel so ein kleines unschuldiges Lämmchen abzuschlachten. — „Ach,“ meinte der Metzger darauf ganz ruhig, „wenn's der Madam' so besser gefällt, dann will ich ihr nächstens das ganze Lämmchen lebendig hereinschicken, wenn Sie Lammbraten bestellen. Sie können es ja dann lebendig essen.“

— Berechtigte Angst. In einem Stück, das gehörig über die Hausbesitzer herzog, das aber auch sonst sehr lustig war,

wurde allgemein lebhaft geklatscht. Nur ein bedächtig aussehender, schwächlicher Herr im Parkett sah sich, ehe er zu klatschen wagte, erst einmal vorsichtig nach allen Seiten um, und ließ dann resigniert die Hände sinken. „Na,“ fragte sein Nachbar, warum klatschen Sie denn nicht? — „Pst,“ raunte ihm der Neugierliche zu, „hinter uns sitzt mein Hauswirt, und wenn der mich klatschen sähe, dann würde er sich sicher ärgern und ich hätte die Folge zu tragen. Denn er würde mich, wie ich ihn kenne, morgen ohne lange Umstände um zweihundert Mark steigern.“

— Ein Gemütsmensch. Fremder: „Nun, Jean, wie geht es Ihrem Herrn?“ — Der Diener weinend: „Ach, recht schlecht! Der Arzt hat gesagt, es müßte ihm ein Bein abgenommen werden.“ — Der Fremde: „Was haben Sie denn da zu weinen? Im Gegenteil, da brauchen Sie doch bloß noch einen Schub zu puschen!“

— Frisch. Ein junger Mann wurde gefragt, wie er sich das Mädchen vorstelle, das er einmal heiraten würde. „Ach,“ meinte er, „es genügt mir, wenn sie frisch ist.“ Als man ihn dann aber fragte, was das für ihn bedeuete, da kam erst heraus, daß in der scheinbar so anspruchslosen Antwort eine große Zahl von Ansprüchen steckte, denn da sagte er: „Das Wort enthält alles das, was eine Dame haben muß, denn f heißt fromm, r reich, i jung und sch schön!“

Rätsellecke.

Begierbild.



„Jetzt warte ich nun bereits eine halbe Stunde auf Fritz. Wo mag er nur bleiben?“

Rätsel.

Bei Menschen dient's zur Unterscheidung,
Wie auch bei Büchsen und Gewehr.
Schnell trägt es meilenweit daher.

Arithmetische Aufgabe.

Es hat jemand soviel Pfennige, daß er aus denselben ein volles gleichseitiges Dreieck bilden kann. Er nimmt nun noch einmal soviel und legt ein volles Quadrat zusammen, dessen Seite ebenso viel Pfennige enthält, als vorher eine Seite des Dreiecks. Dabei bleiben ihm aber 15 Pf. übrig. Wie viel hatte er im Anfang?

Logogriph.

Mit ö ein klein Geschütz, bald laut, bald bleiern, stumm;
Mit i nascht's Kraut und hüpfst vergnügt im Stall herum.

Scherzrätsel.

Was für ein Sach hat Menschengestalt?
Was für ein Mal ist bergesalt?
Was für ein Garn trägt Wild und Wald?

Rösselprung.

wir	Freun-	de-	lich-	Mei-	die
in	ste	nung	de	ren	freund-
sind	a-	ben	auf-	nicht	er
Er-	ben	ung	treu-	bens	gu-
ber	lo-	ge-	Des	cher	schmei-
ho-	schein-	fi-	chesnd	ter	Le-

Auflösungen aus voriger Nummer.

Skataufgabe:

Vorhand hat: E W, S W, E K, G K, O, 9, 8, 7, R 10, S O.
Mittelhand: G W, R W, E O, G 10, R K, O, 9, 8, 7, S K.
Im Stab: E D, S D.

Es ist gleich, was gespielt wird, die Gegner erhalten nur 4 Wenzel (— 8) R K, R O, G K, G O (— 14) zusammen 22 Augen.

Schachaufgabe:

1. Df8 a8 b6 × c5 1. . . . Kb5 × c5
a2—a4 † Kb5 b6 2. h2—b4 † Kc5—c1 b5
Kb5—c4 3. Da8—c6 matt
3. Lc3—a5 matt Lb 1—d3 matt
Da8—g8 matt. 1. . . . Kb5—c4
2. Lb1—d3 † Kc4 × d3, c5
3. Da8—e4 matt
b2—b4 matt.

Rätsel: Laute.

Scharade: Hanswurst.

Begierbild: Bild nach links drehen; der Erwartete steht zwischen den Häusern.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 16.

Sonntag, 12. November.

Jahrgang 1911.

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ Gefühnte Schuld. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

2.

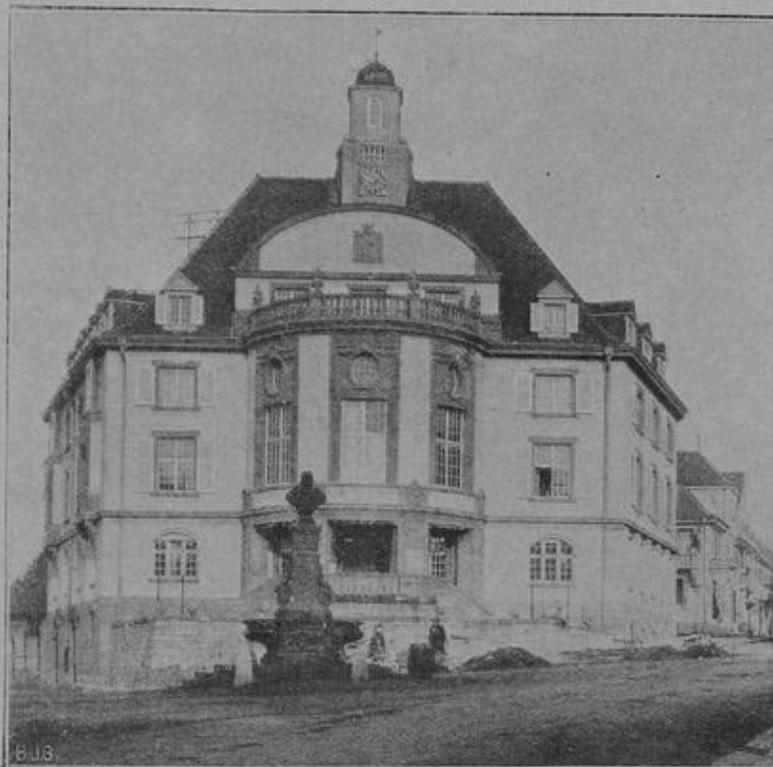
Ein klarer Sonntagnachmittag. Tiefblau der Himmel. Sanft säuselt der Wind in den Platanen, die zu beiden Seiten die Harrison-Farm flankieren. Munteres Vogelgezwitscher ringsum. Sonst weichevolle Ruhe. . . . Feiertagsstimmung. . . . In seinem Arbeitszimmer in einem dunkelbraunen Lehnstuhl sitzt Robert Harrison am Fenster und denkt nach.

Er ist ein großer, etwas hagerer Mann von einigen sechzig Jahren, gutherzig, ruhig in all seinen Bewegungen und dabei überaus beliebt bei seinen Angestellten.

Obgleich es noch keiner derselben bis zu einem vertraulichen Verkehr mit dem Farmer Harrison gebracht hat, so verehren ihn doch alle als einen gerechten Herrn, der stets die Interessen seiner Untergebenen wahrnehmen und nötigenfalls bis zum Äußersten verteidigen würde.

Das neue Rathaus in Donaueschingen.

In vielen großen und kleinen Städten haben sich die Aufgaben der Kommunalverwaltung in den letzten zwanzig Jahren so ausgedehnt, daß die Räumlichkeiten der alten Rathäuser die Schar der darin Tätigen nicht mehr zu fassen vermögen. Die großen Neubauten, die in Berlin mit dem neuen Stadthaus — von dem wir in dieser Nummer eine Abbildung bringen —, in Leipzig vor einigen Jahren mit dem Umbau der Fleischbura, in Frankfurt a. Main mit dem des Römers, vollendet wurden oder die, wie der Düsseldorfer Rathausneubau, noch der Ausführung harren haben in kleineren Gemeinden ihr Gegenstück gefunden. In ihnen bedeutet das Rathaus noch mehr wie in den Riesenstädten den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Deshalb bestreben sich die kleinen Städte, gerade dem Rathaus äußerlich die architektonische Wucht und Kraft zu geben, die ihm innerlich eignen muß, wenn der Bürger mit Stolz und Freude zu ihm auf-



bliden und mit Vertrauen das Wort in die Tat umsetzen soll, welches der Erbauer des neuen Frankfurter Rathauses über einer Eingangspforte in den Stein einmeißeln ließ: „Geht dir Rat aus, — Geh' aus' Rathaus!“

Eine besondere Bewandnis hat es mit dem neuen Rathaus in Donaueschingen. Wie vielen erinnerlich, wurde die Stadt vor fast zwei Jahren von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht, die viele Gebäude, darunter das Rathaus, zerstörte und einen Schaden von mehreren Millionen anrichtete. Donaueschingen ist die Residenz der Fürsten von Fürstenberg, deren Familienhaupt, Fürst Egon, beim Kaiser in hohem Ansehen steht. Auf den Wunsch des Kaisers und auf Ver-

anlassung des Fürsten hin wurde der Aufbau der Stadt nach modernen künstlerischen Gesichtspunkten unternommen. Er ist jetzt mit der am 5. Nov. vollzogenen Einweihung beendet. Das Haus ist in einfachen, vornehmen Formen gehalten. Den Platz davor ziert ein Denkmal Wilhelms I.

Farmer Robert Harrison hat in seinem sonst ziemlich gleichmäßig dahinfließenden Leben zwei bittere Schicksalsjahre erlitten.

Der erste und härteste war, als unter ganz eigentümlichen Umständen die Verlobung seiner ältesten Tochter Magdalena mit Ralph Donald auseinanderging; der andere, als vor vier Jahren seine liebe Frau starb.

Die brave, stets etwas schwächliche Dame konnte die Demütigung, welche ihre älteste Tochter erhalten, nicht überwinden. Langsam suchte sie dahin, bis eines Tages das schwache Lebensflämmchen völlig verlöschte.

Von jetzt ab herrschte Magdalena über Haus und Hof — und zwar mit sehr sanfter, wenn auch fester Hand, daß jedermann ihr willig gehorchte.

Magdalene Harrison gehört zu jenen seltenen Frauen, denen diese folgt, wo sie sich auch vortun lassen. Inmitten findet sie bei jedem Menschen die beste Seite heraus; wie auch einen Wagner weiß sie das Gute, das in jedem Verzeu, auch in dem verworrensten, verwohrgen ruht, ans Gutes zu fordern, um es dann zu hegen und zu pflegen, so daß schließlich aus dem dürftigen Pflänzchen ein großer, harter Baum wird.

Ihre Schwestern lieben sie grenzenlos. Jede derselben würde wenig ihre Bequemlichkeit, ja ihr eigenes Glück mit ihr teilen, um Magdalena glücklich zu machen.

Aus Robert Harrison heute auf seinem gewohnten Platz am Fenster sitzt, die neueste Nummer der „Tribune“ in der Hand, in der er nicht liest, da wandern seine Gedanken zurück — weit, weit zurück . . .

Er gedenkt der Zeit, da er mit Widerstreben seine Einwilligung zu der Verlobung seiner ältesten Tochter gegeben. Sie war sein Lieblingskind, und er hatte sie gern zur Hand behalten.

Als er jedoch sah, daß Magdalena's Glück von dieser Verlobung abhing, widersetzte er sich nicht mehr, besonders da seine Frau ihre Bitten mit denen der Tochter vereinigete.

So wurde Magdalena Harrison Ralph Donalds Braut, vierzehn Tage, bevor er von seinem Vater nach Damaskus geschickt wurde, um im Verein mit David Palmer dort ein Bankgeschäft zu gründen.

So schwer den Liebenden auch die Trennung wurde — sie war dennoch unvermeidlich. Der alte Bankier Donald hatte große Vorverrichtungen für diese orientalische Filiale seines Geschäftes getroffen, hatte bereits viel Geld hineingesteckt — ohne große Verluste konnte er die Sache nicht mehr rückgängig machen. Und wem sollte er sonst den Vertrauensposten übergeben, als seinem Sohne?

„Nur zwei Jahre, Ralph!“ hatte der alte Donald tröstend gesagt. „Dann kehrt du heim und heiratest deine Magdalene. Das Vermögen deiner verstorbenen Mutter liegt ja ohnehin zu deiner Verfügung!“

Aus den zwei Jahren wurden drei, und immer noch hielt Edward Donald den Ruf seiner Filiale in Damaskus nicht für gestiftet genug, um den Sohn nach Hause rufen zu können.

Endlich nach über drei Jahren, erklärte Ralph aufs Entschiedenste, daß er binnen kurzem nach New-York zurückkehren werde, gleichviel, ob mit oder ohne den Willen des Vaters.

Der alte Donald fügte sich. Der Tag der Ankunft des Sohnes und Bräutigams wurde festgesetzt.

Bis hierher gehen Robert Harrison's Gedanken ruhig . . . Aber dann — dann —

Er wüch sich den Schweiß von der gestichteten Stirn, als er weiter denkt — an jenen Abend, da anstatt des sehnlich erwarteten Bräutigams ein Brief kam — ein Brief von David Palmer, Ralph's Kompagnon — mit einigen Zeilen von Ralph's eigener Hand, in denen er seine Verlobung mit Magdalena Harrison aufhob und kurz erklärte, er habe vor wenig Tagen ein Mädchen aus Damaskus geheiratet.

Nichts weiter. —

Sie sprach Magdalena über den fürchterlichen Schmerz, den sie damals empfunden; aber ihr Antlitz wurde bleicher, ihr Wesen ernster und ernster.

Der Vater ging mit ihr auf Reisen, damit sie den Treulosen vergessen sollte.

Ob es geschehen — niemand wußte es. Von der Reise zurückgekehrt, widmete Magdalena sich wieder völlig der

Leitung des umfangreichen Hausstandes. Ihr Wesen war sanft, lebenswürdig, freundlich wie immer; nur umgab jetzt die ganze jungfräuliche Gestalt ein Hauch von Schwerenmuth, die sie fast noch anziehender machte.

An Werbern fehlte es ihr nicht. Doch keiner brachte es bei ihr auch nur zur geringsten Beachtung oder gar Aufmerksamkeit.

Edith hat recht mit ihrer Behauptung, etwas Unirdisches, Engelhaftes umgibe die Schwester — etwas, das sie ihren Geschwistern und Freundinnen fast fremd erscheinen läßt.

So verließ ein Tag nach dem andern in der Harrison-Farm — ruhig, einsörmig, inhaltslos. Und ein Jahr nach dem andern.

Da stieg plötzlich eine Nachricht in das stille Haus, die auf alle Bewohner gleich einem Donner Schlag wirkte.

Viola, die drittälteste Tochter, die jetzt musikalisch ist, wollte zum Besuch bei einer früheren Pensionsfreundin in New-York.

Während dieser Zeit hörte sie viele Opern und Konzerte, ohne daß sie in ihren Briefen an Vater und Geschwister dieser musikalischen Genuße anders als durch eine flüchtige Bemerkung erwähnte.

Einmal jedoch traf ein besonders langer Brief von ihr ein. In überauswichtigen Worten teilte sie mit, sie würde morgen einen originellen, überaus seltenen Genuß haben. In der Neunten Avenue, der elegantesten Gegend von New-York, habe ein Künstler aus eigenen Mitteln einen kolossalen Konzertsaal bauen lassen mit einer ersten Orgel. In diesem Konzertsaal werde er jeden Sonntag vormittag Orgelvorträge halten. Diese Vorträge sollten jedermann zugänglich sein, ohne Eintrittsgeld, ohne Empfehlung. Durch die Gewalt der Kunst wolle er veredeln auf das Volk einwirken, es gewissermaßen vom Gemeinen, Irdischen emporheben zu höheren Sphären . . .

Robert Harrison hatte beim Lesen dieses Briefes den Kopf geschüttelt. Auch die praktische Edith erklärte die Geschichte für „Humbug“. Trotzdem erwartete man Violas nächsten Brief mit Spannung.

Wertwürdigerweise war derselbe sehr kurz. Das Orgelkonzert erwähnte sie überhaupt nicht.

Dagegen traf sie selbst schon nach wenigen Tagen wieder in Harrison-Farm ein, beinahe eine Woche früher als beabsichtigt.

Viola war schon als Kind äußerst schwärmerisch und leicht begeisterungsfähig, welche Eigenschaften mit den Jahren noch zunahmen. Ihre Schwestern sagten deshalb ihren häufigen enthusiastischen Gefühlsausbrüchen wenig Beachtung.

Als sie jedoch auf einmal ganz unerwartet, mit geröteten Wangen und einer ihrer sanften Natur ganz fremden Hast ins Zimmer stürzte, in welchem die ganze Familie gerade um den Mittagstisch versammelt war — da wunderte man sich doch allgemein über ihre auffallende Erregtheit und bestürmte sie mit Fragen wegen ihrer plötzlichen Heimkehr.

Sie habe Sehnsucht nach Hause gehabt, erklärte sie ausweichend und zwang sich, ruhig an dem Mittagstisch teilzunehmen.

Endlich hatte Jim, der kleine schwarze Diener, das Dessert und den Kaffee serviert — und einige Minuten später löste sich die Mittagsgesellschaft auf.

Edith und Vater verließen das Zimmer; die übrigen zogen sich auf die Terrasse zurück.

Violas Unruhe wuchs. Ein Geheimnis drückte ihre Seele; sie wußte nicht, wem sie es zuerst anvertrauen sollte. Da trat Edith wieder ein.

Mit ihrer kräftigen Stimme rief sie hinüber auf die Terrasse:

„Wie steht's denn mit deinem Orgelspieler, Viola? Scheint nichts gewesen zu sein, wie?“

„Doch, doch!“

Viola sprang empor, legte ihren Arm in den der Schwester und zog sie mit hinaus in die Vorhalle.

„Weißt du, wen ich gesehen habe, Edith?“ flüsterte sie atemlos.

„Nun? Natürlich deinen getreuen Verehrer Archibald Mansfield?“

„Nein, nein. Ralph Donald!“

„Du bist verrückt, Viola!“ Edith preßte den Arm ihrer Schwester so heftig an sich, daß diese einen leisen Schmerzenslaut ausstieß.

„Nein, nein, wirklich, Edith. Ralph Donald ist der Orgelspieler, von dem ich Euch neulich schrieb. Ich wollte es Euch nur nicht in Magdalenes Gegenwart mitteilen.“

Edith war sehr ernst geworden.

„Zerst du dich auch nicht, Viola?“

„Ganz gewiß nicht. Als ich neulich den Konzertsaal betrat, in dem er zum ersten Mal seine Vorträge halten wollte, war der Saal schon vollbesetzt. Ich stellte mich an eine Säule. Bald darauf entstand eine große Bewegung im Publikum. Alles reckte den Hals, flüsterte und gestikuliert. Eine hohe, ganz schwarzgekleidete Männergestalt hat auf der Orgelbank Platz genommen. Jetzt wendet der Mann den Kopf. Ich denke, ich träume. Ist das nicht Ralph Donald? Ich sehe genauer hin. Ja, er ist's! Ich entsinne mich noch ganz genau seiner hohen Stirn, seiner dunklen, über der Nase fast zusammengewachsenen Brauen, des durchdringenden Blicks seiner grauen Augen — trotzdem ich erst elf Jahre alt war, als ich ihn zuletzt sah. Mein erster Impuls war: fliehen, nicht dem Spiel eines Menschen lauschen, der so schlecht an unserer Magdalene gehandelt hat. . . . Da durchbrausen Töne den Raum — Töne! Edith, so was hab' ich in meinem Leben noch nicht gehört. Er phantasierte auf der Orgel und wob in diese Phantasien Choralmelodien und Kirchenliedermotive hinein. Wie festgebannt blieb ich stehen und lauschte. Der Mann existierte für mich nicht mehr, nur der Künstler. Und wie mir ging es allen Zuhörern. Man wagte kaum zu atmen. Als er geendet, saßen alle noch eine Weile da wie hypnotisiert. Dann ging ein Tuscheln los, ein Flüstern, ein erregtes Hin- und Herschlagen, vermischt mit leisem Schluchzen. . . Und wieder spielte er. Und noch einmal. Und zum vierten Mal.



Das neue Berliner Stadthaus.

Der unter Leitung des Stadtbaurats Hoffmann ausgeführte Bau ist nunmehr fertiggestellt; die Einweihung fand in Gegenwart der Spitzen der Behörden am 29. Oktober statt.



Dr. Cool auf einer Vortragsreise.

Der Dr. Cool, der vor einem Jahr den Versuch machte, auf Grund von allerlei Phantasien der Welt weiß zu machen, er habe den Nordpol erreicht, der aber dann als Schwindler entlarvt wurde, bringt es neuerdings wahrhaftig fertig, in Vorträgen mit Lichtbildern über seine — „Entdeckung“ des Nordpols zu berichten. Zuerst tauchte er in Kopenhagen auf. Doch erlebte er dort einen glänzenden Mißerfolg. Das Publikum hörte anfangs seinen Worten ruhig zu. Als er aber gegen den wirklichen Nordpol-erreicher Peary zu polemisieren anfing, und auch nicht das Geringste vorbringen konnte, was seine eigene Nordpolentdeckung nur einigermaßen glaubhaft hätte machen können, brach der Sturm los. Und Cool, der dem Namen eines der größten wissenschaftlichen Entdecker aus der Vergangenheit wenig Ehre gemacht hat, wird froh gewesen sein, als er die Stadt, die ihn einst mit den höchsten Ehren empfangen, verlassen hatte.

Als wir den Saal verließen, erkundigte ich mich zum Ueberflus noch bei dem Türschließer. Ja, Edith, er ist es — Ralph Donald!“

Erschöpft hielt Viola inne. Ihre großen blauen Augen blickten die Schwester erwartungsvoll und ängstlich zugleich an.

„Kein Wort davon zu Magdalene!“ raunte Edith ihr hastig ins Ohr. „Trotzdem ich es noch nicht glauben kann, muß ich doch sogleich mit dem Vater sprechen!“

Robert Harrison war aufs höchste erschrocken durch die unerwartete Nachricht von Ralph Donalds Rückkehr. Er verbot Edith und Viola streng, Magdalene davon Mitteilung zu machen oder auch nur zu Rose darüber zu sprechen.

Doch schon nach wenigen Tagen betrat Magdalene eines Morgens die Bibliothek ihres Vaters mit einer Nummer der „Tribune“ in der Hand.

Sie war sehr bleich, noch bleicher als sonst; im übrigen erschien sie vollkommen ruhig.

„Les dies, Vater!“ Sie deutete mit dem Zeigefinger auf eine Stelle der Zeitung: „Ralph ist wieder in New-York!“

Der Farmer erschraf. Mit gut gespielter Gleichgültigkeit überflog er den Artikel, der eine enthusiastische Besprechung des ersten Konzerts des großen Orgelvirtuosen Ralph Donald enthielt.

„Warum kann dies nicht ein anderer Ralph Donald sein?“ fragte er mit gezwungenem Lächeln. „Der Name ist nicht so selten!“

Voll blickte Magdalene ihrem Vater in die Augen.

„Nein, Vater, es ist mein Ralph — mein Herz sagt es mir!“

Robert Harrison schwieg.

„Bitte, Vater, schreibe an deinen früheren Freund, den Bankier Edward Donald nach Baltimore und frage ihn, was aus seinem Sohn geworden ist!“ sagte Magdalene nach einer Weile ernst.

„Offen gestanden, liebes Kind — das möchte ich nicht tun.“

„Kleine Pause.“

Dann erwiderte Magdalene leise: „So werde ich selbst schreiben, Vater; aber es wäre mir lieber, wenn du es tätest.“

Obgleich die beiden alten Herren nach jenem unglücklichen Bruch der Verlobung ihrer Kinder nicht mehr miteinander in Berührung kamen, obgleich der Bankier Donald schon vor Jahren sein Geschäft in New-York aufgegeben und nach Baltimore gezogen war — erfüllte der Farmer dennoch den Wunsch seiner Tochter. Er kennt sie und weiß, die Ruhe ihres Herzens hängt davon ab.

Umgehend kam der Brief zurück mit der lakonischen Bemerkung auf dem Kuvert:

„Adressat vor einem halben Jahre gestorben.“ —

Edith empfindet tiefe Teilnahme für den Vater; aber ihre Charaktereigentümlichkeit verbietet ihr stets, es zu zeigen. So auch jetzt.

„Rege dich nicht auf!“ sagt sie fast barsch, in dem Bestreben, nicht weich zu erscheinen. „Das schadet dir in deinem Alter! . . . Um auf Magdalene zurückzukommen — ich glaube fest daran, daß Ralph Donald Winter ist —“

„Edith!“

— und daß Magdalene ihn heiraten wird, wenn wir sie nicht rechtzeitig davon abhalten“ fährt Edith unbeirrt fort. „Ihr ganzes heutiges Benehmen zeigt mir, daß sie die ihr zugesagte Beleidigung vollkommen vergessen hat. Vor einer Stunde sagte sie mir, daß sie Ralph Donald noch liebe, daß sie nie aufgehört habe, ihn zu lieben, Vater, an dir ist es, ein neues Unglück zu verhüten!“

Der alte Herr ist sehr bleich geworden. Tief aufseufzend schiebt er seine Tasse von sich fort.

Der Tee ist ihm heute gründlich verleidet.

3.

Nach wenig Wochen schon ist der Orgelvirtuose Ralph Donald einer der populärsten Männer in ganz New-York. Von nah und fern strömen die Menschen in Scharen herbei, um seinem Spiel zu lauschen.

Stets ist die St. Johns-Halle überfüllt. Mißgestimmt müssen Hunderte wieder umkehren und beruhigen sich nur in der festen Zuversicht, nächstes Mal im Erlangen eines Platzes glücklicher zu sein.

Auch das urteilsfähigere Publikum hält er mit seinen Vorträgen völlig im Banne. Zwar schütteln ein paar Skeptiker die Köpfe und meinen, sein Spiel sei zwar großartig, faszinierend, aber es habe etwas Krankhaftes an

sich. Es erhebe nicht, es drücke eher nieder; im ganzen jedoch stehen auch sie im Banne seiner großen Kunst.

Und wirklich wählt der Künstler nur düstere Themen. Wie Feuer und Schwert brennen sie in die Herzen der Zuhörer. Die Orgel erbraust unter seinen Händen gleich dem Rachen des jüngsten Gerichts.

Bis ins tiefste Innere hinein getroffen verlassen die Zuhörer die St. Johns-Halle. Sie fühlen sich zerknirscht, gedemütigt und verlangen doch mit allen Fibern nach Fortsetzung dieser Geißel . . .



Bewaffnete italienische Samariter.



Sinnprüche.

Zahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug tun; dem genialen Geschlecht wird es im Traume besichert.

Schiller.

*

Warum in Worten klauen? Nichtswisser reden — die da wissen, schweigen.

Zoozmann.

*

Dir selbst sei treu und treu den anderen, dann ist die Enge weit genug.

Goethe.

*

Der Kawasj des deutschen Konsuls vor dem italienischen Kriegsgericht.

Die Macht der Musik beginnt ihren gewaltigen Einfluß auf die empfänglichen Menschenherzen auszuüben.

Wenn aber der eine oder andere seiner Zuhörer es einmal wagt, angefeuert durch die überwältigende Macht der Töne, ihn anzusprechen oder gar um eine kurze Unterredung zu bitten — so ist es, als schließe ein „Kräutchen Nähr-mich-nicht-an“ urplötzlich seine Blätter.

Ein kurzer Gruß, ein stummes Kopfschütteln, — nichts weiter. —

Etwa drei Monate hält Ralph Donald seine Vorträge. Auch heute wieder schreitet er nach Beendigung seines Vortrages gelassen durch die Reihen des ihm in stummer Bewunderung nachstarrenden Publikums durch das weite Portal der St. Johns-Halle und biegt sogleich in eine kleine Nebenstraße der vornehmen Reunten Avenue ein. In dieser schmalen, einsamen Nebengasse bewohnt er in einem ärmlich aussehenden Hause zwei kleine, dürftig möblierte Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Die Italiener in Tripolis.

Die Italiener hatten in Tripolis fast ohne Schwertstreich festen Fuß gefaßt, und schon glaubte man in Italien wirklich, die Truppen könnten sich dort häuslich einrichten, da kommt auf einmal die Kunde von den verlustreichen Gefechten, welche die Italiener gegen die anrückenden Türken und zugleich gegen die eingeborenen Araber in der nächsten Umgebung der Stadt Tripolis und sogar in dieser selbst haben ausfechten müssen. Diese inneren und äußeren Angriffe sind von solcher Stoßkraft gewesen, daß die Italiener sich genötigt sahen, eine Reihe Forts zu räumen und sich auf die innere Stadt zurückzuziehen. Außerdem haben sie versucht, durch draconische Strenge die Araber niederzuhalten. Dabei soll es nach den Meldungen einiger Kriegskorrespondenten von seiten der italienischen Soldateska zu offensibaren Uebergriffen gekommen sein, wie man sie in einem modernen Feldzug eigentlich nicht für glaublich halten sollte, und die nur aus der Erbitterung und dem südländischen Temperament zu verstehen sind. Wie erbittert die Araber ihrerseits sind, zeigt das Verhalten eines solchen, der im Dienst des deutschen Konsulats steht und dort als Kawak beschäftigt ist. Wenn die Aussagen eines 13jährigen Negermädchens stimmen, soll dieser einen italienischen Soldaten erdolcht haben. Er wurde, da kein internationales Gericht zusammen zu setzen war, vor ein italienisches Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen. Auch eine große Zahl anderer Araber haben das gleiche Los gefunden. Jeder, der im Besitz von Waffen angetroffen wurde, kam ohne Gnade in Haft und wurde ohne langes Gerichtsverfahren erschossen. Das eine unserer Bilder zeigt Araber gefesselt vor der Exekution des Todesurteils, das andere die Verhandlung des Kriegsgerichts gegen den Kawak.

Das dritte Bild gibt Leute vom italienischen Roten Kreuz wieder, darunter ausnahmsweise bewaffnete Soldaten des Roten Kreuzes. Die Bewaffnung wurde nötig, weil die Araber, mit den internationalen Verträgen unbekannt, die Fahne des Roten Kreuzes nicht achteten und die Leute angriffen.



Das Gouvernementsgebäude in Benghazi.



Gefesselte Araber vor der Exekution.

Das vierte Bild läßt uns einen Einblick tun in die Verhältnisse zu Benghazi, die nach den letzten Meldungen für die Italiener günstiger scheinen als die in Tripolis, obwohl der Widerstand dort anfänglich stärker war als in der Hauptstadt. Da sich die Stadt nicht sofort ergab, wurde sie von den Italienern bombardiert. Das Hauptgebäude, der Palast des Gouverneurs, wurde von den einschlagenden Granaten schwer beschädigt.

Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Eigena.

El carácter español! Können wir den überhaupt verstehen? Trennt uns nicht eine Welt von Anschauungen und Entwicklungsmomenten von dem Mann und der Frau dieses europäischen Afrika? Goethe sagte, man müsse Sizilien durchwandern, um Italien zu verstehen. Für Spanien ist der Schlüssel des Erkennens und Verstehens Andalusia, die glühende Provinz des Südens mit der Hitze der Sahara und der Pflanzentwelt der Tropen.

Wenn man abends vor die kleine Stadt hinausgeht: Hier und da ein Mensch, ausgehörrt wie ein dürrer Palmwedel mit langsamen, langsamen Gebärden. Auf einsiedlichen Landhäuschen, die wie Kalkwürfel durch die Landschaft verstreut liegen, Menschen — das erinnert an Afrika. An den Begrändern Feigenastus, Ake und Agaven — das erinnert wieder an Afrika, und wenn du die schweigenden vertrockneten Menschen anredest, so klingen die Laute aus diesen Kehlen wie die tiefen Gutturallaute der Marokkaner, drüben, wo die weißen Schneehäupter des Atlas aufragen — und das ist sicher afrikanisch.

Noch etwas Kindliches, Naives liegt über Sinn und Gemüt dieser Leute ausgebreitet, das in vielen Stücken, wenn nicht in den meisten, das Richtige trifft.

Wie wettert der Deutsche und namentlich die Deutsche — die letztere aber stets nur, wenn sie ihre Liebe nicht bei menschlichen Wesen anbringen kann — gegen die Stiergeheute. Abgesehen davon, daß der Begriff des Quälens solchen Seelen völlig unklar ist, hat sich bei uns im Lauf der verflachenden und verweichlichen modernen Zeit, der ein überaus sinnlicher femininer Zug nicht abzuspüren ist, eine Neigung herausgebildet, die Begriffe geradezu auf den Kopf zu stellen.

Wer einem Spanier vom Scheuen der Tiere beim Stierkampf redet, ist ihm so närrisch wie Grimms Katerlieschen. Sie heulte vor Leid, weil die bösen Wagenräder der armen Landstraße so tiefe Furchen ins Antlitz rissen und bestrich sie mit Butter.

Und doch ist der Spanier viel weicherherziger als wir Nordländer, wenn es sich um einen Menschen handelt, denn der ist ihm der cristiano, sein Blutsbruder. Dieser cristiano wird eines Tages sterben und dann vor Gott treten, um zu bitten oder anzuklagen, also halte dich mit ihm gut. Das Tier aber hat keine Seele wie der Mensch, es dient ihm, bekommt sein Futter und geht zugrunde, das ist sein Zweck und seine Bestimmung. Die scharfe Trennung zwischen Wesen und Zweck der Geschöpfe und ihre wechselseitigen Verhältnisse zu einander sind jedenfalls klarer, präziser, mit einem Wort männlicher und christlicher als bei uns, wo der Mensch sein Zeitalter instinktiv das des Weibes und Kindes zu benannt hat.

Es ist nicht wahr, der Spanier ist nicht grausamer als sonst ein Europäervolk, wohl hat er sich noch das ganze reine Empfinden des Naturmenschen zu halten gewußt, das ihn ehrt und ferngesund erhält.

Du stehst in irgendeinem Hafen und suchst einen Bootsmann, der dich an deinen Dampfer heranrudern soll. Was er haben will für die Fahrt, kannst du beim besten Willen nicht raten. Du schlägst einen Preis vor, der vor vornherein höher als gebräuchlich ist. Der braune Bootsmann in dem Schwimmbosenjegen rührt sich keinen Zoll breit von der

Die erste deutsche Babykonkurrenz.

Unter diesem etwas fremd klingenden Namen fand im Zellerhause in Berlin ein Wettbewerb statt, der eben so interessant als nützlich war und der besonders bezeichnend



für die in unserer Zeit mit Eifer geförderte Säuglingsfürsorge ist. Seit langem schon haben die Aerzte darauf hingewiesen, daß unsere Generation den Krankheiten und anderen äußeren Einflüssen viel mehr zugänglich ist als frühere, weil den Säuglingen von allzu modischen oder zu zartbesetzten Müttern statt der von der Natur ihnen gesetzten Nahrung Ersatzprodukte wie Kuhmilch schon von den ersten Wochen an vorgefetzt werden. Dadurch leidet der natürliche Aufbau des Körpers und vor allen Dingen die für ihn höchst wichtige Hervorbringung von Schutzstoffen. Der Berliner Verein für Säuglingsfürsorge hat in einer „Ausstellung“ von selbstgenährten Säuglingen an die Eltern der bestgenährten und hübschesten Geld- und andere Preise, darunter mehrere von der Kaiserin gestiftete Preise ausgeteilt. Den ersten erhielt das Töchterchen Gustava des Baritons der Kurfürstener in Berlin, Kirchberg. Die Eltern verzichteten auf den Geldpreis zugunsten der anderen preisgekrönten und begnügten sich mit der Anerkennung und dem kleinen silbernen Halskettchen mit einem Kreuzchen daran, das allen prämierten Babys gegeben wurde.



Stelle. Du steigst die Summe. Der Mensch laut ruhig an seinem Stück Zuderrohr weiter. Du legst in Worten noch mehr hinzu. Er besieht dich, wie wenn er sagen wollte: Ist der Abend nicht unbefehrblich schön? und schaut mit einem verklärten Blick auf die goldenen und blauen Wogen hinaus.

Wenn du längere Zeit im Lande reist, wirst du es anders anfangen, du wirst den Mann etwa sagen: „Sieh, mein großer Ritter, da draußen auf den Wogen das große Schiff schaukeln. Weißt du, ich möchte mit ihm hinaus, weit hinaus ins Land des großen Cristóbal Colón. Da wohnt in einer fernen Stadt der Sohn einer einsamen Mutter. Der möchte heim zu ihr ins Spanierland, und ich soll ihn holen.“ „Hombre, Mann, vorwärts!“ wird der Bootsmann rufen, Segelstock, Tau und dich ins Bot werfen und wie ein Ruder rudern.

Das wäre ein Märchen, aber was hört der Südspañier lieber als Märchen — das hat er von Afrika und den Mauren her. Der Spanier kennt auch nur zwei Menschenklassen, Herren und Knechte, caballeros und cridaos, und hierin beruht auch im wesentlichen die Erscheinung, daß sich Bürger und Bauer von einer kleinen, unfähigen und verrotteten Clique von Regierenden leiten läßt und wie der Sohn des Propheten still und ergeben sich in alles fügt, komme was kommen mag.

Der caballero ist schlecht zu definieren. In allererster Linie gehört zu seinem Begriff, daß er nicht arbeitet. Der spanische Kaufmann und Beamte arbeitet nicht im Sinne, wie der Deutsche es tut. Der Willeterverkäufer tut so langsam, wie es ihm beliebt, und das Publikum vor seinem Schalter hat ein ungemein großes Verständnis für dieses ritterliche Benehmen. Jedes Geldstück, das er erhält, wird durch mehrmaliges Aufklopfen auf eine Steinplatte auf seine Echtheit untersucht, denn das Falschgeld in Spanien ist zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres. Er ist auch sehr empfänglich für ein gutes Wort, und wenn ein Bekannter vor seinem Fensterchen steht, so kann eine Unterhaltung einsehen, ohne daß sich einer beklagt.

Das ist eben der Niesengegensatz zwischen uns und diesen spezifisch spanischen caballeros: rühmt man mit vollem Recht das hohe Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl unserer Beamtenwelt, der Spanier ist für solche Begriffe unempfänglich. Kommt freilich einer ihm in den Weg, der es versteht, einen noch edleren caballero herauszuföhren, so läßt er sich von dem völlig regieren, auch wenn für ihn direkt kein Vorteil daraus zu erlangen ist.

Will man in Spanien sich Geltung verschaffen und respektiert werden, so muß man stets ruhig, heiter, zufrieden und würdevoll auftreten, bei Leide nicht nervös werden, wenn einem auch das Tollste passieren sollte, um Gotteswillen nicht schimpfen, dann ist man einfach ganz fertig, dann gehört man zum Strafenlehricht. Man muß es verstehen, die Würde eines Senators mit der Liebenswürdigkeit einer spanischen Nonne zusammenzubringen, man muß im glühendsten Sonnenbrand eine Miene machen, wie wenn man bis am Hals in Apfelsinencis säße, nur so gilt man etwas, nur so ist man caballero!

Wenn der Kellner in der fouda dir deine Speisen mit

einer qualmenden, großen Zigarre im Mund bringt, wenn er anstatt dich zu bedienen, auch wenn die Speisen längst auf dem Büffet stehen, mit einem anderen weiter plaudert, dann zeige, daß du caballero bist!

Wenn du dich in ein Privathaus einniffest und die tabernera, die Wirtin, versichert dir beim hl. Jakobus von Compostella und noch einem halben Duzend anderer, in ihrer herrlichen casa sei nichts von den Blutfaugern zu finden, die der Spanier mit dem klangvollen Namen pulgasa bezeichnet, und am anderen Morgen du ausschaut, als ob du die Masern hättest, dann zeige, daß du caballero bist.

Einen Mittelstand gibt es in Spanien nicht. Entweder bist du ein Bettler oder ein caballero, ein Adelsmensch. Der letztere darf sich über nichts beschweren, wenn ihm eine Sache auch noch so unangenehm ist, wenn er auch noch so unehrlich behandelt wird. Er darf es nicht, er tut es auch nicht, so tief sitzt der Adelsstolz im spanischen caballero.

Du gehst in einem südspanischen Ort zur Post. Wieviel Briefe und Karten gehen einfach verloren, von Drucksachen ganz zu schweigen. Dem Ausland gegenüber ist man nobler, denn man muß sich als caballero zeigen, aber die Briefe und Karten, die man empfangen soll! Was nutzt es, zum administrador de correos zu laufen, dem Postmeister, der im langen Bhsfußittel auf dem Pachtisch liegt und Zigaretten qualmt. Er hat gar kein Verständnis für dein Leid. Sei doch ein caballero und zahle dem cartero, dem Briefträger gleich beim ersten Mal ein fünf Centimosstück, du erhältst alles, was für dich bestimmt ist, ja du erhältst noch weit mehr, auch was für dich nicht bestimmt ist. Bei uns ist der Bestecher gleichwertig dem Betrüger, in Spanien gilt die Bestechung als Anerkennung der wichtigen Stellung des Bestochenen.

So steht der Spanier gegenüber dem ganzen sonstigen Europa. Ob unsere Kultur höher steht, ich weiß es nicht. Der spanische Charakter mutet an wie ein Araberzelt, von außen dürr, öde verbrannt, im Innern die kostbarsten Werte, von außen wie das südspanische Haus, nackt, kahl, wie eine Moschee, im Innern glühende Farben, glühende Lieder, glühende Menschen. Vom portugiesischen ist der spanische Charakter gerade so weit entfernt wie vom italienischen. Der Italiener ist geistig weit regsam, der Spanier nüchtern, konservativer, aber dabei wieder unendlich mutiger. Daß der Italiener zu einem wilden Stier in die Arena steigt, ist undenkbar.

Der spanische Bauer ist heute so wie er vor dreihundert Jahren war, glattrasiert, einen breitrandigen sombrero auf dem Kopf, eine rote Leibbinde und Hanfschuhe. Noch heute kann kein Mensch ihn dazu bringen, auf seine reichen Acker einen Baum zu pflanzen, denn dann kämen die Vögel und die fressen ihm die Körner.

Der Portugiese bringt es weiter, er ist mehr Kaufmann, aber ihm fehlt auch die ganze Poesie der Romantik, die dir in Spanien auf Schritt und Tritt entgegenlacht; das ganz Märchenhafte, das Weltabgeschiedene, das spezifisch Spanische, mit seine glühenderen Liedern, mit seinem goldneren Mondlicht, mit seiner heißen Liebe und seinem wilderen Haß.

Zur Unterhaltung.

Humor.

— Kurz angebunden. Der große österreichische Feldherr General Laudon, der ursprünglich in dem Heere Friedrichs des Großen gestanden hatte, dann aber zu den Oesterreichern übergegangen war, weil er sich von dem König zurückgesetzt glaubte, ließ einmal in Semlin einen Barbier kommen. Als dieser mit vielen Worten um den Feldherrn herumhandelte, ehe er anfing, und endlich fragte, wie Laudon rasiert sein wollte, erhielt er nur zwei Silben zur Antwort und die hießen: „Schweigend“.

— Sarkasmus. Mit seiner Verlobten kam einmal ein junger Mann, der recht gedehnt und weiblich angezogen und parfümiert war, zu dem Schriftsteller und bekannten Witbold Saphir. Bei der Vorstellung tat dieser ganz verwirrt, befaß beide von unten bis oben, dann sagte er in verlegen spöttischem Tone zu dem Geden: „Verzeihen Sie gütigst meine Verwirrung, mein Herr. Aber ich weiß wirk-

lich nicht, sind Sie nun eigentlich der Verlobte oder sind Sie Ihre Braut?“

— Kindermund. Eine kleine Anekdote aus Mozarts Jugend verdient wohl arsbewahrt zu werden, denn wenn sie nicht wahr ist, ist sie wenigstens gut erfunden. Wolfgang Amadeus, damals ganze sechs Jahre alt, wurde vom Kaiser Franz I. zu Hofe eingeladen. Der Kaiser hatte nämlich von den hohen Fähigkeiten des Kindes gehört und wollte sich selbst von den Leistungen des Wunderknaben überzeugen. Als der kleine Mozart vor seinem Instrument auf einem hohen Stuhl glücklich untergebracht war, trat der Kaiser, um ihm recht Mut zu machen, gütig an ihn heran und versuchte, ihm die Notenblätter herumzudrehen. Aber der kleine Mozart war gar nicht so ängstlich wie die Majestät voraussetzte. Vielmehr sagte er in einem Ton, der seinen Unwillen nicht im geringsten verbarg: „Aber nein, laßt doch den Herrn Kapellmeister Wagenseil mit-einsehen. Der versteht's!“



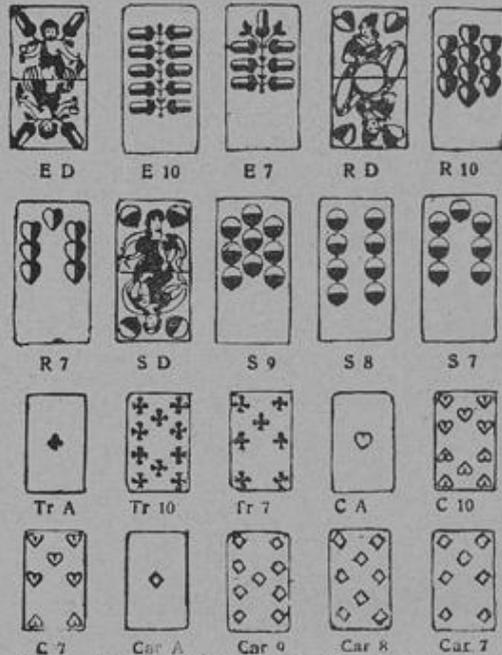
Rätsellecke.



Stataufgabe.

Von Fritz Förster, Leipzig.

Bei 40 Grad C. im Schatten bietet Vorhand auf folgende Karten



Grünsolo, da ihm Großspiel und Suchi zu teuer und riskant waren. Im Stak liegt kein Auge und kein Trumpf. Das Spiel wird ohne 11 Spitzen gewonnen. Wie sahen die Karten?

Buchstaben- und Notenrätsel.



Quadraträtsel.

*	a	*	t	e
*	e	*	f	e
*	m	*	e	l
*	i	*	s	a
*	o	*	t	e

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des nebenstehenden Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die fünf wagerechten Reihen fünf bekannte Worte ergeben, und die erste und die dritte senkrechte Reihe von oben nach unten gelesen, einen berühmten Komponisten nennen.

Begierbild.



Wo ist der Nar des Adlerhorstes?

Scherzrätsel.

Erst kommt ein Dieb, dann kommt er auch,
Dann ein Produkt der Hühner;
Das Ganze treibt wohl manch' ein Gauch
Bald zahmer und bald fühner.

Zahlenkreuzrätsel.

				1	9	14			
				2	10	2			
				3	6	4			
1	2	3	2	4	5	6	7	8	
9	10	6	4	11	6	12	13	2	
14	2	4	5	6	3	3	7	15	
				6	12	3			
				7	13	7			
				8	2	15			

Statt der Ziffern sind Buchstaben zu setzen; alsdann ergeben die senkrechten wie wagerechten Reihen dieselben Worte. Die Worte bedeuten: 1. Eine Dichtung. 2. Eine Wissenschaft. 3. Vorgang im Körper.

Rätsel.

Es hebt wohl manche schwere Last,
Umshlingt und schmückt des Baumes Ast.

Logogriph.

b r Götinnen jung und alt,
r eine wahre Spulgefielt.

Arithmogriph.

- 1 3 2 5 6 Land in Europa.
- 2 5 1 Farbe.
- 3 6 1 3 7 Raubtier.
- 4 3 2 5 6 Singvogel.
- 5 1 1 5 Männlicher Vorname.
- 6 3 7 5 6 Medikament.
- 3 2 3 7 Göttin.
- 7 1 5 2 Dekorationsstück.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, der Reihe von oben nach unten gelesen, ergeben ein Land in Afrika. J. B.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Begierbild: Bild nach rechts drehen; der Gesuchte steht unter den Baumwipfeln.

Rätsel: Züge.

Arithmetische Aufgabe: 120 Pfennige.

Logogriph: Kanöchen, Kaninchen.

Scherzrätsel: Kosak, Ural, Ungarn.

Rätselsprung:

Des Lebens freundlichste Erscheinung
Sind Freunde, die nicht schmeichelnd loben,
In deren guter, treuer Meinung
Wir aber sicher aufgehoben.

Redaktion: Erwin Ehyffen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



Nr. 47.

Sonntag, 19. November.

Jahrgang 1911.

Geübte Schuld.

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Freisen.

(Nachdruck verboten.)

In dem einen, dem „Salon“, welcher seine hochtrabende Bezeichnung einem harten Sofa und einem ebenso harten Lehnsessel verdankt, sitzt er oft stundenlang denkend, grübelnd und im Geiste seine Themen und Motive ausarbeitend, die er am folgenden Tage durch Vermittlung der Orgel auf seine Zuhörer einwirken läßt. Manchmal geht er ruhelos mit gleichmäßigen Schritten bis in die Nacht hinein auf und ab, die Hände fest ineinander geschlungen, während es in seinem Gesicht zuckt vor verhaltener Erregung. Hier und da glüht es in seinen dunklen, tiefliegenden Augen auf; gewöhnlich jedoch tragen seine bleichen Züge den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit, herber Seelenpein.

Als Ralph heute sein Zimmer betritt, bemerkt er auf dem runden Tisch einen Brief.

Zwar ist dies nichts Ungewöhnliches; wenn er auch mit niemand seiner Zuhörer spricht, so kann er ihnen doch nicht verbieten, an ihn zu schreiben. Gewöhnlich beachtet er diese zumeist über-enthusiastischen Ergüsse gar nicht, oder er überfliegt sie und wirft sie dann achselzuckend in den Kamin.

Heute jedoch erregt die Handschrift der Adresse seine Aufmerksamkeit.

Wie gebannt durch den Blick einer Schlange starrt er darauf nieder. Siedend heiß steigt ihm das Blut zu Kopf, um gleich darauf mit doppelter Gewalt zum Herzen zurückzuströmen. Er beißt die Lippen aufeinander — so fest, daß ein roter Blutstropfen daraus hervorquillt.

Vorsichtig sich umblickend, als könne ihm jemand den kostbaren Schatz rauben, nimmt er den Brief an sich.

Wieder und wieder drückt er ihn an seine Lippen. Die unnatürliche Starrheit seiner Züge schwindet. Seine kräftige, jetzt stets etwas gebeugte Gestalt reckt sich zu ihrer vollen Höhe empor.

So muß einem Verdurstenden zu Mute sein, dem man plötzlich ein Glas frisches Quellwasser reicht.

Noch hat er nicht gewagt, den Brief zu öffnen. Er fürchtet, der Inhalt könne den wonnigen Zauber, der ihn jetzt umfängt, bannen. . . .

Zum ersten Male fällt ihm die Enge der Straße auf.

Denkmäler für die Opfer der Nabbod-Katastrophe.

Drei Jahre ist es her, daß das große Unglück auf der Zeche Nabbod 300 braven Bergleute das Leben kostete. Auf dem Friedhof bei Nabbod wurden die nach und nach aus der Grube herausgeschafften und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten und verbrannten Leichen in zwei großen Massengräbern beigesetzt.

Jetzt, nachdem die Grube fast ein



Jahr wieder den vollen Betrieb aufgenommen hat, ist am Jahrestage des Unglücks, dem 12. Nov., auf beiden Gräbern ein Denkmal errichtet worden. Das eine zeigt einen Bergmann bei der Arbeit, das andere das Entsetzen und die Trauer der Hinterbliebenen. Zwei Tafeln rechts und links von der Mittelgruppe enthalten die Namen aller damals so plötzlich als Opfer ihres Berufes aus dem Leben Geschiedenen.

Sie ist so eng, daß sein Gegenüber bequem zu seinem offenen Fenster hereinblicken kann.

Er schließt das Fenster und läßt die Jalousie herab. Da es jetzt ziemlich finster im Zimmer ist, zündet er die Lampe an und schleudert den lichtverhüllenden blauseidernen Lampenschirm zu Boden. Dann dreht er den Schlüssel an der Tür herum, damit ja niemand ihn störe.

Erst jetzt, nach all diesen umständlichen Vorbereitungen, nimmt er wieder im Lehnstuhl Platz, während seine Hand nach dem teuren Brief langt.

Helle Lebensfreudigkeit, ein Sehnen nach Liebe und Glück, leuchtet in seinen Augen auf und spiegelt sich in all seinen Zügen.

Es ist, als ob eine festverschlossene Tür sich öffne und Wärme und Sonnenschein plötzlich in einen dunklen Raum hereinfluteten.

„Eine Viertelstunde alles vergessen, eine Viertelstunde glücklich sein!“ murmelt er bewegt.

Noch einmal läßt er den Brief. Dann reißt er hastig das Kuvert auf und liest:

„Mein teurer Ralph!

Ueber acht Jahre sind verflossen, seit ich zum letzten Male an Dich schrieb. Damals gehörten wir zu einander — wie wir glaubten für immer. Dann sank plötzlich ein Schleier herab und verhüllte Dich mir. Was damals vorgegangen — genau habe ich es nie erfahren. Mein Vater sagte mir nur, Du habest eine andere geheiratet. Zuerst war ich sehr unglücklich — denn ich fühlte meine Seele fest mit der Deinen verbunden. Aber später fand ich Trost in dem Gedanken an Dich. Ich betete zu Gott, daß er Dich in seine Obhut nehmen möge — und diese Gebete waren mein Glück.

Und jetzt bin ich erst recht glücklich. Ich hörte Deinen Vortrag in der St. Johns-Halle, ich sah in Deine Augen und fühlte: einen schweren Kampf hast Du zu bestehen gehabt; aber Du bist als Sieger daraus hervorgegangen.

Ich bin sehr glücklich, Ralph. Nicht betrübt es mich, daß Du eine andere Deine Frau nennst, wenn sie Deiner wert ist. Nur meine Seele ist mit der Deinen verbunden und diese fühlt sich durch irgend welche irdische Bande nicht berührt.

Von Zeit zu Zeit werde ich Deinen Orgelvorträgen zuhören. Deine Seele wird zu der meinen sprechen, und ich werde glücklich sein.

Und noch eins, Ralph: der Schmerz, den Du mir ehe- dem im Banne einer mir unbekanntem, aber jedenfalls starken Versuchung zugefügt, ist ganz und gar vergeben. Ja, noch mehr: ich bin überzeugt, daß jene Prüfung uns von Gott auferlegt worden ist, um unsere Herzen zu läutern. Hätten wir uns geheiratet, wären wir ohne Zweifel selbstsüchtiger geworden, mehr dem Irdischen zugetan, als es jetzt der Fall ist.

Du hast den besten, den edelsten Teil des Lebens erwählt, Ralph — Du sprichst zu den Menschen durch die Gewalt der Töne. Du hebst die Seelen zu Gott dem Allmächtigen empor.

Und so klettere empor von Stufe zu Stufe — immer weiter, immer höher hinauf. Ich werde von unten zusehen und mich Deines stolzen Fluges freuen.

Lebe wohl

Magdalene Harrison.

Tief atmet Ralph auf, nachdem er den Brief gelesen hat. Wie vor acht Jahren in Damaskus — so wirken auch heute noch wenige Zeilen von Magdalene auf ihn erfrischend wie kristallhelles Gebirgswasser.

Ja, sie hat recht, tausendmal recht: ihre Seelen sind miteinander verbunden, mögen Länder, mag der Ozean, mag die ganze Welt sich zwischen sie drängen — sie gehören zu einander . . .

Ein Engel hat dies geschrieben, um meine Seelqual zu lindern,“ flüstert er immer wieder. „O, Magdalene, Magdalene! Wäre ich deiner wert! Aber so —? Niemals kann ich ihr die Wahrheit bekennen!“

Er fällt auf die Knie. Bis auf den Boden sinkt sein Kopf herab. Seine Hände krampfen ineinander. Wortlos bewegen sich seine Lippen . . .

So verharrt er lange, lange — wohl eine Stunde . . . Dann erhebt er sich neu gestärkt. Sorgfältig verschließt er

den teuren Brief in sein Schreibpult und steckt den Schlüssel in die Tasche.

Dann löst er die Lampe aus, zieht die Jalousie in die Höhe, öffnet das Fenster und setzt sich in den Lehnstuhl.

In vollen Zügen atmet er die frische Abendluft . . .

Er hört nicht das klopfen der Hauswirthin an seiner Tür. Seine Gedanken weilen bei Magdalene, dem ihm von Gott gesandten Engel . . .

So verfließt Stunde auf Stunde. Am nächtlichen Himmel sind längst die Sterne aufgegangen. Wie das Auge Gottes jähzelt der Abendstern herab auf die still daliegende Kiesenstadt, mit all den in ihrem Schoße verborgenen Freuden und Leiden, mit ihrem Lachen und ihren Tränen, mit ihrem jubelndem Glück und ihrer Verzweiflung und Todesangst . . .

4.

Groß und klar, in ihrer ganzen leuchtenden Pracht, steigt am folgenden Morgen der Sonnenball empor.

Am Frühstücksstisch in der Harrison-Zimmerräum herrscht ge- teiltste Stimmung.

Der Farmer hat wieder einmal eine seiner jetzt häufigen schlaflosen Nächte hinter sich und sitzt nun, die Zeitung in der Hand, mißgehumt hinter seiner Laje Lee.

Kay langen kämpfen, in denen er mit der Vorsehung haderte, daß sie gerade seine Lieblingskinder dazu auser- legen, um ihn durch ihr Leid zu strafen — nach all diesen kämpfen hatte er endlich überwunden. Nur den einen Wunsch hegte er noch, jenen Unwürdigen nie mehr vor Augen zu sehen, nie wieder etwas von ihm zu hören.

Und nun ist er wieder da, der Ehrlose, und drängt sich zwischen ihn und seine mühsam erkämpfte Ruhe — ja, was noch schlimmer ist, drängt sich zwischen Magdalene und ihren Seelenfrieden . . .

Selbst Magdalenes glückverklärtes Gesicht besänftigt seinen Zorn nicht. Jetzt sitzt sie ihm gegenüber am Tee- tisch und gießt mit der ihr eigenen ruhigen Anmut den Tee in die zierlichen Tassen. Etwas ganz Besonderes um- schwebt heute ihre hohe, schlanke Gestalt, leuchtet aus den dunklen Augen, spiegelt sich in ihrem ganzen Antlitz wider.

Selbst die kleine, muntere Rose empfindet etwas von diesem Zauber. Wiederholt blicken ihre braunen Augen die Schwestern von der Seite an, um dann verständnis- innig Viola zuzublinzeln.

Gleich einem Gewitter, das dem Entladen nahe ist, hantiert Edith im Zimmer umher. Sie, die klügste und gewitzigste von allen, ahnt längst etwas.

Zur allgemeinen Erleichterung hebt Magdalene jetzt die Frühstückstafel auf. Ihren Arm in den des Vaters lehndend, nimmt sie den alten Herrn mit hinaus in den Garten.

Rose hat von dem Vater die Erlaubnis erbittet, ihre Freundin Kelly für ein paar Tage in New-York besuchen zu dürfen. Daß das Mädchen sieberhaft danach verlangt, auch einmal jenen geheimnisvollen Orgelvirtuosen spielen zu hören — sagt sie nicht.

Der Ponywagen wird angespannt — und heidi, fort geht's!

Viola blickt dem aufwirbelnden Staubgewölk nach. Sie gönnt dem Kinde das harmlose Vergnügen.

Als das leichte Gefährt ihren Blicken entschwunden ist, nimmt sie ein Buch und setzt sich damit auf die Terrasse.

Bald ist sie völlig vertieft in die aufregenden Schicksale des Helden — um so vertiefter, als sie diesem Helden gar wohlbekannte Züge verleiht — freundliche, braune Augen; einen schwarzen Schnurrbart, dichtes, dunkles Lockenhaar, eine hohe, schlanke Figur. Wahrlich, er sieht bis ins kleinste Archibald Mansfield ähnlich, Kellys Onkel, der soeben sein Doktor-Examen bestanden hat!

Weiter und weiter liest sie, leuchtenden Auges, klopfen- den Herzens . . .

Jetzt umfängt der Held in der Geschichte sein geliebtes Mädchen und drückt einen Kuß auf die lächelnden Lippen. —

Viola läßt die Hand mit dem Buch sinken. Tiefe Röthe brennt auf ihren Wangen. Ihre Gedanken wandern. Sie folgen dem Ponywagen, der vor einer Sekunde mit Rose davonjagte. Ach, wie hatte sie vorhin gewünscht, die Schwester begleiten, an der Feier zu Ehren des glücklich bestandenem Doktorexamens des jungen Arztes teilnehmen zu können! Fast beneidet sie Rose. Im Geiste sieht sie, wie der neugebackene Doktor ihr die Hand reicht, wie er sie freundlich ansieht, wie er ihr ein paar angenehme Worte



Eine aus Blumen bestehende Statue des Kolumbus.

Zum Andenken an den Entdecker Amerikas wird im Oktober in New-York der Kolumbus-Tag gefeiert. In diesem Jahre fand ein großer Umzug statt und vor dem Kolumbus-Denkmal wurde eine ganz aus Blumen bestehende Statue des Kolumbus aufgestellt.

.....

sagt . . . Ha, könnte sie jetzt mit der Kleinen tauschen! Was wollte sie darum geben! . . . Hastiges Türaufreißen weckt sie aus ihren Träumereien. Ediths ärgerliches Gesicht lugt herein.

„Wo fährt denn das Mädel, die Rose, hin?“

„Nach New-York.“

„Wozu?“

„Du weißt doch, Frau Kinsley hat Rose schon wiederholt eingeladen!“

„Wödsinn!“ Edith zieht die Stirn kraus. „Das Mädel

.....

Togo-Neger beim Abi-Spielen.

Bei den Togo-Negern erfreut sich das Abi-Spiel großer Beliebtheit. In jede Vertiefung des abgebildeten Apparates legt man 6—8 Körner, der eine Spieler nimmt alle Körner aus Vertiefung 1 und legt in jede Vertiefung außer dieser einen ein Korn. Der andere Spieler beginnt bei einem beliebigen Loch. Trifft es sich, daß ein Spieler sein letztes Korn in ein Loch wirft, auf das ein leeres folgt, so hat der zuletzt übrig bleibende Spieler gewonnen. Die Kunst bei diesem Spiel besteht darin, vorher genau zu berechnen, wo man beginnen muß, um nicht mit dem letzten Korn auf ein leeres Loch zu treffen. Das Spiel scheint nach dieser Regel gespielt, ziemlich sinnreich zu sein. Da es sich sehr leicht nachahmen läßt, wird es vielleicht auch bei uns Anklang finden.



will jenen Menschen spielen hören — ich kann's mir schon denken. Magdalene und dir kann ich natürlich den Besuch dieser Konzerte nicht verbieten. Ich wünsche aber nicht, daß Rose das sentimentale Zeug in ihren ohnehin romantischen Kopf kriegt!“

„Ein gutes Konzert kann doch keinen schlechten Einfluß auf sie ausüben,“ sucht Viola die Abwesende zu verteidigen. „Wir Menschen bedürfen alle hier und da des Ansporns.“

„Paritari! Unsere Pflicht tun, Tag für Tag, auf dem Plat, wo Gott uns hinstellt hat — das ist genau des Ansporns. Ihr alle mit Euern sentimentalen Schrakken werdet noch zuschaden kommen. Denkt an mich!“

Meraerlich trabt Edith fort. Ihrer ferngejuden, robusten Natur widerstrebt alles Weichliche.

Viola hingegen verfunkt wieder in ihre Träumereien, deren Mittelpunkt stets Archibald Mansfield ist.

Am darauffolgenden Vormittag ist die St. Johns-Halle wie an jedem Sonntag dicht besetzt.

Magdalene ist sehr früh gekommen. Sie sitzt in einer der vordersten Reihen.

Rose und Nelly hingegen stehen ganz hinten im Gedränge.

Roses Aufmerksamkeit richtet sich vorerst auf die Schwester, deren edles, bleiches Profil sich wie eine feingeschnittene Gemme von der dunklen Säule abhebt.

Doch als Nelly unter der atemlosen Stille des Publikums das Podium betritt, als er den Orchestervortrag beginnt, als gleich darauf die erhabenen Töne dieser Kontinental-Instrumente den Raum durchbrausen — da hat die kleine Rose Magdalene vollständig veraessen.

Nellys Vortrag dauert niemals länger als eine Stunde. Aber diese Stunde entflieht den Zuhörern gleich fünf Minuten — fünf Minuten tiefster Seelenaufrüttelung.

Roses frisches Gesichtchen ist ganz bleich geworden.

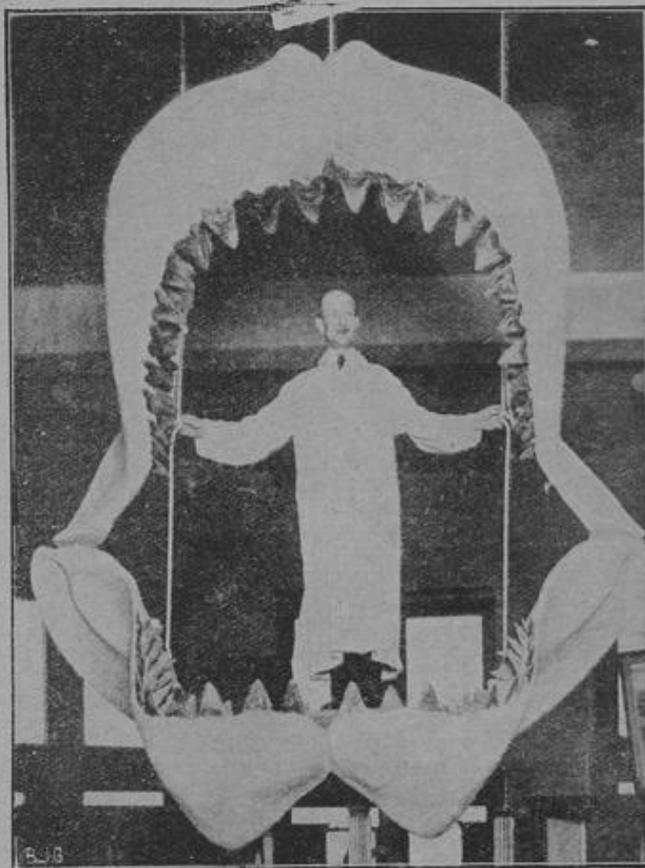
Kramphast greift sie die Saubder Freundin, die leise in ihr Taschentuch hineinschluchzt.

„O, Nelly!“ flüstert Rose zitternd vor Erreanna. „Könn' ich doch immer und immer so zuhören! Ach ich mag nicht mehr in die Tanzstunde gehen und nicht mehr auf die Bäume klettern und Kirichen pflücken — nur Orgel spielen hören!“

Auf Nelly läßt die Musik eine andere Wirkung aus.

„Ich weiß nicht recht,“ murmelte sie nachdenklich. „Ach akaupe, es wäre besser, ich wäre nicht herooanaen. Ich bin ganz traurig geworden. Mama wird böse sein. Sie hat mich gern lustig und heiter.“

Der Vortrag ist zu Ende. Rasch leert sich der Saal, denn trotz der weitgeöffneten Fenster ist die Luft erstickend schwül in dem menschenüberfüllten Raum.

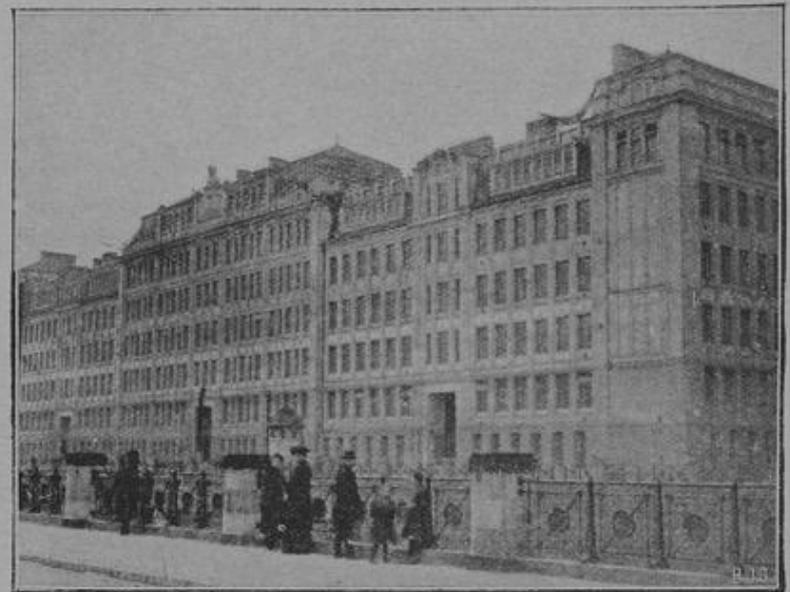


Der größte Haifisch der Welt.

Der Haifisch, der Räuber der Meere, dem schon mancher über Bord gestürzte Seemann, aber auch mancher in der See Badende zum Opfer gefallen ist, hat in neuerer Zeit ein Interesse gewonnen, das man nicht voraussetzen sollte: Die Handelstätigkeit hat sich des Fisches bemächtigt. Während man bisher glaubte, nichts von ihm verwenden zu können, ist neuerdings die Haifischflosse für die Küche, der Tran als Maschinöl und die Haut zur Verarbeitung als Leder mit Beschlag belegt worden. Ein amerikanischer Araber hat eine ganz neue Verwendungsmöglichkeit für einen Steletteil des Haifisches entdeckt. Er hat nämlich den Kiefer des größten Haies der Welt, der vor einiger Zeit an der Küste von South-Karolina gefangen wurde, für 40 000 Mark erworben, um ihn als Rahmen für einen riesigen Spiegel zu verwenden.

Die Zentral-Fortbildungsschule in Wien.

Wie in Deutschland auf die Entwicklung der Fortbildungsschule mit Recht das höchste Gewicht gelegt wird, so hat man auch in Oesterreich schon längere Zeit dieser außerordentlich wichtigen Frage das öffentliche Interesse zugewandt. In Wien hat man es für praktisch gehalten, die Fortbildungsschulen alle in einem gemeinsamen Bau zu vereinigen. Es hat dies den Zweck, eine einheitlichere Versorgung des Unterrichts mit den besten Lehrkräften zu erzielen und zugleich auf eine bequeme Weise den Schülern eines bestimmten Lehrgebietes auch die verwandten Gewerbe vorzuführen. Der Neuenbau des neuen Fortbildungsschulgebäudes bietet Raum für nicht weniger als 5200 Schüler. Er ist mit einem Kostenaufwand von 5 Millionen Kronen errichtet und enthält außer kleineren Lehrzimmern große helle Werkstätten für jedes Gewerbe. Auf dem Dache sind sogar Glashäuser angebracht, die der Gärtnerschule als Versuchsräume dienen.



Rose und Nelly lassen sich von dem Gedränge mit fortschieben.

Da löst sich von einer Säule eine grau gekleidete Frauengestalt. Suchend schweift ihr Blick durch den jetzt öden Raum. Nicht färbt ihre Wangen die Röte der Erwartung. Ihre Gedanken sind stets so rein, ihre Empfindungen so abgeklärt, daß jede ihrer Handlungen sich ganz von selbst als eine richtige Folge derselben ergibt.

Vor einigen Tagen hatte sie von Ralph ein Billett erhalten mit folgenden wenigen Worten:

„Dank für Deinen Brief! Ich muß Dich sehr bald sprechen. Warte auf mich in der St. Johns-Halle nach dem nächsten Vortrag!“ — und sie wartet auf ihn. Etwas Einfacheres, Natürlicheres gibt es für sie nicht.

So völlig fühlt sie ihre Seele mit der seinen verbunden, daß sein faszinierendes Orgelspiel sie nicht im geringsten aufreißt. Nur eine verwandte Saite berührt es in ihrem Innern.

So wartet sie ruhig, bis aus der kleinen Tür neben der Orgel Ralph hervortritt — direkt auf sie zu.

Langsam geht sie ihm entgegen. Frei und offen blicken ihre leuchtenden Augen ihn an.

Zögernd nur ergreift er die ausgestreckte kleine Hand. Kaum wagt er, die schlanken Finger zu berühren.

„Es ist hier drückend,“ sagt er leise. „Komm hinaus ins Freie!“

Sie nickt. „Nicht weit von hier steht eine kleine Kapelle mit einem alten, vergessenen Friedhof dahinter. Dorthin wollen wir gehen.“

Langsam schreitet sie durch die niedrige Hintertür ihm voran auf die Straße.

Er folgt in einiger Entfernung. Draußen bleibt sie stehen und winkt ihn zu sich heran.

Schweigend gehen beide die enge, menschenleere Gasse entlang bis zu einem offenen, halb verwitterten Tor.

Sie treten ein. Unkraut wuchert über den verfallenen Gräbern. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnet die Namen derer, die einst hier zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Alles öde, kalt und tot außer der warmen, belebenden Sonne, die aus wolkenlosem, blauem Himmel herniederstrahlt, und den beiden Menschenkindern, die hier langsam, in ernstem Gespräch, auf und ab wandeln.

Oder umschweben sie die Geister jener dort unten, die hier auf Erden einst kämpften und litten, um dann sich emporzuschwingen zu neuem Leben? . . . Unwillkürlich lockt Magdalene Ralphs Hand. Er drückt sie leise und atmet sie sofort wieder frei. „Warum hast du mir geschrieben, Magdalene?“ Verwundert blickt sie ihn an.

„Warum? . . . Das fragst du? Hat mein Brief dir keinen Trost gebracht?“

„Dein Brief war wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein!“

Heinrich von Kleist.

Zum 100. Todestage des Dichters am 21. November 1811.

Von Heinz Manthe.

(Nachdruck verboten.)

Nur vierunddreißig Jahre alt war Heinrich von Kleist, als er müde eines unstillen und enttäuschungsreichen Lebens sich am 21. November 1811 am Wannensee bei Potsdam erschoss. Damals wußte das deutsche Volk nicht, wen es damit verlor. Und wenn auch Kleist selbst nicht völlig freizusprechen ist von jeder Schuld an seinem Schicksal, so war doch die Teilnahmslosigkeit seines Volkes eine Hauptursache seines frühen Todes. Ihn zerbrach, wie so viele Begabte, das Bewußtsein, trotz seines Genies unverstanden zu bleiben. Die Not des Alltags und zugleich die unendliche Last des Gefühls, daß die auf dem Vaterlande lastende Schmach nicht mehr abzuwälzen sei, drückte ihm die Todeswaffe in die Hand. In unseren Tagen ehren wir in Kleist einen unserer bedeutendsten Dramatiker, gewiß ein Grund, uns seinen Lebensgang und sein Werk ins Gedächtnis zurückzurufen.

Als Sohn eines preußischen Offiziers am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt an der Oder geboren, folgte der junge Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist den alten Traditionen der Familie und trat bei der Garde ein. Der schlechte Zustand der Armee aber und vor allem eine innere Abneigung gegen den hohlen und öden Drill trieben ihn bald zum Austritt. Sein Geist suchte Anregung im Studium auf der alten heimatischen Universität. Da war er mit solchem nervösen Eifer bei der Sache, daß eine starke Ueberspannung die Folge war. Doch gewann er äußerlich seine Gesundheit wieder. 1800 ging Kleist nach Berlin in dem Gedanken, unabhängiger Schriftsteller zu werden. Hier stieß er auch auf den ersten Stoff zu einem Drama: Das Schicksal des Normannenherzogs Robert Guiskard. Kleist vermochte des riesenhaft sich aufstürmenden Themas nicht Herr zu werden, und das war eine der vielen harten Enttäuschungen seines Lebens. Von innerer Unruhe getrieben, begann er ein unstätes Wanderleben. Durch Süd- und Westeuropa führt ihn sein Weg. Nur einige kurze Monate kam Kleist während dieser Zeit in der Schweiz zur Ruhe. In Bern lebte er da im Kreise der Söhne Wielands und Gekners, denen sich der Novellist Hscholle anschloß. Wie wenn die Poesie nur auf diese Zeit der Ruhe gewartet hätte, schenkte sie dem Dichter jetzt zugleich mehrere Werke. Sein Erstlingswerk war „Die Familie Schroffenstein“, das ungeachtet aller Mängel bereits die Klau des Löwen verrät. Schon hier baut Kleist die ganze Tragödie auf die Charaktere auf.

Keine Macht außerhalb dieser realen Welt waltet über den Menschen. Nur diese selbst schaffen sich ihr Geschick, hier durch das Mißtrauen, das die beiden Linien der Schroffensteiner zerfährt.

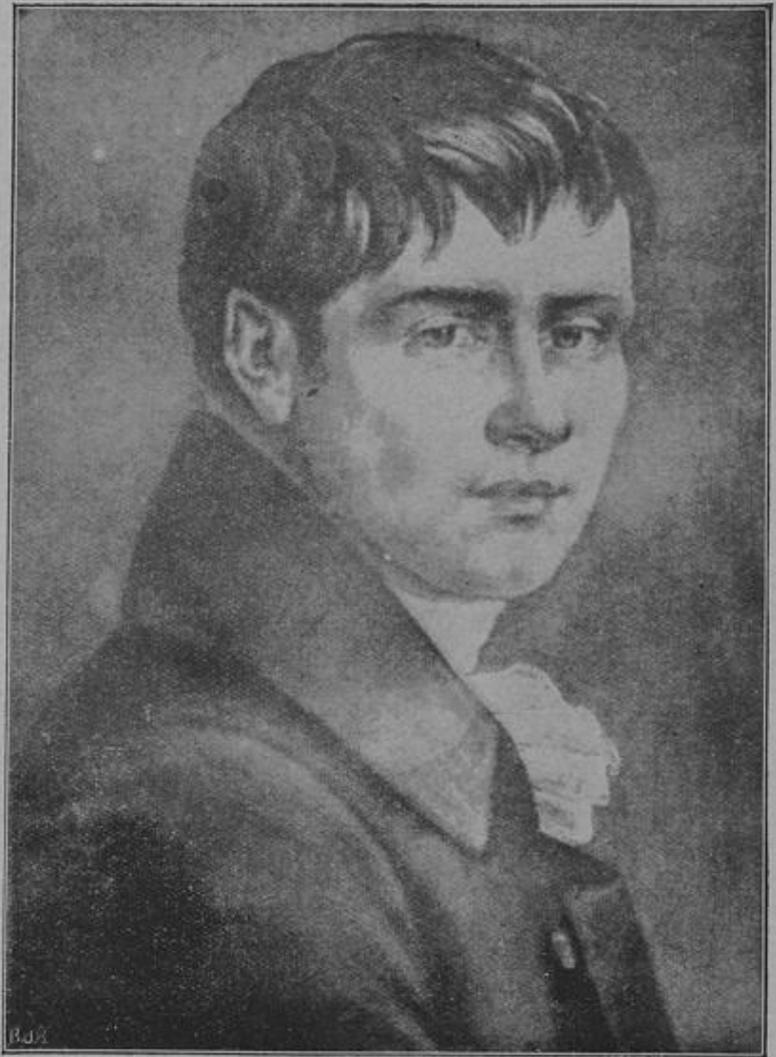
Ebenfalls in Bern entstanden ist Kleists zweites Stück: „Der zerbrochene Krug“. Mit großer Kunst hat hier Kleist dem lustigen Einzelvorfall eine typische, allgemein menschliche Bedeutung gegeben. Sein Dorfrichter Adam, dieser schlaue Fuchs, ist eine der besten Gestalten seines Schaffens überhaupt. Die genaue Milieuschilderung des holländischen Dorfes, der echte Realismus in den Charakteren und Vorgängen machen den hohen Wert dieses Lustspiels aus, das wir als eines der besten unserer Literatur schätzen. Kleist aber hat keine Freude an dem Rinde seiner Muse gehabt. Bei der Erstaufführung in Weimar fiel das Stück elend durch. Goethe, der aus seiner ganzen Natur heraus Kleist nicht verstand und nicht verstehen konnte, hatte nur wenig Interesse auf die Inszenierung verwandt.

Auch der „Robert Guiskard“ wurde in Bern zu Ende geführt. Aber innerlich unzufrieden mit seiner Arbeit vernichtete der Dichter in ungeduldiger Verzweiflung sein Werk. Das kleine Fragment, das wir als eines der schön-

sten unserer Literatur schätzen, hat Kleist später erst nach alten Entwürfen und aus der Erinnerung wieder zusammenge stellt. Die Pest erscheint hier als Vertreterin der allem Menschenstreben mißgünstigen Macht des Erdschicksals.

Erst mit siebenundzwanzig Jahren nahm Kleist eine Staatsstellung in Königsberg an. Hier schrieb er in Anlehnung an Molière seinen „Amphitryon“. Den alten Komödienstoff vertiefte er, indem er nicht den betrogenen Gatten, sondern die Gefühlswirrwang der Aktmene zum Mittelpunkt machte.

Ruhe fand Kleist auch in Königsberg nicht. Die Kata-



Heinrich von Kleist.

strophe von Jena und Auerstädt erregte ihn furchtbar und trieb ihn nach Dresden, nachdem er durch Zufall einige Zeit in die Gefangenschaft der ihm verhassten Welschen geraten war.

In Dresden vollendete er die „Penthesilea“; wieder ein Stück, in welchem das Köhlen des Weibes den Mittelpunkt abgibt. In dieser Amazonenkönigin schuf Kleist eine mächtige Frauengestalt, eine Heldin, in der hingebendste Liebe und glühendes Verlangen, den geliebten Achill zu beherrschen, miteinander ringen.

Auch in „Räthchen von Heilbronn“ tritt Kleist dem Mysterium der Frauenliebe nahe. In hingebendster Liebe trägt Räthchen allen Schimpf, den der Geliebte Wetter

vom Strahl ihr antut. Trotz aller Klarheit in Charakterisierung und Aufbau liegt über dem Ganzen eine zauberhafte, anheimelnde Romantik, ein Umstand, der das Stück zu einem Liebling des Publikums machte.

Inzwischen rüstete Napoleon sich zur Demütigung Oesterreichs, das sich gegen den Unterdrücker erhoben hatte. Sofort eilte Kleist nach Oesterreich, in der Hoffnung, mit seiner „Hermannschlacht“ die Deutschen zum Kampf gegen den Erbfeind aufzureizen zu können. Aber niemand wagte das Stück aufzuführen. Noch mehr als dieser Mißerfolg erschütterte den Dichter Oesterreichs Niederlage. Noch einmal suchte er in Berlin eine Zuflucht, wohin er sein letztes Stück „Der Prinz von Homburg“ mitbrachte. Dieses Drama ist Kleists bestes Werk, nicht allein wegen der edlen vaterländischen Gesinnung, die es atmet. Der altbewährte preußische Geist des Pflichtgehorsams wird hier verherrlicht, das einzige Mittel zur Erhebung des Vaterlandes. Aber auch dieser letzte Ruf blieb ungehört.

So brachten denn Ueberdruß und Verzweiflung an sich

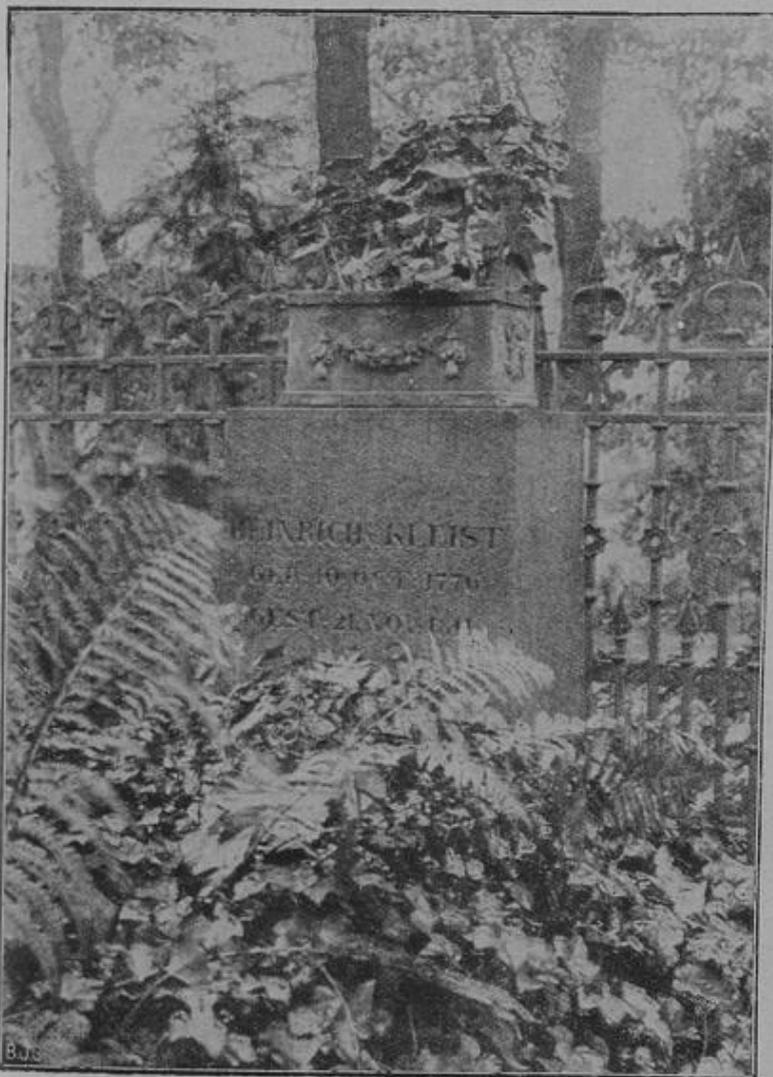
und an der Rettung des Staates und die Einwirkung einer Frau, die selbst des Lebens überdrüssig war, den Dichter zu der unglücklichen Tat am Wannsee. Seit jenem Tage sind hundert Jahre verflossen. Was seine Zeit an Kleist gesündigt hat, hat die Nachwelt an seinem Andenken zum großen Teil wieder gut gemacht. Wir schätzen in Kleist den ersten, der im Gegensatz zum falschen Idealismus ein realistiſches Drama von dichterischem Wert und Gehalt zu schaffen suchte und, von einigen Uebertreibungen abgesehen, auch wirklich schuf.

Auch den übrigen Seiten seines Schaffens hat erst unsere Zeit die gebührende Beachtung geschenkt. So gilt er jetzt als der Begründer der modernen deutschen Novelle. Sein bestes Werk der Art ist der „Michael Kohlhaas“, eine Novelle aus der Reformationszeit. Sie zeigt, wie der angesehene Kofthändler aus vermeintlicher Gerechtigkeit zum Verbrecher wird. Kleists Gedichte sind durchweg voll von einer glühenden patriotischen Tendenz. In allen lebt der lodernde Haß gegen Frankreich und der Schmerz um das Elend des geknechteten Vaterlandes. Wie sehr er unter der Last der vaterländischen Schmach litt, wie sehr ihn der Mißerfolg seines Kampfes trübte, zeigen die Schlußverse seines Gedichtes „Das letzte Lied“:

„Und stärker rauscht der Sänger in die
Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er her-
vor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu
streiten.
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes
Ohr;
Und wie er flatternd das Panier der
Zeiten,
Sich näher pflanzen sieht von Tor zu
Tor,
Schließt er sein Lied: er wünſcht mit
ihm zu enden,
Und legt die Leier tranend aus den
Händen.“

Hätte sein Ruf Erfolg gehabt, vielleicht wäre es ihm dann gelungen, sich aus seiner unzufriedenen Selbsterforderung zu völlig ernstem zielbewutem Streben aufzuraffen. Seine mahnende Stimme aber verhallte ungehört, und so brach er zusammen, noch ehe das Morgenrot der von ihm so sehr ersehnten Freiheit im Osten heraufzog. Heute aber legt eine aufmerksame Nachwelt Kränze auf das Grab des Unglücklichen, von dem Hebbel einst die klugen Worte sprach:

„Er war ein Dichter und ein Mann,
wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht
zu weichen,
An Kraft sind Wenige ihm zu ver-
gleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich,
Keiner.“



Kleist's Grab am Wannsee bei Berlin.

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege (1806).

Erzählt von Heinrich von Kleist.

In einem bei Jena liegenden Dorfe, erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte; und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären,

wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte ganz von Staub bedeckt, vor meinem Gasthof, und rief: „Herr Wirt!“ und da ich frage: was gibts? „ein Glas Brantwein!“ antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: „mich durſtet.“ Gott im Himmel! sag' ich: will Er machen, Freund, daß er weglommt? Die Franzosen sind

ja dicht vor dem Dorf! „Ei, was!“ spricht er, indem er dem Pferde die Zügel über den Hals legt. „Ich habe den ganzen Tag nichts genossen!“ Nun Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen —! He! Liefse! rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei, und sage: da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. „Ach, was!“ spricht er, indem er die Flasche wegstößt, und sich den Hut abnimmt: „wo soll ich mit dem Quart hin?“ Und: „schenk Er ein!“ spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: „denn ich habe keine Zeit!“ Nun, Er ist ein Kind des Todes, jag' ich. Da! jag' ich, und schenk' ihm ein: da! trink Er und reit' Er! während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: noch eins? Plagt Ihn —! „Noch eins!“ spricht er, und streckt mir das Glas hin —. „Und gut gemessen“, spricht er, indem er sich den Bart wischt, und sich vom Pferde herab schneuzt: „denn es wird bar bezahlt!“ Ei, mein Seel, so wollt ich doch, daß Ihn —! Da! jag' ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein, und frage: ist er nun zufrieden? „Ach!“ — schüttelt sich der Kerl. „Der Schnaps ist gut! — Na!“ spricht er, und setzt sich den Hut auf: „was bin ich schuldig?“ Nichts! nichts! verjet' ich. Pack Er sich ins Teufelsnamen; die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! „Na!“ sagt er, indem er in den Stiefel greift: „so soll's Ihn Gott lohnen.“ Und holt aus dem Stiefel einen Weisenstummel hervor, und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „schaff' Er mir Feuer!“ Feuer? jag' ich: plagt Ihn —? „Feuer, ja!“ spricht er: „denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen.“ Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Liefse! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schaff' das Mensch ihm Feuer. „Na!“ sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmachtet, im Maul: „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!“ Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt, und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht von Leder.

Ein Mordkerl! jag' ich; ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich ins Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? halten ja schon vor dem Tor! „Ei, was!“ spricht er, indem er ausspuckt; und er saßt die drei Kerls blühend ins Auge. „Wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht.“ Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf: „Bassa Manella!“ ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein; sprengt, so wahr Gott lebt, auf sie ein, und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohsche Störps hinter sich hätte, an; bergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel, ehe man noch eine Hand umlehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und „Bassa Teremtetem!“ ruft, und: „Sieht Er wohl, Herr Wirt?“ und „Adieus!“ und „auf Wiedersehen!“ und: „hoho! hoho! hoho!“ — So einen Kerl, sprach der Wirt, habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen.

Brillantken

Blendend schönen Teint, weiche, sonnenweiße Haut, ein zartes, weiches Gesicht und rosiges jugenbräunliches Aussehen erhält man bei täglichem Gebrauch der allein echten **Steckenpferd-Linienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à St. 60 Pf. **Überall zu haben.**

Rätfelcke.

Begierbild.



Wo ist der Seppel?

Rätfel.

Die Wissenschaft, der Handel ruht,
Auf dem, was niemand gerne tut.

Homonym.

Es thront auf eines hohen Haupt,
Es steht im Walde dicht belaubt;
Und wenn des Abends Lichter blinken,
Geht mancher drein, sein Schöppllein trinken.

Logogriph.

u manches Hauses Kind und Bier,
f ein possierlich schlanes Tier,
l ich, du, er, sie, wir und ihr.

Palindrom.

Sag' mir mein Rätselwort, ich hab' es schon gesagt;
Nun wend' es um, da wird ein Licht, als wenn es tagt.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Stataufgabe:

Im Stat E 8, 9.

Mittelhand: G W, S W, E K, G 10, K, 9, 7, R K, 8, S O.

Hinterhand: E W, R W, E O, G D, O, 8, R O, 9, S 10, K.

1. S D, S O, S K = + 18

2. R D, R 8, R 9 = + 11

3. R 10, R K, R O = + 17

4. E D, E K, E O = + 18

Vorhand hat mit 64 Augen gewonnen.

Buchstaben- und Notenträffel: Vor mi tt ags
unter ri ch t.

Quadraträffel:

Kalte

Reife

Amjel

Rizza

Zotte

Franz Liszt

Begierbild: Bild auf den Kopf stellen; der Adler sitzt
im Geäst der rechten oberen Bäume.

Scherzräffel: Dieberei.

Zahlenkreuzräffel: 1. Teuerdant, 2. Pharmazie,
3. Verdannung.

Räffel: Winde.

Logogriph: Hebe, Here, Here.

Arithmogriph:

Tirol

rot

itis

pirol

otto

lfol

iris

stir

Tripolis

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 48.

Sonntag, 26. November.

Jahrgang 1911.

Gesühnte Schuld.

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

„Magdalene!“ bricht er dann plötzlich heftig los. „Es gibt etwas in meinem Leben, worüber ich nicht sprechen kann.“

„So sprechen wir von etwas anderem!“ lächelt sie sanft. „Was du auch verbrochen haben magst, ich weiß, du hast bereut und überwunden. Willst du mir irgend etwas über dein Leben während jener acht Jahre anvertrauen, so wird es mich sehr glücklich machen. Wenn nicht — auch gut!“

„Ich habe nicht viel zu sagen,“ erwidert er finster. „Ich bin Witwer. Meine Frau starb, nachdem wir kaum zwei Jahre verheiratet waren. Dann reiste ich jahrelang in der Welt umher — und nun bin ich hier, um —“

„— um Gutes zu wirken, ich weiß,“ vollendet sie innig. Er bleibt stehen und lehnt sich an eine gesprungene, altmodisch geformte Urne, die eines der besser erhaltenen Gräber schmückt. Er ist sehr bleich. Die fast zusammengekauerten dunklen Brauen über den düsteren, tiefliegenden Augen geben seinem Antlitz etwas Tragisches.

„O, wenn du wüßtest, Magdalene —“ preßt er zwischen den Zähnen hervor. „Warum läßt mein Spiel solchen Ein-

fluß auf die Menschen aus? Ich will es dir sagen. Weil ich ihnen mein ganzes Innere gebe; denn meine eigene Seele ist zerrissen!“

Magdalene erbebt. Doch nur einen Augenblick. Dann faßt sie sanft seine Hand.

„Nein, Ralph, du irrst. Du bist nervös erregt — nichts weiter. Das völlige Aufgehen in der Musik verschlimmert deinen Zustand. Du bedarfst einer ruhigen, harmonischen Seele, die das Gegengewicht zu der deinen bildet, und diese Seele —“

„Sprich nicht weiter!“ unterbricht er sie rauh. „Ich darf dich nicht anhören. Du weckst wieder alles in mir, was irdisch, was menschlich ist. Ich glaube, ich hätte überwunden. Und nun —“

Voll unendlicher Zärtlichkeit blickt sie ihm in die Augen. „Ralph! Soll ich dir meine Seele geben?“ fragt sie leise.

Traurig schüttelt er den Kopf.

„Laß mich, Magdalene! Du weißt nicht, was du tust! Leb' wohl!“

Die neue katholische Kirche in Karthago.

Karthago, die große, von den Phöniziern gegründete Handelsstadt in der Gegend des heutigen Tunis, ward zuerst 146 v. Chr. von der großen Gegnerin Rom von Grund aus zerstört. Nachdem es mehrere Jahrhunderte ohne jegliche Bedeutung gewesen war, entwickelte es sich seit den Zeiten des Kaisers Augustus zu einer blühenden Stadt. Aber die Nordafrika im



Sturme erobernden Araber vertilgten sie im Jahre 697, doch blieben einige Dörfer in der Nähe übrig. Aus ihnen ist in langamer Entwicklung wieder eine Stadt entstanden, deren prächtigsten neuen Kirchenbau unsere Abbildung darstellt. Ausgrabungen aus der letzten Zeit haben über die hohe punische Kultur und über die Lage der alten Stadt Karthago die wichtigsten Aufklärungen gebracht.

Kurz wendet er sich und ist gleich darauf hinter den alten Zypressen verschwunden.

Magdalene blickt ihm einige Augenblicke gedankenvoll nach. Dann verläßt auch sie mit langsamen Schritten den Friedhof.

5.

Einige Wochen sind vergangen Der Späthommer beginnt, seine weißen Fäden zu spinnen. Langsam nimmt das Laub eine gelbliche Färbung an — gleich dem allmählichen Ergrauen eines alternden, dunklen Hauptes.

Auf Harrison-Farm geht alles seinen alten Gang weiter.

Edith ist mißgestimmter denn je. Gerade weil Magdalene ihr absolut keine Veranlassung zu irgendwelchem Argwohn gibt, beobachtet sie diese mit um so schärferen Augen. Sie begreift nicht, wie der Vater es dulden kann, daß Magdalene jeden Sonntag nach Newyork tuschelt, um den Orgelvorträgen in der St. Johns-Halle beizuwohnen.

Magdalene selbst spricht nie von diesen konzerten. Ralphs Name kommt nicht über ihre Lippen. Und doch weiß jeder in der Harrison-Farm, daß ihr ganzes Sein erfüllt ist von ihm.

Biola lebt in einer Art von schwärmerischem Dunst. Nur einmal hat sie Magdalene nach der St. Johns-Halle begleiten dürfen. Aber dieses eine Mal hat genügt, um eine

Außerdem sind seine Gedanken jetzt vollauf beschäftigt mit dem Plan zur Ausbannung seiner zweiten Farm, die ein paar Meilen von Harrison-Farm entfernt liegt.

Nachdem er mit Magdalene alles darauf Bezügliche gründlich besprochen, hat er dem bisherigen Pächter gekündigt, um nach Erweiterung der Wirtschaftsgebäude die Farm zu verkaufen.

Ganz vertieft in seine Zeichnungen und Entwürfe sitzt er auch heute früh wieder, den Kopf in die Hand gestützt, an seinem Arbeitstisch.

Da klopf es an der Tür. „Stomm nur herein, Magda!“ ruft er erfreut, ohne sich umzublicken. Ich habe gerade den Plan für die neue Scheune fertig.“

„Ich bin's, Vater.“ erwidert Ediths tiefe Stimme. Der Farmer fährt herum. Sein erstes Gefühl ist das der Enttäuschung. Er weiß, wenn seine zweite Tochter ihn in seinem Arbeitszimmer aufsucht, gibt es eine unangenehme Viertelstunde.

„Ah, du bist's, Edith! Willst du mir meinen Morgentee bereiten?“ Nachdem beide eine zeitlang schweigend ihren Tee getrunken, setzt Edith sich plötzlich litzengerade in ihrem Stuhl aufrecht.

„Vater! Ich muß mit dir reden!“ „Gern, gern, mein Kind! Aber — ich vergaß, dir zu sagen — sogleich kommt Magdalene. Wir wollen zusammen



Die von den Italienern eroberte grüne Fahne des Propheten.

Bei einem der letzten Angriffe der verbündeten Türken und Araber auf Tripolis gelang es den Italienern, eine feindliche Abteilung abzuschneiden. Diese wurde bis auf den letzten Mann niedergemacht, wobei den Italienern ein türkisches Feldzeichen, das sie nun stolz gleich als „die grüne Fahne des Propheten“ bezeichnen, in die Hände fiel. — Im übrigen ist jetzt der Krieg um Tripolis wegen der Regenzeit sehr ruhig geworden. Und von beiden kämpfenden Parteien sagt man, daß sie es freudig begrüßen würden, wenn sie ihn in Ehren beenden könnten. Denn er kostet Italien Millionen und stört die junge Türkei in ihrer ruhigen Entwicklung.

gewisse Schwermut, ein Unbefriedigtsein in ihr zu weden, das von Tag zu Tag zunimmt. Die Rosen auf ihren Wangen erblühen dunkler; der Glanz ihrer Augen wird tiefer. Mehr und mehr schließt sie sich von ihren Schwestern ab, um in der Stille ihres Zimmers zu grübeln.

Auch die kleine Rose sieht nicht mehr so frisch aus wie früher. Sie ist schreckhaft geworden und fährt bei dem geringsten Geräusch zusammen. Ehedem machte sie sich wenig Kopfzerbrechen um ihre unschuldige kleine Seele; jetzt fürchtet sie beständig, etwas zu begehen, was ihrer Seele schaden könne.

Nach achttägigem Besuch bei ihrer Freundin Nellis Kinsley ist sie allein nach Harrison-Farm zurückgekehrt. Nellis Mutter, eine praktische, überaus vernünftig denkende Witwe, hatte sich wenig erbaut gezeigt über den Einfluß jenes Orgelkonzerts auf das Gemüt ihrer Tochter und verbot ihr streng, das nächste Mal die Freundin dorthin zu begleiten. Rose nahm diese brüste Abweisung übel, so daß das innige Freundschaftsband, welches die beiden jungen Mädchen miteinander verknüpfte, sich etwas gelockert hat.

Nur Robert Harrison beginnt wieder, sich behaglicher zu fühlen. Er glaubt, wegen Magdalene außer Sorge sein zu können. Zwar besucht sie noch Ralph Donalds Orgelkonzerte; aber der Mann selbst scheint keinen Einfluß mehr auf sie auszuüben. Wie wäre sie sonst so gleichmäßig ruhig und still-liebendwürdig? . . .

nach der neuen Farm fahren — „Um so besser. Du kannst dann gleich mit ihr darüber sprechen.“

„Mit Magdalene?“ Verlegen nimmt Robert Harrison schnell ein großes Stück Kuchen und zerbröckelt es auf seinem Teller. „Mit Magdalene? Ich denke, sie fühlt sich sehr wohl!“

„Gerade deshalb. Die Rosen auf ihren Wangen, der Blick ihrer Augen — alles dies gibt mir zu denken.“

„Wie —?“

Jetzt ist der alte Herr wirklich erstaunt. Noch einen Augenblick zögerte Edith. Dann ruft sie heftig: „Wie kannst du zugeben, Vater, daß sie Woche für Woche die Konzerte jenes Menschen besucht?“

Robert Harrison meidet den strengen Blick der Tochter, vielleicht weil er fühlt, daß sie nicht ganz unrecht hat.

„Tut sie das?“ fragt er mit gut gespielter Harmlosigkeit. Edith steht auf und legt die Hand auf seinen Arm.

„Vater,“ sagt sie langsam und es klingt etwas wie wirkliche Herzlichkeit aus ihrer tiefen Stimme. „Lieber Vater, du wirst mich nicht glauben machen wollen, daß du es nicht weißt. Warum verbindest du dir absichtlich die Augen? Willst du Magdalene ins Unglück stürzen? Willst du, daß sie jenen Menschen — heiratet?“

Entsetzt springt Robert Harrison auf. Die Teetasse entgleitet seiner zitternden Hand und fällt klirrend zu Boden.

„Nun also, Vater! So verbiete ihr den ständigen Besuch seiner Konzerte!“

„Wie kann ich das, Edith?“ Unruhig beginnt Robert Harrison im Zimmer auf- und abzugehen. Magdalene ist neunundzwanzig Jahre alt — also kein Kind mehr —

„In bezug auf Weltkenntnis ist sie mehr als ein Kind!“ fällt Edith heftig ein. „Ich beobachtete sie schon seit langem. Ich weiß, sie wird sich opfern, wenn wir sie nicht beizeiten retten.“

„Du ereiferst dich umsonst, Edith,“ bemerkt der Farmer, ruhiger werdend. „Nalpy Donald ist ja verheiratet.“

„Nein, er war es.“

„Wie?“

Er ist Witwer. Soviel habe ich wenigstens aus Magdalene herausbekommen.“

„hm, hm!“

Die Nachricht ist dem alten Herrn ersichtlich unangenehm. Nachdenklich starrt er eine Weile vor sich hin. Dann reißt er seine hagere Gestalt mit einem Versuch, seine Autorität geltend zu machen, gerade empor.

„Meine Tochter würde niemals einen Menschen heiraten, der sie einmal verschmäht hat.“

„Wenn sie das aber doch wollte?“

„So würde ich es ihr verbieten!“

Leises Lächeln stiehlt sich um Ediths festgeschchnittene Lippen.

Magdalene aus dieser gefährlichen Atmosphäre! Nimm sie mit dir auf Reisen! Bald! Nächste Woche! Am liebsten schon morgen!! Es ist keine Zeit zu verlieren!“

„Aber Edith!“

Aus tiefstem Herzengrund seufzt der alte Mann auf. Wie tragisch das Mädchen die ganze Sache nimmt!

Er geht ans Fenster. Ungeduldig trommeln seine Finger auf der Scheibe, während Edith ihn scharf beobachtet.

„Nun, Vater?“

„Vielleicht hast du recht, mein kluges Kind. Ich werde mir die Sache überlegen.“

Da — ein leises Klopfen an der Tür.

Magdalene steht auf der Schwelle.

Ein einziger Blick auf die beiden erregten Gesichter — und sie ahnt den Grund.

„Lieber Vater, wollen wir nicht nach der neuen Farm fahren?“

„Gewiß, sogleich, mein Kind.“

Schon nach wenigen Minuten sitzen beide im zweirädrigen Bock, sich ganz und gar dem Zauber des frischen Spätsommertages hingebend.

Magdalene spricht nicht viel. Nur von Zeit zu Zeit lächelt sie den Vater an — mit dem ihr eigenen weichen Lächeln, das mehr dem Flimmern des Mondlichts, als dem Leuchten der Sonne gleicht.

Und dieses Lächeln bringt dem alten Mann ins Herz

Unsere neuen schwarzen Landsleute.

Kongonegerfamilie vor ihrem eigenartigen Wohnhause.

Durch den Abschluß des Marokko-Vertrages erhielt Deutschland einen Teil des französischen Kongogebietes als Kompensation. Das Bild zeigt eine Kongonegerfamilie vor ihrem Wohnhause, dessen Wände aus den aufgespaltenen Rippen der Delpalmen hergestellt sind.



„Du, Vater? Du kannst ihr ja nicht einmal verbieten, die Orgelkonzerte zu besuchen!“

Robert Harrison senkt den Kopf.

„Sie wird mich doch nicht böse machen wollen,“ murmelte er flehentlich.

„Vater, lieber Vater, täusche dich nicht selbst!“ ruft Edith erregt. „Magdalene wickelt dich um ihren kleinen Finger. Glaube mir: sie wird den Donald heiraten, und du wirst nicht böse darüber sein. Du wirst sogar deine Zustimmung zu dieser Heirat geben. Und dann ist das Unglück da — und es wird dir das Herz brechen — dein gutes, treues, aber ach, so unendlich schwaches Herz! Ich sehe ja alles klar vor mir! Ganz klar!“

Immer leidenschaftlicher springen die Worte von den Lippen des tief-erregten Mädchens. Jetzt wirft es sich in einen Sessel und bricht in Tränen aus.

Kallos steht Robert Harrison da. Er hat Edith noch niemals weinen sehen. Der Anblick erschreckt ihn fast.

„Edith! Liebes Kind! Du bist ja ganz außer dir! Soll ich den Doktor holen lassen?“

„Nah, Doktor!“ Schon hat sie sich wieder gefaßt. „Ich will nichts weiter, als Magdalene retten — retten vor ihr selbst und vor dir! Du bist ein vorzüglicher Mensch, Vater, aber — Magdalene gegenüber schwach, entsetzlich schwach. Sei mir nicht böse, Vater! Ich flehe dich an: bring' Mag-

dalene hinein und tut ihm besonders wohl nach Ediths scharfen, wenn auch gutgemeinten Vorwürfen.

So kutschieren Vater und Tochter stillvergnügt dahin, etwa zwei Stunden lang. Kein Miston stört das wonnenvolle Schweigen.

Dann haben sie die kleine Farm erreicht.

Robert Harrison ist ein vorzüglicher Landwirt. Aus Liebe zu ihm hat seine älteste Tochter sich längere Zeit mit Landwirtschaft beschäftigt. Mit ihr kann er sprechen über Felder, über Viehstand, über Kartoffelernte, über Rübenkultur, wie mit einem Manne.

Auch heute besichtigen beide das neue Wasserwerk, die Einrichtungen der Scheune und die junge Schweinezucht, wobei Magdalene in ihrer sanften Weise dem alten Manne sogar verschiedene ganz brauchbare Ratschläge erteilt.

Dann nehmen die beiden ein rasch improvisiertes Mahl im Häuschen der Aufsichtersfrau ein, und fort geht's wieder im Bock — schnell wie der Wind.

Bisher war Robert Harrison fröhlich und guter Dinge. Jetzt fällt ihm Edith ein — und mit seiner guten Laune ist's vorbei.

Schon ein paar Mal blidt Magdalene den Vater festschend von der Seite an. Sein gerötetes Gesicht, der etwas scharfe Zug von der Nase zu den Mundwinkeln, die gefurchte Stirn, die Art, wie er die Zügel anzieht, so daß der Braune

die Klüftern wild aufbläht — all dies sagt ihr, daß ihm etwas im Kopf herumgeht, und sie glaubt, den Grund zu kennen.

„Laß den Braunen doch laufen, wie er will, lieber Vater!“ lächelte sie. „Wir haben ja keine Eile. Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann tue es am besten hier in der frischen Abendluft!“

Bewundert hebt Robert Harrison den Kopf. „Woher weißt du, daß ich dir etwas zu sagen habe, Magda?“

„Ich sehe es dir an, Vater.“
„Merkwürdiges Mädel!“ brummt der alte Herr in seinen grauen Bart hinein. „Ja, du hast recht, Kind. Ich ärgere mich. Edith hat dummes Zeug geschwätzt!“

„Edith? . . . Dummes Zeug?“ Magdalene lächelte ungläubig. „Du mußt dich irren, lieber Vater. Edith schwätzt wohl niemals dummes Zeug!“

„Doch, doch, Kind! Hör' nur! Ich soll mit dir auf Reisen gehen — jetzt, wo der Herbst gerade anfängt, wo es für mich so viel zu tun gibt. Die neue Farm — bis ich dafür einen Käufer gefunden habe —“

„Ja, und die Jagd,“ nickt Magdalene. „Die Jagd verjüngt dich stets um ein paar Jahre. Bitte, ängstige dich nicht, Väterchen —“ liebkosend streichelt ihre kühle Hand die gefurchte Wange des alten Mannes — „den Reiseplan wollen wir nur gleich aufgeben. Auch ich verspüre nicht die geringste Lust, Newyork und unsere liebe Farm jetzt zu verlassen. . . . Uebrigens —“ fügt sie lächelnd hinzu, — „ich weiß, warum Edith diese Reise vorge schlagen hat. Sie will mich von Ralph trennen!“

Robert Harrisons Gesicht, das sich bei Magdalenes ersten Worten merklich aufgehheitert hatte, wird wieder finster.

„Wenn du nur diesen verhassten Namen nicht immer nennen wolltest —“

„Warum nicht?“ Voll schlägt Magdalene die schönen, ernstesten Augen zu dem Vater auf. „Edith spricht ja auch zu dir von ihm.“

„Das ist etwas anderes.“
Kleine Pause, während welcher der alte Mann ärgerlich mit der Peitsche in der Luft herumfuchtelt.

Plötzlich wendet er sich und blickt seiner Tochter voll ins Gesicht.

„Magda! Kannst du denn diesen Menschen nicht vergessen?“

„Nein, Vater.“
„Auch nicht aus Liebe zu mir, deinem alten Vater?“

„Nein, Vater.“
„Er hat dich betrogen! Er hat deine Jugend vergiftet!“

„Das hat er nicht getan, Vater. Er hat nur ein anderes Mädchen mir vorgezogen. Er hat dieses Mädchen geberaten, getrieben durch irgendeine geheimnisvolle Gewalt, die ich nicht kenne. Glaube mir, er hat schwer dafür gebüßt! . . . Vater! Lieber, lieber Vater!“ ruft sie plötzlich mit bei ihr sonst fremder Leidenschaftlichkeit. „Noch nie-

mals ist eine Lüge über meine Lippen gekommen! Soll ich jetzt zum ersten Male unaufrichtig und unwahr sein?“

Robert Harrison schweigt. Sein Zorn ist entwaffnet.

„Du liebst ihn also noch?“ fragt er nach einer Weile ernst.

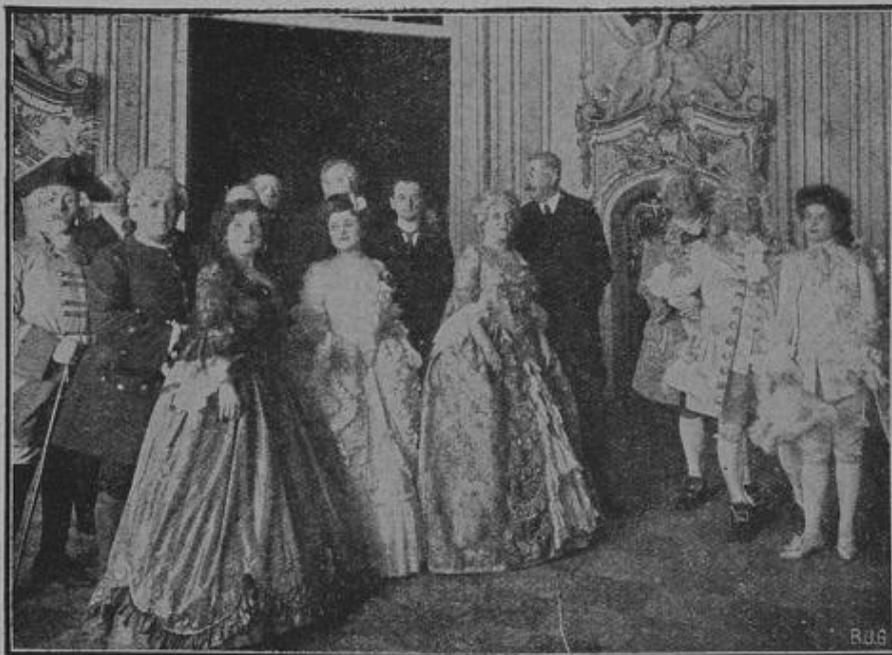
„Ja, Vater.“
„Du willst ihn heiraten?“

„Das weiß ich noch nicht Vater.“
„Was würde deine Mutter dazu sagen, wenn sie noch lebte, Magda!“



Joseph Kainz-Denkmal in Wien.

Im Meridian-Park in Wien wurde dem unvergesslichen Schauspieler des Wiener Burgtheaters ein Denkmal gesetzt. Es ist ein Werk des Bildhauers Jaray und zeigt den Künstler in seiner Glanzrolle als Hamlet.



Zur Erstaufführung des „Rosenkavaliers“ in der Berliner Hofoper.

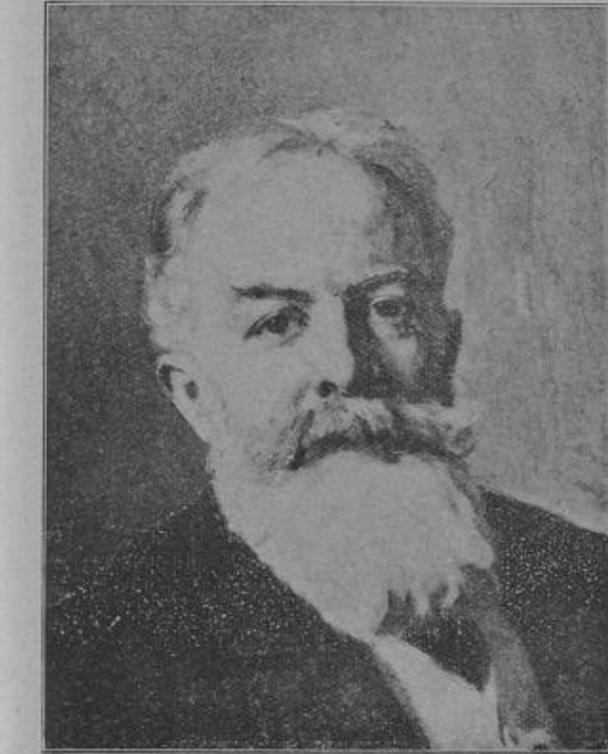
Richard Strauß' „Rosenkavalier“ hat früher als andere moderne Werke seinen Einzug in die Berliner Hofoper gehalten. Er wurde in der durchgearbeiteten Inszenierung und Aufführung mit hervorragenden Kräften höchst beifällig aufgenommen. Unser Bild gibt die Darsteller und den Komponisten nach der Vorstellung wieder. Von links nach rechts: Fräulein Rothausser (Amina), Oberregisseur Georg Dröschner, der Komponist, Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß, Fräulein Dur (Sophie), Generalmusikdirektor Dr. Karl Mud, Fräulein Hempel (Feldmarschallin), Generalintendant Graf Hülsen, Herr Knüpfer (Baron Ochs auf Lerchenau), Herr Hoffmann (von Faninal), Fräulein Artot de Padilla (Rosenkavalier).

„Meine liebe Mutter? . . . Sie würde mich verstehen.“
 In Magdalenes Stimme zitterte es wie verhaltene Tränen.
 „Aber wozu regen wir uns auf, lieber Vater? Es ist ja
 noch gar nicht so weit. Ich verspreche dir, Ralph nicht zu
 heiraten, sobald ich ihm nicht unbedingt nötig bin. Drei
 Menschen liebe ich von ganzem Herzen. Zuerst Ralph —
 ja,“ wiederholte sie fest — „zuerst Ralph! Dann dich, Vater
 — und dann Edith. Wenn Ralph mich zu seinem Glück
 nicht braucht, so heirate ich ihn nicht; denn ich weiß, daß ich

dich und Edith dadurch betrübe. Mehr kann ich dir jetzt
 nicht sagen, Vater. Alles andere muß ich mit meinem Ge-
 wissen selbst abmachen!“

Robert Harrison sagt nichts mehr:
 Fester zieht er die Zügel an, den langsamen Trab des
 Brauens mit der Peitsche hie und da etwas anfeuernd. . . .
 Nach kurzer Zeit schon rollt das leichte Gefährt hinein
 in den Garten der Harrison-Farm.

Robert Harrison und seine Tochter ziehen sich sofort in
 ihre Zimmer zurück: der Farmer, um belümmert nach-
 zudenken und zu grübeln — Magdalene, um mit sich selbst
 ins reine zu kommen.



Professor Adolf Schill †.

Am 10. November verschied der als Lehrer an der Düssel-
 dorfer Kunstakademie weithin bekannte Architekt und Archi-
 tekturmaler Professor Adolf Schill im Alter von 63 Jahren.
 Von seinen vielen bedeutenden Werken ist besonders zu
 nennen die Architektur der Düsseldorfer Rheinbrücke und der
 künstlerische Entwurf zur Hochzeitsgabe der Rheinlande und
 Westfalens für das deutsche Kronprinzenpaar.

6.
 Am nächsten frühen Morgen — noch deckt Dunkelheit Flur
 und Wald, sieht Magdalene im warmen Hausgewand am
 offenen Fenster ihres Schlafgemachs, in vollen Zügen die
 frühe Nachtlust einatmend.

Ein Stern nach dem anderen erlischt am dunklen Firma-
 ment; ihr letztes Glimmern grüßt die stille, weiße Mädchen-
 gestalt . . .

Lange, lange verharrt sie in derselben Stellung mit
 emporgewandtem, glücklich lächelndem Antlitz. Die Nacht
 hat ihr volle Klarheit gebracht.

Wöglich senkt sie lauschend den Kopf.
 Unten, auf dem fiesbestreuten Wege, erschallen langsame,
 gleichmäßige Schritte.

Magdalene kennt den Tritt — es ist der ihres Vaters.
 Was kann den alten Mann bewogen haben, so früh sein
 Lager zu verlassen? . . .

Rasch wirft Magdalene den dunklen Regenmantel über
 ihr helles Gewand und eilt hinab.

„Vater! Lieber Vater!“
 Sie schlingt die Arme um seinen Hals und lehnt den Kopf
 an seine Schulter.

„Mein liebes, gutes Kind!“
 Forschend blickt sie in seine sorgenvollen, von der mäh-
 lich aufziehenden Morgendämmerung fast beleuchteten Züge.

„Vater, warum schläfst du nicht?“
 „Ich ängstige mich um dich.“
 Magdalene drückt ihre Lippen auf die leise zitternde Hand
 des alten Mannes.

„Weshalb, lieber Vater? Mir geschieht nichts!“
 Und wieder schweigt Robert Harrison; nur ein leiser
 Seufzer entringt sich seiner Brust.

Zärtlich legt Magdalene den Arm des Vaters in den
 ihren. Darin gehen beide langsam, wortlos vor dem Hause
 auf und ab.

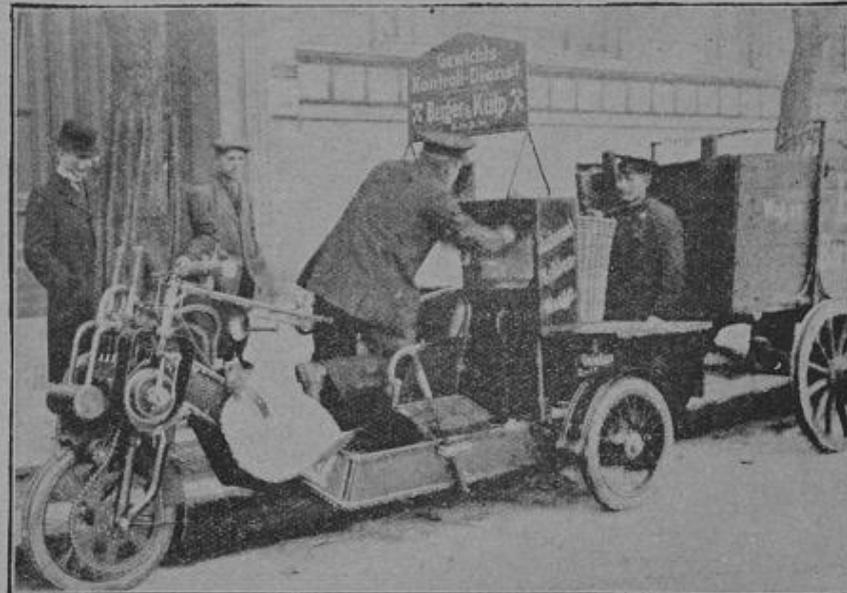
„Lieber Vater,“ bricht Magdalene endlich das drückende
 Schweigen, „ich habe eine Bitte an dich.“

Robert Harrison bleibt stehen. Er weiß, er kann dieser
 Tochter nichts abschlagen — besonders jetzt nicht in dieser
 erhabenen, feierlichen Stille, da alles ringsum schläft und
 der Zauber der Nacht die Herzen von Vater und Kind noch
 inniger aneinander schließt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Verwendung des Automobils:
 Cylfonette mit einer automatischen
 Kohlenwage.

Die neuen Verkehrsmittel zeitigen Verwen-
 dungsmöglichkeiten, an die man vor ei-
 nem Jahrzehnt noch nicht gedacht hat.
 Wer damals die Schwerefälligkeit und die
 Unsicherheit des Autobetriebes sah, hätte
 sicherlich eine Auto-Kohlenwage, die durch
 die Straßen rasselte, für unmöglich ge-
 halten. Jetzt läßt eine bekannte Ber-
 liner Kohlenfirma bei ihren Kohlenlie-
 ferungen eine solche automatische Auto-
 Kohlenwage mitfahren, damit die Kund-
 schaft sich davon überzeugen kann, daß
 sie tatsächlich das bestellte Quantum
 Kohlen erhält.



Am Bosporus.

Erzählung von Mamontow, Deutsch von Marie Besmertny.

Die Nacht ist still und warm. Diamantenstrahlen sprühen aus den Sternen am Firmament. Wie dunkle Silhouetten heben sich die hohen Waldhügel am Gestade des Bosporus ab. Erloschen sind die letzten Lichter in den prunkvollen Villen, die das Ufer von Bujuk-Deppe bis zu dem herrlichen Stambul umgürten. Nur an der Mündung des Goldenen Horns funkeln die Lichter in Farben der Rubinen und Smaragden auf den fremden Schiffen.

Berüdet sind anscheinend all die Schönheiten des Bosporusstrandes, und nur wir allein, mein Führer und ich, genießen die Wunder dieser Zaubernacht. Kaum das Wasser berührend, gleitet der Kahn dahin und teilt geräuschlos die Oberfläche des Schwarzmeer-Golfes. Die Kluten erzittern leicht und spiegeln die blendend hellen Sterne wieder.

Kein Laut, keine Bewegung. Rhythmisch hebt und senkt sich das Ruder, es berührt zärtlich die Wogen und läßt die letzten Silbertropfen wieder melodisch herunterfallen.

„He, Seifulla, sind wir noch weit entfernt von der Rosenvilla?“

„Noch eine Stunde, Bey-Effendi, nicht mehr.“

Allmählich verschwanden die buntfarbigen Zeichen auf den Masten, und es flammte das Leuchtfeuer auf der Batterie Elmas in weißlicher Lobe auf, von der ein diamantenes Spinnweb auf die grünen Matten herabsiel. Der Duft von Magnolien, Jasmin, Mimosen und von der königlichen Rose vermengt sich berauschend an den Ufern Anatoliens, der Heimat dunkeläugiger Gazellen, und Rumeliens, der Türe Europas.

„Ruh' dich aus, Seifulla zieh' die Ruder ein und schau dich mal um, wie göttlich diese Nacht ist!“

„Ja, sie ist schön, Bey-Effendi. Soll ich dir etwas von dem Zauberring erzählen? Du entfinnst dich wohl, daß du einst von der tiefen Kunst gesprochen hast, in Menschenherzen wie in einem Buche zu lesen! Bei uns war ein Mann, der es auch verstand. Es ist allerdings schon lange her.“

„Das tut nichts, erzähle Seifulla.“ Auf die Kissen mich lehrend, war ich bereit, dem alten Führer zuzuhören, der mancherlei von den ungläubigen Fremden wußte, die nach Stambul kommen und von der Pracht des Orients entzückt sind.

„Es mag im zwölften Jahrhundert der heiligen Hedschra gewesen sein, so hub er an, „als in Stambul der Kaufmann Abdul-ben-Omar lebte, der wegen seiner Reichtümer weit und breit berühmt war. Bis Erzerum, Damaskus und Bagdad zogen seine Karawanen; aus Indien, Persien und Babylonien wurden ihm kostbare Steine und kunstvolle Teppiche aus dem feinsten Seidengewebe mit rätselhaften Mustern geschickt.“

Es gab kaum irgendwelche bewundernswerte und teure Gegenstände, die bei seinen Karawanen nicht zu finden waren. Die Schätze des Orients tauschte er andauernd aus gegen indische, arabische und andere Goldmünzen. Es kam ihm gar nicht darauf an, ob sie von Allah gesegnet oder andern Ursprungs waren. Abdul war ein frommer Mann, er hielt die Gesetze des Schariat hoch und kannte den Koran auswendig. Gern half er den Armen, und in der Jugend hatte er sich mehrfach durch Tapferkeit auszeichnet, was an einem breiten Säbelhieb auf seinen Schädel zu sehen war.

Als die Stunde herannahte da Allah die Seele Abdul-ben-Omars zurücknehmen wollte, da vermochte der reiche Kaufmann seinen ganzen großen Besitz seinem einzigen Sohne Nuredin der den Nachnamen des Weisen führte.

Bevor dieser sein Erbe antrat, beschloß er, einen Pilgerzug nach dem fernen Heiligtum von Mekka zu unternehmen.

Er betief deshalb den geschätzten Kurban-ben-Omar, den Bruder des Vaters, und übergab ihm die dicken, lederaburdenen Bücher und die schweren Schlüssel des Warenlagers. Die Ehrlichkeit Kurbans galt für zuverlässiger als die steinernen Türme von Stambul.

Ausgerüstet mit einer Karawane und erwachsenen Kamelen, begab sich Nuredin nach dem gesegneten Mekka. Hundert Tage und hundert Nächte war er unterwegs. Er kam durch die salzige Wüste von Tus-ael, sah das brausende Meer im Golf von Isfenderun, bestieg die Zedernhöhen des Libanon, streifte Jerusalem, und auf die Gnade Allahs vertrauend, begab er sich nach der Arabischen Wüste.

Wie ein dürstender Wanderer nach dem erquickenden Labjal lechzt, so sehnte sich Nuredin, das geheiligte Ziel in

Mekka zu erreichen. Schon war er seinem Traume nahe. Die Sonne sollte noch etwa zehnmal ihren Kreis vollenden, und die buntgeschmückten Kamele hätten durch die Tore der Stadt schreiten können. Aber die Schakale der Wüste schlafen nicht. Sie jagden sorglich nach Beute. Die edlen arabischen Hengste wittern die Gefahr, und unwillkürlich durchwühlt der trumme Säbel des Wüstenreiters ahnungsvoll den Sand. Fast waren die Bespergebete an der heiligen Stätte schon vernehmbar, als die brennenden Sonnenstrahlen dem wohlthuenden Abend Schatten zu weichen begannen. Die ermüdeten Pferde hoben ihren Kopf, und die Kamele streckten mit freudigen Schnauben die langen Hälse aus im Gefühle der herannahenden Abendrast.

Wöglich stürzte aber wie ein Wirbelwind ein Trupp räuberischer Beduinen auf die Karawane. Die weißen Mäntel der Wegelagerer flogen über die zitternden Pferde und die



Der sechsjährige Kaiser Pu Yi, der durch den gegen die Mandschu-Dynastie ausgebrochenen Aufstand bedrohte Herrscher von China.

erschreckten Menschen, auf die scharfe Damascener Dolche gerichtet waren.

Eingeängstigt wie die Rehe, flohen die Sklaven Nuredins, und er selbst rettete sein Leben auf dem Rücken seines treuen Rosses Karagefa. Nacht und bloß, zog er wie ein Bettler um die Mitternachtsstunde in Mekka ein.

Da sein Vater sich aber im ganzen Morgenlande eines guten Rufes erfreute, so öffneten sich ihm bald die gastlichen Pforten befreundeter Familien. Sieben Tage und sieben Nächte verbrachte Nuredin an den geweihten Orten des Propheten, dann schickte er sich zur Heimkehr an, begleitet von bewaffneten Dienern.

Sechsmal war die Sonne aufgegangen, als ein heftiger Sturm sich erhob. Der Himmel bedeckte sich mit dunklen Wolkenmassen. Sandwirbel stiegen kerzengrade in die Höhe, und die Kamele senkten vor Angst ihre Köpfe. Auch die Reisenden schmiegteten sich unwillkürlich gruppenweise aneinander und hüllten sich fester in ihre Mäntel ein. Die Pferde

sperrten entsezt ihre Rüstern auf und fühlten den heran-
nahenden Hauch des Todes.

Der Orkan jagte Nuredin mit seinem Gefolge im
Schwunge weiter, doch plötzlich blieb Karagesa vor einem
frischen Hügel wie angewurzelt stehen.

Nuredin befahl den Dienern, den aufgetürmten Sand
fortzuschaffen, und man fand einen vor Durst sterbenden
Araber, der in einen reichgestickten Mantel gehüllt war.
Nuredin erkannte seinen eigenen Mantel und wußte, wo
der Beduine ihn sich verschafft hatte. Er ließ seine Diener
aber nichts davon merken, sondern ordnete vielmehr an, daß
zwischen zwei friedlichen Mantieren Teppiche befestigt wur-
den, auf die der Beduine vorsichtig gelegt werden sollte.

Nuredin flöhte ihm selbst einige Tropfen eines wunder-
baren Slixir's ein, und der Räuber öffnete die Augen und
reichte ihm seine Hand. Dann sprach er:

„Deine Schätze sollten mir keinen Nutzen bringen. Allah
hat seinen Zorn über mich ergossen! Bald komme ich vor
seinen Richterstuhl. Vergebens hast du mich zum Leben
erweckt — jetzt erfülle noch meine letzte Bitte! Reize zu den
Trümmern des Karawanenlagers vom Kalfen Omar. Dort
im östlichen Turm findest du einen Schatz. Verlaufe alles
in Stambul und verteile das Geld unter die Bettler, damit
sie für meine sündige Seele beten. Du selbst nimm dir den

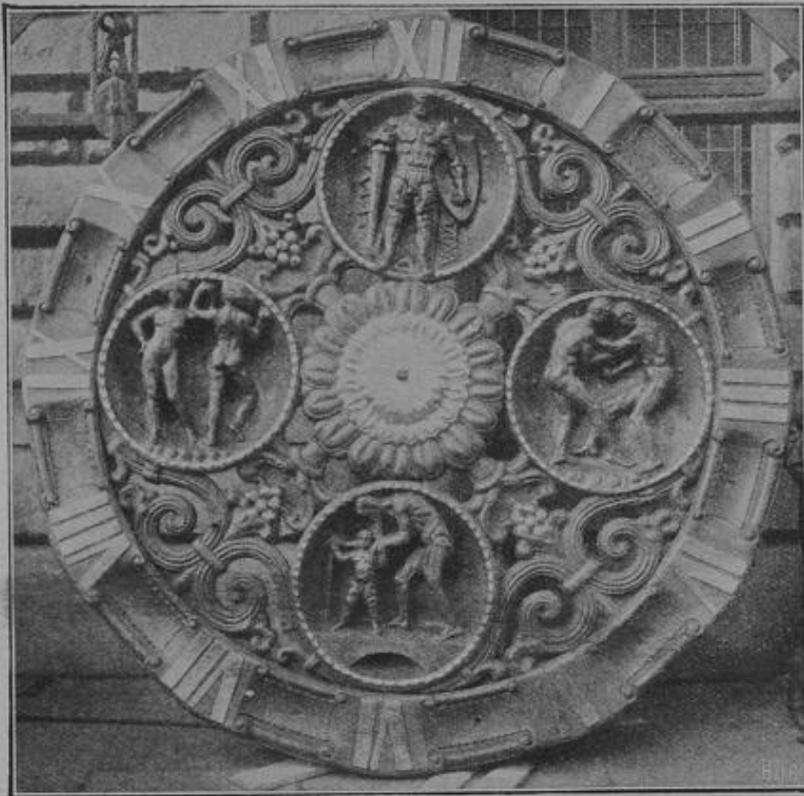
Sowie Nuredin wieder die Schlüssel seiner Schatzkammern
von Sturban-ben-Omar in Empfang nahm, fühlte er sich
heimlich versucht, den Oheim durch den Zauberring anzu-
schauen. Sein Herz zog sich zusammen, denn er mußte
plötzlich an der vielgerühmten Ehrlichkeit des nahen Ver-
wandten zweifeln. Er beherrschte sich und schwieg, aber ein
bitteres Lächeln krümmte seine Lippen.

Er beschloß niemals mehr den Ring zu befragen, um
keine neuen Enttäuschungen zu erfahren. Nur einmal noch
nahm er ihn zur Hand, als er sich eine würdige Lebens-
gefährtin wählen sollte.

Die drei Töchter von Fuad-bey, des Herrschers von Wei-
koffa, waren als große Schönheiten bekannt. Nuredin hatte
auch von ihnen gehört und fuhr in einer Barlasse nach dem
Schlosse ihres Vaters hinüber. Er wurde mit großer
Freude empfangen, denn man wußte von dem Reichtum
und der Weisheit Nuredin's.

Auf dem blumenumrahmten Marmorbalkon erschienen die
drei Töchter von Fuad-bey, denn zu jener Zeit herrschte
noch nicht die unsinnige Gepflogenheit, daß die Frauen ihr
Antlitz vor den Augen der Männer verhüllen müssen, was
in der heiligen Lehre des Koran gar nicht gesagt ist.

Die älteste, Nachruh, machte ihrem Namen „Seele des
Mondes“ alle Ehre. Als Nuredin jedoch durch den Zauber-



Das Zifferblatt der neuen Uhr an der
Hamburger Börse.

In neuerer Zeit legt man auf die einheit-
liche Ausgestaltung auch kleinerer Archi-
tekturteile berechtigterweise hohen Wert.
Ein Beispiel dafür ist das Zifferblatt an
der Uhr für die Hamburger Börse. Es
ist eine besonders kostbare und schöne Ar-
beit. Der Durchmesser beträgt nicht we-
niger als 2 1/2 Meter.



ring nach ihr blickte, wandte er bald sein
Auge von ihr ab. Er erfuhr, daß sie
innerlich so kühl war, wie sie äußerlich
schien, und daß nur Neid und Eifersucht
sie in Erregung zu versetzen imstande
waren.

An eine leuchtende Sternennacht erin-
nerte ihre Schwester Laila. Ihre Augen
funkelten und schwer fiel ihr dunkler
Zopf ihr über den Rücken.

Der Ring kündete aber, daß das Herz
der Jungfrau nur nach buntem Tand

einfachen eisernen Ring, der sich dort befindet, und der eine
große Macht besitzt. Wer nämlich durch diesen Ring schaut,
vermag im menschlichen Herzen wie in einem offenen Buche
zu lesen. . . .

Kaum hatte der Beduine mit kraftloser Stimme diese
Worte gesprochen, als der Tod ihn ereilte. Nuredin ließ
ihn in der Wüste beerdigen.

Dann schlug die Karawane den Weg nach der Ruine des
Karawanenlagers ein. Als sie erreicht war, stieg Nuredin
mit der Leichtigkeit einer Berggazelle die Stufen hinan und
auf dem Plateau breitete er seinen Mantel aus. Er war
gar bald mit glimmernden Rubinien, veilschenfarbenen Ame-
thysten, zarten Perlen, Opalen und Diamanten bestreut.
Obgleich Nuredin von Kind auf den Wert der Edelsteine
kannte, vermochte er die Fülle der Kostbarkeiten nicht ab-
zuschätzen. Abseits von den funkelnnden Juwelen lag ein
eiserner Ring mit einem Schlangenkopf. Nuredin steckte ihn
an seinen Finger, eingehend der Worte des Beduinen.

Es vergingen noch mehrere Wochen und dann erreichte
Nuredin mit seiner Karawane das Goldene Horn, auf dem
hundert von Fregatten mit weißen Segeln munter kreuzten.

und kostbarem Schmud sich sehnte und weiter für nichts
anderes Raum hatte.

Schöner noch als die älteren Schwestern, war die blühende
Aliah. Ihre Brust hob und senkte sich. Wie zwei Blitze
kreuzten sich ihre Blicke mit denen Nuredin's, und er glaubte
die ganze Welt im Schimmer der Morgenröte zu sehen.
Mit jäher Bewegung warf er seinen Zauberring weit in
die schäumenden Wellen des Bosporus. Und er sagte sich
innerlich: „ich will keine vernichtende Wahrheit hören, wenn
ich eine herrliche zarte Blume wie ein Geheimnis an mein
Herz drücke. . . .“

Und Aliah wurde die Gattin Nuredin's.
So, nun bin ich zu Ende Bey-Essendi. Den Leuten
kommt es nicht zu in den Herzen der Menschen zu lesen.
Das ist die Sache Allah's, denn er ist Gott und seine Güte
ist groß, aber außer ihm gibt es keine Götter!“

Der alte Seifulla griff wieder nach dem Ruder und holte
kräftig aus, so daß das Wasser des Bosporus hoch aufsprühte.

Schnelle Sprünge geraten selten.
Sprichwort



Humor.



— Aus der Schule. Wer kann mir ein Insekt nennen?
Peterchen: Ein Mailäfer, Herr Lehrer. — Richtig. — Wer kann mir noch ein Insekt nennen? Langes Schweigen. Endlich hebt Peterchen wieder den Finger: Noch ein Mailäfer, Herr Lehrer.

— Grabchrift: Steh' Wanderer, und weine,
Hier ruhen meine Beine,
Ich wünscht', es wären deine.

— Die „Kommandierende“. Frau des Hauses bei Tisch:
Ich habe genug; Mann du dankst; Kinder ihr kriegt nichts mehr. Fräulein, wünschen Sie vielleicht noch was?

— Frage und Antwort. Feldwebel (zu Rekruten): „Sie, sagen Sie mir doch mal, wer hat das Pulver erfunden?“
Rekrut, stotternd: „Der Herr Major.“
Feldwebel: „Sie Sie! Wie kann nun so'n Kerl von unserm Herrn Major sagen, er hätte das Pulver erfunden!“

— Beweis aus der hl. Schrift. Lehrer in der Schule:
„Wer kann mir eine Stelle aus der hl. Schrift angeben welche die Tierquälerei verbietet, daß man z. B. einer Skape den Schwanz abhaut, wie das vor kurzer Zeit vorgekommen ist?“ — Frischchen: „In der hl. Schrift steht: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“



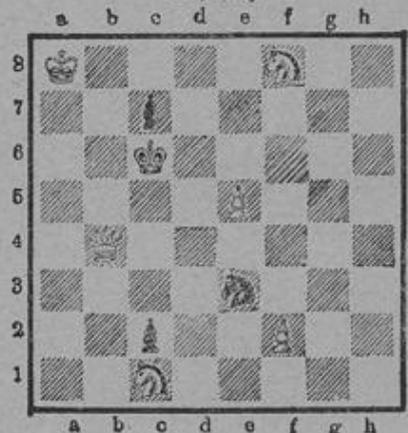
Rätsellecke.



Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Arithmetische Aufgabe.

In einer Rechnung steht folgender Posten:
1 * 6 Meter à 3 M. 1 * Pfg. = * 93 M. 12 Pfg.
Jedesmal wo * steht, ist die Ziffer verwischt. Wie lautet der Posten?

2. Rätsel.

Was Schmied und Konditor herstellen für Geld,
Das dient dem Bergmann als Arbeitsfeld.

Röllsprung.

feh	hil	rf	durch	des	was	und	sei
che	der	Ge	die	her	ds	Nam	ber
le	es	mut	aber	de	die	ihr	et
Geg	da	schen	et	all	durch	Zau	vom
Wür	nicht	er	an	rau	nie	rsch	ihr
s	en	wirk	Kraft	haupt	ein	ich	en
wirkt	de	cht	ei	ruh	er	seid	her
Mä	W	wart	be	ig	6	ig	wart

1. Rätsel.

Das erste ist ein Wald, vor lauter Bäumen
kann ihn der Wanderer oft nicht seh'n —
Mich treibt es oft hinauszugeh'n,
Im Moos zu liegen und zu träumen.
Das zweite liegt verborgen still im Gassen —
Wer sucht's, der findet's oft nicht gleich;
Das Ganze liegt im Deutschen Reich,
Von Mutter Erde ist's ein schönes Fleckchen.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Stadt in Norwegen.
2 6 3 4 7	Fluß in Frankreich.
3 1 8 4	Name aus der nordischen Mythologie.
4 8 7 2 7	Teil des menschlichen Körpers.
5 6 7 3 1 3 2	Männlicher Personennamen.
6 3 9 7 2	Griechischer Dichter.
7 9 8 2	Kürztentitel.
8 4 1 8 7 4	Asiatisches Reich.
9 3 3 2	Person aus einem Schiller'schen Trauerspiel.

Berierbild.



Wo ist der Gast?

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Berierbild: Bild auf den Kopf stellen; Seml steht dann links in den Bäumen.

Rätsel: Zahlen, zählen.

Homonym: Krone.

Palindrom: Sag, Gas.

Redaktion: Erwin Thynsen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



AD

Nr. 49.

Sonntag, 3. Dezember.

Jahrgang 1911.

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ Gefühnte Schuld. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

Wie hilflos blickt er hinauf zu Ediths Fenster. Aber nichts regt sich hinter den herabgelassenen, weißen Mullvorhängen.

„Nun?“ fragt er fast ängstlich, als Magdalenes große Augen ihn erwartungsvoll anblicken.

„Möchtest du Ralph nicht einmal spielen hören, Vater?“ Robert Harrison fährt nicht entsetzt zurück, wie seine Tochter es halb und halb erwartete.

„Ich möchte wohl,“ erwidert er zögernd. „Aber was wird Edith dazu sagen?“

„O, das überlasse nur mir, lieber Vater! Die Hauptsache ist, du kommst mit!“

Noch eine zeitlang gehen Vater und Tochter, innig umschlungen, im Garten auf und nieder. . .

Dann lehren sie zurück ins Haus. —

Inzwischen ist der Morgen vollends hereingebrochen.

Auch die übrigen Fräulein Harrison haben sich den Schlaf aus den Augen gewischt und versammeln sich um den Frühstückstisch.

Trotzdem der Farmer sich die allergrößte Mühe gibt, unbefangen zu erscheinen, so merkt er doch noch Ediths scharfen Blick. Ganz wie zufällig läßt er ein Wort darüber fallen, daß er Magdalene heute nach Newyork begleiten werde.

Als eine Stunde später der kleine Pontonwagen vor der Tür hält, um Magdalene und ihren Vater nach der Stadt zu fahren, erscheint plötzlich Edith in eleganter, grüner Promenadentouillette und kleidsamem Federhut und weißen Handschuhen auf der Bildfläche.

Die „Pfadfinder“ beim Generalfeldmarschall Grafen Häßeler.

Wie man in England die Boy-Scouts geschaffen hat, eine Jugendtruppe zur Vorbildung der Schüler im selbstmäßigen Erkundungsdienst, so hat man in Deutschland an vielen Orten Gruppen der „Pfadfinder“ gegründet, die in noch umfangreicherem Maße die Vorbereitung auf die Dienstjahre der jungen Mannschaften in der Armee betreiben. Schüler aller Lehranstalten vereinigen sich in diesen Korps zu gemeinschaftlichen Feldübungen, die in den Ferien manchmal über Tage hin ausgedehnt werden. Und wenn es notwendig erscheint, wird nicht nur abgelocht, sondern auch unter freiem Himmel oder in einer von einem Bauern geöffneten Scheune Nachtquartier auf Heu und auf Stroh bezogen. Die Leitung solcher Übungen haben vielfach Offiziere übernommen, damit die Ausbildung der jungen Leute, die selbst-

verständlich als militärisch geordnetes Spiel und in einer den Körper keinesfalls überanstrengenden Weise getrieben wird, wirklich den Anforderungen des modernen Kriegswesens entspricht. Ueberall, wo sich Gruppen von „Pfadfindern“ gebildet haben,

ist ihr Erfolg bei Jung und Alt, Militär und Nichtmilitär, groß. Besonders geehrt fühlte sich am Sonntag, den 19. November, eine Schar Pfadfinder, als der Mitgründer dieser nützlichen Vereinigung der Jugend, General-Feldmarschall Graf Häßeler, sie zu einer Übung nach seinem Gut Harnetop im Regierungsbezirk Potsdam einlud. Der verehrte greise und doch rastlos tätige General-Feldmarschall stellte den Knaben selbst die Aufgabe zu ihren Übungen und verfolgte die Ausführung mit dem größten Interesse.



„Lieb, Edith!“ ruft Magdalene erfreut. „Wir fahren nach der St. Johns-Halle. Kommst du mit?“

„Ja.“
Trotz der lakonischen, fast barschen Antwort drückt Magdalene der Schwester dankbar die Hand. Ediths Vorurteil gegen Ralph muß ja schwinden, sobald sie ihn erst spielen hört!

Während der ganzen, mehr denn zweistündigen Fahrt, verhält sich das Trio ziemlich schweigsam.

Edith sitzt zurückgelehnt in einer Ecke, finstern vor sich hinstarrend. Ihr Vater weiß nicht, soll er sich ärgern oder freuen über ihr Mitkommen.

Und Magdalene? . . . Sie ist zu glücklich, um zu sprechen. Leuchtenden Auges blickt sie in der ziemlich öden Landschaft umher. Jeder dürre Baum, jeder Grashalm, jeder herumtrichende Käfer erfreut sie. In der ganzen Natur glaubt sie, ihren Schöpfer zu erblicken, dem auch sie ihr herrliches, ach, jetzt wieder so hoffnungsreiches Leben verdankt.

Die St. Johns-Halle ist fast ganz voll, als Robert Harrison, nachdem er den Ponywagen in einer nahen Remise untergestellt hat, mit seinen beiden Töchtern eintritt.

Magdalene placiert ihren Vater derart, daß sein Blick direkt die Orgelbank trifft. Sie selbst bleibt im Schatten einer Säule.

Edith hingegen nimmt etwas abseits Platz. Ungelesen will sie beobachten.

Punkt elf Uhr schreitet die hohe, schlanke Gestalt des Orgelspielers die Stufen zur Orgelbank empor.

Robert Harrisons Blicke folgen ihr voll Interesse. Der Farmer hat sich etwas von seinem Sitz erhoben, um den Mann besser sehen zu können, dem Magdalene ihr Herz, ihre Seele geschenkt, trotzdem er beides einst brutal zurückgestoßen.

Ralph Donald hat sich sehr verändert. Das lange, bis auf die Schultern herabwallende Lockenhaar, die hohe, bleiche Stirn, der schmerzverzogene Mund verleihen dem Antlitz etwas Märtyrerhaftes . . .

Gleich darauf durchbrausen Orgeltöne das Haus. Das wimmert und klagt und weint und schreit auf, wie eine zu Tode gemarterte Seele. . . .

Zimmer tiefer zieht Magdalene sich in den Schatten der Säule zurück. Selbst Edith vergißt den Zweck ihres Hierseins; ganz im Banne der Musik beugt sie den Oberkörper lauschend vor.

Als aber der Vortrag beendet ist, als die Menschenmengen sich tief erregt durchs Portal ins Freie zwängen — da wischt Robert Harrison sich verstohlen über die Augen.

„Mein Gott!“ murmelt er, Magdalenes Hand ergreifend, „wie muß der Mann gelitten haben! Du hast recht, mein Kind, auch ich bemitleide ihn von Grund meiner Seele.“

Die nächsten Stunden finden unser kleines Trio in sehr geteilter Stimmung . . .

Im tiefsten Innern muß Edith sich eingestehen, daß Ralphs Spiel Eindruck auf sie gemacht hat. Natürlich will sie es nicht zugeben. Einmal über das andere mal murrte sie ihr gewohntes „Unsinn! Nödsinn!“ in sich hinein.

Magdalene hingegen ist überglücklich. Zum erstenmal fühlt sie sich völlig verstanden von ihrem Vater. Dankbar drückt sie immer wieder die runzlige Hand des alten Mannes, auf den die Musik erhebend gewirkt hat.

Robert Harrison hat seine Töchter zum Mittagessen in ein bekanntes Restaurant der Bierzehnten Straße geführt.

Doch eine rechte Unterhaltung will nicht in Gang kommen. Jeder vermeidet, über das zu sprechen, was doch am nächsten liegt, über den Besuch der St. Johns-Halle und Ralphs Orgelspiel.

Nur einmal, als Magdalene eine diesbezügliche enthusiastische Bemerkung macht, erwidert Edith in so spöttischem Ton, daß ihr Vater deutlich sein Mißfallen ausdrückt.

Edith, erregt durch des Vaters Uebertritt ins feindselige Lager, antwortet heftig. Ein kleiner Wortwechsel entsteht.

Verstimmt erhebt sich schließlich Edith mit dem Bemerkten, sie habe noch einen Besuch zu machen. Abends sechs Uhr werde sie sich in der Remise, wo der Ponywagen untergebracht ist, zur Nachhausefahrt wieder einfinden.

Erleichtert atmen die beiden Zurückbleibenden auf, als der letzte Zipfel von Ediths grünem Tuchkleid verschwinden ist.

Robert Harrison zahlt rasch seine Rechnung. Dann schlendert er, seine älteste Tochter am Arm, in dem Trubel

der Kennerker Strafen auf und ab, hier an einem reich-dekorierten Schaufenster stehen bleibend, dort die eleganten Spaziergänger mustern.

Der alte Herr hat seine helle Freude an dem ohrenbetäubenden Gewoge der Riesenstadt.

Er kauft den herumschwirrenden Zeitungsjungen ihre neuesten Nummern ab; er erhebt an den Straßenecken Früchte und Konfekt für Magdalene; er klettert sogar mit ihr aufs Verdeck der Straßenbahn, um den Trubel ungestört von oben genießen zu können. Kurz, er fühlt sich glücklich wie ein Kind, das die Eltern auf den Weihnachtsmarkt geführt haben.

Lächelnd läßt Magdalene den Vater gewähren. Auch sie ist ja heute so glücklich, so glücklich —

Manch verwunderter Blick folgt dem eigentümlichen Paar — dem alten, weißhaarigen Mann, dem die helle Freude aus den guten, blauen Augen strahlt, am Arm des schönen, stolzen Mädchens, dessen herrliche Gestalt durch das monotone Grau des über-einfachen, enganschließenden Gewandes noch gehoben wird.

Unbemerkt begleitet Magdalene den Vater von der Hauptstraße fort in eine Nebengasse.

Als kein wüßtes Lärmen mehr sein Ohr trifft, bleibt er verwundert stehen.

„Wo sind wir denn, Magda? Was für eine häßliche Straße ist das hier?“

„Die Marktgasse, Vater.“

„Die Marktgasse? Kenne ich gar nicht. Was sollen wir hier machen?“

„Vater!“ zärtlich preßt Magdalene den Arm des alten Mannes an sich. „Vater! Willst du mir ein großes Opfer bringen?“

Robert Harrison lächelte gutmütig.

„Warum so tragisch, Magda? Sind wir nicht heute sehr glücklich gewesen?“

„Gewiß Vater. Und eben, weil wir einander heute so ganz verstehen, wage ich, eine Bitte anzusprechen.“

„Nun?“

„Ich muß mit Ralph Donald reden!“

„Magda!“

„Ueber Robert Harrisons jocken noch sonnenheiteres Gesicht huscht eine Wolke.“

„Ich muß noch heute mit ihm reden!“ wiederholt Magdalene fest.

„Aber warum denn? Und wo ums Himmelswillen?“

„In seiner Wohnung, Vater. Bitte, fahre nicht auf! Ich wiederhole nochmals: ich muß mit ihm reden, und es würde mich unendlich glücklich machen, wenn es mit deiner Einwilligung geschähe.“

Robert Harrison schwankt. Er kennt seine Tochter. Er weiß, nichts vermag sie von dem abzubringen, was sie einmal für richtig erlannt hat. Ist es also nicht besser, er gibt ihr nach?

„Woher weißt du denn, wo er wohnt?“ fragt er resigniert.

„Ich habe ihn danach gefragt.“

„Wie? Hast du ihn denn schon gesprochen?“

„Ja, Vater, einmal.“

Und Magdalene erzählt mit wenigen Worten ihre Begegnung mit Ralph in der St. Johns-Halle nach dem Konzert und ihren gemeinschaftlichen Spaziergang nach dem kleinen, verwitterten Friedhof.

Zuerst ist Robert Harrison böse . . . dann gibt er zusehend nach. Schließlich sagt er sich, daß seine Tochter vielleicht doch ein gutes Werk täte, wenn sie diese geknickte Seele wieder aufrichtet . . .

Während beide langsam die öden Häuserreihen der Marktstraße entlang schreiten, verfolgt Magdalene aufmerksam die Nummern an den kleinen Schildern über den Haustüren.

Vor einem düstern, zweistöckigen Gebäude bleibt sie stehen.

„Hier, lieber Vater! Wir sind zur Stelle.“

Noch einmal versucht Robert Harrison, seine Tochter von ihrem Vorsatz abzubringen. Vergebens. Auch von seinem Vorschlag, sie hinauf zu begleiten, will sie nichts wissen.

„Wenn du es unbedingt für nötig hältst, so komm mit, Vater! Aber meine Absicht ist dann vereitelt. Wäre der Mann dort oben körperlich krank und ich eine Krankenpflegerin, würdest du mich ohne Bedenken zu ihm gehen lassen. Nun wohl — Ralph ist seelisch krank. Versuche, in mir eine Krankenpflegerin der Seele zu sehen, lieber Vater fürchte nichts für mich! Du kennst mich ja. Erwarte

mich hier unten! Ich bleibe nicht lange. Vielleicht bin ich in einer Viertelstunde wieder zurück."

Damit eilte sie ins Haus.

Sie wagt nicht, sich noch einmal umzublicken. Sie weiß — der gute brave Vater dort unten ist in tiefem Zwiespalt mit sich selbst. Das Konventionelle, Althergebrachte in ihm kämpft einen harten Kampf gegen seine besseren, höheren, edleren Empfindungen . . .

Während Magdalene die schmale Treppe emporsteigt, ist ihr ganzes Herz von der Aufgabe erfüllt, die sie sich gestellt hat.

Auf ihr Läuten öffnete die Tochter der Wirtin.

Berwundert prallt die kleine Polly zurück beim Anblick der fremden Dame. Befangen streicht sie sich mit beiden Händen das unordentliche Haar aus der Stirn.

"Wohnt Herr Donald hier?" fragt Magdalene ruhig, mit einem vollen Blick in das verlegene Gesichtchen, in dessen rotgeweineten Augen noch ein paar Tränen schimmern.

"Ja, Madame."

"Ist er zu Hause?"

"Ja, Madame."

"Ich möchte ihn sprechen."

Dann zieht sie sich auf einen stummen Wink von Magdalenes schlanker Hand in die Küche zurück, um ihrer Mutter von dem geheimnisvollen Besuch Bericht zu erstatten.

Einen Augenblick steht Magdalene lauschend an der bezeichneten Tür. Ruhig und gleichmäßig wie immer schlägt ihr Herz. Keine Röte der Erregung färbt ihre Wangen. Was sie tut, erscheint ihr so natürlich, daß ihr auch nicht ein Gedanke an das Ungewöhnliche ihres Schrittes kommt.

Ganz leise klopft sie an die Tür.

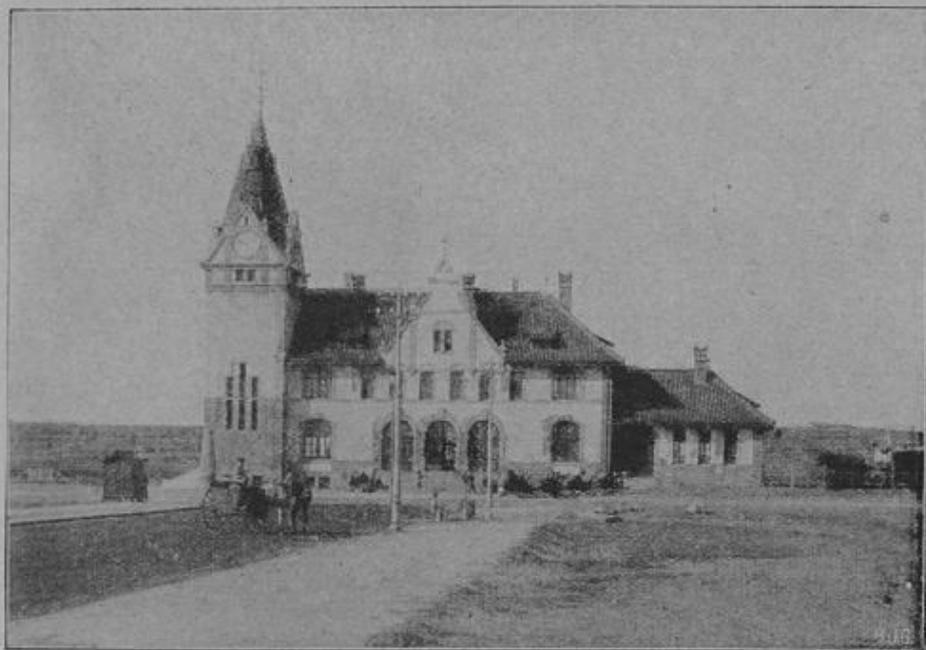
Obwohl ihr Klopfen kaum anders klingt wie etwa Pollys Klopfen oder dasjenige ihrer Mutter — so muß doch eine geheimnisvolle Macht in diesem sanften Klopfen liegen. Müde Schritte hinter der Tür werden hörbar.

Gleich darauf wird von innen der Riegel fortgeschoben. Die Tür öffnet sich.

Da die Fenstervorhänge zugezogen sind, unterscheidet Magdalene vorerst nichts deutlich. Nur die Umrisse einer schwanken Gestalt, die wie abwehrend beide Hände ausstreckt.

Jetzt läßt diese Gestalt die Arme sinken. Eine zitternde Hand ergreift die ihre und zieht Magdalene hinein ins Zimmer.

Ohne ihre Hand loszulassen, schließt Ralph die Tür,



Der neue Bahnhof in Tsingtau.

Unser chinesisches Pachtgebiet Kiautschou entwickelt sich in der schönsten Weise; der Hafen zeigt einen stetig fortschreitenden Besuch. Der Straßenbau, die Aufzuchtungen und die kommunale Verwaltung haben große Erfolge aufzuweisen. Die Stadt Tsingtau ist zu einem beliebten Badeort geworden. Sie imponiert durch ihre neuen schönen Straßen und ihre Sauberkeit. Neuerdings erhielt sie ein ansehnliches neues Bahnhofsgebäude ganz nach heimischer Art.

Pollys trauriges Gesicht klärt sich auf.

"Das ist gut von Ihnen, Madame. Sie sind gewiß seine Schwester; Sie haben gerade solche Augen wie er. Ach, es war zu schrecklich vorhin!"

Und das erregte Mädchen schluchzt leise in sich hinein.

Sanft zieht Magdalene dem Kinde die Hände vom Gesicht.

"Was hatte es denn gegeben, mein liebes Mädchen? Erzähle!"

"Ach, eigentümlich ist es ja immer!" schluchzt Polly. "Aber heute — nach dem Konzert — da war es ganz schrecklich mit anzuhören, wie er stöhnte und schluchzte. Ich ängstigte mich so um ihn und horchte an der Tür. Es ging mir durch und durch. Danach wurde es ganz still in seinem Zimmer, und nun ängstigte ich mich erst recht! Ich klopfte; aber er antwortete nicht. Geessen hat er heute auch den ganzen Tag noch nichts. Ach, Madame, liebe Madame — gehen Sie zu ihm! Trösten Sie ihn! Helfen Sie ihm! Er ist ein so guter Mensch — aber unglücklich, ach, so unglücklich —"

Mit einer kurzen Handbewegung schneidet Magdalene den Gefühlsausbruch des impulsiven Mädchens ab.

"Welches ist seine Tür, liebes Kind?"

Schweigend deutet Polly auf die hinterste Tür des Ganges.

worauf er schwankend, gleich einem Betrunknen aufs Sofa sinkt und sogleich in tiefen Schlaf verfällt.

Befremdet blickt Magdalene auf den Schlafenden. Die fahle Blässe seiner Wangen, die eingesunkenen Schläfen, die tiefen, bläulichen Schatten unter den geschlossenen Augen, die fieberheißen Lippen, der schnelle, stoßweise Atem — alles dies beginnt sie zu ängstigen. Einen Augenblick hat sie die Empfindung, als müsse sie fliehen. Sie glaubte, ihn in höchster Erregung, im Kampf mit sich selbst, in halber Verzweiflung zu finden. Und nun sieht sie sich einem an Körper und Geist erschlafenen Menschen gegenüber — einem Menschen, der momentan nicht einmal Gewalt über sich selbst hat.

Doch nur einen Augenblick dauert dieses Gefühl der Furcht. Gleich darauf schon schämt sie sich der unwürdigen Regung.

Voll unendlichen Mitleidens beugt sie sich über den Schlafenden. Und unter diesem liebevollen Blick, unter dem warmen Druck ihrer Hand ist es, als ob die finsternen Dämonen, die seine Seele gefesselt halten, schwinden. Die Starrheit weicht von seinem Antlitz. Ein friedlicher Ausdruck breitet sich über die gespannten Züge. . . .

Er scheint Magdalenes Nähe zu ahnen; denn seine Lippen öffnen sich ein wenig und hauchen:

"Geh' nicht fort von mir! O Magda, Magda, bleib hier!"

Sanft sucht sie, ihre Hand aus seinen Fingern zu ziehen. Doch sofort zuckt es in seinem Gesicht schmerzlich auf. So läßt sie ihm ihre Hand, während sie sich noch tiefer niederbeugt, um seine leise gemurmelten Worte zu verstehen.

Doch was ist das? . . . Haucht nicht sein Atem einen eigentümlichen Geruch aus? Einen Geruch, streng und doch weichlich, einen durchdringenden, betäubenden Geruch, der Kopfschmerzen verursacht? Magdalene blickt um sich.

Jetzt erst merkt sie, daß dieser fatale Geruch das ganze Zimmer erfüllt.

Alkohol ist das nicht — gewiß nicht. Aber was sonst? — Schon will Magdalene zum Fenster eilen, um ihren Vater zu rufen.

Doch nein! Selbst der Vater soll Ralph nicht in dieser Stunde geistiger Entwürdigung sehen. Allein will sie mit dem unbekanntem Feind fertig werden, der den geliebten Mann im Banne hält. . . .

Sanft streicht sie über die feuchtkalte Stirn des Schlafenden, legt das Kissen unter seinem Kopf zurecht, nimmt den Heberzieher vom Kleiderhaken und bedeckt ihn damit.

Dann zieht sie die Vorhänge auseinander und öffnet das Fenster.

Erfrischend strömen Licht und Luft herein in den qualmtigen Dunst des Zimmers.

Wie befreit von einem Alb atmet Magdalene tief auf. Dabei überhört sie das leise Klopfen an der Tür, bis diese sich ein wenig öffnet und Pollys dunkles Köpfchen durch die Spalte lugt.

„Die Mutter schickt mich mit dem Tee, Madame,“ kispelt die Kleine ganz ängstlich. „Sie läßt auch fragen, ob Sie und Ihr Bruder etwas zu Abend essen wollen.“

Schnell nimmt Magdalene das Teebrett aus Pollys Händen und stellt es auf den Tisch.

„Nein, danke, liebes Kind! Herr Donald ist überanstrennat und schläft. Ich werde ihm inzwischen den Tee bereiten.“

Noch ein scheuer Blick nach dem Sofa hin — und Polly zieht den Kopf zurück.

Magdalene ist wieder allein mit dem Schlafenden. Sofort begibt sie sich an die Zubereitung des Tees.

Am vollen Tageslicht des weit geöffneten Fensters erblickt sie plötzlich eine kleine, brennende Spirituslampe und eine niedrige Glasschale mit einer dunklen Masse. Daneben liegt eine lanne Pseife.

Jetzt merkt sie auch: Glasschale und Pseife strömen denselben durchdringenden Geruch aus, wie der Atem des Schlafenden.

Wein Gott, ist es denn möglich? . . . Sollte Ralph — Opium geraucht haben?

(Fortsetzung folgt.)



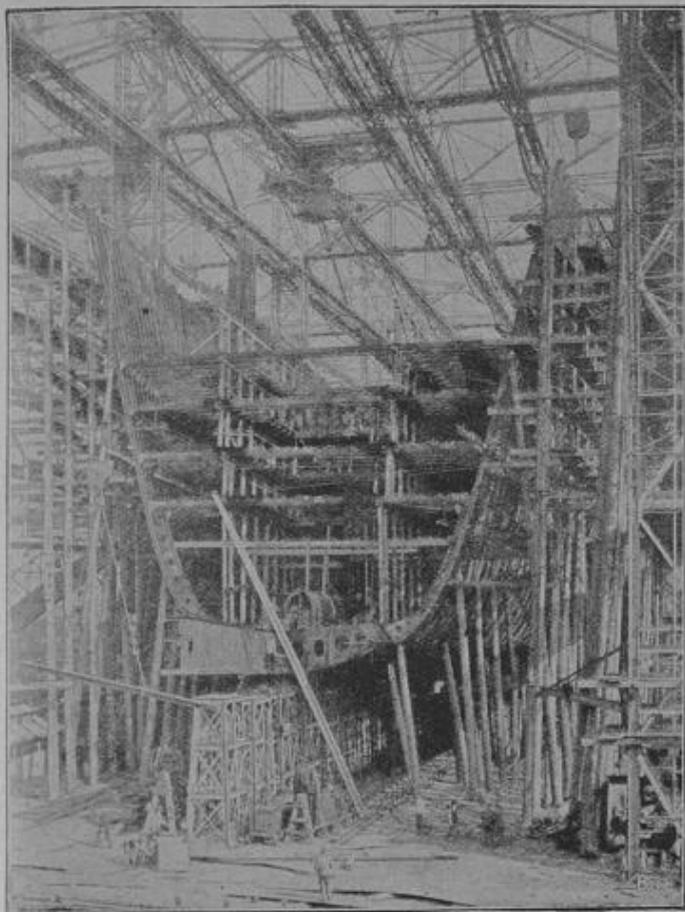
Ein weiblicher Bürgermeister.

Die Zahl der Frauen in Amerika, die öffentliche Ämter leiten, mehrt sich fortwährend. So hat die Stadt Hummel in den Vereinigten Staaten eine um das Wohl des Gemeinwefens besonders verdiente, energische und kluge Frau, Ella Wilson, zum Bürgermeister erwählt.

Ein eigenartiges Gespann.

Die moderne Tierzucht ist in verhältnismäßig kurzer Zeit die Zähmung von Tieren gelungen, die noch vor zwanzig Jahren als unzüchtbar galten. Nicht nur der Zirkus hat mit Rücksicht auf die gesteigerten Anforderungen, die das Publikum an ihn stellt, zu der Erhöhung der Zähmungsversuche und damit zu der Verbesserung der Resultate beigetragen. Auch die stärkere Besiedlung der Kolonien und die daraus erwachsende Begehrtheit in ihnen dauernd verwendbarer, dem Klima widerstehender Transportmittel hat die intensive Beschäftigung mit der Tierzucht veranlaßt. Außer dem Strauß war es besonders das Zebra, dessen Zähmung in den Kreisen der Bewohner der Kolonien besonderes Interesse erweckte. Die Versuche sind nach langen Mühen gelungen. Und man darf jetzt das Resultat als wirklich endgültig bezeichnen, seitdem die Zähmung der Zebras soweit fortgeschritten ist, daß sie nicht nur vor dem Wagen ruhig gehen, sondern sogar im Gewühl der Großstadt nicht mehr versagen. Ein Zebragespann dieser Art — für unser Auge immer noch ein etwas befremdender Anblick — bewegte jüngst sich durch die Straßen Berlins.





Der neue Schnelldampfer „Imperator“.

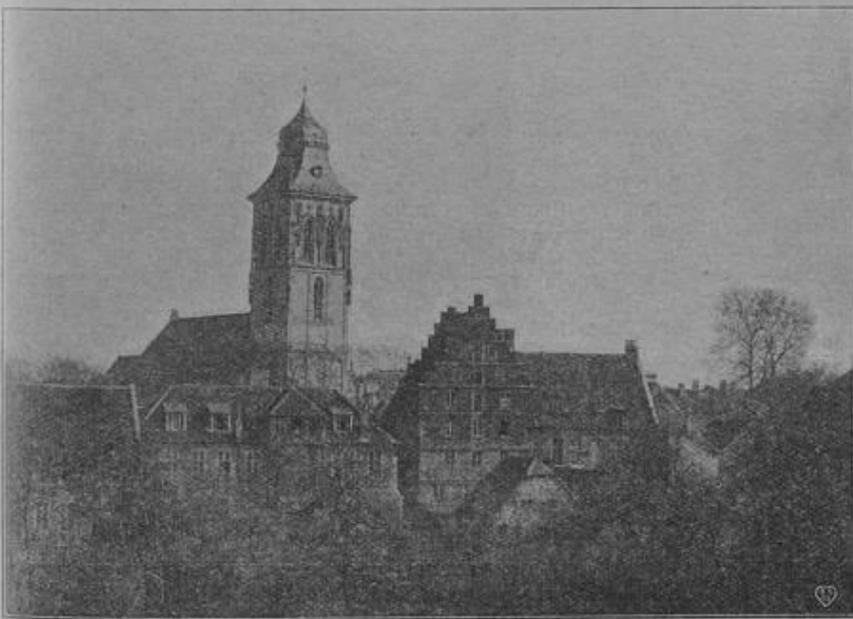
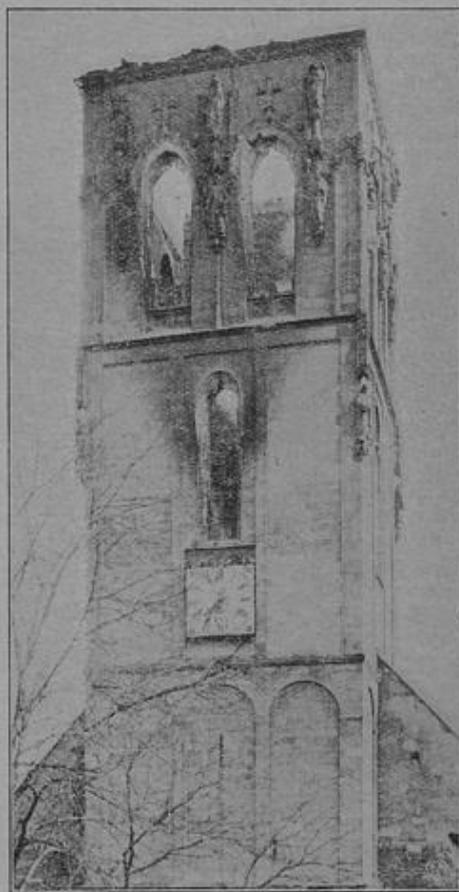
Der Bau des neuen Schnelldampfers „Imperator“ der Hamburg-Amerika-Linie schreitet hurtig vorwärts. Das Schiff wird das größte der Welt sein. Es erhält drei Schornsteine und 11 Stockwerke, faßt 50 000 Tons und besitzt eine Länge von 268 Meter. Das Gesamtgewicht des Schiffes beträgt 34 Millionen Kilo. 5000 Passagiere können auf einmal in dem Riesentahn befördert werden.

Zum Brande der Martinikirche und der alten Häuser in Münster.

Eine Brandkatastrophe, die leicht von noch viel schlimmeren Folgen hätte werden können, hat die alte Stadt Münster heimgesucht. Am Sonntag, den 19. November, sah man abends gegen neun Uhr plötzlich aus dem Turme der alten ehrwürdigen Martinikirche Flammen hervorschlagen, die mit fliegender Hast bald den ganzen Dachstuhl des Turmes umlohten und ihn schnell verzehrten. Es war ein schaurig schöner Anblick, das Feuermeer zu beobachten, noch schauriger der allübende Feuerregen, der, wie goldiger Schnee in die Nachtlust emporgewirbelt, sich weithin über die Stadt ergoß und den Häusern der ganzen Umgebung der Kirche Gefahr drohte.

Mit blutendem Herzen sahen die Münsteraner das schöne Werk in der Gewalt des unfreundlichen Elementes. Die Kirche stammt aus dem 14. Jahrhundert, sie ist in gotischem Stile erbaut. Der Turm hat später eine Barockhaube erhalten. Die Glocken sind dem Brande zum Opfer gefallen und mit ihnen die Uhr, die Stunde um Stunde den Menschen dort unten zurief: „Hier geht die Zeit zur Ewigkeit! O Mensch, bedenke das Ende!“ Glücklicherweise ist bei dem Brande das Kirchenhaus selbst nicht erheblich beschädigt worden. Es ist dies um so erfreulicher, als die Renovation der Kirche und die Ausmalung eben erst beendet worden war. Hoffentlich wird der nun wie ein zerschmetterter Riese dastehender Turm bald in neuem Glanze wieder ausgebaut.

Außer dem Turm der Martinikirche ist ein Haus vom Feuer ergriffen worden, das nicht weniger bei den Einwohnern von Münster in Ehren steht: „Das höchste Haus von Münster.“ (Auf der Gesamtansicht sieht es rechts vom Martiniturm.) Der hochragende, aus roten Ziegeln ausgeführte Treppengiebel gebot von jeher schon mit Rücksicht auf die geschichtliche Vergangenheit Achtung. In diesem Hause, das mit seinen vielen Säulern und tiefen, starken Stollergewölben ein gutes Versteck schien, verbarg sich nach der Schreckensnacht vom 24. auf den 25. Juni 1535 der bekannte Wiedertäufer und Volksaufwiegler Knipperdolling aus Münster. Trotzdem erfolgte dort durch Verrat seine Gefangennahme. Er wurde zu Tode gemartert und als abschreckendes Beispiel seine Gebeine in einem eisernen Käfig an dem Lamberti-Kirchturm, als höchstem der Stadt Münster, aufgehängt. Seine beiden Genossen teilten mit ihm das wohlverdiente, schreckliche Los. Noch heute sehen Fremde mit Entsetzen und Bewunderung die drei Käfige an.



Vorboten des Christkinds. Von Hubert Laermann.

2. Sankt Nikolaus.

Die zweite bei den Kindern ebenso hoch angesehene und wichtige Persönlichkeit wie St. Martinus ist der heilige Nikolaus. Eines der ersten Legendenbücher erzählt aus dem Leben des hl. Nikolaus folgendes:

St. Nikolaus ist geboren von der stat Patara (in Lyzien in Kleinasien) und sein Vater und Mutter waren gar reich und demütig und tugentlich, und hatten got lieb und dieneten ihm mit fleiß. Da gab ihnen got das kind Nikolaus, des wurden sy behde gar fro, und gelobten got, sy wollten das kind erziehen, daß es fromm lebte. Die Mutter pflogte des kinds gar mit grossen treuen und rechter liebe und ließ es zur schule geen. Da lernete es gar wol von der genad des heiligen geistes, und verschmehet die Welt und hat got lieb und dienet ihm mit ganzer Andacht, mit beten, fasten, wachen und mit vyl ander guter übung und las gern die heilige Geschrift und behielt die predigt mit ganzem fleiß allerzeit in seinem herzen. Danach bald starb ihm Vater und Mutter. Da gedacht er, wie er seines vaters erb anleget nach dem lob des allmächtigen gotes und gab es wittwen und waisen und armen leuten durch got.

Diese seine Mildthätigkeit gegen Arme und Notleidende ist es, welche den hl. Nikolaus so bekannt und berühmt gemacht hat.

In der Kirche zu Kallar am Niederrhein, welche den hl. Nikolaus zum Patron hat, befindet sich in einem Chorfenster das Bild eines Bischofs, welcher an einem Hause einen Beutel mit Geld durch das offene Fenster wirft. Unter dem Fenster im Innern des Hauses liegen drei schlummernde Kinder in einem Bette. Der Bischof stellt den hl. Nikolaus dar, dessen Güttat jezt nach eineinhalbtausend Jahren noch in ehrendem Gedächtnis steht. Die dem Bilde zugrunde liegende Legende ist jenes ausgezeichnete Werk selbstlicher Barmherzigkeit, mit dem der Heilige zugleich das herrlichste Werk geistiger Barmherzigkeit zu verbinden suchte.

In seiner Vaterstadt lebte ein armer Mann aus adeligem Geschlecht, der durch Mißgeschick in zerrüttete Vermögensverhältnisse geraten war. Dieser hatte drei erwachsene Töchter, die aber der Vater in seinen ärmlichen Verhältnissen nicht versorgen, ja kaum ernähren konnte. Die Not der armen Familie stieg zuletzt so hoch, daß der Vater auf den unseligen sündhaften Gedanken kam, die Unschuld seiner Töchter für Geld preiszugeben, um durch diesen Sünden Gewinn sich und die Seinigen vom Hungertode zu retten. Als der Heilige von diesem bösen Vorhaben hörte, begab er sich zu wiederholten Malen des Nachts an das Haus des Unglücklichen und warf nach und nach durch ein offenes Fenster so viel Geld in die Kammer des Edelmannes, daß dieser jezt nicht nur standesgemäß leben, sondern auch seine Töchter genügend ausstern konnte. So still der edle Wohlthäter sein Liebeswerk auch ausübte, ward er beim dritten Gang doch von dem Vater der Mädchen belauscht und erkannt. Der Edelmann warf sich dem Heiligen zu Füßen und nannte ihn seinen Erhalter und Retter, der, wie ein Engel vom Himmel gesandt, seinen Töchtern die Unschuld ihm selbst aber die Ehre und ein gutes Gewissen bewahrt habe. St. Nikolaus sprach, er habe nur die Pflicht der Nächstenliebe erfüllt und hat den Edelmann, von dem Geschehenen niemand etwas zu offenbaren. Aber der Vater schwieg nicht, und so wurde die ganze Stadt und Umgegend seines Namens voll, und wo er ging und stand, mußte er der erzählten That wegen sich rühmen hören. Dieses verleidete dem demütigen Gottesmanne den Aufenthalt in Patara, und er flüchtete sich vor den Loheserhebungen der Menschen in ein entlegenes Kloster Lyziens. — Wegen dieser guten That wird bei den slavischen Völkern der Heilige besonders von denjenigen jungen Leuten verehrt und angerufen, die in den Ehestand zu treten gedenken.

Als der Bischofsstuhl von Myra in Kleinasien durch den Tod des Inhabers frei ward und sich alle Bischöfe und Priester der Provinz zur Wahl eines Nachfolgers versammelten, fielen alle Stimmen auf unsern Heiligen.

Als Bischof war er nicht minder barmherzig denn als Priester. Diese Barmherzigkeit machte den Heiligen so volkstümlich, daß er nach mehr als 1500 Jahren nach seinem Tode (er starb 342) nicht nur in der Kirche geehrt und gefeiert wird, sondern noch heute sein Namensstag ein

Volls- und Familien-, besonders aber ein Kinderfest geworden ist.

„Ist es doch“, schrieb vor vielen Jahren der sinnige deutsche Dichter P. Gall Morel, „als ob dieser wohlthätige Heilige mit seinem Knechte Ruprecht, der ihn begleitet, das gute und böse Prinzip vorstellen sollte, so eine Art sinnbildlicher Moral, Philosophie für die Kinder“. Und ich muß sagen, das war doch eine schöne Zeit, als man noch recht und fest an den hl. Mann glaubte. Bereits mehrere Wochen vor dem eigentlichen Feste streifte er hier und da durchs Revier. Wer erinnert sich nicht an seine Kindheit, wo er von Furcht und Ehrfurcht vor diesem Wundermann ergriffen ward, oder sich nicht mehr des Abends auf die Straße zu gehen getraute, weil da der Knecht Ruprecht mit dem Sacke umherging, um die bösen Kinder hineinzustechen. Mancher wird noch wissen, wie fleißig er als Kind nach jedem Vater unser seinen Einschnitt in ein Stäbchen machte, damit er dem hl. Nikolaus bei seinem Erscheinen den sichtbaren Beweis seines fleißigen Gebetes erbringe und so desto mehr Äpfel, Nüsse usw. von ihm erhalte. Zuweilen öffnete der hl. Mann auch leise die Tür des Zimmers oder ein angelehntes Fenster, um den bei der Schularbeit sitzenden Kleinen eine Handvoll Nüsse hineinzuworfen. Und wer hat nicht auch seinen aus Rüben oder Holz geschnittenen Schuh mit Brot gefüllt, das für den Schimmel des hl. Mannes bestimmt war, vor die Türe gestellt und darin am anderen Morgen ein Spekulationsstücken oder sonst eine Süßigkeit gefunden.

In vielen Orten, in Klöstern, Pensionaten, in Kranken- und Waisenhäusern ist es Sitte, daß sich ein Erwachsener als Bischof verkleidet. Am Abend vor dem Feste, wenn die Familie im Zimmer versammelt ist, klopf es am Fenster. Mit banger Freude ergreift es die Kinderherzen. Die Tür geht auf. Herein tritt, mit weißem Barte, die aus Papier gefertigte Bischofsmütze auf dem Haupt der hl. Mann, in langem Talare, den Bischofsstab in der Hand. Hinter ihm drein stapft der mit Nuten, einem Sack und einer Kiepe versehene Knecht Ruprecht, Furcht und Angst erregend. Vor der Türe scharrt der Schimmel. Der Bischof erkundigt sich zuerst sorgfältig über der Kinder Tun und Lassen:

Ob zum Exempel der Hänserl und der Paul,
Nicht zu faul?
Ob der Franzserl und Ignazserl
Kein schlimmes Fraßerl?
Ob der Michel und der Sigi
Vielleicht gelernt nit?
Ob die Kathserl
Gern bei dem Naderl?
Ob die Sabindl
Gern bei der Spindl?
Ob die Lieserl und Thereserl
Nicht etwa zwei junge Eserl?

Je nach dem Resultat folgte Lohn oder Strafe. Ist ein jugendlicher Sünder unter der Schar, so hält er ihm eindringlich und ernst seine Verfehlungen vor und scheint auch ab und zu nach der Rute greifen zu wollen, die ihm Knecht Ruprecht bereitwilligst anbietet, aber er tut es nicht, sondern nimmt mit ernster Würde die Versprechungen zur Besserung entgegen. Wenn dann der hl. Mann noch in die Kiepe tastet und Nüsse und Äpfel auf den Tisch oder Boden ausleert, so vergessen die Kinder alle Ehrfurcht und stürzen darüber her. Bevor St. Nikolaus das Zimmer verläßt, versprechen sie ihm, recht artig und brav zu bleiben und im folgenden Jahre auch recht fleißig zu beten.

Die Nikolausbescherung erfolgte früher erst am anderen Morgen. Lieben wir Kinder uns sonst beim Erwachen die Augen, so waren wir an diesem Morgen weit vor der Zeit wach. Aber was schlichen die Minuten langsam dahin, bis die gute Mutter kam. Endlich flüsterte sie durch die Türspalte: „Kommt, ich ziehe euch rasch an, der hl. Mann ist dagewesen.“ Flink, aber still und schweigend zogen wir uns an, beteten — besonders laut — das Morgengebet, aber die Gedanken weilten bereits bei den Gaben. Dann gingen Vater und Mutter voran zum guten Zimmer und — großer

Jubel, Lachen und leuchtende Augen. Die Eltern standen Arm in Arm und schauten seligen Blickes auf die frohe Schar. Wahrhaftig, ein Fest für die Kleinen, ein Festtag für Erwachsene und gute Eltern!

„Wenn sich auch der trockene Einmaleins-Mensch,“ schreibt P. Gall Morel, „von solchen Feierstunden unwillig wendet und in seiner Weisheit findet, das sei gräßlicher Aberglaube, so wollen wir mit ihm nicht rechten. Im allgemeinen wird jedenfalls durch diese harmlose Sitte der Erziehung in Familie und Schule nachgeholfen und eine Blume ins Kinderleben geflochten, deren süßer Duft sich oft bis in die reifsten Mannesjahre frisch erhält.“

Wenn das St. Nikolausfest in diesem Sinne aufgefaßt wird und nicht, wie es schon mal geschieht, in Unziemlichkeiten und Ungehörigkeiten ausartet, (daß z. B. eine weißgekleidete Gestalt, mit Ketten beladen, oder dergleichen Schrecken erregende Gestalten einherziehen), dann wird es eines der schönsten Familienfeste bleiben und sicher nicht ohne Nutzen und ohne prächtige Unterhaltung sein.

Wie mit dem Martinsfest, so sind auch mit dem Nikolausfest eine ganze Reihe Gedichte und Lieder verbunden. Allen wird das aus „Des Knaben Wunderhorn“ entnommene Gedicht bekannt sein:

Die Winde sausen um das Haus,
Da erzählt der Vater vom Nikolaus usw.,
welches noch von den Kindern mit freudestrahlendem Gesicht gelesen wird, da es auch in dem Schullesebuch enthalten ist.

Der Güte des hl. Nikolaus gilt folgendes Lied der Kinder.

St. Nikolaus ist ein braver Mann,
Bringt den Kleinen Kindern was,
Die großen läßt er laufen,
Die können sich was kaufen.

Diesem ähnlich ist das in den Niederlanden gesungene Kinderlied:

St. Nikolaus, der gute Mann,
Er zieht den besten Hock sich an
Und reit' darin nach Amsterdam,
Von Amsterdam nach Spanien,
Holt Kapsel von Oranien.
Er gibt den Kleinen Kindern was
Und läßt die großen laufen,
Die mögen sich selber was kaufen.

Im Harz und in Nordthüringen müssen die Kinder beim Erscheinen des hl. Mannes beten, wobei dann auch folgender Vers hergesagt wird:

Nikolaus, sei unser Gast,
Wenn du was im Sacke hast,
Hast du was, so setz dich nieder,
Hast du nichts, so pack' dich wieder.

In den achtziger Jahren fand ich in einer Sonntagszeitung folgendes in nieder rheinischem Dialekt verfaßtes Gedicht:

Sei, wat wäht dä Wend so schärp?
Wat et früht on wat et schnejt! —
Met de Knech dö'r Stadt on Därp
Sente Klos de Schümmel rejst.

Schümmel helt an Mōkes Hūs,
An min Elders ören Lūs, —
Of bej Ohme op dän Tomp,
Deverall, wor steht dä Klomp.

Sente Klos rüpt an de Dör:
„Sin de Kinderkes of sütt?“
Vader, Moder, rüpt hervör:
Jo, wej hebbe gen Verdriet.

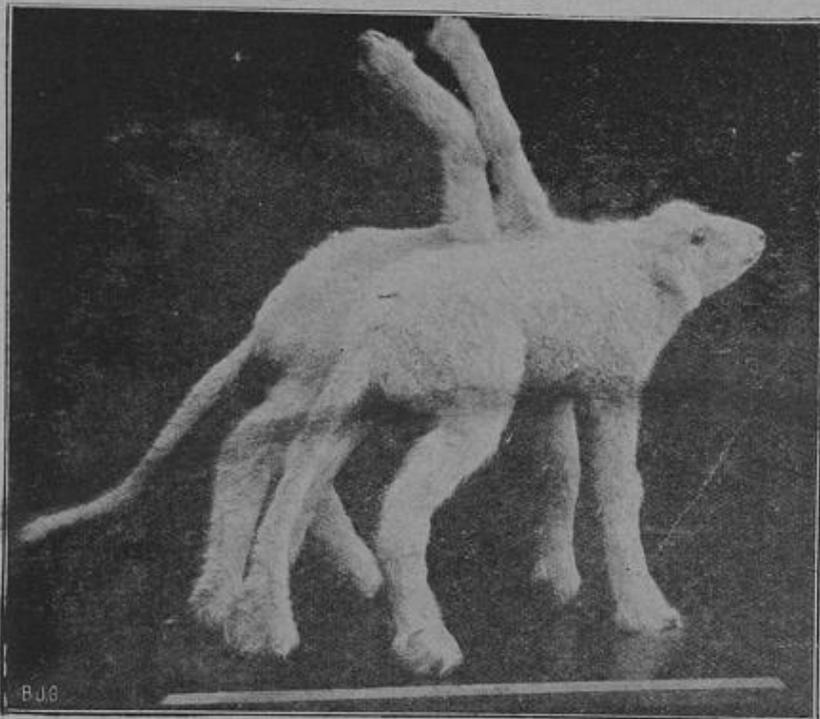
Lüft're dünn sej op de Stell,
Nödeq häwe gene Stock,
Pittche, Hennele on Noll
Wäje gern on lehren ol.“

Sente Klos, dä hat Pläster.
Drudlet tast he in de Benu,
Säd: „Dat hört ow Kinderkes hier,
Pittche, Nellele on Henn!“

Ende!

Laune der Natur.

Ein Gastwirt in Belgien besitzt eine große Kaninchenzucht. Kürzlich wurde darin ein Kaninchen mit acht Füßen geboren, das einen sehr kuriosen Anblick gewährt. Es hat nur einen Kopf, aber zwei ausgebildete Hinterkörper und zwei Vorderbeine unten und zwei auf dem Rücken.



Sinnsprüche.

Bei dem Schwanz fängt nicht an,
Wer des Dinges Kopf will fassen,
Wer nach oben will als Mann,
Muß das Kriechen unten lassen.

E. M. Arndt, Gedichte.

Das ist die klarste Kritik von der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Geibel, Sprüche.

Viel Männer kenn' ich, im Punkt des Schweigens, die
Weiber sind.

Lafontaine, Fabeln.



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtweiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-
Milchmilch-Salbe
von Parfumerie & Co., London
A. St. J. Scherer zu haben.



Humor.



— Aus der Instruktionstunde. Unteroffizier: „Sie, Rekrut, was ist eine Kanone?“ — Rekrut: „Eine Kanone ist e langes Loch mit 'n Stück Eisen drum; hinten tut man was rein un' vorne knallt's.“

— Ein Bauer sah in der Stadt über einer Apotheke mit großen Buchstaben stehen „Elefantenapotheke“. „Na, das ist doch zu arg,“ meinte er, „dabeim haben wir gar keine Apotheke und hier haben sie sogar eine für Elefanten.“

— Professor zum Bauer: „Wie kommt es doch eigentlich, daß die dummen Schüler alle vom Lande sind?“ — „Ja, Herr Professor,“ antwortete der Bauer, „die Schlaunen behalten wir zu Hause und die Dummen schicken wir zu Ihnen und die werden dann Professor.“

— Ein reisender Engländer fuhr vier Wochen hindurch Tag für Tag auf einem Rheindampfer von Köln nach Mainz. „Die Rheingegend scheint Ihnen ausgezeichnet zu gefallen,“ meinte der Kapitän. „Was Gegend!“ erwiderte der Engländer, „ich war in Neapel und Konstantinopel und hab' noch viel schönere Gegenden gesehen, aber so gute Koteletten, wie man sie auf Ihrem Dampfer bekommt, gibt es in der ganzen Welt nicht, und deswegen werde ich auch weiter noch mitfahren.“

— Der teure Sohn. Vater zu seinem Sohne, der zum erstenmal in Ferien kommt: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß das Studium so viel Geld kostet?“ — Student: „Ja, Vater, nun studiere ich noch nicht einmal viel.“



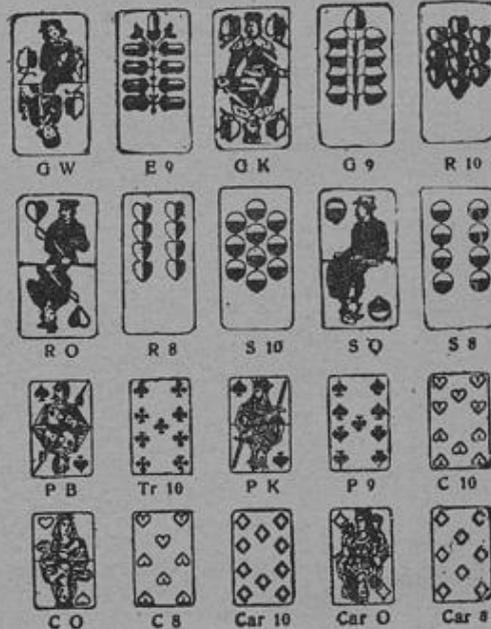
Rätsellecke.



Stataufgabe.

Von Friedrich Förster, Leipzig.

Mittelhand hat folgende Karten:



Er wagt kein Spiel und paßt, ebenso Hinterhand, worauf Vorhand „Ramsch“ kommandiert. Mittelhand fängt ihn sogar mit zwei Jungfern. Wie saßen die Karten und wie ging das Spiel?

1. Rätsel.

Mein Erstes ist ganz ohne Grenzen,
Im Ganzen kann der Künstler glänzen,
Wenn du die beiden letzten rückwärts liest,
Du plötzlich hundert Pfeifen siehst.

Buchstabenversetzung.

Aus jedem der folgenden 19 Worte soll durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort gebildet werden und zwar so, daß die Anfangsbuchstaben der neu entstandenen 19 Worte ein bekanntes Sprichwort ergeben:

Lampe, Nebel, Alt, Kette, Veil, Rinde, Here, Hobel, Wunde, Truhe, Leo, Mispel, reibt, Leise Guter, Oran, Reife, Strich, Bart.

2. Rätsel.

So lang er's ist, gehört nur ihm das Leben;
Wird er's, will er in Fesseln sich begeben.

Anagramm.

1 2 3 3 2 4 Der lärmt schon, wenn nur eine Autsche fährt,
4 2 1 2 3 3 Der nur, wenn es in einem Lande gärt.

Begierbild.



„Karo, gib acht, dort kommt Herrchen!“

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

- | | |
|-------------------|-----------------------|
| 1. 12—13 Kc6—d5 | 1. . . . Se3—d5 |
| 2. Db4—b5+ Kd5—d4 | 2. Db4—a4+ Kd5—c5, b6 |
| 3. Sc1—e2 matt | 3. Sd8—d7 matt |
| 1. . . . Se3—c4 | 1. . . . S beliebig |
| 2. Db4—b7+ Kb6—c5 | 2. Sc1—b3 beliebig |
| 3. Sd8—e6 matt | 3. Dh4—b7 matt |
| | Db4—c5 matt. |

Arithmetische Aufgabe: 126 Meter zu je 3,12 Mark = 393,12 Mark.

1. Rätsel: Waldeck.

2. Rätsel: Stoffen.

Rösselsprung:

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;

Was die stille nicht wirkt, wirft die rauschende nie.

Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.

Zahlenrätsel: Drontheim, Rhone, Odin, Niere, Theodor, Homer, Emir, Indien, Moor.

Verterbild: Bild nach rechts drehen; der gesuchte Gast steht unter den Baumwipfeln.

Auflösung aus Nr. 47.

Logogryph: Anne, Affe, Alle.

Redaktion: Erwin Thyssen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 50.

Sonntag, 10. Dezember.

Jahrgang 1911.

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ Gefühnte Schuld. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

Magdalene hat noch nie einen Opiumraucher gesehen, aber sie hat davon gehört, darüber gelesen. Sie weiß auch, daß im Orient diese üble Gewohnheit sehr beliebt ist. Bevor sie sich noch ganz von ihrem Entsetzen erholt hat, öffnet Ralph die schweren Lider. Mit Aufbietung all ihrer Kräfte bemästert Magdalene

ihre Erregung. Sanft und ruhig wie immer klingt ihre Stimme.
„Gehst es dir wieder besser, Ralph?“
Er hebt den Oberkörper in die Höhe und schüttelt das wirre Haar aus der Stirn. Wie geistesabwesend blicken seine verschleierte Augen im Zimmer umher.



Andächtige Zuhörer. Nach dem Gemälde von Hugo Schmichen.

„Magda!“ ruft er in höchster Verwunderung. „Wie kommst du hierher?“

Ein mattes Lächeln irrt um ihre Lippen.

„Du öffnestest mir vor etwa zehn Minuten selbst die Tür. Weißt du das nicht mehr?“

Er schüttelt den Kopf. In einem Anfall von Schwäche sinkt er wieder aufs Sofa zurück.

Schnell gießt Magdalene aus einer Weinflasche, die neben der Spirituslampe steht, ein Glas voll Burgunder und reicht es ihm.

Er leert das Glas in einem Zuge.

„Ich träumte gerade von dir —“ murmelt er, noch halb wie betäubt. „Mir träumte, die Vergangenheit sei ein böser Traum gewesen; wir beide gehörten zusammen. Und jetzt erwache ich — und der Traum ist Wirklichkeit. Du bist bei mir!“

„Ja, Ralph,“ erwiderte sie ruhig. „Ich fürchte, daß du meiner heute bedurftest. Und da kam ich.“

Schlaftrunken fährt er sich über die Stirn.

„Ja, ich bedurfte deiner!“ wiederholt er wie zu sich selbst. „Komm, gib mir die Hand! Wenn ich nur wüßte, wie du ins Zimmer gekommen bist!“

„Ich sagte dir ja schon — du öffnestest mir selbst die Tür. Du gabst mir die Hand, zogst mich ins Zimmer und verfielst sofort in tiefen Schlaf, aus dem ich dich nicht erwecken konnte. Dabei sahst du so eigentümlich aus, daß ich mich ängstigte.“

Ihre Stimme hebt. Die Erregung der letzten Viertelstunde wirkt gar zu mächtig auf sie ein.

Noch unter der entnervenden Nachwirkung des Opiums bemerkt er ihre Bewegung gar nicht.

„Ja, ja,“ nickt er gleichgültig, auf die Opiumseife deutend: „Dies da hält mich fest in Banden. Es richtet einen unübersteiglichen Wall auf zwischen mir und der übrigen Menschheit. Es läßt mich das ertragen, was mich sonst dem Wahnsinn nahe bringen würde, das, worüber ich nicht sprechen kann. . . . Komm, Magda, setz dich her zu mir! Wie verfielst du auf den Gedanken, zu mir zu kommen?“

„Ich hörte dich, wie schon oft, auch heute wieder in der St. Johns-Halle, und da schien mir, du wärest heute besonders unglücklich.“

Ein Frösteln überfällt Ralph. Doch entgegnet er nichts. „Mein Vater war auch dort und meine Schwester Edith,“ fährt Magdalene ablenkend fort. „Entsinnst du dich noch meiner Schwester Edith? Sie war ein Kind, als du sie zuletzt sahst!“

Noch immer blicken seine Augen starr, gleichgültig ins Leere.

Magdalenes Mut beginnt zu schwinden. Sie steht auf und geht ans Fenster.

Dort unten geht gebeugten Hauptes der gute Vater auf und ab, gewiß in Sorge um die geliebte Tochter, die hier oben bei Ausübung eines Samariterdienstes weilt.

Ob das Opfer sich überhaupt lohnt? Ob der Mann, der wie gebrochen, in halb liegender Stellung auf dem Sofa hockt, noch zu retten ist? . . .

Magdalene tritt vom Fenster zurück.

„Ralph,“ jagt sie eindringlich, „dein Spiel zerreißt die Herzen der Zuhörer!“

„Ich spiele, wie ich fühle.“

Sanft legt sie ihre Hand auf die seine.

„Ralph! Bringe ich dir Trost?“

„Unendlichen Trost!“

„Mehr als —“ sie deutet auf die Pfeife — „das Opium dort?“

„Viel, viel mehr . . . Aber sprich nicht mehr davon, Magda! Der Gedanke an dich ist es hauptsächlich, der mich stets wieder von neuem dem Opium zuführt. Ich fühle, daß du zu mir gehörst — und trotzdem muß ich dir entsagen!“

Seine Stimme ist rau vor Erregung. Fast klingt es daraus wie Verzweiflung.

Tränen verdunkeln Magdalenes Augen, als sie ihm jetzt ihr bleiches, entschlossenes Antlitz voll zuwendet.

„Zeit heute weiß ich es, du brauchst mich,“ jagt sie ernst, fast feierlich. „Ich gehöre zu dir.“

Jählings erblickt er. Alles Blut schießt ihm zu Herzen. Seine erweiterten Pupillen starren sie an, wie ein Gespenst.

„Was sagst du da?“ preßt er zwischen den bebenden Lippen hervor.

„Ich gehöre zu dir,“ wiederholte sie fest. „Ich werde dein Weib sein.“

„Mein — Weib!“

Unendlich zärtlich wiederholt er die beiden Worte.

Dann lacht er plötzlich und schrill auf. Mit einer heftigen Gebärde schleudert er ihre Hand, welche die seine noch immer liebevoll umschließt, von sich.

„Verlaß mich!“ stöhnt er auf. „Verlaß mich! Geh, geh!“

Entsetzt weicht Magdalene zurück.

Ein einziger unerdrückter Aufschrei entringt sich ihrer Brust.

Noch einen Blick wirft sie auf den sie wie geistesabwesend anstarrenden Mann — einen Blick, aus dem ihre ganze große, edle, reine Seele leuchtet —

Dann wendet sie sich der Tür zu.

Da eilt er ihr nach und sinkt vor ihr nieder. Zitternd drückt er seine brennende Stirn auf ihre kühle Hand.

„Verzeih! Verzeih!“ schluchzt er auf. „Du weißt ja nicht, was ich leide. Ja, geh' jetzt Magda! Geh! Aber, ich flehe dich an — komm wieder! Ich kann ja nicht leben ohne dich. Komm wieder, als — mein Weib!“

Inzwischen promenierte Robert Harrison gleich einer Schildwache die Marktstraße auf und ab.

Er hält den grauen Kopf etwas gesenkt, als drücke ihn eine schwere Last. Von Zeit zu Zeit lüftet er den Hut und wischt sich die dicken Schweißtropfen von der Stirn — trotz des frischen Ostwindes, der lustig daherbläst.

Sein Gesicht sieht alt und verfallen aus, wie noch nie zuvor. Sein schlichter, einfacher Sinn kann sich noch nicht daran gewöhnen, daß dort oben in einem düstern Zimmer des häßlichen grauen Hauses seine Lieblings-Tochter weilt, seine schöne, stolze Magda, bei einem Manne, der ihr edles, starkes Herz einst verachtete. Daß sie dort oben weilt um eines guten Werkes willen — daran denkt er in seiner Erregung am wenigsten.

Nur das Bewußtsein bringt ihm Trost, daß Magda nichts heimlich tut, daß sie dem Vater von all ihren Handlungen Mitteilung macht, daß er über ihr wachen kann.

Langsam geht er auf und ab, seine guten, ängstlichen Augen beständig auf das unglückselige Haus gerichtet, als fürchte er von dorthier etwas Schreckliches . . .

Jetzt werden oben im zweiten Stock an einem Fenster die Gardinen fortgezogen und beide Flügel weit geöffnet. Einen Augenblick erscheint Magdalenes bleiches Gesicht im Fensterrahmen. Dann verschwindet es wieder.

Robert Harrison hat die Empfindung, als löse sich ein Stein von seiner Brust. Sein Kind sah vollkommen ruhig aus. Gott sei gedankt!

Und weiter geht er auf und ab . . .

Von Zeit zu Zeit zieht er die Uhr. Wollen denn die Zeiger sich heute gar nicht von der Stelle bewegen? . . .

Schon eine halbe Stunde ist vergangen, und Magdalene ist noch immer nicht zurück. Was mag dort oben passiert sein?

Und weiter geht der alte Mann auf und ab — mit der Uhr in der Hand — unermüdlich, angstvollen Herzens. Vierzig Minuten!

Jetzt hält er es nicht mehr aus.

Schnurstracks eilt er auf das Haus zu, um sich Gewißheit zu holen.

Da öffnet sich die Haustür.

Vater und Tochter stehen einander gegenüber.

Ein Blick auf Magdalenes Antlitz — und Robert Harrison unterdrückt jede Frage. Schweigend zieht er ihre Hand durch seinen Arm; sie ist eiskalt. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte Magdalene Harrison ihre Ruhe, ihre Selbstbeherrschung verloren.

Während beide langsam die Häuser entlang schlendern, fühlt der Farmer wiederholt, wie ein Zittern den Körper seiner Tochter übersieht.

Schon mehrere Male öffnet er die Lippen, schließt sie jedoch stets wieder, ohne die Frage, die ihm auf dem Herzen brennt, zu stellen.

Auf seine besorgte Bemerkung, ob er einen Wagen nehmen solle, schüttelt sie still den Kopf, und er begreift sofort, daß das Gehen ihr aufgeregtes Gemüt leichter beruhigt, als das Fahren.

So trotten die beiden, ohne viel zu sprechen, weiter und weiter — bis sie endlich die Remise erreichen, in welcher Edith bereits ihrer harret.

Die scharfen Augen der jüngeren Schwester sehen sofort, daß irgend etwas passiert ist. Doch ein bei ihr ganz ungewöhntes Partgefühl hält sie ab, danach zu fragen.

Biemlich schweigsam wird die Nachhausefahrt zurückgelegt. Jeder dieser drei so verschieden gearteten Menschen atmet auf, als die erleuchteten Fenster der Harrison-Farm von weitem ausblitzen.

Mit Luchschwenken und Hochrufen empfängt die kleine Nase den Ponywagen am Gartentor. Doch auch ihr Jubel verstummt gar bald, als sie die allgemeine gedrückte Stimmung bemerkt.

Magdalene erklärt, sie fühle sich nicht wohl und zieht sich sofort auf ihr Zimmer zurück.

Besorgt folgt ihr der Vater.

„Magdalene!“ bittet er fast demütig beim Anblick ihres geisterbleichen, wenn auch entschlossenen Gesichts. „Sage mir nur eins: ja oder nein!“

„Ja,“ erwidert sie fest.

„Also doch!“

Der alte Mann sinkt auf einen Stuhl, unfähig, seine furchtbare Erregung zu bemeistern.

„Ich muß ihm helfen, sein Leid zu tragen, Vater,“ fährt Magdalene leise fort. „Er verliert sonst den Verstand.“

„Und da willst du dich opfern?“

„Ich opfere mich nicht, Vater. Ralph ist ein Auserwählter unter vielen, ein Künstler von Gottes Gnaden, und wenn sein Gemüt erst wieder frei und ruhig ist, wird er noch Großes schaffen. Glücklich die Frau, die ihm dabei helfen darf!“

Traurig schüttelt Robert Harrison den Kopf.

„Wenn du die Sache von diesem Standpunkt aus betrachtest, so ist das etwas anderes. Auch kann ich dir nicht verbieten, zu tun, was dir beliebt, mein Kind. Du bist neunundzwanzig Jahre alt und deine eigene Herrin. Aber hast du noch nie daran gedacht, daß du die größte Freude

entgegen. Kaum, daß die Farbe ihrer Wangen sich ein wenig vertieft hat.

„Viola, hole den Vater!“

Langsam entfernt sich Viola. Sie ist augenscheinlich viel erregter über den Besuch, als Magdalene selbst.

Inzwischen hat Ralph seinen Fuchs einem Reifknecht übergeben und schickt sich an, ins Haus einzutreten.

Sein Aeußeres ist heute ein ganz anderes als gestern. Sein bisher verwilderter blonder Vollbart ist gestutzt, das lange Haar etwas kürzer geschnitten. Auch auf seine Toilette hat er ersichtlich Wert gelegt. Er trägt einen schwarzen Gehrock von tadellosem Schnitt und eine weiße Weste nebst gefalteter Handkrause und Seidenschlips. Zwar bliden seine grauen Augen noch immer melancholisch drein; aber der tiefschmerzliche Ausdruck ist daraus geschwunden.

Mit innigem Händedruck begrüßt ihn Magdalene auf der Terrasse.

Dann folgt er ihr ins Empfangszimmer.

Nach wenigen Minuten schon tritt Robert Harrison ein. Sein Gesicht ist etwas gerötet.

Schweigend reicht er dem unwillkommenen Besuch die Hand. Dann deutet er auf einen Stuhl und nimmt selbst in einem Lehnstuhl Platz, während Magdalene mit summem Gruß das Zimmer verläßt.

Die beiden Männer sind allein.

Ralph bricht zuerst das Schweigen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich in Ihrem Hause empfangen, Herr Harrison, nach dem, was vorgefallen ist.“



.....
Eine Opiumhöhle in Hankau.

In China ist das Laster des Opiumrauchens trotz der von der Regierung erlassenen Verbote noch stark im Schwunge. Es wird durchweg in geheimen Schlupfwinkeln betrieben. Dort haben es auch manche Europäer und Amerikaner kennen gelernt; viele sind ihm verfallen und dadurch tief unglücklich geworden. Opium ist der an der Luft eingetrocknete Milchsaft der Mohns, der durch das Reiben der unreifen Kapseln gewonnen wird. Er wird zu Kuchen zusammengesmetet, die entweder in Form von Pillen oder Täfelchen genossen oder in besonderen Pfeifen geraucht werden. In Japan ist das Opiumrauchen mit schweren Gefängnisstrafen bedroht.

.....

meines Lebens bist? Daß ich den Schlag, den du mir heute zufügst, nie verwunden werde?“

Magdalene ist noch um einen Schatten bleicher geworden.

„Ja, Vater, ich habe wohl daran gedacht, und dieser Gedanke ist der einzige Vermutstropfen in meinem Glück. Aber, lieber Vater — du wirst weder sterben, noch den Verstand verlieren, wenn ich von dir gehe; denn du hast noch Edith und Viola und die liebe, kleine Nase. Ralph hingegen hat niemand. Er braucht mich — wenn er nicht körperlich und seelisch zu Grunde gehen soll.“

Robert Harrison sagt nichts mehr. Er weiß, der Entschluß seiner ältesten Tochter ist unabänderlich, und ein Bangen ergreift ihn vor der Zukunft.

Am nächsten Vormittag gegen zwölf Uhr . . .

Edith ist in der Küche beschäftigt, während Magdalene und Viola Kinderjäckchen für das Weihnachtsfest im Waisenhanse nähen.

Pflöcklich wirbelt gleich einem Sturmwind Nase ins Zimmer. Ihre Wangen glühen.

„Magda! Viola! Hört mir!“ ruft sie ganz außer Atem. „Wer glaubt Ihr, wer soeben in den Hof reitet? Ihr könnt es natürlich nicht raten. Denkt nur — Ralph Donald!“

Viola stößt einen Schrei höchster Ueberraschung aus.

Magdalene hingegen steht ruhig auf und geht Ralph

Der Farmer machte eine abwehrende Handbewegung.

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, mein Herr —“ erwiderte er nach einer Pause finster — „aber es gab eine Zeit, da hegte ich nur einen Wunsch, nämlich, Ihnen noch einmal im Leben Aug' in Auge gegenüberzustehen und Ihnen ein „Nichtswürdiger Schurke!“ ins Gesicht zu schleudern.“

„Das wundert mich durchaus nicht.“

„Und —“ fährt Robert Harrison etwas erregter fort — „daß Sie jetzt, nach über acht Jahren, abermals vor mich hinstreten als Bewerber meiner Tochter, befremdet und empört mich zugleich. Um Magdalenes willen weise ich Ihnen nicht die Tür. Aber eins verlange ich von Ihnen, bevor ich mich in irgend eine Verhandlung mit Ihnen einlasse: eine kurze Erklärung der Gründe, welche Ihre unverantwortliche Handlungsweise in Damaskus vor acht Jahren bestimmten.“

Leichte Röte steigt in Ralphs Stirn bei den schonungslosen Worten des älteren Mannes. Doch bezwingt er sich.

„Gern will ich Ihnen jede gewünschte Auskunft geben; Sie sind berechtigt zu dieser Forderung, Herr Harrison, sagt er ernst.“

Er macht eine kleine Pause, um sich zu sammeln, bevor er etwas hastig fortfährt:

„Bald nach meiner Ankunft in Damaskus vor beinahe elf Jahren lernte ich einen syrischen Kaufmann namens Omar Effendi kennen, der mit Damaszenerklingen, gold-

zifelierten Schafen und dergleichen orientalischen Kostbarkeiten handelte. Durch ihn wurde ich in einen Opiumsalon eingeführt — zu meinem Unglück. Wie Ihnen jedenfalls bekannt, übt das Opiumrauchen einen überaus schädlichen Einfluß auf die Menschen aus — noch weit schädlicher als der Alkohol. Unter der Einwirkung des Opiums wurde ich Mitglied einer geheimen Verbindung in Damaskus — einer fanatisch-mysteriösen Vereinigung, die sich ihre eigenen Gesetze macht und deren Forderungen mit grausamer Strenge durchführt. Der Syrer Omar war ebenfalls Mitglied dieser Verbindung, trotzdem er mit seiner Tochter einige Jahre vorher zum christlichen Glauben übergetreten war. Diese Tochter wurde später meine Frau.“

„Bitte, fassen Sie sich möglichst kurz,“ unterbricht ihn hier Robert Harrison sturrunzelnd. „Ienes Sytermädchen interessiert mich sehr wenig.“

Ralph verbeugt sich schweigend. Dann fährt er fort: „Ich war damals noch ein glücklicher Mann — glücklich im Bewußtsein, die Keiguna des edelsten, herrlichsten Mädchens auf der ganzen Welt zu besitzen — die Keiguna Ihrer Tochter, Herr Harrison! Bitte, fahren Sie nicht auf! Die Konstatierung dieser Tatsache gehört zu meiner Erzählung. Meine ganze Seele war voll von Ragdas Bild; mit Katime, der Tochter Omars, verkehrte ich nur rein freundschaftlich; sie war in meinen Augen noch ein Kind. In einer der vielen Versammlungen jener geheimen Mohammedaner-Verbindung nun wurde beschlossen, daß ein Mitglied derselben, welches sich gegen die Satzungen der Verbindung vergangen hatte, ermordet werden sollte — und mich traf das Loß, den Mord auszuführen.“

„Großer Gott!“ ruft der Farmer entsetzt. „Und was taten Sie?“

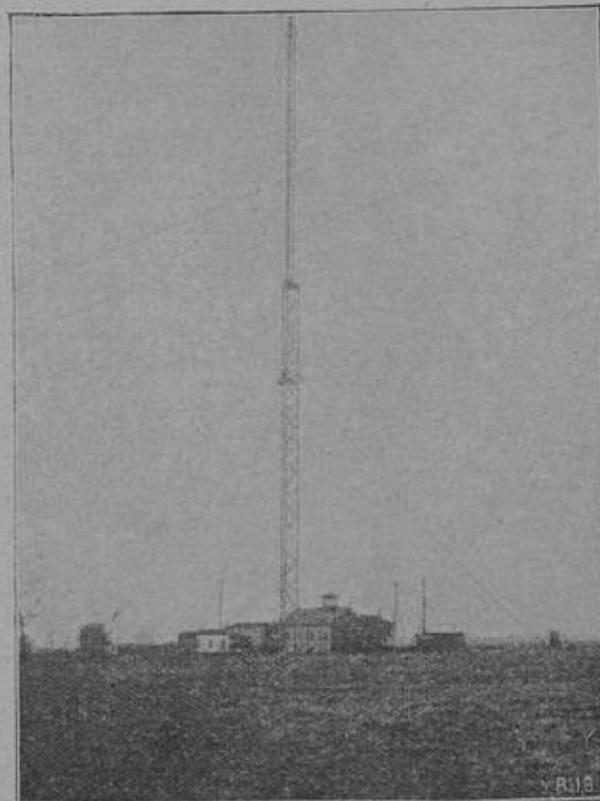
„Selbstverständlich würde ich den verlanaten Mord nie ausgeführt haben,“ erwidert Ralph ernst. „Aber ich wußte, daß mein Kopf verfallen war, sobald ich der Verbindung nicht Gehorsam leistete. Ich gab mein Leben also verloren. Da machte mir der Syrer Omar einen merkwürdigen Vorschlag. Sie folgen meinen Worten, Herr Harrison?“

„Vollkommen!“

Das Gesicht des alten Mannes drückt höchste Spannung und zugleich tiefsten Abscheu aus.

Ralph schöpft einiae Mal tief Atem, bevor er langsam, wie gezwungen, fortfährt:

„Omar war schwer krank und hatte, wie ihm die Nerzte sagten, nur noch kurze Zeit zu leben. Er schlug mir deshalb vor, er wolle mit mir tauschen, wolle sich freiwillig anstatt meiner der Verbindung stellen, um den Befehl derselben zur Ausführung zu bringen. Er wollte sogar noch eine beträchtliche Summe Geldes darauflegen, falls die Verbindung sich weigern würde, auf den Tausch einzugehen. Alles dies jedoch unter einer Bedingung — unter der Bedingung, daß ich seine Tochter heirate!“



Ein Wunderwert der Ingenieurkunst.

Auf den 100 Meter hohen Eisenturm der Telefunkenstation in Nauen ist ein zweiter Turm von ebenfalls 100 Meter Höhe gesetzt worden. Der Nauener Telefunkturm ist jetzt mit 200 Meter Höhe nach dem Eiselturm das höchste Bauwerk der Welt und die kühnste Eisenkonstruktion, die überhaupt vorhanden ist. Die Telefunkenstation hat dadurch eine Reichweite von ca. 5000 Kilometer. Es ist durch die Neueinrichtung sogar gelungen, mit einer einfachen Schiffstelefunkenstation auf über 3000 Kilometer eine Verbindung aufrecht zu erhalten.

Das Kronprinzenpaar beim 1. Leibhusarenregiment in Danzig.

Dem Preisreiten der Unteroffiziere des 1. Leibhusaren-Regiments in Danzig wohnte das Kronprinzenpaar bei. Der Kronprinz als Regimentskommandeur beglückwünschte die Sieger. Sie erhielten als Preise einen von ihm gestifteten silbernen Pokal.

Sinnsprüche.

Halt' es mit jedermann freundlich, vertraue aber unter Tausenden kaum einem. Sprichwort.

Zwischen heut' und morgen liegt eine lange Frist; Verne schnell besorgen, Da du noch munter bist.

Goethe.



Luftschiffer Dr. Gans
beabsichtigt mit dem Lenkballon „Suchard“ von Teneriffa
aus den Atlantischen Ozean nach Amerika zu überfliegen.

„Und sie gingen auf diesen schmachlichen Tausch ein?“
fährt Robert Harrison auf.

Ralph senkt nicht die Lider vor dem verächtlichen Blick
des alten Mannes.

„Ja, Herr Harrison, ich ging darauf ein, weil ich durch
den Opiumgenuß ein Schwächling geworden war — un-
fähig, selbst einen Entschluß zu fassen oder energisch zu
handeln. Früher wäre ich lieber gestorben, ehe ich eine
andere, als meine Magdalene geheiratet hätte. Jetzt aber,
unter der Einwirkung des Opiums —“ und er zuckt die
Achseln.

„Was wurde aus Omar?“

Robert Harrisons Stimme klingt hart, fast schneidend.

„Da auch er sich jedenfalls geweigert haben wird, den
Teehändler Assad Emir zu töten, muß bald danach sein
eigener Kopf gefallen sein. Gewiß weiß ich nichts. Aber
gleich nach meiner Verheiratung mit seiner Tochter reiste
er nach Palmyra, wo Assad Emir sich gerade aufhielt, und
ist von dort nicht wieder zurückgekehrt. Vorher noch hatte
er mich mit einer bedeutenden Summe von der unheim-
lichen mohammedanischen Verbindung losgelaßt — um
seines Kindes willen. Auf's Geld kam es ihm nicht an,
da er unermesslich reich war. Zwei Jahre später starb
Fatime — die Einzelheiten darüber erlassen Sie mir hof-
fentlich, Herr Harrison —“ hier zittert Ralphs Stimme,
als greife die Erinnerung ihn mächtig an.

Er machte eine kleine Pause und fährt auf die stumme
Aufforderung des Farmers ruhiger fort:

„Bald darauf begab ich mich auf weite Reisen. Ich
mißte die Menschen. Das Orgelspiel, zu dem ich mich schon
als Knabe besonders hingezogen fühlte, bildete meine ein-
zige Zerstreuung und Erholung. Der Orgel vertraute ich
all meine Gedanken, meine Empfindungen an. Bald
brachte ich es zu einer gewissen Virtuosität auf diesem
Instrument und da es mich immer nach Newport zurück-
zog, nach Newport, wo die zwei Menschen wohnten, die
mir auf Erden einzig teuer waren: Magdalene und mein

Vater — so landete ich vor etwa einem Jahre in Neu-
york. Meinen Vater fand ich nicht mehr vor. Er war
gestorben, mein lieber braver Vater, und ich hatte ihm
nicht die Augen zudrücken können! Sein ganzes Vermögen
hatte er vor seinem Tode auf einer hiesigen Bank für
mich deponiert, da er immer noch hoffte, ich würde über-
kurz oder lang nach Newyork zurückkehren. Blütenden
Herzens erhob ich die Summe, die beinahe eine Million
Dollars betrug, und baute von einem großen Teil dessel-
ben die St. Johns-Halle. Wie hätte ich gewagt, mich
Ihrer Tochter wieder zu nähern; aber die Vorsehung schien
es anders zu wollen. Herr Harrison —“ hier steht Ralph
auf und tritt dicht vor den alten Mann hin — „Magdalene
und ich, wir haben nie aufgehört, einander zu lieben.
Noch einmal bitte ich Sie in aller Form um die Hand
Ihrer ältesten Tochter!“

Auch Robert Harrison hat sich erhoben. Die Hände
auf dem Rücken, geht er mit langen Schritten im Zimmer
auf und ab. Noch zögert er mit der Antwort.

„Sie haben also Ihr eigenes Leben gerettet auf Kosten
eines anderen Lebens?“ sagt er plötzlich mit schneidender
Stimme, indem er sich dicht vor Ralph hinstellt und ihn
mit seinen blauen Augen zornig anblickt.

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Harrison.“

„Ihre Vergangenheit ist noch erbärmlicher, als ich glaubte.
Ich wüßte nicht, weshalb ich meine Zustimmung zu einer
Verbindung meiner Tochter mit einem Menschen, wie Sie
sind, geben sollte! . . . Trotzdem — ich muß es Ihnen
gestehen — Ihr Spiel gestern hat mich mächtig ergriffen.
Ich halte nicht viel von Ihrem Charakter — aber ich
bewundere die Kraft Ihres musikalischen Genies. Und
nun frage ich Sie offen und ehrlich, Aug' in Auge: halten
Sie sich für fähig, meine Tochter so glücklich zu machen,
wie sie es verdient?“

(Fortsetzung folgt.)

Sir Edward Grey.

Der englische Minister des Auswärtigen, Sir Edward Grey,
hielt am Montag, den 27. November, eine Rede über Eng-
lands Stellung in den deutsch-französischen Marokko-Ver-
handlungen. Da aus ihr hervorging, wie unfreundlich
Englands Haltung gegen Deutschland gewesen ist, so ist
durch sie die immer unter der Oberfläche bestehende Span-
nung zwischen Deutschland und England noch erhöht
worden.



Die alten Dellbrooks. Von Wilhelm Richarz.

Es war ein sonniger Herbsttag gewesen und die Strahlen der untergehenden Sonne lagen goldig auf den fruchtschwangeren buntblättrigen Bäumen der Bauergärten und sie ließen die karmoisinroten Ziegelbächer grell aufleuchten.

In seiner weiten niedrigen Stube saß der alte Dellbrook und schaute hinaus auf die leere Dorfstraße. Friedlich sah er der untergehenden Sonne nach. Er ist ein Keunzigjähriger von hohem Wuchse und aufrechter Haltung, so daß sein Haar, wenn er geht, auf Handbreite nah die Ballen der Stubendecke streift. Das bartlose, scharfgeschnittene Gesicht trägt tiefe Furchen, die ein langes ernstes Leben eingegraben, doch seine Augen haben den jugendlichen Schimmer von Mut und Entschiedenheit bewahrt.

Die Strahlen der Abendsonne brachen sich in den gebogenen Scheiben des breiten Fensters und ihre Kestlere huschten an der weißgetünchten Wand der alten Stube auf und nieder, als trieben sie ein lockes Spiel mit der ehrwürdigen, alten, die im Dämmerlichte so traulich und heimelig dalag, als sinne sie nach über entschundene Zeiten. Viele Menschenleben war sie alt, und böse, stürmische Zeiten hatte sie gesehen und gute Tage. Manches Geschlecht haben die treuen Wände beherbergt; auf Glück und Leid haben die gebräunten Sparren der Decke herniedergeblickt; die alten Bewohner gingen zur Ruhe und neue wuchsen heran.

ten Wüder auf seine Büge und alles um ihn her atmet Zufriedenheit, innen und außen . . .

Zwischen zwei stämmigen Männern humpelt ein graises Mütterchen durch die niedrige Tür herein. Es ist schwarz gekleidet und trägt ein Gebetbuch unter dem Arme.

„n Dwend, Motter!“ — „n Dwend Batter!“

Die Männer nehmen ihre Pfeifen und setzen sich auf die Ofenbank, derweil faltet die Frau ihr graues Schultertuch aus Wolle zusammen und legt es samt dem großen Gebetbuche in ein Gefach der Truhe, dann nimmt sie aus dieser den Strickstrumpf und setzt sich in den Lehnstuhl, ihrem Manne gegenüber ans Fenster. Und wie sie so im Zwielicht einander gegenüber saßen, schauten sie sich an und die Hände sanken der alten Frau in den Schoß und sie strichte nicht . . . Die Männer auf der Ofenbank plauderten leise zusammen, und die beiden Alten geben ihren Gedanken nach . . .

Im Frühjahr hatten sie die goldene Hochzeit gefeiert; so waren sie denn mehr als fünfzig Jahre ein Paar . . . Und immer waren sie glücklich gewesen zusammen ihr langes, langes Leben hindurch, und sie waren es auch noch, obwohl sie manchmal an die Tenebrung dachten, die der Tod herbeiführen mußte und die nicht mehr weit sein konnte. Ja, sie sagten es sich oft, daß sie wohl bald auseinander gehen

Ein Zwergrind.

Eine merkwürdige Laune der Natur ist das in nebenstehender Abbildung dargestellte Zwergrind. Seine Beine sind fast um die Hälfte kürzer als bei einem normalen Tier. Während sonst Mißgeburten in kurzer Zeit einzugehen pflegen, scheint dieses sonderbare Exemplar außerordentlich lebenskräftig zu sein. Es treibt sich wie seine besser gewachsenen Geschwister vergnügt auf der Weide herum, außerdem läuft es, geduldiger als sie, gleich einem Hunde am Seil.



Die alte Stube sah sie gehen und kommen und blieb dieselbe . . .

Nach rechter Rubenart treiben die Strahlen der sinkenden Sonne ihr Spiel, huschen hin und her und gucken dabei in Winkel und Eden. Minutenlang erscheint ihr mattes Licht zu neuer Kraft aufzuleuchten und läßt die massige Gestalt der eichenen Standuhr in der Ecke in wuchtigen Konturen erscheinen. Unablässig pocht es gleichmäßig in ihrem Gehäuse: tick tack, tick tack . . . seit zwei Jahrhunderten im gleichen Rhythmus.

Immer matter wird der rötliche Widerschein des Abendlichtes auf der getünchten Wand, und er sinkt tiefer und tiefer.

Traulich ist die Dämmerung. Allmählich, ganz leise schleicht der Abend in die Stube und hüllt die Gegenstände in Dunkel.

Sanft lächelt der sinnende Mann am Fenster und ein wehmütiger Zug spielt um seinen Mund. Lange sitzt er so und denkt an entschundene Tage. Der Abendwind tobt pfeifend um das Schindeldach, und er denkt: wieder ist ein Sommer dahin. Dann denkt er des friedlichen Wandels der Zeiten. Und alte ferne Erinnerungen werden wach in dem grauen Manne; die stürmische frohe Jugendzeit steht vor ihm und die friedlichen aber harten Mannejahre. Ein versonnenes Lächeln legt sich beim Erscheinen der vertrau-

müßten, und es dünkte sie hart nach ihrem langen und glücklichen Zusammenleben, aber immer waren sie zufrieden mit dem Lose, das ihnen beschieden.

Mehr denn fünfzig Jahre lang ertönte nun auch an allen Wochentagen das Aechzen des Hobels und das gleichmäßige Surren der Kreissäge aus der Werkstätte im Hofe. Dort hatte der Vater geherrscht, und manche Wiege und mancher Sarg waren unter seinen Händen entstanden. Doch, nun hatte er seit Jahren nicht mehr an der Hobelbank gestanden und die Kreissäge nicht mehr getreten; er durfte ausruhen von seinem mühereichen Leben und war nach Belieben spazieren gegangen oder hatte sein Gärtchen bestellt, während seine Söhne die Arbeit versahen. Diese hießen noch immer „et Fränzle“ und „et Söhnele“ und waren schon an die fünfzig Jahre alt. Sie hausten mit ihren Familien unter demselben breiten Dache, unter dem außer den friedlichen Leuten die Eintracht wohnte . . .

„Fränzle“, der Ältere von ihnen, hatte eine Tochter, die nahe daran war, zu heiraten, weshalb man überlegte, ob es anging, ein zweites Stockwerk auf das Häuschen zu setzen, um die junge Familie unterzubringen.

Alljährlich, gegen Winter kam eine stille Zeit für die Handwerker; dann plauderten sie oft ganze Tage mit den alten Eltern oder sie lasen ihnen aus den frommen Büchern vor. Langsam frohen dann wohl die Stunden dahin, aber die Männer waren glücklich wie Kinder an solchen Tagen.

Ein Wind hatte sich aufgetan und fuhr heulend um das Haus. Tausend entführte er die letzten weissen Blätter des alten Kufbaumes, dessen Aechzen der ohnmächtigen Klage eines sterbenden Menschen gleich. In der Ofenecke erkannte man im Schein des Feuers die Gestalten der zwei Männer; in den Händen der Mutter glitzerten die Perlen eines Rosenkranzes. Der Wind fuhr pfeifend um das Schindeldach und rüttelte an den Fensterladen. Lange sprach niemand ein Wort.

Die alte Frau war mit ihren Gebeten zu Ende gekommen und die Hände sanken ihr auf die Knie. Sie seufzte leicht, um dann tief und lange Atem zu holen:

„Et es spät jewoodde, Wellem, mer wöd möd . . .“

Er verstand diese Worte seiner alten Gefährtin.

„Et wöd ene haade Wenter“, sagte sie jetzt und horchte auf das Pfeifen des Abendwindes.

Dellbrook, der noch immer bei seinen Erinnerungen weilte, schwieg noch eine Weile und erwiderte dann im leisen Tone, als fürchtete er, den Frieden der Gemüter zu stören:

„Ja, esj eene wie siebzig, weefte noch, Motter, do hatte mer och so ene Herbst, . . . wie die Biede verjönt. — Ja, met der Biet sin mer ärg alt jewoodde, . . . ech slöw, Motter, mer hant et baal jedonn.“

„Lott der Herrjott mer jewoodde“, kam es zurück und dann verfiel die alte Stube wieder in ihr tiefes Schweigen. Der Wind pfliff im Kamin und in der Blut des Feuers knisterten die Buchenscheite.

„Ech slöw, mer hant et baal jedonn“, wiederholte die alte Frau und ihre Lippen bewegten sich wie im Gebete. So gingen die beiden noch lange ihren Gedanken nach in friedlichem und stummem Einvernehmen, bis es Schlafenszeit war und die Söhne aufstanden, da hub der Vater an:

„Jonges, ihr haad de ganze Boch noch keen Arbeit?“

„Dat nit, Vatter, leider Joddes.“

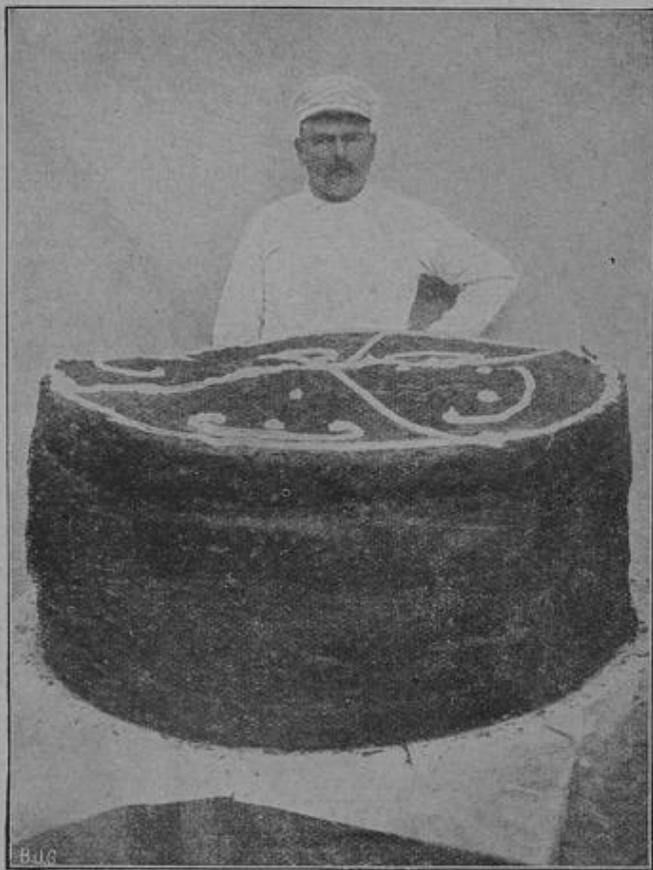
„Dann han ech er een för öch, . . . meht öer alde Eldere ens de Laad aan . . . un jocht morje an de Arbeit.“

„Jo, Jonges, jo! dat es en Joddesarbeit“ und bei diesen Worten der Greisin erklang ihre Stimme wie von verhaltenem Jubel; ihr schien das Jenwärts in greifbarer Nähe. Breit und hoch, in üppiger Lebensfülle standen die kraftstrotzenden Gestalten der Söhne den alten Leuten gegenüber. Stumm und ernst bejahten sie; dann gingen sie mit den rauhen Häuften an die Augenvimpern und wandten sich zur Tür. „Nacht, bis Morje!“

Und am nächsten Tage surrte die Kreissäge wieder in der Werkstätte und schnitt die Bretter zu zwei Särgen.

Es wurde nicht nötig, ein zweites Stockwerk auf das

alte Häuschen zu setzen, denn als die Katharin, „Fränzles“ Tochter heiratete, da hatten die Alten den Jungen Platz gemacht . . .



Eine Niesentorte.

Ein österreichischer Bäckermeister hat eine Niesentorte hergestellt. Zu ihr waren 200 Kilogramm Mehl nötig.

Zur Unterhaltung.

Wie der Araber den Kaffee bereitet.

Von M. Bernard.

Ein Engländer, der viel in Arabien gereist ist, erzählt, wie man dort den Kaffee bereitet. Er befindet sich als Gast im Hause eines Arabers in einem größeren Dorf in einer Oase. In einer Ecke des Raumes sitzen der Wirt und seine Leute mit einigen Gästen um die Feuerstelle. Diese besteht aus einem Stein, etwa 20 Zoll im Viereck und mit einer Vertiefung in der Mitte für die Feuerung. Von diesem Einschnitt führt ein rohrförmiges Loch durch den Stein seitwärts hinaus. Am Rande der Feuerstelle stehen mehrere Kaffeeleannen aus Kupfer von verschiedener Größe und Form. Die Zubereitung des Kaffees geschieht nun in folgender Weise. Derjenige, der den Kaffee macht, — entweder ein Sklave oder der Wirt selbst oder einer seiner Söhne — nimmt eine große Kanne, füllt sie gut zur Hälfte mit frischem Wasser und stellt sie dicht an das Feuer, so daß sie warm wird, während die sonstigen notwendigen Vorbereitungen vor sich gehen. Er holt dann ein zusammengebundenes schmutziges Tuch aus einer Nische in der Wand, öffnet es und entnimmt ihm einige Hände voll roher Kaffeebohnen, die er auf einen flachen Teller ausschüttet, worauf er alle nicht dahin gehörigen Teilchen und allen Schmutz entfernt. Dann schüttet er die Bohnen auf eine große eiserne Pfanne und stellt sie auf das Feuer, während er den Blasebalg in Bewegung setzt und die Kaffeebohnen so lange umrührt, bis sie bersten, rötlich werden und dampfen. Dabei paßt er aber genau auf, daß sie nicht

schwarz werden und verkohlen, wie dies in Europa und in der Türkei geschieht.

Die Kanne mit dem warmen Wasser wird nun auf das Feuer gesetzt, damit es im rechten Augenblick kocht. Dann nimmt der Kaffeebereiter einen großen steinernen Mörser zwischen die Beine, schüttet die halbgebrannten Bohnen in den Mörser und stößt sie klein, aber ohne sie zu pulverisieren. Die Bohnen bilden nun eine rötliche kieselige Masse, die sich wesentlich von dem verkohlten Staub unterscheidet, den wir gebrannten Kaffee nennen und der sein ganzes Aroma eingebüßt hat.

Nachdem dies mit einem Ernst und einer Gründlichkeit verrichtet ist, als beruhe das Wohl und Wehe des Landes darauf, nimmt er eine kleinere Kanne, füllt sie halb mit warmem Wasser, schüttet die zerstampften Bohnen hinein, und stellt sie auf das Feuer, bis der Kaffee, aber nur ganz schwach kocht. Das Kochen darf aber nicht lange dauern. Inzwischen entnimmt er einem anderen Tuch einige wenige aromatische Körner, die „hehl“ genannt werden (ein indisches Produkt, dessen wissenschaftlichen Namen der Verfasser nicht kennt), sowie etwas Safran, zerstößt sie und tut sie in den Kaffee. Dieser Zusatz wird in Arabien für nötig erachtet, während die Verwendung von Zucker geradezu verpönt ist. Schließlich wird die Flüssigkeit durch ein Gewebe aus dem Innern einer Palmenrinde filtriert, die in der Tülle der Kanne angebracht wird. Und damit ist der Kaffee zum Ausschöpfen fertig. Die ganze Prozedur hat ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch genommen.

Der Wirt nimmt die Kanne in die Hand, den Teller mit den Tassen in die andere, geht damit herum und schenkt ein. Die erste Tasse trinkt er selbst, um zu zeigen, daß der

Kaffee kein Gift enthält. Darauf schenkt er den vornehmen Gästen und schließlich sich selbst ein.

Es gibt übrigens nicht viel zu trinken. Denn die Kaffeetasse ist nicht größer als eine Eierchale, und nie mehr als halb gefüllt. Die Tasse mehr zu füllen, würde unpassend sein. Das Getränk ist sehr aromatisch, erfrischend und stärkend, ganz anders als der schwarze, trübe, süße Kaffee, den man bei den Türken bekommt oder das wässrige Gebräu, das man in anderen Ländern trinkt.

Humor.

— Aus der Instruktionstunde. Unteroffizier: „Sie, was versteht man unter Subordination?“ — Rekrut: „Subordination ist das ekelhafte Gefühl, welches der Untergebene in Gegenwart seines Vorgesetzten hat.“

— Der Herr Schulinspektor versucht vergebens aus den Schülern auch nur die bescheidensten Kenntnisse herauszuholen. Er sieht den Lehrer vorwurfsvoll an, der sich hingegen vergnügt die Hände reibt. „Aber, Herr Lehrer, wie können Sie dabei eine so vergnügte Miene machen?“ fragt der Bestrenge. — Lehrer: „Ja, Herr Schulinspektor, ich habe

Spaß, daß Sie auch aus den Bengeln nichts herauskriegen.“

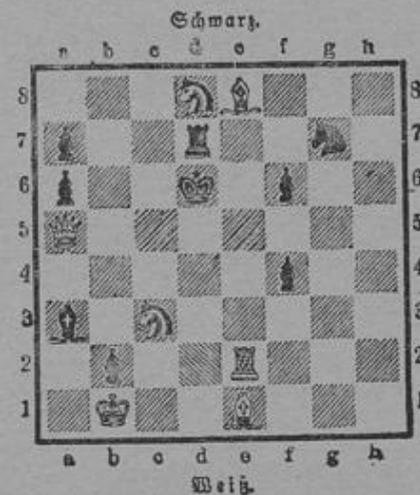
— Treffende Antwort. Ehemann: „Warum heiraten Sie eigentlich nicht, Fräulein Müller? Sie müssen sich dahinterhalten: Sie sind doch schon ein etwas spätes Mädchen!“ — Fräulein Müller: „Ja, wissen Sie, wenn ich so anspruchslos wäre wie Ihre liebe Frau, dann wäre ich längst verheiratet!“

— Schlaue Frauen. Besorgte Mutter: „Wie ich höre, spielt dein Mann Nacht für Nacht in seinem Klub! Und obendrein um schweres Geld!“ — Tochter: „Allerdings, das tut er; aber den Gewinn gibt er mir stets ab!“ — Mutter: „Wie, du bist also mit der Spielerei einverstanden?“ — Tochter: „Warum nicht? Er spielt immer mit dem Mann meiner Freundin. Sie läßt sich von ihrem Mann gleichfalls schenken, was er gewinnt, und sie gibt mir das Geld, wie ich ihr das gebe, was mein Mann ihm abgewonnen hat. Auf diese Art bekommen wir beide einen so schönen Zuschuß zum Haushaltsgeld, wie wir ihn sonst nie bekommen würden.“

— „Aber Hanschen, du siehst ja geradezu strahlend aus. Was ist denn los?“ — „Ich bin eben zu einer Hochzeit eingeladen worden.“ — „Und darüber geräst du so in Entzücken?“ — „Aun, ja doch, — da es zufällig meine eigene ist.“

Räselecke.

Schachaufgabe.
Fritz Förster, Leipzig.



Matt in 2 Zügen.
Scharade.

Mit Eins verträgt kein Anecht sich und kein Schranze,
Mit Zwei sich nimmermehr ein Dunkelmann;
Als fünften Bruder kündigt sich das Ganze
Von sechsen, und als Kinderlieblich an.

Bezierbild.



Wo ist der dritte Landmann?

Scherzrätsel.

Sagt an, wie ist des Rätsels Sinn?
Zu einem Loch geht man hinein,
Hinaus dann wiederum zu zwei'n,
Und ist man draus, so ist man drin.

Rätsel.

Juristen gibts ihr täglich Brot,
Was andre tun in Angst und Not.

Homonym.

Was haben Geige, Fleisch und Keller,
Gemeinsam mit dem Käsesteller?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Skataufgabe:

Vorhand: S W, E K, 7, G D, O, 8, S D, K, 9, 7.

Hinterhand: E D, 10, O, 8, G 10, R D, K, 9, 7.

Im Stat: E W, R W.

Vorhand spielt S W an, den Mittelhand mit G W nehmen muß, Hinterhand gibt G 10 ab. Mittelhand macht dann sämtliche Stiche.

1. Rätsel: All — Allegro — Orgel.

Buchstabenversetzung: Ampel, Leben, Tal, Entel, lieb, Jnder, Ehre, Bohle, Edwin, Ruthe, Del, Simpel, trieb, Esel, Treue, Nora, Hser, Christ, Trab. „Alle Liebe rostet nicht!“

2. Rätsel: Freier.

Anagramm: Keller — Rebel.

Bezierbild: Bild nach links drehen; die Häuser bilden den Leib des gesuchten Herrn.

Redaktion: Erwin Thussen, Düsseldorf;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt.

Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 51.

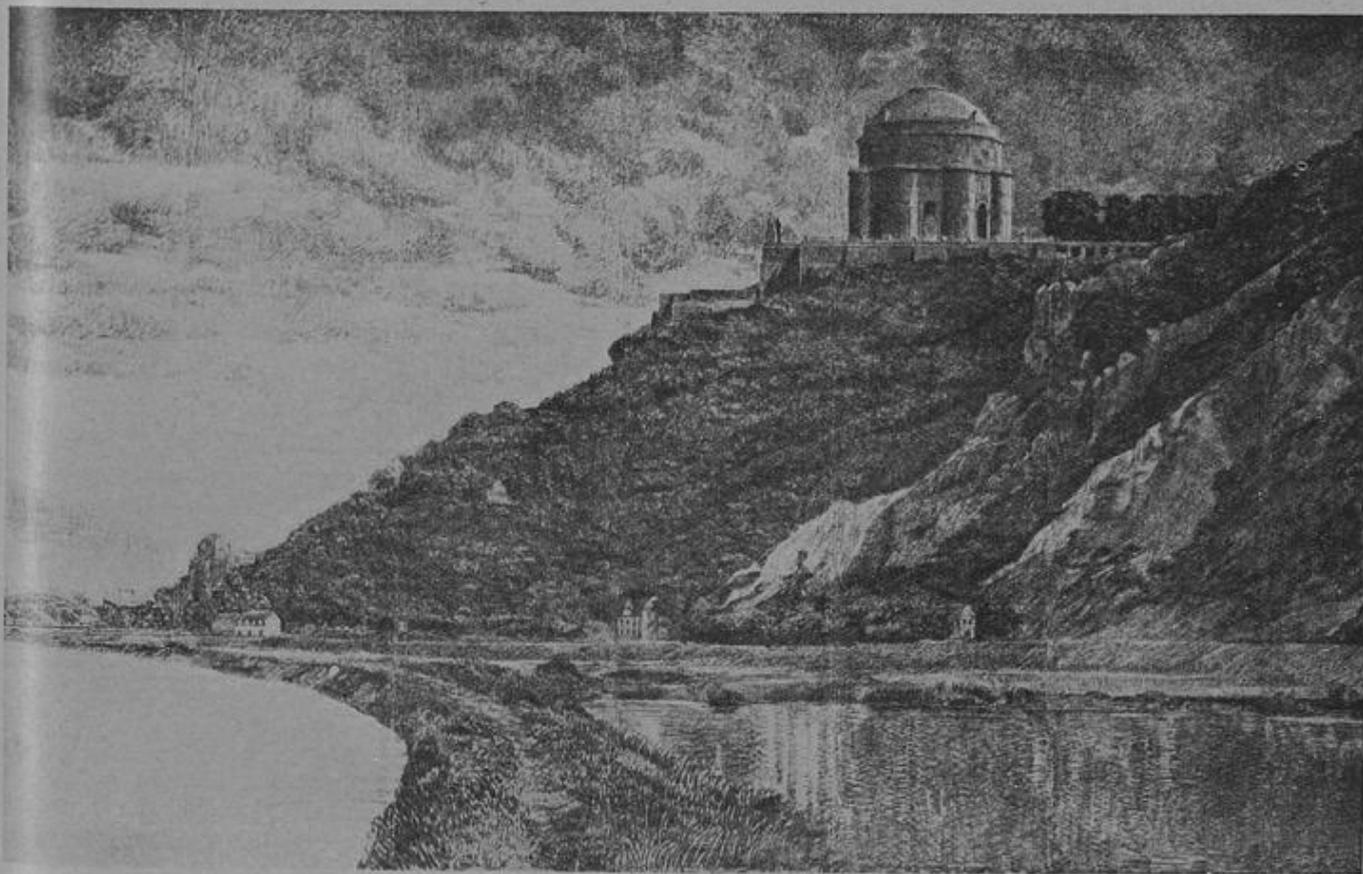
Sonntag, 17. Dezember.

Jahrgang 1911.

Der zur Ausführung gewählte Entwurf für das Bismarck-National-Denkmal.

Nach langen und teilweise sehr schwierigen Verhandlungen hat sich das Preisrichterkollegium in einer Sitzung zu Köln endlich darüber geeinigt, welcher der Entwürfe für das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück zur Ausführung kommen soll. Gewählt wurde nicht der seinerzeit mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf eines Steinfreies von Vestelmeyer und Hahn, sondern ein anderer großzügiger Entwurf, der mehr dem Typus des germanischen Königsgrabes entspricht, wie es sich in des Ostgotenkönigs Theodorich Grabe in Ravenna bis auf

unsere Zeit erhalten hat. Er stammt von dem Professor der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule Wilh. Kreis. Im Innern wird dieses Denkmal eine wuchtige Bismarckstatue von Prof. Hugo Lederer enthalten. Da das Bismarck-Nationaldenkmal auf einer auf der Elisenhöhe anzulegenden Terrasse errichtet und weit über das Profil des Berges vorgeschoben wird, so muß nach Errichtung der Anblick besonders für den rheinaufwärts fahrenden Beschauer geradezu überwältigend sein. Auch scheint sich der Bau in die Landschaft so einzupassen, daß er nicht störend wirkt.



□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ **Gesühnte Schuld.** □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bei den letzten ernstesten, fast feierlichen Worten des alten Mannes wird Ralph todesbleich.

Erst nach einer Weile antwortet er:

„Herr Harrison, ich glaube nicht, daß Ihre Tochter so glücklich mit mir werden wird, wie sie es verdient — aber das Opfer, das sie bringt, wird nicht vergebens sein. Vielleicht rettet sie ein Menschenleben vor dem Verderben. . . . Wenn Sie, Herr Harrison, mich jedoch für völlig unwert Ihrer Tochter halten, so sagen Sie es! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Magdalene nie mehr belästigen, sondern Neuport verlassen werde.“

Hoch aufgerichtet steht Ralph da — ein Mann, der es mit seinem Worte, mit seinem ganzen künftigen Leben ernst nimmt.

„Diese Frage hat nur meine Tochter selbst zu entscheiden,“ erwidert der Farmer.

Er öffnet die Tür nach dem anstoßenden Wohnzimmer und bedeutet Magdalene, einzutreten.

„Komm her, mein Kind!“ sagt er ernst, die Hand der Tochter zwischen die seinen nehmend. „Dieser Mann hier begehrt dich abermals zum Weibe. Ich habe ihn Aug' in Auge gefragt, ob er sich für fähig halte, dich so glücklich zu machen, wie du es verdienst. Seine Antwort lautete, er glaube es nicht; aber das Opfer, das du brächtest, würde nicht vergebens sein; vielleicht rettetest du ein Menschenleben vor dem Verderben. . . . Ich frage dich nun, meine Tochter, bist du gewillt, deinen alten Vater, deine Schwestern, deine Heimat zu verlassen, um eines Mannes willen, der augenscheinlich das Brandmal eines schweren Vergehens auf der Stirn trägt?“

„Ja, Magdalene,“ fällt Ralph ein. „Dein Los als mein Weib wird kein leichtes sein. Das bedenke, bevor du dich mir zu eigen gibst!“

Ernst blickt Magdalene von Ralph auf ihren Vater und wieder auf Ralph.

Dann sagt sie feierlich, während es in ihren Augen aufleuchtet:

„Ich liebe dich, Ralph — liebe dich mehr als mein Leben. Wie auch mein Los an deiner Seite sich gestalten möge — ich gehöre zu dir. Ja, ich will dein Weib sein!“

III. Teil.

Die Nacht der Musik.

1.

Zwei Jahre sind vergangen, seit Magdalene Harrison am Altar Ralph Donalds Liebe und Treue geschworen — Die Gesellschaftsräume der Villa „Helios“ in der vornehmen Reunten Avenue zu Neuport erstrahlen in volstem Glanze.

Es ist Donnerstagabend, der allwöchentlich regelmäßige Empfangstag von Herrn und Frau Donald.

Eine breite Menschenmenge flutet durch die elegant und komfortabel ausgestatteten Zimmer. Dabei sind alle Gesellschaftsklassen vertreten: der einfache Arbeiterrock ebenso gut, wie der glänzend schwarze Frack, die diamantenüberfüllte Ballrobe wie das schlichte Wollkleid.

Und alles bewegt sich frei und ungezwungen, kommt und geht ganz nach Belieben.

Von der Ferne her erschallt leise Musik: Violinspiel mit Klavierbegleitung. . . .

In einem besonders kostig ausgestatteten Zimmer steht, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, der Hausherr. Er unterhält sich mit einigen seiner hervorragenderen Gäste. Erstlichlich gibt er sich Miße, lebenswürdig zu sein; doch ist ein müder Zug in seinem interessanten Gesicht unverkennbar.

Mit der ihr eigenen ruhigen Grazie bewegt sich die Hausfrau zwischen ihren Gästen, hier stehen bleibend, um einem bekannten Schriftsteller ein paar freundliche Worte über sein neuestes Werk zu sagen, dort einem schüchternen jungen Mädchen aus dem Volk ein aufmunterndes Lächeln spendend.

Magdalene ist während der zwei Jahre ihrer Ehe noch schöner geworden.

Ein taubengraues Sammetkleid — sie bevorzugt noch immer diese Farbe — schmiegte sich eng an die etwas vol-

ler gewordene hohe Gestalt. Die Schatten um die leuchtenden Augen sind nicht mehr so dunkel; der Blick selbst ist stolzer, selbstbewusster. Der mattweiße Teint hat, wenn auch nicht direkt Farbe, so doch einen zartpurpurfarbenen Schmelz erhalten, der mit dem goldschimmernden, kastanienbraunen Haar köstlich harmoniert.

Der Ausdruck des ganzen, in seiner klassischen Ruhe fast vollendeten Antlitzes atmet Glück und Zufriedenheit.

Während sie so von Zimmer zu Zimmer schreitet, dabei stets die Wünsche ihres Gatten beachtend, fliegt ihr Blick wiederholt zur breiten Glastür, welche zum Entree führt.

Plötzlich teilt ein frohes Lächeln ihre Lippen.

Robert Harrison ist soeben eingetreten.

Rasch geht Magdalene dem Vater entgegen. Hand in Hand mit ihm kehrt sie zurück.

„Wie lieb von dir, daß du gekommen bist, Vater! Aber wo ist Edith?“

„Hu, das Mädel hat wieder einmal Kopfschmerz! Meiner Treu, Magda —“ verwundert blickt er sich um — „wieviel Menschen sind denn hier? Wohl über hundert! Macht dich das nicht müde, Kind?“

Magdalene lächelt.

„Durchaus nicht; ich fühle mich sehr wohl. . . . Nun aber komm' ins Musikzimmer, Vater! Hörst du das prächtige Violinspiel? Das ist Rose — deine kleine Tochter!“

Behaglich schmunzelnd läßt der Farmer sich durch die Klucht der Zimmer geleiten, während Magdalene heiter fortplaudert.

„Siehst du, Väterchen! Da hinten am Fenster ist ein hübscher, ruhiger Platz. Von dort aus kannst du Roses Spiel gut hören. Ich will dir dann auch Dr. Mansfield vorstellen.“

„Dr. Mansfield? Wer ist das?“

„Kelly Kinsleys Onkel, ein junger, vielversprechender Arzt. Hat Viola dir noch nicht von ihm erzählt, Vater?“

„Ah —! Bläst der Wind aus der Luke!“ lacht Robert Harrison. „Schon recht! Bring' mir den jungen Quacksalber nur her! Dacht' zwar nicht, daß sobald eine andere meiner Töchter mich ebenfalls verlassen würde. Na — 's ist eben das Schicksal der Eltern! Ist die Sache übrigens schon spruchreif?“

„Bewahre. Mach' nur keine Anspielung! Du bleibst doch eine Woche ganz bei mir, nicht wahr, Väterchen? Dein Zimmer ist in Ordnung.“

Doch der alte Herr schüttelt den Kopf.

„Nein, Magda, das geht nicht. Höchstens zwei Tage. Sack Robinson, der neue Käufer unserer kleinen Farm — übrigens ein prächtiger Junge; er kommt fast alle Woche zu uns herübergeritten, um mit Rose vierhändig zu spielen — will mit mir etwas Wichtiges besprechen wegen der Rübenkultur. Muß auch deinen Rat hören, Kind!“

„Schon gut, lieber Vater — später! So, da sind wir! O, das Stück ist gerade zu Ende! Na, schadet nichts. Sie spielt nachher noch eins. Sey' dich, Vater! Ich hole Rose.“

Um ein junges, hochgewachsenes Mädchen hat sich soeben ein dichter Kranz von Bewunderern geschlossen. Das Mädchen ist ganz in Weiß gekleidet, mit kleinen Sträußchen von Hedenrosen im Gürtel und im dunkelblonden Haar, das in natürlichen Locken über Schultern und Rücken fällt.

Als sich die ohnehin frischen runden Grübchenwangen jetzt bei den überschwenglichen Lobesbeteuerungen noch tiefer färben, als die großen, dunkelbraunen Augen jucheln vor Vergnügen, als ein frohes Lächeln die roten Lippen teilt und zwei Reihen blendend-weißer Zähne aufblitzen läßt — da kann man sich kaum ein liebreizenderes Bild vorstellen, als Rose Harrison — eine wahre Verkörperung des Frühlings.

„Ich komme gleich, Magda!“ beantwortet sie fröhlich lachend den Ruf der Schwester. „Ah, da bist du ja, liebste Väterchen! Nun, was sagst du zu meinem Debut? Bist du auch so entzückt, wie all meine Freunde hier?“

Und halb stolz, halb humoristisch weist sie auf den Troß von jungen Herren, der beim Herannahen der Schwester ehrfurchtsvoll zurückgetreten ist.

Robert Harrison nicht vergnügt, indem er die glühenden Wangen seiner jüngsten Tochter zärtlich streichelt.

Dann lehrt sein Blick wieder zu Magdalena zurück. Sie ist noch immer sein Lieblingskind, und daß ihre zuerst so gesüchtete Heirat einen so günstigen Verlauf nimmt, ist die Freude seines Alters.

Jetzt erhebt sich auch Viola vom Klavierfessel und begrüßt den Vater. Auch ihre erste Frage gilt Edith.

„Sie hat Kopfschmerz,“ wiederholt der Farmer mit rührender Geduld. „Das Mädchen macht mir mehr Sorge, als ihr übrigen drei zusammen. . . Wo ist denn Dr. Mansfield, Viola?“

„Er spricht mit seinem Bruder, dem Pfarrer.“

Dunkle Röte ist bei Robert Harrisons harmloser Frage in die schmalen Wangen des Mädchens gestiegen — bis hinauf zu den krausen Locken, die sich widerpenstig aus dem goldglänzenden Flechtengeringel gelöst haben.

Auch Viola ist sehr hübsch; aber der Ausdruck ihres feinen Antlitzes zeugt von schlaflosen Nächten, von schweren Kämpfen und vergossenen Tränen. Der Glanz der sanften Wellenaugen ist getrübt; die Wangen tragen die bedeutliche fieberhafte Röte der Schwindsüchtigen.

Ihre ganze Art zu sprechen, sich zu bewegen, hat etwas Hastiges, Nervöses.

„Die nächste Begleitung kann ich noch spielen,“ flüstert sie Rose zu; „dann mußt du sie Magda übergeben. Ich gehe noch ins Hospital.“

Roses dunkle Augen blicken ganz entsezt.

„Heut' abend noch?“

„Ja, Kind.“

„Aber der Vater ist da — und Dr. Mansfield!“

Wieder errödet Viola. Doch faßt sie sich diesmal schneller.

„Dr. Mansfield hat auch noch im Hospital zu tun,“ erwidert sie kurz. „Willst du jetzt spielen, Rose?“

Damit läßt sie sich am Klavier nieder und greift ein paar kräftige, einleitende Akkorde.

Gleich darauf setzt Roses Violine ein, ganz leise, zart, einschmeichelnd, um dann immer mehr anzuschwellen bis zum jubelndsten Fortissimo.

Als die beiden Schwestern geendet, bricht ein rasender Beifallssturm los.

Während man Rose beglückwünschend umringt, steht Viola leise am Klavier auf. Unbemerkt gleitet sie an den plaudernden und lachenden Gruppen vorbei, dem Ausgang zu.

Ein schlanker, brünetter Herr von etwa dreißig Jahren, der den Kopf in die Hand gestützt, aufmerksam dem Spiel der beiden Schwestern gelauscht hat, erhebt sich jetzt und blickt der davoneilenden Gestalt voll lebhaftem Interesse nach.

Dann verläßt auch er das Zimmer.

Raum hat Viola die lauten Gesellschaftsräume hinter sich, da atmet sie wie befreit auf. Glücklich lächelnd sucht sie ihr kleines Zimmer im obersten Stockwerk auf, tauscht hastig ihr rosa Seidenkostüm gegen den dunklen Anzug und die weiße Haube einer Krankenpflegerin, füllt einen kleinen Henkelkorb mit einer Flasche Rotwein, ein paar frischen Eiern und Orangen und Trauben und schlüpft unbemerkt durch eine kleine Hintertür aus dem hell erleuchteten Hause auf die Straße.

In ihrer Krankenpflegerintracht hält sie niemand auf. Kein unverschämter Blick trifft ihr hübsches Gesicht, kein beleidigendes Wort ihr Ohr. Ungehindert eilt sie die Häuser entlang, den Blick aufwärts gerichtet zum sternbesäten Himmel.

Und weiter eilt sie, durch kleine, schmuckige Gäßchen, die niemals sonst der Fuß einer Dame betritt. Von Zeit zu Zeit bleibt sie stehen und preßt die Hand auf die Brust. . .

Dann wieder vorwärts vorwärts. . .

Plötzlich zuckt sie zusammen. Ihr scharfes Ohr vernimmt einen wohlbekannten Schritt. . .

Die Entfernung zwischen ihr und den Schritten wird immer kleiner. Und jetzt — —

„Guten Abend, Fräulein Harrison!“ sagt neben ihr eine helle Männerstimme.

Sie wendet den Kopf.

„Schwester Viola, bitte, Herr Doktor!“ forriert sie lächelnd; aber dies Lächeln hat etwas Gezwungenes.

„Also meintwegen — Schwester Viola,“ wiederholt Dr. Mansfield gutmütig. „Ob Fräulein Harrison oder Schwester Viola — für mich sind Sie doch stets dieselbe.“

Viola macht eine abwehrende Handbewegung; doch kann

sie es nicht hindern, daß leichte Röte in ihre Wangen steigt. Er bemerkt ihre Befangenheit. In seinen Augen leuchtet es auf.

Schweigend schreiten die beiden eine Weile nebeneinander her. Dann fragt Viola, um ihre sich beständig steigende Verlegenheit zu verbergen:

„Glauben Sie, daß der kleine Jack Popper die heutige Nacht überleben wird, Herr Doktor?“

„Zweifellos! Aber er wird noch viel zu leiden haben. Und Sie, seine Pflegerin mit ihm. Muten Sie Ihrem Körper auch nicht zu viel zu, Fräulein — Verzeihung! — Schwester Viola?“

Schweigend schüttelt sie den Kopf.

Noch ein paar Schritte weiter — und beide treten ein in das große Portal des St. Johns-Hospitals.



Die neue St.-Geist-Kirche in Düsseldorf.



Auf der Treppe reicht der junge Arzt Viola herzlich die Hand.

„Gehen Sie schon hinauf zu dem armen Jungen, Schwester Viola! Ich komme gleich nach. Hab' nur vorher im unteren Saal noch etwas zu tun. Auf Wiedersehen, liebe Schwester!“

Langsam steigt Viola die Treppen hinauf bis zum zweiten Stockwerk und biegt dann ein in eine lange Halle, in welche eine Masse Türen münden.

Hinter einer dieser Türen erzittert leises Wimmern einer Kinderstimme. . .

Viola drückt die Hand aufs Herz bei den kläglichen Lauten, die ihr in die Seele schneiden.

Dann öffnet sie rasch die Tür und verschwindet in dem Dämmerdunkel des Krankenzimmers. (Fortsetzung folgt.)

Das englische Königspaar auf der Reise nach Indien.

Auf der Reise zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Indien wurde das englische Königspaar in Port Said in Aegypten von dem Khediven und einer türkischen Sondergesandtschaft unter Führung des Prinzen Zia-ed-Din begrüßt.

Von links nach rechts: General Sir Reginald Wingate, Prinz Mohamed Ali Pascha, der Herzog von Teck, Prinz Zia-ed-Din, der Khedive von Aegypten, König Georg V., Lord Kitchener. Sitzend: Königin Mary und Kiamil Pascha, der Ex-Großwesir der Türkei.



Pflege des Sparsinns in der Fortbildungsschule.

Um den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, ihr erstes selbstverdientes Geld, soweit sie es nicht den Eltern abliefern, nutzbringend anzulegen, sind in zwei Berliner Pflichtfortbildungsschulen Hanel'sche Sparautomaten aufgestellt worden, die nach Einwurf von 10 oder 50 Pfennig eine im Innern gedruckte Quittung über ein entsprechendes Guthaben bei der Städtischen Sparkasse verausgaben.

*



Sinnsprüche.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht, Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht. Logau.

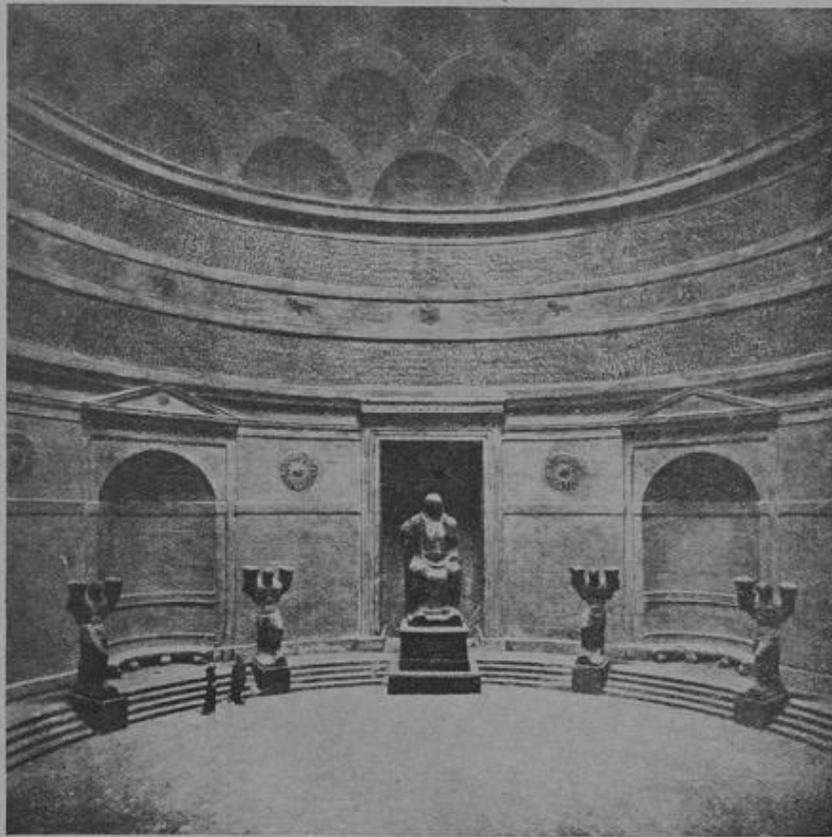
Viel feiern und gasten Leert Keller und Kasten. Sprichwort.

Die chinesische Telephon-Zentrale in San Francisco. Die Chinesen haben in San Francisco ihr eigenes Postamt mit ausschließlich chinesischen Angestellten.



Der Entwurf für das Bismarck-National-Denkmal.

Der Zentralbau des Denkmals ist errichtet auf einer weiten, zweistufigen Terrasse, deren Verbindung durch eine mit zwei Standbildern bekrönte, weitausladende Freitreppe hergestellt wird. Ueber einem achteckigen, durch Rundtürme energisch betonten hohen Unterbau erhebt sich das massige Rund des Innenbaus, das von einer steinernen Kuppel überragt wird. Die architektonische Linienführung betont das Aufwärtstreiben der schweren Masse durch die aufsteigenden Widerlager und den Abschluß der Linien in den firstbekrönenden Adlerköpfen. Die Breitenwirkung der Massen wird erzielt und zusammengehalten durch die umlaufenden wagerechten und teilweise wieder in sich selbst geschwun-



genen Frieße. Ein energisch durchgeführter First schließt die Kuppel vom Unterbau fest ab. Die äußere Gesamtsilhouette ist von allen Seiten gleich und bei größter Einfachheit und Geschlossenheit reich und schön.

Der Rundbau des Innern läßt den Eindruck des Pantheons in Rom wieder aufleben. Einer hohen, durch Türen und Nischen unterbrochenen Wandfläche ist unter der Kuppel ein dreifacher Fries als Abschluß gegeben. Die Kuppel selbst ist eigenartig lastetiert. Die Bismarckstatue, ein wichtiges, energisch gesehenes Werk von Hugo Lederer, findet vor einer dunkeln Nische ihren Platz. Die Beleuchtung erfolgt durch einen in der Kuppel zentralliegenden Lichtschacht.



Eine Weihnacht in Italien. Von Bernhard Werres.

Es war ein kalter, klarer Tag, der 23. Dezember 1906, und als wir uns ansahen, das Weihnachtsfest zu feiern, fern von der Heimat im sonnigen Süden in den Mauern der alten Königsstadt Turin, da fiel es uns erst auf, daß wir gar nicht daran gedacht hatten, den heiligen Abend auch hier in Eis und Schnee zu begehen. Seit einigen Tagen lagen die Schneemassen gar hoch in den Straßen der Stadt und auf den Hügeln. Durch die ganze Ebene hin konnte man mit Schlitten fahren. Die Bäume und Sträucher glitzerten im Raubreif und im Parco del Valentino surrten die Schlittschuhe über die glatte Fläche des Teiches. Der ganze Verkehr war lahmgelegt, die Trambahn verkehrte nicht, und hier und da bahnte sich ein Fuhrwerk mühsam seinen Weg durch die Schneemassen. Tausende von Arbeitern waren Tag und Nacht damit beschäftigt, die Straßen wieder gangbar zu machen, in schier endlosen Reihen schaufelten sie unermüdlich drauf los, bis schließlich all die weiße Herrlichkeit verschwunden war in den Öffnungen der Schwemmanalysation, die in allen Straßen in kurzen Abständen angebracht sind. Da nimmt denn das braufende Gebirgswasser, das hier unter der Stadt dem Flusse zustrebt, alles mit und führt es als Wasser dem Meere zu. — Am heiligen Abend waren die Straßen wie-

fäden. Was hier an Festtagsartikeln zumeist begehrt wird, sind gastronomische Dinge, allerlei Kuchen und Torten, Pasteten, Konfitüren, dann auch pikantere Sachen, als Wurst, Käse, Fisch und nicht zuletzt die „aringa Bismarck“ unser biederer Bismarck-Hering. Auch Wein aller Art, Likör, Früchte gehören zum italienischen Weihnachtsfest wie zum deutschen Speculatius und Printen. Wir hatten Gelegenheit, am ersten Weihnachtstage, dort dem einzigen, die Tafel in einem besseren bürgerlichen Haushalt zu studieren; es ist für einen deutschen Magen höchst gefährlich und schier unmöglich, von allem zu kosten, was aufgetragen wird, und dabei können wir doch gar nicht einmal sagen, daß wir Weihnachten zu hungern pflegen. — Das Menü beginnt mit Suppe, meistens gar zwei Arten, eine süße und eine pikantere, der dann die „Pasta assiuta“ zu folgen pflegt, jenes Leibgericht der Italiener, bestehend aus Nudeln, vorzüglich zubereitet und mit Käse und Butter Sauce serviert, dem auch die in Italien lebenden Deutschen meist nicht lange abhold bleiben. Zu dieser Einleitung trinkt man leichteren Tischwein. Dann folgt der Clou der Speisefarte: der Braten. Es gibt fast immer zwei bis drei Sorten, darunter Wild oder Geflügel. Die Pause zwischen Suppe und Braten füllt gewöhnlich eine Platte mit verschiedenen Wurstsorten,

Das erste Grabdenkmal für gefallene italienische Soldaten.

Das 24. italienische Infanterie-Regiment hat bei den verzweifeltsten Kämpfen um den wichtigen Brunnen Bumliliana besonders große Verluste erlitten. Diese entstanden vorzüglich dadurch, daß die von den Arabern unterstützten Türken sich innerhalb der Dase, der mit Bäumen bestandenen Fläche bei Tripolis, festgesetzt, sich an manchen Stellen in den Hinterhalt gelegt und durch Kriegslust kampfbegierige Italiener verlockt hatten, allzuweit vorzudringen. Die gefallenen Soldaten wurden in einem Massengrab beigelegt und ihnen ein Grabdenkmal aus mit Palmenzweigen geschmückten Steinblöcken errichtet.



der frei und alles eilte und hastete, das Veräumte nachzuholen; eine geschäftige Menschenmasse wälzte sich durch Straßen und Gassen, um noch schnell die Einkäufe für das Fest zu besorgen.

Das Wetter war so recht dazu angetan, Weihnachtsstimmung zu erwecken, und als wir nach getaner Arbeit durch die belebten Straßen pilgerten, dachte wohl jeder von uns deutschen Landsleuten an den Weihnachtsabend daheim.

Was beginnen heute abend? Es waren recht wehmütige Empfindungen, die uns beschlichen bei dem Gedanken, nicht im trauten Familientreife, nicht unter'm brennenden Lichterbaum frohe Gesichter sehen zu sollen, und als wir beschlossen, in unserm Stammlokal, dem Café Alfieri, beim Glase Wein recht fidel zu sein, da war es sicherlich ein Auslug von Galgenhumor, ein narkotisches Mittel, um die im Innern stärker und stärker schwellenden Heimatsgedanken zu betäuben.

Auch in Turin merkte man die Anzeichen des bevorstehenden Festes, wenn sich auch ihr Charakter von dem der deutschen Festesvorfreude sehr verschieden zeigte, fehlten doch hier vor allem die grünen Tannen an den Ecken und auf den Plätzen, die mit ihrem Duft allein schon eine ganze Welt von Empfindungen auszulösen vermögen. Es fehlte in den Auslagen der bunten Christbaum schmuck, die silbernen Kugeln und Ketten, die glitzernden Lametta-

sauber und appetitlich garniert aus, die, ich glaube aus Langerweile, zu etwas Brot gleichfalls leer gemacht wird. Fisch geht in Begleitung eines Likörs, der die Verdauung heben soll, den Weg allen Fleisches, und nun hat der ungeübte Magen erst die schwerste Probe zu bestehen. Es beginnt der Reigen der „dolce“, der Süßigkeiten mit Torte, zu der guter alter Wein getrunken wird. Pralines, kandierte Früchte, Käse und Früchte und endlich „café nero“ beschließen das einfache Mittagmahl, wie es wenigstens auf unserer Einladungskarte hieß.

Man wird verstehen, daß der Italiener oder die Italienerin viel Zeit nötig hat, um alle diese Dinge herbeizuschaffen, und daß die Lebensmittelhändler dabei auf ihre Kosten kommen.

Neben diesen Geschäften nehmen die Buchhändler und die Papierverkäufer in der Hauptsache teil am Weihnachtsgeschäft. Kalender, meist englischen oder französischen Stils, werden viel gekauft, daneben auch Ansichtskarten mit dem Gruße „buon Natale“ frohe Weihnacht.

Die Straßenhändler, die ja zu dem alltäglichen Bild einer italienischen Stadt gehören, verkaufen vereinzelt auch mechanische Spielwaren deutschen Ursprungs. Umringt von Erwachsenen und Kindern lassen sie ihre Autos, ihre Gelfuhrwerke und Clowns arbeiten. — Fast überall herrscht rege Eile, aber man vermißt den Ausdruck gespannter Er-

wartung in den Mienen der Kleinen, die heimliche Freude bei den Erwachsenen. Weihnachten ist eben ein deutsches Fest und nur in Deutschland kommt jene wunderbare Stimmung auf, die wir als unzertrennbar zum heiligen Abend gehörig betrachten.

Den Vorabend des Festes feiern die Italiener kaum oder nur in den Cafés und Restaurants, und so gingen denn auch wir, als es stiller zu werden begann auf den Straßen, um beim Glase Punsch der Heimat zu gedenken.

Wir hatten mehrere Landsleute getroffen und waren recht fidel geworden, und als einer den Vorschlag machte, in dieser Nacht hinaus zu wandern auf den Colle della Maddalena, den höchsten Gipfel der Hügelkette von Asti, da wurde dieser Plan mit heller Begeisterung aufgenommen.

Der Mond leuchtete uns auf unserm Wege am Po entlang und dann durch die im weißen Winterleide friedlich ruhenden Hügel. Die Sterne flimmerten am klaren, blauen Himmel, daß es uns war, als habe der liebe Gott selbst uns einen Christbaum angezündet, als wollte er sagen, seht ihr lieben Menschenkinder, dieses Sternenzelt, es strahlte in jener Nacht, da euch das Heil geworden ist, es funkelte in eurer Kindheit Tagen daheim in der heiligen Nacht und so strahlt und funkelt es euch heute den Friedensgruß zu: Ehre sei Gott in der Höhe!

Als es zwölf schlug von den Kirchen der Stadt, waren

— Und den Menschen ein Wohlgefallen;

Wir empfanden die Botschaft des Himmels, es war Weihnachten geworden in uns und wohl nie werden wir diese Christnacht vergessen.

Gegen zwei Uhr waren wir auf dem Gipfel etwa 900 Meter hoch. Noch einmal konnten wir den Anblick der lichtüberfluteten Winterlandschaft genießen, dann ging der Mond zur Ruhe und überließ den Sternen allein die Wacht.

Unten in den Dörfern und Städten zogen nun wohl die Gläubigen zur Christmette, gingen wie einst die Weisen aus dem Morgenlande hin zur Krippe, um den König anzubeten, wie die Hirten von Bethlehem, die ihre Herden verließen, um das Jesukindlein zu begrüßen.

Die rechte Weihnachtsstimmung kam auch über uns, und während wir auf dem Gipfel standen, schweiften die Gedanken über die Berge hin zum deutschen Vaterlande, hin zu den Lieben daheim, die wohl auch an uns denken mochten in dieser Nacht.

Stille Nacht, heilige Nacht — klang es hinaus, das deutsche Weihnachtslied in die klare Winterluft, und nie im Leben habe ich so aus vollem Herzen ein Weihnachtslied gesungen, wie dort auf dem Gipfel der Colle della Maddalena. — Im Herzen klangen die Glocken und wir waren glücklich da oben.

Es wurde recht kalt und wir sammelten Reisig und er-



.....

Die Kinder des Zarenpaares.

Die kleinen Prinzessinnen am russischen Hofe, die alle älter sind, wie der kleine Thronfolger Großfürst Alexei, sind schon so groß geworden, daß die älteste nach russischem Brauche bald halsfähig sein wird. Die Kinder des russischen Zarenpaares sollen ihrem Wesen nach sehr viel von ihrer deutschen Mutter, einer heftigen Fürstin, haben. Sie heißen (auf dem Bilde von von links nach rechts wiedergegeben): Großfürstin Maria, geb. 1899; Großfürstin Tatiana, geb. 1897; Großfürstin Anastasia, geb. 1901; Großfürstin Olga, geb. 1895; Großfürst-Thronfolger Alexei, geb. 1904.

.....

wir schon hoch über der Ebene; unten tief lag das Häusermeer der Großstadt umhüllt von rötlichem Dunst, die Straßenzüge noch genau zu unterscheiden. Unsicher flimmerten die Straßenschilder in zitternden Ringen zu uns herauf. Am Fuße der Hügelkette rauschte der Po, und seine Wellen leuchteten im Silberschein, umrahmt von den weißen Uferstreifen zu beiden Seiten. Jenseits wölbten sich die beschneiten Baumkronen des Valentino. Da lag der Bahnhof „Porta Nuova“, weithin erkenntlich an der besonderen Lichtfülle und an dem Rauch und Quasm, der von den Vogenlampen rot bestrahlt wurde. Hinter der großen Fläche der Piazza Vittorio Emanuele reckt sich die Turmspitze der Mole Antonelliana in den klaren Aether und noch mehr nach Osten leuchteten die Kreuze und Grabdenkmäler des Campo Santo, an denen sich die Mondstrahlen brechen, gemahnend an Tod und Ewigkeit. —

Friede auf Erden!

Dann dahinter, soweit das Auge reicht, nach Ost und West die Kämme der Hochalpen im Reuschnee vom Mondschein überglänzt; jeder Berg, jeder Gipfel zu unterscheiden, dort der Monte Musiné mit seinem weißen Kreuz, da das Tal von Susa mit dem Mont-Genis-Massiv als gewaltiger Abschluß, der Monte Cibraio, der Monte Rosa. Ganz im Westen dann, gleichsam als Capseiler, ragte trübsig der Monteviso in die Winterpracht. — Darüber hin spannte sich der klare azurblaue italienische Himmel.

warteten beim Scheine des lustig flackernden Feuers den Morgen.

Als dann endlich die ersten schwachen Lichtschimmer am Horizonte aufzuckten, begrüßten wir den jungen Tag. Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen hinüber zu den ewigen Bergen, deren Gipfel sie in zartes Rosa tauchte. Bald standen auch wir umflossen vom Licht und dann drangen die Strahlen auch in die Täler, vertrieben die Nacht und weckten die Menschen zum frohen Feste.



Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weißer sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man nur die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pfg. überall zu haben.



Humor.



— **Geschichtsunterricht.** Professor: „Wie nannte man die Vereinigung der drei römischen Staatsmänner Cäsar, Antonius und Pompejus?“ — Schüler: „Einen Stat, Herr Professor.“

— **Ein Vorsichtiger.** Hausfrau zum Bettler: „Sie können sich ein Mittagessen verdienen, wenn Sie den Haufen Holz da klein machen.“ — Bettler: „Hm — was gibt's denn heute mittag?“

— **Bauer in einer Versammlung:** „Was reden die Leute immer von Optimist, Pessimist; es geht nichts über Stallmist.“

— **Schöne Aussicht.** Vater an einen zu engagierenden Hauslehrer: Ich habe einen Sohn und eine Tochter. Ich möchte Sie nun von vornherein darauf aufmerksam machen, daß ersterer Mar und Moritz zugleich ist und sein Schwesterchen sich mit Erfolg bemüht, in seine Fußstapfen zu treten.

— **Kambalenhauptling zu einem aufgegriffenen Forschungsreisenden:** „Wie heißen Sie denn?“ — „Schmitz.“ — „So, ihren Vater habe ich auch gekannt, es war ein sehr wohlschmeckender alter Herr.“



Rätsel.



Begierbild.



Wo ist das Opfer der beiden Begelagerer?

1. Rätsel.

Du sollst dich stets in dieser Tugend üben,
Dann kannst du dich wohl, andre nie betrüben,
Doch schreibst getrennt du hin mich auf Papier,
Seh' noch ein Wort davor, dann kann ich schier,
Als Schredgepenst für viele Menschen dienen,
Die drum sich sorgen emsig wie die Bienen.

2. Rätsel.

Seltzam — ein jedermann erstrebt,
Gerade das, worin er lebt.

Königszug.

W	a	Ze	dem	Men	sch	fe	tu
er	cht	n	n	en	für	ben	de
nd	fa	re	n	ei	ist	ß	von
u	ll	nn	ei	n	Ma	ast	kr
lpie	so	fte	Krä	ni	er	ge	ge
fen	laf	is	die	cht	er	das	ben
en	ste	cht	re	ab	nn	we	ite
Ziel	en	brn	ch	na	er	ka	zn

Buchstabenrätsel.

Die aus folgenden Buchstaben zu bildenden neun Worte sind so zu stellen, daß die mittleren Reihen, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen gleiche Worte ergeben.

A	1. Buchstabe.
A B C	2. Biblischer Name.
D D E E E	3. Biblischer Name.
E E G H I I	4. Griechische Göttin.
J L L L L M M N N	5. Schöpfung Wagners.
N N N O O R R	6. Französische Provinz.
R R R R T	7. Englische Stadt.
U U V	8. Persönliches Fürwort.
Y	9. Buchstabe.

Scherzrätsel.

Nun ratet her und ratet hin,
Es sitzt in seinem Nest allein,
Im Aehrenfeld ein Vögelein,
Und dennoch seh' ich achte drin.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

1. Td7-f7	2. Sd8×f7 matt
1. Td7-e7	2. Te2-d2 matt
1. Td7-b7	2. Sd8×b7 matt
1. Td7-c7	2. Da5-d2 matt
1. Td7×d8	2. Da5×d8 matt
1. Sg7-e6	2. Te2×e6 matt
1. f6-f5	2. Da5-e5 matt
1. f4-f3	2. Le1-g3 matt
1. La3-b4	2. Le1×b4 matt
1. La3-c5	2. Da5-c5 matt.

Scharade: Freitag.

Scherzrätsel: Hofe.

Begierbild: Bild nach rechts drehen; der gesuchte Landwirt steht zwischen Berg und Baumtwissel.

Rätsel: Klagen.

Synonym: Hals.

Rebus: Kinderumzug.

Redaktion: Erwin Thissen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

Düsseldorfer Sonntagsblatt

Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 52.

Sonntag, 24. Dezember.

Jahrgang 1911.



Weihnachten.

—

Weihnachtsglocken, Weihnachtslieder
In der ganzen Christenheit!
Süße Träume kehren wieder
Aus der frohen Kinderzeit.
Mag die Welt in Waffen starren,
haucht es doch wie Friedensweh'n;
Alle, die des Hellen harren,
Werden seine Wirkung seh'n.

In der Weihnacht ist verkündet
Frieden jedem Adamskind,
Dessen Herz für Gott entzündet,
Dessen Wille treu gesinnt;
Dessen Kniee gern sich beugen
Vor dem hehren, ew'gen Wort;
Dessen Lippen fromm bezeugen,
Daß der Herr sein Trost und Hort.

Er, der Herr, der nun im Stalle
Liegt als Kindlein, arm und schwach,
Bringt Veröhnung für uns alle,
Licht in jedes Wohngemach,
König zwar auf höchstem Throne,
Will er wirken für die Welt,
Die als Dank die Dornenkrone
Ihrem Retter vorbehält.

Rettung, Freiheit, Segen, Gnade
Schöpft die menschliche Natur
Aus der neuen Bundeslade,
Aufgebaut in stiller Flur.
Ein Geheimnis birgt die Stätte,
Die zuerst den Heiland sah;
An des Kindleins hartem Bette
Sind der Allmacht Wunder nah'.

Seraphinen heil besingen,
Was die hell'ge Nacht beschert.
Friedensworte niederzwingen
Alles Sagen dieser Erd'.
Weihnachtsfriede ist gekommen,
Weihnachtswonne uns beglückt,
Seit der Hoffnung Licht erglommen
Und ihr Schein die Welt entzückt.

Ehre sei Gott



in der
Höhe!



Münster i. W.

Hermann Steinhäusen

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ **Gesühnte Schuld.** □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

(Fortsetzung.)

Roman von Erich Friesen.

(Nachdruck verboten.)

2.

Wie das alles so gekommen? . . . Greifen wir etwas zurück! . . .

Bald nach Magdalene Harrisons offizieller Verlobung mit Ralph Donald teilte dieser ihr mit, daß er über bedeutende Reichtümer verfüge. Er jelbst mache sich nichts aus dem Wohlleben. Wenn Magdalene es jedoch wünsche, werde er sein Haus elegant einrichten.

Seine Braut erwiderte, auch sie kümmere sich wenig um die sogenannten Freuden der Welt. Um jedoch das Geld nutzbringend unter das Volk, besonders unter die kleinen Geschäftsleute zu verteilen, sei es am besten, ein großes Haus zu führen.

Ralph hörte zuerst etwas verwundert zu. Noch niemals hatte er über die Frage der „kleinen Geschäftsleute“ nachgedacht. Doch jagte er sich willig Magdalenas Wunsch.

Die „Villa Helios“, eines der reizendsten kleinen Häuser in der Neunten Avenue, wird gemietet, reich und komfortabel ausgestattet, und nach vierzehntägiger Hochzeitsreise in das Gebiet der Niagara-Fälle halt das junge Paar seinen Einzug in das traute Heim.

Jetzt beginnt ein für beide ganz neues Leben.

Ralph macht noch einen jugendlichen Versuch, sich von gesellschaftlichen Trübel zurückzuziehen. Aber seine Frau hat es für absolut nötig, ihr Haus nach echt amerikanischer Sitte wenigstens einmal wöchentlich für jedermann offen zu halten — gleichviel, ob arm oder reich, alt oder jung, hoch oder niedrig. Alle will sie um sich sehen, die Freunde und Verehrer ihres Gatten, die jeden Sonntag mit einer Art Verückung seinem Spiel in der St. Johns-Palle lauschen, die sich vor seinem Genus beugen.

Und noch etwas bewegt sie zu dieser Maßnahme. Sie hofft, der Verkehr mit allen möglichen Gesellschaftsklassen werde Ralph von seinen Grubeleiden abziehen, ihn rascher aufheitern, ja ihn wach und nach gesunden lassen.

Zuerst folgt man etwas zurückhaltend der Einladung zu den Gesellschaftsabendessen in der „Villa Helios“. Der große Orgelvirtuose erregt allen so groß, so hoch, so unmaßbar, daß sie sich gar nicht getrauten, ihn mit dem Maßstab eines gewöhnlichen Menschen zu messen.

Nach und nach jedoch gewöhnt man sich daran, die Liebenswürdigkeit der Hausfrau, die gleichmäßige, ruhige Hostilität des Hausgehirns lassen jedermann rasch die erste Scheu überwinden.

Die elegantesten Millionäre ebenso wie die einfachsten Geschäftsleute spielen sich bald heimlich in der „Villa Helios“.

Und mehr und mehr nimmt der Einfluß des gezeierten Orgelspielers auf sein Publikum zu. Von Tag zu Tag wird sein Spiel majestätischer, herzergreifender.

Ist schon hat ihn Magdalene, nicht immer gar so düstere Themen zu wählen, die Gemüter der Zuhörer nicht anzu sehr ängstigen.

Stets schüttelte er den Kopf mit der kurzen Bemerkung, er könne nicht anders spielen.

Und wenn dann Magdalene mit Begeisterung davon spricht, daß die Musik, wie jede Kunst, vor allem die Aufgabe habe, die Menschen zu erfreuen, sie mit Tatkraft, mit Lust am Leben zu erfüllen, dann nehmen seine Züge oft einen etwas lebhafteren Ausdruck an — und das Thema seines nächsten Orgelvortrages ist ein weniger trauriges.

Mit inniger Freude gewahrt Magdalene diesen Fortschritt. Ja, sie wagt nach dem ersichtlichen Erfolg noch einen Schritt weiter zu gehen.

Sie sucht ihm zu beweisen, daß ein Mensch, der durch seine Kunst die Herzen öffnet, auch ihren kleinen Anliegen sein Ohr nicht verschließen darf.

Auch hier erklärt Ralph zuerst, er fühle sich nicht fähig, irgend einem Menschen einen Rat zu erteilen. Doch Magdalene weiß es geschickt so einzurichten, daß er ein einziges Mal einen alten Mann, der ein Anliegen hat, empfängt.

Von nun an ist das Eis gebrochen. Wenn auch widerstrebend, — so hört er doch all die armen Leute an, die, durch

sein ergreifendes Orgelspiel in Zwiespalt mit sich selbst gebracht, zu ihm kommen, um sich Rat zu holen.

Und keiner verläßt die „Villa Helios“ ohne Auskunft, ohne Trost, ohne Unterstützung.

Bei diesem menschenfreundlichen Werk wird er aufs vollkommenste von seiner Frau unterstützt.

Was Ralph gänzlich fehlt: Wilde, Sanftmut, Heiterkeit der Seele — das besitzt Magdalene in höchstem Maße. Hat er durch harte Worte oder allzu strenge Ermahnungen der Seele eines solchen Bittenden einmal eine Wunde geschlagen — so ist Magdalene da, um durch den Balsam der Vergebung der allgemeinen Menschenliebe die Wunde wieder zu heilen.

Magdalene und ihr Gatte bilden im wahren Sinne des Wortes ein Ganzes. Ihre Eigenschaften ergänzen die seinen. So vergeht ein Jahr.

Da blüht während des Lesens einer Zeitungsnotiz über die Armut in manchen Distrikten Newyorks in Magdalene der Gedanke auf, ein Armen-Krankenhaus zu gründen.

Ralph nimmt ihren Vorschlag mit Interesse auf. Schon am nächsten Empfangsabend liegt eine Liste aus zu beitragen für den Bau eines Hospitals im größten Stil, welche als ersten Namen den seinen mit Einzeichnung von fünfzigtausend Dollars enthält.

Mehrere Millionäre folgen dem guten Beispiel; viele weniger bemittelte Leute tragen ihr Scherflein dazu bei.

Nach einem halben Jahre schon erhebt sich in einer Seitenstraße der Broadway, der belebtesten Geschäftsstraße Newyorks, das fünfstöckige „St. Johns-Hospital“.

Jetzt erst kann man so recht sehen, wieviel arme Kranke die Miesstadt jährlich auswirft.

Niemals ist ein Bett leer. Schon wochenlang warten Vorgemerkte, bis ein Patient als gesund entlassen oder hinausgetragen wird auf den St. Johns-Friedhof.

Die kleine Kelly Kinsley hat es verstanden, ihre Mutter für das Unternehmen zu interessieren. Seit Magdalenes Verheiratung scheint die brave Frau überhaupt ihre Antipathie gegen Ralph Donald etwas abgegeben zu haben.

Sie beachtet sogar öfters mit ihrer Tochter die Empfangsabende der „Villa Helios“.

Inwieweit sie dies aus geschwisterlicher Liebe zu ihrem Bruder Archibald tut — wer kann es wissen! Jedenfalls ist ihr nicht unbekannt, daß der junge Arzt sich lebhaft für Viola Harrison interessiert.

Und merkwürdig — zuerst erschien es dem jungen Manne, als erwidere das liebliche Mädchen seine Neigung. In letzter Zeit jedoch meidet sie ihn sichtlich — besonders, seit sie den Wunsch ausgesprochen hat, Krankenschwester zu werden.

Aus Liebe zu Viola hat er eine valante Stelle als Unterarzt im St. Johns-Hospital angenommen. Hier kann er ihr wenigstens stets nahe sein, kann sie von allzu eifriger Ausübung ihres schweren Berufes abhalten, kann über ihre zarte Gesundheit wachen. Denn trotz ihrer großen Zurückhaltung ihm gegenüber hat er noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sie doch noch einmal die Seine nennen zu dürfen.

Es war an einem knospenden Frühlingsmorgen. Die ganze Natur grünte und sproßte und lachte und jubelte auf.

Da kam nach einer schlaflos verbrachten Nacht Viola mit rotgeweineten Augen in das Zimmer ihrer Schwester.

„Magdalene! Ich mag nicht mehr mein altes, nutzloses Leben fortleben!“ bekannte sie unter Tränen. „Die Freuden der Welt locken mich nicht mehr. Das irdische Leben ist zu kurz, um es zu vergeuden.“

Verwundert hörte Magdalene zu. Dann legte sie den Arm um den Nacken der Schwester und bettete das bleiche tränenfeuchte Gesichtchen an ihre Brust.

„Was ist dir, Viola? Drückt dich etwas?“

„Ja, Magda. Ich will Krankenschwester werden und meine Dienste dem St. Johns-Hospital weihen. Ich sprach schon gestern abend mit Ralph darüber. Er ist einverstanden und will mich schon heute als Volontärin ins Krankenhaus einführen, damit ich einen praktischen Kursus durchmache.“

Magdalene schüttelte den Kopf.

„Aber Dr. Mansfield —“ wirft sie ein. „Was wird der sagen?“

Leises Beben der Lippen verrät Violas hohe Erregung. Doch faßt sie sich schnell.

Er wird sich darein finden müssen. Wo ein Mann wie Ralph Donald ruft, muß Archibald Mansfield zurückstehen.“

Zwar ist Magdalene nicht ganz dieser Meinung. Sie spricht mit ihrem Gatten über den Fall; Ralph jedoch steht auf Violas Seite.

„Laß sie doch!“ sucht er die Bedenken seiner Frau zu beschwichtigen. „Wer sich einmal etwas vorgenommen hat, soll es auch ausführen. Es ist ein Fehler der meisten Menschen daß sie keine Ausdauer besitzen. Viola ist eine starke Natur. Das Opfer, das sie bringt, wird sie glücklich machen!“

Und so wurde Viola in das St. Johns-Hospital eingeführt.

Vollkommen widmet sie sich ihrem zukünftigen Beruf. Nur wenige Abende verbringt sie in der „Villa Helios“, wo sie ihr eigenes kleines Zimmer hat, oder sie fährt hie und da einmal nach der Harrison-Farm, um Vater und Schwestern zu besuchen.

Doaean fehlt sie nie bei Ralphs Orgelvorträgen. Mit gefalteten Händen, das goldig-glänzende Haupt an eine Säule gelehnt — so lauscht sie in stiller Verzückung.

Manch bewundernder Blick ruht auf dem lieblichen Antlitz, auf den fast überirdisch glänzenden Augen. Sie bemerkt sie nicht. Alles Weltliche prallt an ihr ab wie die Kugel an einem eisernen Panzer.

Doch schon nach wenigen Monaten fühlt sie, wie die Krankenpflege sie anreißt. Sie empfindet zu viel mit den Kranken, bleibt zu wenig gleichgültig gegenüber den sie beständig umgebenden Leiden und Schmerzen. Fast möchte man sagen: sie ist mehr Krankenpflegerin der Seele als des Körpers, und diese Art den an und für sich schon schweren Beruf auszuüben, reizt einen ohnehin zarten Körper besonders auf. Brustschmerzen stellen sich ein und Schwindel und Kopfschmerzen.

Die heftige Röte aus Violas Wangen täuscht die sonst so scharfsichtige Magdalene lange Zeit so daß sie nichts von den stillen Leiden der Schwester merkt.

Nur einer weiß, was mit ihm vorgeht — Dr. Mansfield. Seine scharfen Augen sehen durch die verärrternde Brille der Liebe noch schärfer. Doch jedesmal, wenn er eine Andeutung über ihren Gesundheitszustand macht, weicht sie ihm aus oder sie wird gar unbeduldsam.

So läßt er sie denn bewähren. Nur nimmt er sich vor, soviel über ihr zu machen.

Im Leiden der sich Viola fühlt um so seltener besucht sie die Harrison-Farm. Sie fürchtet Ediths scharfen Blick und möchte um keinen Preis den selbstgewählten Beruf aufgeben.

Edith ist die einzige der Schwestern, die treu bei ihrem alten Vater anhält.

Rose verbringt einen großen Teil ihrer Zeit in New York, entweder bei ihrer Freundin Nellie oder in der „Villa Helios“. Auch sie ist eine schwärmerische Bewunderin ihres Schwagers; aber ihre durch und durch gesunde Natur läßt sich nicht von ihm beeinflussen.

Im letzten Reitt allerdings scheint die Harrison-Farm wieder mehr Anziehungskraft auf das kleine muntere Mädchen auszuüben. Der junge Farm-Nachbar Jack Robinson kommt gar oft herüber und lacht und schwatzt und spielt Würfelspiele mit Rose oder er reitet mit ihr aus.

Robert Harrison selbst fühlt sich vollkommen zufrieden. Er ist jetzt sogar stolz auf seinen Schwiegerohn. Allwöchentlich besucht er seine Orchesterspiele und scheint ganz betraffen zu haben daß er den Mann einst einen „Schwächling“, einen „Schurken“ nannte.

In diesen gleichmäßigen Seelenfrieden des alten Farmers bricht plötzlich eine Bemerkung Ediths herein wie eine Bombe.

Schon lange hat es in Ediths treuem Herzen gekocht. Sie wollte jedoch den Vater nicht betrüben und drängte deshalb stets wieder den aufwallenden Born zurück.

Netzt, nach einem kürzlichen Besuch in der „Villa Helios“ hält sie es aber nicht mehr aus.

„Magdalene arbeitet die ganzen Nächte hindurch mit ihrem Mann!“ grollt sie los.

Der Farmer hebt den Kopf.

„Ja, Edith. Magda ist eine Musterfrau. Ich bin glücklich, daß ich das Opfer gebracht und sie dem Manne ihrer Wahl gegeben habe!“

„So —?“ Märrerlich stampft Ediths Fuß den Boden.

„Dann freust du dich auch wohl, daß du Viola opferst?“

„Geh —? Viola? Opfern? Wie meinst du das? Viola sieht doch sehr wohl aus!“

„Ja, überaus wohl!“ Bitter lacht Edith auf. „Aber ich lasse Viola nicht auch opfern, wie Magdalene — verlaß dich drauf, Vater! Noch heute fahre ich nach New York um die Sache in die Hand zu nehmen. Paß auf! Eines Tages spielen die ganzen schillernden Seifenblasen und dann —“

„Schillernde Seifenblasen? . . . Was meinst du damit, Edith? Du erschreckst mich.“

Er erhält keine Antwort.

Edith hat bereits das Zimmer verlassen.

3.

Etwa vierzehn Tage später kutschiert Edith ihren Pony-Wagen, mit Jim auf dem Rücksitz nach New York. Sie hat den Vater Moses Kürsorge überlassen, und der alte Herr unterdrückt mit Mühe einen Freudenjauchzer, als das zierliche Gefährt seinen Blicken entschwinden ist.

Er liebt auch seine Tochter Edith sehr — gewiß. Aber er kann eine gewisse Scheu vor ihrem scharfen Blick, ihren satirischen Bemerkungen noch immer nicht überwinden.

Und namentlich jetzt, da alles nach Wunsch geht!

Was meinte sie nur wieder mit jenen geheimnisvollen Andeutungen über „schillernde Seifenblasen“, die bald „Blasen“ werden? . . . Unbearbeitlich!

Als Edith in die Neunte Avenue einbiegt, sieht sie eine kleine, runderliche Dame mittleren Alters hastig die Straße entlang eilen.

Sie hält die Ponys an.

Guten Tag, Frau Kinslen! Wie geht's? Und wohin so eilig?

Die Dame bleibt stehen.

„Grüß Gott Fräulein Edith! Ich bin auf dem Weg zu Ihrer Schwester.“

„Ach auch. Da können Sie gleich mitfahren.“ — „Gern.“ Der Diener Jim hilft der kleinen Dame beim Einsteigen.

„Wollen Sie lange bei Frau Donald bleiben, Fräulein Edith?“

„Drei bis vier Tage. Jim fährt allein mit den Ponys zurück. Im Vertrauen gesagt — ich ängstigte mich wegen Viola.“

„Warum? Geht es ihr nicht out?“

„Nein. Sie tutet ihrem Körper zuviel zu. Diese verrückte Idee Krankenpflegerin zu werden —“

„Ja. Und nun erst meinen Bruder abzuweisen!“ Edith lockert die Zügel und blickt die kleine erregte Dame an.

„Wo? Hat Dr. Mansfield um Violas Hand angehalten?“

„Ja. Und mein Bruder ist ganz unglücklich, daß sie ihn abgewiesen hat.“

„Was für einen Grund gab sie denn an?“

„Sie wolle überhaupt nicht heiraten.“

„Wahnsinn!“ Und Edith ruzzelt indigniert die Stirn.

Frau Kinslen schweigt kurze Zeit. Dann neigt sie den Kopf vertraulich gegen ihre Realisatorin.

„Wissen Sie auch wer wieder daran schuld ist?“ Ihr Schmauer der große Droellmaler.“

Ediths Gesicht wird immer finsterner.

„Sehen Sie, liebes Fräulein Edith.“ fährt Frau Kinslen erreat fort. „Die Krankenpflegerin-Manie Ihrer Schwester Viola ist keine Schuld, ebenso wie die Veränderung im Wesen meiner Tochter. Die Nellie war stets ein gutes Kind — solofom vernünftige praktisch. Netzt — du lieber Himmel! — jetzt hat sie für keine häusliche Arbeit mehr Sinn. Sonntags steht sie schon morgens um sechs Uhr auf — nur, damit sie um elf Uhr zu den Orgelvorträgen zurecht kommt. Und dann spricht sie den ganzen Nachmittag nur über seine Motive, seine Themen, seine Modulationen! Welch vernünftiger Mann wird denn so ein überspanntes Mädchen heiraten? Früher war es mein Glückstrom, einmal hübsche, pausbäckige Entelchen auf dem Schoß wiegen zu können. Na, prostemählert! . . . Wissen Sie, was ihre neueste Verrücktheit ist? Sie will Krankenpflegerin werden, wie Viola! . . . Ist es zu glauben?“

(Fortsetzung folgt.)



Eine Weihnacht in der Heide.

Eine Erinnerung

von Georg Heinrich Daub (Heiligenstadt).

(Nachdruck verboten.)



inter war's wieder geworden. Weite Schneelaken breiteten sich über den Kluren. Stahl und gepenstlich ragten aus diesen Schneewüsten nur die verwitterten Weidenstümpfe auf, die den verschneiten Weg markierten. . . . Sonst unermessliche Einsamkeit — Himmel und Schnee.

Furchtbar ist in dieser Zeit die Heide.

Ist sie schon sonst arm an Leben an Strauchwerk und Getier, — jetzt ist sie aller und jeder Zeichen beraubt, die auf ein zukünftiges Werden hinzudeuten vermöchten. Spärlich nur taucht des Wacholders dun-

selgrünes, schneeverschleiertes Gefrösch auf, und nur der Heidebewohner vermag unter den knorrigen Schneegebilden am Begrain den Ginster zu entdecken, der sonst mit seinem Blüthengold das Herz erquickte. Verschwunden aber ist alles Getier: die Heidschmude belebt nicht die Klur und die Heidevögel sind ausgewandert. Schen nur streift die Nebelkrähe hoch in den Lüften über der totenstillen Heide. . .

* * *

Weihnachtsabend . . .

Ich sah am offenen Kaminfeuer des Heidebauernhofes. Fern der Heimat, unlustig den ersten Festtag des neuen Kirchenjahres in den Hotelräumen einer Kleinstadt zu verträdeln, hatte ich die Einladung eines Freundes angenommen, des Sohnes eben des Heidebauern. . . .

Es war eine mühevollte Wanderung gewesen durch den Schnee, der bis an die Knöchel ging. Aber ich erfüllte mir selbst einen Wunsch, als ich eindrang in dieses Land der Besenbinder und Mattenflechter, die seit Jahrhunderten wohnen in der westfälischen Heide der Bielefelder „Sonne“, die zwischen der Mindener Bergeplatte und dem nordwestlichen Teutoburger Höhenzuge sich erstreckt. Zuviel hatte mir Bernd Bruchlamp, des Heidebauern Sohn, erzählt von den Reizen dieses Landstriches, von seinen historischen Schlachtfeldern, auf denen Arminius die berühmte Schlacht den römischen Legionen geliefert hatte, und auf denen sechzehnhundert Jahre später die Schweden vom kaiserlichen Heere überwunden wurden. Mehr noch als diese geschichtlichen Erinnerungen lockte mich der Reiz dieser geheimnisvollen Natur, die im Sommer meilenweit die braune Erdruste unter dem Vila der Eritablüte versteckt, dann plötzlich Striche sumpfigen Moorlandes in die Szenerie hineinschiebt, gefährdende Sümpfe, wo das düstere Rohr wächst und das Niedgras im Winde raschelt. Unter Strohdächern wohnen die Torfmoorbauern: schweigsam sind sie, wie die schweigsame Heide; und nur, wenn der leuchtende Sonnenball hinter goldberbrämten Wolken am westlichen Himmel

verschwindet, kommt er aus seiner Hütte hervor, in der er tagsüber Binsennatten flocht. Dann starrt er mit ernstem Sinnen auf dieses Schauspiel bis der letzte Lichtschimmer verglüht und die Schatten der Abenddämmerung über die Heide schleichen. . . .

Wunderbare Berichte hatte ich aus Bernd Bruchlamps Munde vernommen über die Sitten und Gebräuche dieser Heideleute, deren Weltabgeschlossenheit nicht gleichbedeutend ist mit stumpfsinnigem Dahinträumen, sondern tausend Gestalten der Phantasie bevölkern dem Torfbauern Moor und Heide, und alte, uralte Sagen gehen hier von Mund zu Mund; geheimnisreiche Geschichten, in denen das „weite Gesicht“ einen breiten Raum einnimmt; und manchen geschichtlichen Perioden begegnet man — aber so unraun von sagenhaften Gebilden, daß Phantasie und Wirklichkeit hier nicht mehr entwirrt werden können. . . . Alle diese Berichte wurden wach in meiner Seele, als ich so am Kaminfeuer des Heidebauern saß. Bernd und ich rauchten Zigarren, der alte Bauer stieß dicke Rauchwolken aus seiner Wachholderpfeife; die Bäuerin mit den Mägden waren in einem Nebenraum beschäftigt, den Christbaum zu schmücken. Knisternd verbrannten die Buchenlöcher; aber von Zeit zu Zeit stieß der Wind in den Kamin hinab und jagte unten die Funken auf und trieb uns den Rauch des unter den Klößen brennenden Torfes ins Gesicht, gerade dann, wenn der Bauer eine seiner Erinnerungen zum besten gegeben hatte. —

Pfölich riß Gerd Hasperbring, der Knecht, die Tür zur Stube auf und sagte: „Bur, de Kottenfru!“

Steif erhob sich der Bauer und schritt hinaus. — Als er wieder zurückkehrte, war er ernst und in sich gekehrt. Endlich hub er wieder an zu erzählen:

„Junger Herr!“ jagte er, „draußen in den Städten kennt man uns nicht, wir aber kennen die Städte und die Leute darin. Viel Gutes ist's nicht, was wir von dort erfahren. Manch eines Heidebauern Glück ging in Stücke auf dem Pflaster der Städte. Wollen Sie eine Geschichte darüber hören? eine Weihnachtsgeschichte? Die greise Kottenfrau, die eben bei mir war, spielt eine Rolle darin.“

Eifrig bejahte ich. Da warf der Alte noch einen Alog in die Stube und begann:

„Kottenfrau nennt man sie nun, — die einstige Heidebäuerin, die vor uns auf diesem Hof schaltete und waltete, weil sie nun einen kleinen Kotten bewohnt, der früher noch zu diesem Hof gehörte und in dem ich aufgewachsen bin. Das Glück ändert sich wie's Wetter — heute bin ich Heidebauer und jene ist Kötterin.“

Eine Pause trat ein, während welcher der Bauer, still an seiner Pfeife saugend, in die Klammen sah. Dann fuhr er fort:

„Eine seltsame Frau ist sie, die Kötterin. Ein Fluch scheint auf ihrem Leben zu liegen. Seit sie dem früheren Heidebauern an den Altar gefolgt, ging die Wirtschaft zurück. Nicht als ob sie nicht zum Rechten sah oder verschwenderisch gewesen sei. Aber sie wollte höher hinaus, sie wollte reich werden. So trieb sie ihn fort vom Hof, hinein in die Stadt, wo er die Matten und Besen verkaufte, die er hier bei den Köttern nah und fern gekauft. Vielleicht hätte er Glück damit gehabt, wenn nicht der Branntwein gewesen, den der Heidehofbauer in der Stadt liebgehabt. Der zehrte am Erlös des Geldes; der zehrte an dem Glück der Familie; der war schuld, wenn Zank und Streit das Haus erfüllten, und der vergiftete wieder des Heidebauern Gemüt, daß er seiner Frau überdrüssig ward und auf ihre Mahnungen trogte und endlich auf sie schlug. . . .

Sie war eine Frau, die nicht in sein Haus gehörte; sie war zu fein für ihn. Das mochte sie von ihrem Vater haben, dem Lehrer des Heidedorfes, der nicht aus unserem Lande



Stille Nacht, heilige Nacht!

stammte, und besser drinnen in der Stadt geblieben wäre, als zu uns zu kommen. Ja, sie war zu sein für ihn. Und als er sie schlug, da entschwand ihr Vertrauen zu ihm ganz. Sie mied ihn und sie suchte ihm das Heft zu entwinden. Niklas Brotholt, ihr Knecht, sollte nun die Verkäufe in der Stadt besorgen, — den Dorf aus dem Dusterbruch und die Matten und Besen, die wir im Winter hergestickt. Aber der Teufel der Eifersucht hatte seine Freude an diesem Ehebruch. Wie leicht war's dem doppelzüngigen Kaufmann in der Stadt, den Bauern aufzustacheln, die Bäuerin der Untreue zu verdächtigen. Zu fein war sie für ihn, — untreu aber war sie nicht; dazu war sie zu stolz. Und er mag wohl selbst tausend Zweifel an ihrer Schuld gehabt haben, da er ihr in jener Nacht den Vorwurf des Ehebruchs machte. Sie ist ihm abweisend und mit verächtlichem Blick entgegengetreten. Sie hat ihn nur mit einem eisigen Blick von Kopf zum Fuß gemessen und ihm nur ein Wort entgegengerufen, das Wort: „Wer sein Hab' und Gut verpraßt, der möge nicht auf andere Steine werfen.“

Seit jener Nacht war der Heidhofbauer jahrelang verschwunden. Knechte hatten seinen Hut im Dusterbruch gefunden. Es hieß, er sei im Moor versunken. . . . Das war eine Nacht vor dem Christfest. Die Bäuerin aber war wie umgewandelt. Zum Schatten ward ihre hohe Gestalt und in sich gebückt schlich sie einher. Die Wirtschaft wuchs ihr über den Kopf. Und als man eines Tages ihren Sohn, ihr

Und sie fand ihn, junger Herr. Sie fand ihren Mann, wie er draußen am Dusterbruch umherirrte, von Kälte und Hunger halb irr, — sie hat es später oft erzählt. Sie rief ihn an; — er möge doch zurückkommen. Und als er ihre Stimme hörte, da floh er vor ihr zurück, dem Bruche zu. Gellende Hilferufe ausstoßend, folgte sie ihm; — Leute, die in jener Nacht hinausgingen, haben es gesehen und gehört. — Er aber, der wohl seines Verstandes nicht mehr mächtig war, fluchte ihr und floh weiter und weiter, bis er über das Eis kam, das das weite Moor bedeckte. Dann plötzlich ist ein lauter Schrei erschollen, ein Krachen, wie wenn Eis zerklüftet; — und dann ist ein eisiges Schweigen, wie Nacht und Tod, wieder über die Heide gekommen. Leute, die der Bedauernswerten gefolgt waren, fanden sie halb tot, aber noch in ihrem halbstarren Zustand schmerzlich stöhnend auf. . . .

„Und das Ende der Geschichte!“ rief ich endlich, als der Bauer nach einer langen Pause zögerte, das Wort zu nehmen. Der Heidebauer warf einen Blick auf die hohe Stastenuhr, deren Zeiger immer näher auf die Mitternachtsstunde hinstückte.

„Seitdem hatte die ehemalige Heidhofbäuerin die Gewißheit vom Tode ihres Mannes. Und nun gedenkt sie seiner, wie man hier in der Heide der Toten zu gedenken pflegt.“

„Ah — am Weihnachtsabend — mit brennenden Christbäumen?“ rief ich, da ich von dieser Sitte gehört hatte.

Weihnachten auf dem Kriegsschiff.

Unsere lieben blauen Jungen, die in des Kaisers Dienst die Meere durchstreifen und Deutschlands Macht und Stärke auch da vertreten, wo des deutschen Heeres Arm nicht mehr hinreicht, vergessen auf den Schiffen des herrlichen Tages nicht, den sie sonst daheim zu verleben pflegten. Die feinen Weihnachtsurlaub erhalten haben, bauen sich auf Deck mitten zwischen den Geschützen, dem Werkzeuge des grimmen Krieges, den Baum des Friedens auf. Zu den Klängen des „Bergmannsklaviers“ singen rauhe Kehlen frohe Weihnachtslieder, die süßen Gaben der Bescherung auf dem Schiff werden in die Backen verstaubt und nicht minder das Pfeisichen geschmaucht. Kommt dann gar ein Paket von Müttern oder ein Brief vom Schatz in der Heimat, dann ist die Freude groß.



einziges Kind, tot nach Hause brachte, da brach sie völlig in sich zusammen, da schwand der letzte Rest ihrer Energie. Sie kam zu mir und verkaufte mir den Hof, um nun den Stotzen zu bewohnen, der einst meinen Vätern gehörte.“

Wieder hielt der Bauer inne. Längst hatten wir zu rauchen aufgehört und lauschten in atemloser Spannung. „Und weiter —?“ stieß endlich Bernd hervor, der offenbar die Geschichte auch noch nie im Zusammenhang gehört hatte.

„Zehn Jahre ist's nun her,“ fuhr der Erzähler endlich fort, „da trug sich der Schluß der Erzählung zu. Die Kötterin hatte sich's mit der Zeit angewöhnt, immer im Freien umherzuströmen, stundenweit, nur von einem alten Schäferhund begleitet. Immer glitt ihr Blick suchend auf der Heide umher, von Strauch zu Strauch, als ob sie etwas Verlorenes zwischen den trockenen Ginsterbüschen und Brombeersträuchern wieder zu finden hoffte. Wie oft ist sie mir so begegnet in jenen Jahren. Wie oft trafen Leute sie am Rand des Dusterbruches, auf den übermoosten Grauwacken sitzend, vor sich hinstierend oder leise vor sich himmelmelnd. Oft erzählte sie, Spuren im Sande gefunden zu haben, die von ihrem Manne herrührten, der noch nicht tot sei. — Auch die bitterste Kälte des Winters hielt sie nicht ab, sich hinaus zu wagen. Und nie begegnete ihr etwas. . . Bis zu jener Weihnachtsnacht. Da konnte Lene, die alte Magd, die ihr in den Kotten gefolgt war, sie auch nicht zurückhalten. Sie ging hinaus mit den Worten: Heute muß ich ihn finden. .

„Ganz recht!“ fuhr der Heidebauer fort. „Und wenn Sie sie sehen wollen — eben war die Greisin bei mir und hat sich, wie alljährlich, ihren Baum vom Hofe geholt.“

* * *

Jahre sind seitdem vergangen — längst deckt der braune Heidegrund die Stelle, wo die einstige Heidhofbäuerin zum letzten Schlummer gebettet ward; — aber immer wieder zum Weihnachtsfeste erinnere ich mich erschauernd jener ereignisvollen Nacht beim Heidebauern in der Viefeselder Senne.

Ende!

Sinnprüche.

Weihnachten! — Der muß wahrlich ein Menschenhasser sein, in dessen Brust durch die Wiederkehr des Weihnachtsfestes kein frohes Gefühl, in dessen Seele durch sie keine anmutende Erinnerung geweckt wird.

Dikens.

Ist Weihnacht hell und klar,
So hofft man ein fruchtbar' Jahr.
Grüne Weihnachten, dunkle Scheuern,
Finstre Weihnachten, helle Scheuern,
Grüne Weihnachten, weiße Ostern.
Bauernregeln.

Das Silvesterengelchen. Von Marie Behne.

Es war gerade acht Tage nach Weihnachten, am Silvesterabend. Ganz so wie vor einer Woche am Weihnachtsabend gingen die Leute mit dem Gebetbuch in der Hand zur Andacht, ganz so wie vor acht Tagen wurde daheim der Christbaum angesteckt, und man aß Printen und Rüsse und war vergnügt. Und wie vor acht Tagen das Christkind ganz still und heimlich und schnell durch die Straßen gegangen war und in jedem Hause etwas besichert hatte, so huschte an dem Silvesterabend, an dem diese Geschichte vorfiel, ein Engelchen durch die Stadt und guckte hier in ein Fenster hinein und dort: — es wollte einmal nachsehen, was die Kinder, denen das Christkind besichert hatte, wohl mit ihren schönen Weihnachtssachen anfangen.

Eben stand das Engelchen auf den Zehen und sah durch einen Spalt zwischen schweren Vorhängen hindurch in ein prächtiges Zimmer hinein. Die Lichter des Christbaums, der mitten im Zimmer stand und fast bis an die Decke reichte, warfen ihren Schein über einen weitgedeckten Tisch, der über und über voll stand von allerlei schönen Sachen: Kuchen, aus denen Wäandeln und Köjnen hervorguaten; eine ganze Armee von Zinnsoldaten, kleiner und groß; ein stolzes Szepter aus Wachsstein; eine Wachstoungspuppe mit Krone und Hermelinmantel. Es war eine wahre Pracht! Aber der kleine Junge, der vor dem Tische stand und eben mit verdrießlichem Gesicht einen Zinnsoldaten hin und her schob, schien das gar nicht zu finden. Er hatte ja schon so sehr viel Spielsachen, daß er eigentlich nach all diesem nichts fragte. Stutzen gao es auch alle Tage, das war also auch nichts Besonderes. Selangweil gung er um den Christbaum herum, nahm den Wachstoung auf und warf ihn wieder hin, maoberte an einem Marzipanweinschen — und dann gung er ans Fenster und sah mühsam auf die Straße.

Das Engelchen schüttelte den Kopf und ging weiter. Wieder hob es sich auf die Zehen und guckte ins nächste Fenster. Das gehörte zu einem armen, bausälligen Hausen, das aussah, als bräue es nachweis in sich zusammen; es war wohl nur so aus Versehen neben dem prächtigen neuen Hause gegen geblieben und gehörte einer armen Arbeiterin, die sich recht wohl fühlte, sich und ihren kleinen Hans durchzubringen. Sie war auch sehr irgendwo an der Arbeit. In der Stube stand Hans ganz allein neben dem Holztisch, auf dem, in einen halbzertropfenen Blumentopf gesetzt, ein Christbaumlein brannte. Hans hatte einen wunderschönen, großen, rotbraunen Apfel in der Hand, das war das einzige, was er vor acht Tagen zu Weihnachten bekommen hatte, denn die Mutter war sehr arm; er hatte den Apfel noch nicht gegessen, sondern freute sich über ihn, hielt ihn ans Ohr und schüttelte ihn, daß die Kerne inwendig ganz leise klingelten. Das tat er auch jetzt wieder, und er sah so freundlich und vergnügt dabei aus, daß das Engelchen hinter dem Fenster seine heile Freude daran hatte.

An dem Baumlein im Blumentopf waren die Lichter heruntergebrannt; sie verloschen eins nach dem anderen, und Hanschen zog sich allein und artig aus und legte sich in das große Bett, das hinten an der Wand stand. Seinen Weihnachtsapfel hatte er dicht daneben auf die Kommode gelegt. Und ehe er einschlief, war's ihm, als küsse ihn jemand auf die Stirn, ganz, ganz sanft und leise. Und wer genau hingeschaut hätte, hätte gesehen, wie das Engelchen sich über ihn beugte und dann schnell wieder durch die Tür davonhuschte.

Ganz still war es in der kleinen Stube. Da kispelte es mit einem Male von der Kommode her, und Hanschen sah erstaunt zur Seite — ja, das war auch wirklich etwas zum Staunen! Der Weihnachtsapfel hatte sich auseinandergetan, wie eine große, herrliche Blume, und ein Kernlein nach dem anderen purzelte heraus. Die braunen Kerne schollen an, dider und dider, plötzlich platzte die braune Haut auf, und pudrige kleine Männlein krochen heraus: ganz braun waren sie angezogen vom Kopf bis zu den Füßen, und am Gürtel trugen sie kleine Glöcklein, die klingelten gerade so, wie die im Apfel geklingelt hatten, wenn Hanschen ihn ans Ohr schüttelte. Behende kletterten die Kleinen an der Kommode hinunter und liefen zum Fenster; dort hatte es eben leise geklopft. Hanschen hörte es ganz deutlich. Die braunen Männlein machten das Fenster auf; ein paar Marzipanschweinchen hüpften herin und grunzten ganz süß: „Der reiche Junge nebenan hat sich

frank gegessen an unsern Kameraden; da hat die Mutter gescholten und wir sind weggelaufen.“ Noch hatten sie nicht ausgegrunzt, da wurde es wieder laut vor dem Fenster, aber diesmal klang es barsch und befehlend. Ein hoher Offizier hielt draußen auf einem Schimmel. Seine blaue Kappe war mit Pelz besetzt, silbergestickt war seine Uniform, und in der Hand hielt er ein breites Schwert. Seine Augen funkelten, denn sie waren aus schwarzem Glas.

„Der reiche Junge drüben mag mich nicht leiden! Er wollte einen Reiter mit roter Kappe, und meine ist blau! Das geht mir gegen die Ehre! Ich hörte hier die Glocken läuten und kam herüber!“ sagte der Offizier und spornete sein Pferd, daß es über die Fensterbank sprang und gerade auf das Bett zu galoppierte. „O du wundervoller Offizier!“ rief Hanschen und jauchzte ordentlich vor Entzücken, „wie prachtvoll du aussehest —“; er konnte nicht weiter reden, denn die Männlein am Fenster schleppten einen großen Kuchen heran, sie stöhnten ordentlich unter der Last, und zwischen ihnen sprang aufgeregt und zornig ein Rosinenmännlein herum. „Ist das eine Art und Weise!“ schalt es. „Der reiche Junge war nicht zufrieden, weil nur Rosinen im Kuchen waren und keine Korinten. Sind wir Rosinen nicht süß genug? Ich habe mich so geärgert, daß ich von drüben weggelaufen bin!“ Und flink schlüpfte das Rosinenmännlein wieder in den Kuchen.

„Bum, bum, tatarata,“ klang's jetzt vom Fenster her. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter und Kommandos. Eine ganze Armee Zinnsoldaten stand draußen, und ihr Anführer rief: „Der reiche Junge wollte Franzosen haben, keine Deutschen! und dann hat er meinen Leuten die Köpfe abgedreht; hier bringen wir sie auf einer Bahre! Eins, zwei, eins, zwei —“ kommandierte er laut, und die ganze Armee kletterte ins Fenster und nahm die armen Verwundeten in die Mitte. Die Apfelmännlein legten

„Was, Euere Majestät auch?“ rief plötzlich der Offizier, der eben die Armee hereingeführt hatte, ganz erstaunt und lief zum Fenster. „Ach, mein lieber General, wie hat der Herr ein so schönes Haus!“ und wackelte für Hanschen in die Dicht neben Hanschen.

„Junge mich zugeripet!“ sagte eine klagende Stimme, und nunjam kletterte eine Wachstoungspuppe ins Fenster. Es war der König von drüben — aber wie sah der aus, gar nicht tonig! Die roten Farben waren von seinen Wangen weggewischt, sein Hermelinmantel war zeretzt, sein einer Fuß verknackt, und die Krone aus Goldpapier zeigte bedenkliche Sprünge.

„Der reiche Junge hat zu viel Spielsachen, er hat kein bißchen Liebe zu uns!“ seufzte die arme, kleine Majestät. „Ich soute sitzen, und ich kann es doch nicht, da hat er mich gezwungen und meine Beine ganz verwogen — dann warf er mich in eine Ecke, da habe ich mich fortgeschlichen.“

„Armer, kleiner König!“ sagte Hanschen mitleidig. „Warte nur, wir spielen besser zusammen!“ und er richtete sich eilig im Bett auf.

Und die Musik spielte, die Soldaten machten Parade-marsch, die Trommel wirbelte, und der Wachstoung wurde wieder ordentlich vergnügt. „Wir werden nachher doch wieder zurückgehen müssen, leider!“ sagte der General ganz ärgerlich, „denn wir sind doch drüben bei dem reichen Jungen in Eid und Pflicht, aber wenn wir irgend können, kommen wir wieder hierher, hier ist's doch gar zu nett!“

Und die Musik begann:

„Muß i denn, muß i denn
zum Städle hinaus . . .“

Es war einfach herrlich!

Draußen aber am Fenster stand das Silvesterengelchen und sah zu. Es hatte sein Gesicht ganz dicht an die Scheibe gelegt und lächelte, wie nur Englein lächeln können. Dann schüttelte es die Flügel und schwang sich auf, seiner Himmelwohnung zu.

„Nächstes Jahr, bitt' ich dich, verteile doch die Geschenke etwas anders!“ sagte es zu dem Christkind, das ihm oben im Himmel entgegenkam. „Der reiche Junge hat zu viel, er achtet es gar nicht, und Hanschen hatte nur einen Apfel. Ich habe ihm die Zinnsoldaten und noch mehr hinübergeschickt, damit sie mit ihm spielen, es war zu nett!“

Das Christkind nickte. „Ja, dann muß ich es nächstes Jahr wohl anders machen!“ sagte es und machte eine Notiz auf seinem goldenen Täfelchen.

Humor.

— Ruhe im Sterben. Der englische Schauspieler Mat-
tew war einer von den Menschen, die sich durch nichts aus
der Fassung bringen lassen. Auch hatte er das Jrdische als
recht nebensächlich zu verachten gelernt. Als er dem Ver-
scheiden nahe war, wollte ihm sein treuer Diener noch ein-
mal seine Medizin reichen; er vergriff sich aber und gab
dem Sterbenden einen Löffel Tinte aus der Tintenflasche,
die von der Unterzeichnung des Testaments her auf dem
Nachtische neben den Medizinflaschen stand. Ein Freund
des großen Nimen, der dabei zugegen war, geriet darüber
in eine entsetzliche Aufregung und hätte am liebsten den
Diener geohrfeigt. „Laf doch gut sein“, bemerkte der Ster-
bende mit matter Stimme, und mit einem Lächeln um die
Lippen, „erstens schadet's mir nichts mehr, und die Medizin

hätte mir auch nichts mehr genützt, und dann brauche ich
ja bloß ein Stück Löschpapier nachzuesen, dann ist der ganze
Schaden wieder geheilt.“

— Auch ein Trost. Neuer Patient: „Können Sie mir
auch helfen, Herr Doktor?“ Doktor: „Seien Sie ganz ruhig,
lieber Freund, an Erfahrung mangelt's mir nicht. Ich habe
da einen Patienten, der leidet an ihrer Krankheit schon
mindestens zwanzig Jahre.“

— Die Wahl. Freundin: „Warum hast Du denn eigent-
lich einen Mann geheiratet, der einen vollen Kopf kleiner
ist als Du?“ Die Gefragte: „Weißt Du, ich hatte die Wahl
zwischen einem großen Mann mit einem kleinen Gehalt
und einem kleinen Mann mit einem großen Gehalt. Und
da gefiel mir denn doch der kleine Mann bedeutend besser.“

Rätsellecke.

Weihnachts-Kryptogramm.



Scherzrätsel.

Welches sind die Augen,
Die zum Fliegen taugen?
Welch' ein Mund kann sehn,
Hören, geh'n und steh'n?
Welch, ein Hals kann kinnen,
Reiten, sechten, schwimmen?
Und welch' ein Strumpf
Hat Kopf und Rumpf?

Begierbild.



Wo ist der Beschenkte?

Weihnachts-Kreuzrätsel.

a a a a a a a a a b c c c c c d e e e e e e e e e e f f f
g h h h h h h h h h h i i i i i i i i i i j k l l l m m n o o o
o ö r r r r r r r r r r s i t t t t t t u v w w z.

Aus obigen 82 Buchstaben sind 9 Worte zu bilden, deren
senkrechte und wagerechte Mittelbuchstaben einen Weih-
nachtswunsch des Rätsel-Tafels ergeben. Die ersten neun
Worte bedeuten: 1. Ein Buchstabe. 2. Bezeichnung für
eine Metallmischung. 3. Ein Gewand. 4. Männlicher
Personenname. 5. Die erste Hälfte des Weihnachtswun-
sches. 6. Bezeichnung für ein bestimmtes Gestade. 7. Ein
Fahrzeug. 8. Teil des menschlichen Körpers. 9. Ein Buch-
stabe. — Die zweiten neun Worte: 1. Ein Buchstabe. 2.
Afrikanische Hauptstadt. 3. Stadt in Aegypten. 4. Preu-
sisches Jagdschloß. 5. Die andere Hälfte des Weihnachtswun-
sches. 6. Bezeichnung für einen mohammedanischen
Priester. 7. Ein Fisch. 8. Deutscher Fluß. 9. Buchstabe.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Berierbild:

Bild auf den Kopf stellen; der Gesuchte steht dann links
zwischen den Bäumen.

Das 1. Rätsel:

Nachtsicht, Zahlbar nach Sicht.

Das 2. Rätsel:

reich, Reich.

Königszug:

Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann:
Aber nach den rechten Zielen
Stets die Kräfte lassen spielen
Soll und kann ein rechter Mann.

Buchstabenrätsel:

2.
L o t
N a h e l
M i n e r v a
L o h e n g r i n
B u r g u n d
D e r b y
M i r
n

Scherzrätsel:

Nachbarschaft, Federbusch, AWC-Schütze, Schilderhaus.

Redaktion: Erwin Ebyssen, Düsseldorf;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag
Düsseldorf m. b. H.

